



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

UC-NRLF



B 2 874 062



**L. C. MISSION
EUROPEAN BUYING PROJECT**





Inhalt

Der chemische Krieg	Dr. S. Calliç
Die entmilitarisierte Zone	Prof. Dr. Achim von Arnim Rektor der Techn. Hochschule, Berlin
Sehnsucht nach dem Fehlurteil	Dr. Karl Biererbl
Der Feind schreibt mit!	Dr. Werner Hüttig
Film auf schiefer Bahn	Dr. Gerd Eckert

Randbemerkungen:

Das „lockende“ Ziel

Geistige Gleichschaltung

Kunstdruckbeilage:

Der chemische Krieg — Volk in Abwehr! Fotos: Hoffmann (2), Scherl (2)

DD 253
AIWS
V. 4:13-24

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

Jahrgang 4

Berlin, 1. Juli 1936

Heft 13

H. Calliß:

Der chemische Krieg

Deutschland hat das Genfer Protokoll von 1925 unterschrieben. Der Verzicht auf die Anwendung giftiger Kampfstoffe in einem künftigen Krieg ist für uns bindend. Der nachfolgende Aufsatz hat für uns unterrichtenden Wert, als das Gespenst des chemischen Krieges immer noch in der Welt umgeht.

Die Geschichte der Gaswaffe datiert nicht erst seit dem Weltkrieg. Die Verwendung von giftigen Gasen, Rauchen und Nebeln zur Schädigung und Vertreibung des Gegners war bei den Völkern des Altertums bereits bekannt. So gehörte das Abbrennen bzw. Abschleudern von schwelenden Pech- und Schwefeladeln durchaus nicht zu den Seltenheiten. Erst als in den Kriegen des 18. und 19. Jahrhunderts nach der Einführung der Schußwaffe, vor allen Dingen der Artillerie, der Entfernungskrieg sich durchzusetzen begann, trat die Anwendung der Gas- und Rauchwaffe mehr und mehr in den Hintergrund. Obgleich, wie hier schon betont sei, ein großer Prozentsatz der chemischen Kampfstoffe, die im Weltkriege Verwendung fanden und noch heute zu ihnen gehören, schon im 19. Jahrhundert bekannt war, scheiterte ein Einsatzversuch doch stets an der technischen Unmöglichkeit, erstens ausreichende Mengen des betreffenden Stoffes herzustellen und zweitens den Kampfstoff in die Reihen des Gegners gelangen zu lassen. Erst mit der gewaltigen und sprunghaften Entwicklung der Technik um die Jahrhundertwende wurde auch eine großindustrielle Produktion der Kampfstoffe ermöglicht.

Es erscheint notwendig, eine sachliche Klarstellung von Tatsachen, so wie sie gewesen sind, historischen Fälschungen, die mit als Grundlage für die Deutschenbege der Kriegs- und Nachkriegszeit gedient haben, gegenüberzustellen. Wenngleich die Massenfabrikation in den Bereich der Möglichkeit gerückt war, so dachte man in Deutschland doch nie ernsthaft an eine Verwendung im Kriege; dies um so weniger als auch im allgemeinen die Bedeutung der Gaswaffe im Zeitalter des

Fernkrieges nur sehr gering eingeschätzt wurde. Man unterschätzte diese Bedeutung selbst dann noch, als die ersten wenn auch nur zum Teil erfolgreichen Versuche im Weltkrieg stattgefunden hatten. Lediglich Frankreich hatte schon in Friedenszeiten eine Gasgewehrgranate für Polizeizwecke eingeführt; und Frankreich hat dann auch als erste Macht — worauf angeichts der Verleumdungen, mit denen man noch während des Krieges Deutschland als den Schuldigen, der mit dem chemischen Krieg begonnen hätte, hinstellen wollte, hier nicht oft genug verwiesen werden kann — die Gaswaffe zum Einsatz gebracht. Der erste größere deutsche Angriff fand dann, nachdem Frankreich also mit der Verwendung von Gasgeschossen als Angriffswaffen begonnen hatte, im April 1915 bei Ypern statt. Dieser Angriff, bei dem Chlorschwaden aus eingebauten Stahlflaschen abgeblasen wurden, führte, da der Gegner damals noch über einen nur unzureichenden Gaschutz verfügte, zu einem ungeheuren Erfolg, der allerdings von der deutschen Heeresleitung erst zu spät erkannt wurde und dadurch nicht entsprechend ausgenutzt werden konnte. Immerhin war damit aber die Bedeutung der chemischen Waffe erwiesen und alle Zweifel, mit denen man gerade deutscherseits diese Möglichkeit betrachtet hatte, beseitigt.

Zu Beginn des Weltkrieges, bzw. als sich nach den ersten Versuchen die Notwendigkeit ergab, nach geeigneten chemischen Stoffen zu suchen, bot die Chemie wissenschaftlich eine überwältigend große Anzahl von Gasen, Rauchen und Nebeln, kurz an Stoffen, die eine schädliche Wirkung auf den menschlichen Organismus auszuüben in der Lage sind. Doch zwangen die sich aus der Praxis ergebenden Erkenntnisse bald, eine Auswahl unter diesen Stoffen zu treffen, die schließlich nur noch 15 bis 20 von ihnen für den praktischen Einsatz verwendbar erscheinen ließen. Nach solchen Gesichtspunkten sondiert, mußte der Kampfstoff beständig, d. h. durch äußere Einwirkungen möglichst wenig zerfesslich sein und mußte, nachdem man dazu übergegangen war Kampfstoffe artilleristisch zu verschießen, vor allen Dingen die Einwirkung großer Temperaturen sowie bei der Brisanz des Geschosses auftretenden ungeheuren Druckunterschiede überdauern können.

Mit dem ersten Auftreten der chemischen Kampfstoffe wurde gleichzeitig die Frage des Gaschutzes akut. Die Entwicklung, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll, führte von dem einfachen Wattebausch zu der Gasmaske, die im Prinzip noch heute im Gebrauch ist. Als die in die Geschichte des Gaskrieges einschneidenden Ereignisse sind dann die Einführung des Blaukreuzkampfstoffes und die des Gelbkreuzes (Lofst) zu bezeichnen. Beide Stoffe wurden deutscherseits eingeführt, womit die deutsche Ueberlegenheit auf dem Gebiet der Gaswaffe eindeutig unter Beweis gestellt war, was im übrigen auch von gegnerischen Heerführern rückhaltlos anerkannt worden ist. Das Blaukreuz besaß seine Bedeutung darin, daß es zum Unterschied von allen anderen bisher verwandten Kampfstoffen den gegnerischen Gaschutz durchschlug; denn Blaukreuz ist kein eigentliches Gas, sondern ein fester Körper, der sich nach dem Abschuß durch sehr schnelle Kondensation in Form von kleinen Tröpfchen (Staubteilchen, Schwebstoff) der Luft beimischt, eine Eigenschaft, gegen die der bisher verwandte Gasmaskeinsatz keinen Schutz mehr bot. Im Gelbkreuz schließlich hatte die deutsche Heeresleitung einen Kampfstoff zur Verfügung,

der nicht nur auf die Atemungs- und inneren Organe einwirkte, sondern auch die Eigenschaft besaß, die Haut bei Berührung zu äzen und schwer heilbare, jedoch nur in den seltensten Fällen tödliche Verletzungen hervorzurufen. Diese Wirkung wurde noch dadurch erhöht, daß er alle Kleidungsstücke, ja selbst Lederzeug durchdrang. Er wurde vornehmlich, da unsere Gegner ihn bis zum Ende des Krieges nicht in den nötigen Mengen herstellen konnten, als Verteidigungskampfstoff eingesetzt, der sich bestens dazu eignete, ganze Geländestreifen für gegnerische Truppen unbetretbar zu machen. Nachdem man anfänglich die Kampfstoffe aus Stahlflaschen in Feindrichtung abgeblasen hatte, eine Methode also, bei der der Erfolg grundsätzlich von den Wind- und Wetterverhältnissen abhängig war, ging man später zum sogenannten Gaswerferverfahren und schließlich zum Gasartilleriegeschießen über, durch das der Kampfstoff vermittels Artilleriegeschossen, in denen er untergebracht war, in die gegnerischen Stellungen hineingeschossen wurde, durch das man andererseits jedoch gezwungen war, wenn man einen Erfolg erzielen wollte, den Masseneinsatz zu forcieren.

So alt wie der chemische Krieg selbst ist der Streit um die Frage, ob er grausamer und „inhumaner“ ist als die bisherigen Waffen, die bisher in den im Zeichen der Schußwaffe stehenden Kriegen verwandt wurden, oder nicht. Die Behauptung, daß die Gaswaffe den Gipfelpunkt menschlicher Grausamkeit darstellte, ist ein frei erfundenes Märchen, das der Wirklichkeit in keiner Weise entspricht. Sicherlich war der moralische, panikartige Eindruck, den die ersten Gasüberfälle auf ungeschützte Truppen hinterließen, ein vernichtender; mit der Zeit jedoch, als der Gaschuß durchorganisiert war, als die Truppen durch die harten Notwendigkeiten des Krieges auch zu einer „Gasdisziplin“ gezwungen worden waren, als man gelernt hatte, den Wirkungen der einzelnen Kampfstoffe erfolgreich zu begegnen und die Gasmaske als Ausrüstungsgegenstand eines jeden Soldaten eine Selbstverständlichkeit geworden war, hatte auch diese einstmals so gefährlich erscheinende Waffe ihre moralisch vernichtende Wirkung verloren. Seit 1917 gab es kaum noch eine größere Gefechts-handlung, bei der nicht von beiden Seiten mit Gas geschossen wurde. Wenn man nun annehmen kann, daß als Funktion der Grausamkeit einer Waffe die gegnerischen Verluste anzusehen sind, die durch sie verursacht worden sind, so sollen hier Zahlen den Beweis führen. Eine amerikanische Verluststatistik gibt an, daß die amerikanischen Truppen durch die deutsche Feuerwaffe einen Verlust von 24,8 Prozent, durch die deutsche Gaswaffe dagegen nur einen Verlust von etwa 2 Prozent der Betroffenen erlitten haben. (Müller: „Die chemische Waffe.“) Dr. H. Hunke bringt in seinem Werk „Luftgefahr und Luftschuß“ eine Statistik, nach der im Jahre 1918 die deutsche wie die französische Armee nur rund 3 Prozent Gastote zu verzeichnen hatten. Aus diesen Gegenüberstellungen, deren sich beliebig viel hier anführen ließen, geht einwandfrei hervor, daß die Gaswaffe gegenüber den anderen Waffen weit ungefährlicher ist als jene, niemals also in ihrer Anwendung eine gesteigerte Grausamkeit der Kriegsführung zu erblicken ist.

Trotzdem hat es schon während des Krieges und vornehmlich in der Nachkriegszeit im Zeichen einer allgemeinen pazifistischen Phraseologie eine große Anzahl

derer gegeben, die teils aus reiner pazifistischer Angstpsychose, teils aber — und gerade in Deutschland —, zu rein politischen Zwecken von der Unmenschlichkeit des Gaskrieges gesprochen haben; die gerade durch die Entstellungen, mit denen man den Zukunftskrieg als den Krieg der Giftgase, gegen die es überhaupt keinen Schutz mehr gebe, durch die Großstädte in wenigen Minuten ausgerottet werden würden, darstellte, der marxistischen und bürgerlichen Parteiwelt in dem Deutschland der Systemzeit nur ein höchst willkommenes politisches Argument in die Hände lieferten. Raum jemals ist von Heßern und Phantasten soviel gesponnen und gelogen worden als in jenen Entstellungen der Wirklichkeit. Um so bedauerlicher erscheint es, wenn festgestellt werden muß, daß es große Kreise vornehmlich im deutschen Bürgertum gegeben hat und noch heute gibt, die an diesen Verleumdungen festhielten und damit nur der pazifistischen Verseuchung durch die jüdisch-marxistische Irrlehre Vorschub leisteten. Der Wille zur Zukunft in Vergegenwärtigung der gewaltigen Opfer, die der vergangene Krieg gefordert hat, muß stets die Richtlinie des politischen Denkens und Handelns der Völker bleiben. Wo aber eine bewußt oder unbewußt betriebene Panikstimmungsmache, die auf erwiesenen Lügen fußt, das politische Mittel wird, den Geist der Wehrhaftigkeit einer jungen Generation zu unterminieren, da wird sie zum Verbrechen.

Wie wenig die Wirklichkeit den Phantastiegebilden, mit denen man den Laien in leichtsinnigster Weise irreführt hat, entspricht, mag allein aus der Feststellung hervorgehen, daß einmal seit der Beendigung des Weltkrieges es bisher keinem Land gelungen ist, einen neuen Kampfstoff, der die Wirksamkeit der bisher verwandten noch übertrifft, herzustellen, zum andern aber auch für die Zukunft nicht mehr damit zu rechnen ist, es sei denn, daß Produktionsmethode, Beständigkeit und sonstige rein technische Einzelheiten an den bisher bekannten Kampfstoffen verbessert werden. Die Chemie kennt Hunderte von Gasen, Dämpfen und Nebeln, die organismusschädlich oder giftig sind, doch nur etwa 20 von ihnen kommen für die praktische Verwendung in Frage. Denn es genügt noch lange nicht, daß ein Stoff nur Reiz- oder Giftwirkung besitzt, sondern Geruchlosigkeit, Haltbar- und Beständigkeit gegenüber den gewaltigen bei der Brisanz des Geschosses auftretenden Druck- und Temperaturdifferenzen, Beständigkeit gegenüber den klimatischen Veränderungen, denen der Kampfstoff nach der Brisanz ausgesetzt ist, spielen hier die nahezu entscheidende Rolle und lassen einen nur so geringen Bruchteil aller bekannten Kampfstoffe in den engeren Bereich der Auswahl gelangen. Außerdem wird durch die fortlaufende Verbesserung und Vervollständigung des Gaschutzes die Gefährlichkeit der chemischen Waffe, gemessen an der Zahl der durch sie tödlich Verletzten, nur vermindert nie aber gesteigert werden können.

Als kurze Zeit nach Kriegsende das Gerücht aufkam, Amerika habe einen neuen Kampfstoff, den „Todesstaub“, entdeckt, der weitaus wirksamer und gefährlicher als alles bisherige sein sollte, von dem wenige Flugzeughomben genügten, um eine Großstadt aussterben zu lassen, glaubte man, das Ende der Weltgeschichte sei gekommen. In Wirklichkeit war es eine schlechte Nachahmung des deutschen Gift (Gelbkreuz); 1915 bereits war dieser Stoff, den die Amerikaner „Lewisit“ taufte,

in Deutschland hergestellt, seine praktische Verwendbarkeit jedoch abgelehnt worden. So war und blieb auch der „Lodestau“ für Amerika nur eine große Enttäuschung, für die übrige Welt leider ein fürchterliches Schreckgespenst, das allerdings in Wirklichkeit keinerlei überragende Bedeutung besitzt.

Die chemische Waffe wird natürlich, entsprechend dem allgemeinen Interesse, das man ihr zum Zwecke des weiteren Ausbaus nach dem Weltkriege entgegengebracht hat, in zukünftigen Kriegen eine ausgedehntere Basis erhalten. So wird sie nicht mehr wie einst lediglich auf den Krieg zu Lande beschränkt bleiben, sondern auch vom Wasser her und aus der Luft eingesetzt werden. Sie wird jedoch niemals, was durch maßgebende Stimmen in ausländischen Heereszeitschriften bestätigt wird, die Waffe, sondern nur eine, auch niemals die entscheidende Waffe darstellen, die auch in der Zukunft nur die gleiche Bedeutung besitzen wird, die sie bereits in den letzten Kämpfen des Weltkrieges besaß.

Gerade die Bedeutung, die der chemische Kampfstoff für die Luftwaffe besitzt, wird meist weitaus überschätzt. Schon im Weltkrieg haben sowohl die deutschen als auch die gegnerischen Flugzeuge nur in den seltensten Fällen Gasbomben verwendet. Dies hat sich auch bis heute noch nicht geändert, und es liegt keinerlei Grund zu der Annahme vor, daß es sich in Zukunft ändern wird. Es gilt heute als ausgeschlossen und als technische Absurdität, einen auch nur kleinen Teil einer Großstadt durch Fliegerbomben wirksam zu vergiften. Um zum Beispiel auch nur einen kleinen Bruchteil der Berliner Innenstadt unter Gas zu setzen, wäre ein Geschwader von mindestens 200 Maschinen notwendig, die ausschließlich Gasbomben mit sich führen müßten. Rumpf berechnet in seinem Buch „Gaschuss“, daß 5800 Tagbomber mit je 0,25 To. Kampfstoff (und das bedeutet mindestens doppelt soviel Gesamtbombenlast) notwendig sind, um Berlin mit Gift zu vergasen. Hinzu kommt die Notwendigkeit eines regelmäßigen und ungestörten Abwurfs der Bomben, und in erster Linie ein völlig ungestörter und glatter Anflug dieser 5800 Maschinen, — das heißt also — eine Utopie. Das Bombenflugzeug soll eben nicht vergasen, sondern soll lebenswichtige Industriezentren, Elektrizitäts- und Wasserwerke, Gasanstalten, Munitionsdepots usw. lahmlegen. Auch Zukunftskriege werden sich in erster Linie zwischen den Fronten zu Lande, zu Wasser und in der Luft abspielen und entscheiden und mittelbar erst — hinsichtlich der Versorgung der Front, der durch den ungeheuren materiellen Aufwand des Krieges erforderlichen allgemeinen Entbehrung der Bevölkerung und nicht zum wenigsten hinsichtlich der moralischen Festigkeit, Geschlossenheit und inneren Verbundenheit mit der Front selbst — zwischen den Hinterländern.

Durch den Versailler Vertrag wurde Deutschland gemäß Artikel 171 die Herstellung von Kampfstoffen im Rahmen der erzwungenen Entwaffnung verboten. Mit diesem besonders ausgesprochenen und formulierten Verbot haben unsere Gegner nur erneut die deutsche Ueberlegenheit in der Anwendung der Gaswaffe anerkannt. Deutschland hat gemäß dieser Klausel gehandelt und sämtliche vorhandenen Bestände an Kampfstoffen, sowie an allem zum chemischen Kriege notwendigen Material vernichtet. Dies geschah unter der Voraussetzung, daß alle

anderen Staaten diesem Verfahren nachfolgen und ebenfalls abrüsten würden. Die Abrüstung unserer ehemaligen Gegner ist nicht erfolgt. Statt dessen hielt man ungezählte Konferenzen ab, auf denen man teils den Gaskrieg als grausam verurteilte, teils aber auch seine Berechtigung, ja sogar seine Notwendigkeit anerkannte, — nur für Deutschland nicht. So gab man damit indirekt zu, daß man, als es einst darum ging, Deutschland zu entwaffnen, nur zu diesem Zweck jene Greuelpropaganda gegen den chemischen Krieg inszeniert hatte, während man jetzt, als Deutschland wehrlos war, aus Gründen der „Sicherheit“ die allgemeine Abschaffung der Gaswaffe unterließ. Der erste Versuch, ein allgemeines Verbot des chemischen Krieges zu erzielen, die Konferenz von Washington im Jahre 1922, auf der England, Frankreich, Italien, Japan und die USA vertreten waren, blieb in der Praxis erfolglos, ebenso wie die Pariser Giftgaskonferenz von 1924. In dem Giftgasprotokoll vom 17. Juni 1925 wurde zum zweiten Male die Verwendung von Giftgasen verboten und das Verbot von insgesamt 40 Staaten, auch von Deutschland, unterzeichnet. Aber auch dieses Verbot blieb, gemessen an der praktischen Befolgung, nur ein Fetzen Papier, hatten doch schon Frankreich und Rußland nur unter Vorbehalt unterzeichnet. Wohl ist man sich auf den Konferenzen über die Notwendigkeit der Abschaffung des chemischen Krieges stets vollständig einig gewesen, — doch dabei blieb es auch; niemals haben die Staaten den Mut gefunden, auch zu handeln. Alle diese Konferenzen waren nur ein verstecktes Feilschen und Handeln um Zugeständnisse, wobei im Ernst niemand daran dachte, wirklich abzurüsten, und waren gekennzeichnet durch das ängstliche Mißtrauen des einen gegenüber dem anderen. Ungehört sind die Warn- und Hilferufe verhallt, die die Brüsseler Konferenz des Roten Kreuzes im Jahre 1930 an die Staaten richtete; ebenso ergebnislos blieb eine internationale Juristenkonferenz, die wohl „humane“ Vorschriften für den Gas- und Luftkrieg ausarbeitete, praktisch jedoch keinerlei Bedeutung besaß. Den Wert, den alle Konferenzen, Abmachungen und Beschlüsse hinsichtlich der mit ihnen bezweckten Abschaffung der Gaswaffe besaßen und besitzen, hat der Führer der deutschen Delegation anlässlich einer der ergebnislos verlaufenen Genfer Zusammenkünfte treffendst zum Ausdruck gebracht, wenn er sagte: „Die Beschlüsse dieser Kommission sind nicht die Tinte der Unterschrift wert.“ Eine Einschränkung der Rüstungen auf dem Gebiete des Gaskrieges, geschweige denn seine vollständige Abschaffung ist bisher von keiner Seite erfolgt. Im Jahre 1920 erklärte vielmehr der englische Premierminister offen: „Auf die Anwendung von Gasen zu verzichten, hieße die Sicherung unserer Kampfeinrichtung auf das Spiel setzen und im Hinblick auf die Erfahrungen, die wir im Kriege gemacht haben, würde es glatten Irrsinn bedeuten, solch ein Risiko zu laufen.“

In welcher hoffnungsloser Lage sich Deutschland demgegenüber während der ersten Nachkriegsjahre befand, erhellt aus der Tatsache, daß in dem Pariser Luftabkommen vom 21. Mai 1926 Deutschland überhaupt erst einmal der passive Luftschutz zugestanden wurde. Dieser passive Luftschutz darf im Hinblick auf die Abwehr des chemischen Krieges, sofern er einmal das wehrlose Hinterland bedroht, keinesfalls als ausreichend angesehen werden. Vielmehr hat er in erster Linie die Aufgabe, das Volk — dies jedoch mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln — über

die ihm drohenden Gefahren, seine Lage und die gegebenenfalls zu ergreifenden Gegenmaßnahmen aufzuklären. Der passive Luftschutz kann niemals den angreifenden Gegner selbst stören, sondern lediglich dazu beitragen, durch die bekannten Schutzmaßnahmen wie Sammelschutzhäuser, Vernebelung, Verdunklung usw. die Wirkung des feindlichen Angriffs auf die Bevölkerung herabzusetzen. Die eigentliche Abwehr jedoch ist erst im aktiven Luftschutz zu sehen, der vornehmlich in der Bereitstellung von Flugabwehrgeschützen (Flak) und in dem Besitz einer Luftflotte besteht.

Der Ernst der Gefahr, die Deutschland auch heute noch droht, darf niemals verkannt werden. Die Gefahr wird jedoch nicht dadurch beseitigt, daß man sie dem deutschen Volke als Zerrbild und Schreckgespenst, vor dem es kein Entrinnen gibt, darstellt. Ein drohendes Unheil ist noch niemals durch Feigheit, Schwäche und Selbstaufgabe abgewandt oder überwunden worden, sondern stets war und ist es der entschlossene Mut zur Wirklichkeit, so wie sie ist, der die Voraussetzung jeglicher Zukunft bedeutet. Jede bewußte Übertreibung wird hier ebenso wie leichtsinniges Unterschätzen zum Verbrechen am Volke. Es ist noch immer ein großer Unterschied zwischen dem jeder aufrechten, soldatischen Haltung entbehrenden Pazifismus und einem ehrlichen Friedenswillen, der in dem Bewußtsein der Wehrhaftigkeit und der eigenen Kraft und Stärke wurzelt. Der Geist des Pazifismus ist heute in Deutschland überwunden. An seine Stelle ist als das alleinige Verdienst des Nationalsozialismus wieder das Bewußtsein der Wehrhaftigkeit getreten. Dies bedeutet jedoch niemals imperialistische Kriegslust, sondern wir erblicken erst in der Wiedergewinnung der deutschen Waffenehre die Voraussetzung und die Bedingung, durch die der wirkliche Frieden gesichert werden kann.

Niemand kann Zukunft vorhersehen. Eines aber wissen wir: Entscheidend wird doch immer wieder die Einsatzbereitschaft des Soldaten sein. Niemals wäre der Weltkrieg mit seinen gigantischen Materialschlachten überstanden worden, wenn Deutschland nicht in seinem Soldatentum, das, getragen von einem unbeugsamen und doch so nüchternen Willen zur Zukunft diese übermenschlichen Leistungen vollbrachte, dem überlegenen Materialeinsatz der Gegner die ebenbürtige Waffe hätte entgegensetzen können. Zukunft aber wird nicht von wirklichkeitsfernen Schwärmern und Fatalisten gestaltet, sondern wird immer nur in dem nüchternen Sinn für die Wirklichkeit, der klaren Erkenntnis ihrer Notwendigkeiten und in der steten Bestimmung auf die Leistungen des Weltkrieges begründet sein. Wir wissen: wie einst, so heute und morgen wird die letzte Entscheidung in dem Geist und in der Haltung liegen, die einst das Übermenschliche meisterten, und die heute zum Maßstab der jungen Generation geworden sind.

Denn je mehr wir die Tötungsmaschine vervollkommen, um so mehr wird es auf den einzelnen Mann ankommen, der sie bedient. Es gehört eine Haltung dazu, sterbend den Finger am Maschinengewehrabzug zu haben und den Kampf nicht „weil“, sondern „dennoch“ zu führen.

Auf dieses „dennoch“ wird es immer ankommen.

Breite und Bürger kennen nur das „weil“, — Jugend aber das „dennoch“.

Achim von Arnim:

Die entmilitarisierte Zone

Eine entmilitarisierte Zone hat für ein Volk den Wert eines Schutzstreifens. Sich einen solchen zu verschaffen, ist das Bestreben jedes seßhaften Volkes. Der Bauer kann noch so kriegerisch sein, die Bindung an sein Land macht ihn zu Übungen unabhkömmlich. Er entwickelt sich nicht zum Qualitätskrieger. Er bevorzugt den Kampf in kompakten Massen, wo die mangelnde Übung des einzelnen ausgeglichen wird durch die moralische und physische Wucht des Ganzen. Sind die Reiche groß und die Grenzen fern, so dauert es lange Zeit, bis die Heere aufgeboden, zusammengezogen und gegen den einbrechenden Feind geführt sind. Dieser Nachteil der Wehrorganisation führte im Laufe der Geschichte häufig zum Verzicht auf das Bauernheer (neben anderen Gründen) und läßt die Regierenden zur Bildung von Berufsheeren schreiten, die schneller zur Verfügung stehen. Diese Berufsheere sind aber teuer und daher klein. Sie von vornherein an den Grenzen zu verzetteln, ist nicht immer möglich. Also wird es immer wieder vorkommen, daß Feinde in das Gebiet des Volkes einbrechen und große Zerstörungen anrichten. Starke und selbstbewußte Völker ertragen diesen Zustand nicht lange, sie stoßen — und jetzt kommt das Entscheidende — über die Grenzen ihres Landes hinweg und gelangen aus der Verteidigung zum Angriff. „Offensive ist die beste Defensiv.“ Von hier ist nur ein Schritt zur dauernden Befestigung eines Gebietsstreifens jenseits der eigentlichen Volksgrenze. Man treibt den Feind hinter einen Abschnitt, einen Fluß oder ein Gebirge zurück, behält den eroberten Raum, und der Schutzstreifen ist gebildet: Eine Landschaft, die bestimmt ist, die feindlichen Ueberfälle aufzufangen, bevor die eigenen Volksgenossen betroffen sind!

Soll dieser Zweck erreicht werden, dann muß entweder die Bevölkerung des eroberten Streifens für die Zwecke des zu schützenden Volkes gewonnen werden oder man muß eigene Soldaten in diesem Raume halten. So entwickelt sich auf diesem Vorfeld zwischen lebendigen und aufstrebenden Völkern ein Grenzkrieg. Ist aber ein Volk „saturiert“, lassen seine Lebensenergien nach und beginnt sogar der Bevölkerungsschwund, dann finden wir immer, daß das Vorfeld besetzt wird. Es entsteht ein Limes oder eine chinesische Mauer.

Die beschriebene Entwicklung sehen wir besonders deutlich in der uns aus der Schule so bekannten römischen Geschichte. Aus dem Zentralgebiet des Mittelmeerraumes sind die Römer zunächst einmal bestrebt, sämtliche Aferlandschaften in ihre Gewalt zu bringen. Das gelingt. Aber die ungebändigten Völker des Binnenlandes brechen immer wieder an das Meer vor, sie müssen in Schach gehalten werden, man überschreitet die Alpen, man überschreitet den Rhein, man durchquert die öden Strecken Vorderasiens. Man gründet Festungen und baut Straßen. Die römischen Legionen garnisonieren in den Grenzstreifen. Schließlich sind es keine Römer mehr. Am Rhein stehen Armenier, Albanier, Afrikaner. Der Limes, ein kompliziertes System von Wällen, kleinen und großen Befestigungen und Hindernissen, wird errichtet. Auf die Dauer läßt sich die Volkskraft der Germanen davon nicht abhalten.

Ein anderes Beispiel: Oesterreich greift jenseits seiner Volksgrenzen hinüber gegen die Türken nach Ungarn, gegen die Polen nach Galizien, gegen Frankreich nach Spanien und Italien. Mit schwindender Volkskraft verliert es diese Vorkelandschaften. Eine Parallele zur Unterbringung römischer Truppen am Rhein ist die Gründung der Militärgrenze.

In heutiger Zeit finden wir die Japaner beschäftigt, aus der Mongolei einen Pufferstaat zu machen.

So darf es uns nicht wundern, wenn das auf römisch-imperialistischer Tradition aufgebaute französische Volk seit jeher gegen die Deutschen nach einem Vorkelld oder Schutzstreifen suchte und über seine Volksgrenzen hinausgreift bis an den Rhein.

Hier am Rhein aber spielen noch andere Faktoren im deutsch-französischen Verhältnis eine Rolle. Es ist das alteingewurzelte Gefühl der Franzosen, der Rhein sei eigentlich die Grenze ihres Landes. Woher kommt das? Wir wollen nicht vergessen, daß noch in historischer Zeit die letzten Kelten, die Vorfahren der Franzosen, aus Süddeutschland durch die Germanen verdrängt wurden. Julius Cäsar begegnet dem Wanderzug der keltischen Helvetier.

Ein dritter Grund für das ewige Vorwärtsdrängen der Franzosen an den Rhein ist ihr Herrschaftsgelüst. Zu allen Zeiten haben die Regierenden Frankreichs die Hegemonie in Europa angestrebt. Es genügte ihnen nicht, den Frieden in ihrem eigenen Lande zu wahren, ihre Grenzen zu sichern, sie mußten sich in alle europäischen Händel einmischen und wollen nicht zusehen, wenn sich im Balkan oder in der Türkei die Völker schlügen. In die europäischen Händel aber sich entscheidend einmischen kann man schwer hinter den Vogesen, man kann es leichter im Besitze des Rheins, des wichtigsten Nord-Südverkehrs des mittleren und westlichen Europas. Von hier führen die Straßen ins Innere Deutschlands bis an die Grenzen Böhmens nach Süden und Südosten, donauabwärts, sowie in die Niederlande.

Bei ihrem Streben an den Rhein war den Franzosen allerdings das geschichtliche Schicksal anfangs nicht hold. Beim Zerfall des karolingischen Reiches bildete sich zwischen dem Rhein und der Maas sowie bis an und über die Rhône das Mittelreich Lotharingen. Nach dem Aussterben der Lotharinger und Karolinger erhielt das Deutsche Reich und nicht Frankreich diesen gesamten Gebietsstreifen, der größtenteils französisches Sprach- und Kulturgebiet, soweit man im 9. Jahrhundert davon sprechen kann, umfaßte. Schon die früheren französischen Könige fanden sich mit diesem Zustande nicht ab und versuchten häufig Einbrüche in das Gebiet des Reiches. Emsweilen aber waren die deutschen Kaiser stark genug, um den gallo-romanischen Schutzstreifen zu halten. Das französische Königtum, auf einen kleinen Familienbesitz beschränkt, war zu schwach, um sich durchzusetzen. Bald aber fing die deutsche Grenze an abzubreitern. Zunächst gingen die südlichen Teile an der Rhône verloren. Im nördlichen Abschnitt aber kam es zu einer Fehlspekulation der französischen Dynastie. Um nämlich die großen, nicht im königlichen Besitze befindlichen Territorien an die Zentrale heranzuziehen, pflanzten die Herrscher ihren Brüdern und Söhnen die freien Lehen zuzuteilen. Anstatt aber dieses Land (südlich des heutigen Lothringen) an die

Zentralgewalt heranzubringen, bildeten die Nachkommen Johanns II. von Frankreich ein neues gewaltiges Herzogtum, das bald durch Heirat und Eroberung Flandern, Brabant, Holland, Teile des linken Rheinufer und Lothringen erfaßte. Nach dem Aussterben der Burgunder drohte dieses gesamte Gebiet durch die Heirat der letzten Erbin mit Maximilian von Habsburg an das Deutsche Reich zu fallen. Nur einige Teile der Erbschaft konnte Ludwig XI. von Frankreich für sein Land retten. Seither setzt, sobald die französischen Könige die Hände in den Religions- und Bürgerkriegen frei haben, ein Vordringen gegen den offenen Nordosten ein. Hier aber steht zunächst das Herzogtum Lothringen als großer Block des Deutschen Reiches hindernd im Wege. Man überspringt ihn durch Inbesitznahme der Bistümer Metz, Toul und Verdun. Ludwig XIV. ist es, der die stärksten Stöße nach Osten führt. Im Westfälischen Frieden gewinnt er das Elsaß, einige Jahrzehnte später Straßburg. In Straßburg wehrte sich die Bevölkerung Jahre hindurch, sie wurde aber vom Deutschen Reiche verlassen und mußte sich schließlich fügen.

Lothringen war noch immer nicht gewonnen. Seine Einverleibung erfolgte erst nach unsäglichem Mühen im 18. Jahrhundert, nachdem der letzte Herzog Franz, der Gemahl Maria Theresias, mit dem durch Aussterben der Mediceer freigewordenen Toskana entschädigt worden und der in Lothringen eingefestete Schwiegervater Ludwigs XV., Stanislaus Leszinski, in Nancy gestorben war. In den Revolutionskriegen wurde bekanntlich der Rhein erreicht, Napoleon griff weit über ihn hinaus und schuf sich eine neue Sicherheitszone in dem gefügigen Rheinbunde deutscher Fürsten.

Nach den Befreiungskriegen unterließen die Uneinigkeit und Interessellosigkeit der Sieger die Wiederzurückgewinnung des Elsaß. Dagegen war es für das deutsche Volk günstig, daß der stärkste Staat Preußen auf dem linken Rheinufer Fuß faßte. Erst 1871 eroberte man das Elsaß und Lothringen wieder. Daß es trotz häufigen Systemwechsels nicht gelang, die Elsässer ganz für Deutschland zu gewinnen, ist bekannt. Nach dem Zusammenbruch Deutschlands schien der Traum der Franzosen in Erfüllung zu gehen. Ueber die 14 Punkte Wilsons hinweg verlangten die französischen Staatsmänner den Besitz des ganzen linken Rheinufer. Mit dieser Forderung aber stießen sie auf Schwierigkeiten, einerseits auf die Theorien Wilsons, andererseits auf das Interesse Englands, das im rückwärtigen Gebiete des eben befreiten Belgien nicht die starke Militärmacht Frankreichs, sondern lieber ein militärisches Vakuum haben wollte. Auch in England ist die strategische Bedeutung des Rheins in der Hand eines starken Volkes erkannt. So mußte man sich begnügen mit einer demilitarisierten Zone, zu der eine 50-Kilometer-Zone auf dem rechten Rheinufer hinzukam, und zwar nicht nur gegenüber Frankreich, sondern auch gegenüber Belgien bis an die holländische Grenze. Diese Zone mußte nach Artikel 41 und 42 des Versailler Vertrages von deutschen Truppen frei sein und Befestigungen durften hier nicht errichtet werden. Französische, belgische, aber auch englische und amerikanische Truppen hielten für einige Zeit die gesamte demilitarisierte Zone besetzt. Nach Ablauf einer bestimmten Reihe von Jahren sollte das Gebiet abschnittsweise geräumt werden.

Das bedeutete für das entwaffnete Deutschland den Verlust der Souveränität in einem Gebiete, das ein Viertel der deutschen Bevölkerung umfaßte, reichliche Bodenschätze, besonders an Kohle, und die entwickeltste Industrie enthielt. Im übrigen war ein Einfall der Franzosen und Belgier nach Deutschland hinein jederzeit möglich, auch dann, wenn die schwache Reichswehr ausgereicht hätte, den französischen Truppen im Innern Deutschlands entgegenzutreten.

In Deutschland fand man sich bei dem völligen seelischen Zusammenbruch mit dieser Tatsache ab, in dem Glauben, es werde schon alles nicht so schlimm werden. Man hatte keinerlei Vorstellungen davon, daß juristisches Denken in den Westländern, trotz des überzeugenden Einwandes der erzwungenen Unterschrift, in den Artikeln der Unterwerfung „heilige Verträge“ sehen würde, und daß es der französischen Propaganda, gestützt auf die Psychologie des Völkerbundes, gelingen würde, die ganze Welt davon zu überzeugen, daß das Vorgehen der Franzosen zu Recht erfolgt wäre. Starke Kräfte in Frankreich wirkten ihrerseits, trotz der Heiligkeit der Verträge, dahin, das Rheinland vollkommen einzuverleiben.

Zu diesem Zwecke häuften sich 1919—1925 die Versuche Frankreichs, in irgendeiner Form seinen Einfluß in der Rheinzone zu verstärken. Jeder Vorwand war hierfür recht. Am 1. 6. 1919 wurde eine Rheinrepublik in Wiesbaden durch den früheren Staatsanwalt Dr. Dorten ausgerufen. Diese umfaßte die Rheinprovinz, Rheinhesfen, Nassau und Birkenfeld und stützte sich auf die Bajonette der Franzosen. Deutschland erkannte natürlich diese Sonderbildung nicht an.

Frühjahr 1920 entstand eine kommunistische Aufrührerbewegung im Ruhrbezirk. Die Reichswehr mußte gegen die rote Armee einschreiten, was den Franzosen zu einem Einmarsch in Frankfurt a. M. und in den Maingau Veranlassung gab. Im Juli 1920 wurde wieder mit Einmarsch in unbesetztes rechtes Rheingebiet gedroht, um die sofortige Durchführung der deutschen Entwaffnung zu bewirken. Auch wollte man, um die monatlichen Kohlenlieferungen in voller Höhe zu erzwingen, das Ruhrgebiet militärisch umstellen.

1921 war im Frühjahr die sogenannte Londoner Konferenz. Man verlangte vom verarmten Deutschland die jährliche Zahlung der unmöglichen Summe von 3,3 Milliarden Goldmark und schritt, als Deutschland sich weigerte, zu militärischen Sanktionen. Am 8. März wurden Düsseldorf, Duisburg und Ruhrort, später auch Oberhausen durch die Franzosen besetzt. Die Wirkung waren unmögliche Zollverhältnisse und großer Schaden für die deutsche Wirtschaft durch das Loch im Westen.

Trotzdem im Mai 1921 das sogenannte Londoner Ultimatum wegen der Androhung weiterer Landbesetzungen angenommen worden war, wurden vertragswidrig die militärischen und wirtschaftlichen Sanktionen zunächst nicht aufgehoben. Anfang 1922 wurde von Lloyd George in Verhandlung mit Frankreich die Frage einer dauernden militärischen Neutralisierung der Rheinlande angeschnitten. Im Juli 1922 droht Poincaré wiederum, allein, ohne England, mit Sanktionen gegen Deutschland vorzugehen, er wollte Pfänder haben, d. h. in das Ruhrgebiet einmarschieren. Der Grund war, daß wir wegen des Sturzes der deutschen Mark eine Rate von 12 Millionen Goldmark nicht sogleich zahlen konnten. Im August desselben Jahres

werden wieder von Frankreich produktive Pfänder, insbesondere die Wiederaufrichtung der oben erwähnten Zollgrenze am Rhein, verlangt. Im Dezember des gleichen Jahres bei einer Zusammenkunft in London drängt wieder Poincaré auf Besetzung des Ruhrgebietes. Immer war Frankreich bestrebt, sogenannte Verfehlungen Deutschlands festzustellen, um Gründe für einen Einbruch zu haben. Dieser erfolgte nun endgültig am 11. Januar 1923 „zur Kontrolle der Kohlenlieferung“ mit 5 Divisionen und 2 Generalkommandos, 75 Tanks usw. Mit der Begründung, daß alle französischen Bestrebungen angeblich nur auf Sicherheit Frankreichs abzielten, wurde unter dem Schutze französischer Bajonette wiederum die „Rheinische Republik“ gegründet, durch die bezahlten Agenten Frankreichs mit Dr. Dorten an der Spitze. Die unerhörten Ausschreitungen und Rücksichtslosigkeiten der Franzosen während der Ruhrbesetzung sind noch in Erinnerung. 121 Deutsche, unter anderen Leo Schlageter, verloren dabei ihr Leben. Ganz offensichtlich wollte Frankreich das Ruhrgebiet für immer behalten, da es sich weigerte abzurufen, bevor Deutschland nicht „den letzten Frank seiner Schuld bezahlt habe“. Unter dem Druck Englands erfolgte dann schließlich erst Ende August 1925 die endgültige Räumung. Die Rheinrepublik, die mit Billigung des französischen Oberkommissars Tirard gegründet war, wurde am 21. Oktober 1923 in Aachen ausgerufen. Sie stürzte aber zusammen dank der entschlossenen Abwehr seitens der rheinischen Bevölkerung. Als im Oktober 1923 wegen des vom Reiche verlangten Verbotes des „V. B.“ ein schwerer Konflikt zwischen Bayern und dem Reiche entstanden war, verkündete der Beauftragte der Rheinlandkommission in Speyer die Errichtung eines autonomen „Pfalz-Staates“, unter der Präsidentschaft des Landwirtes Heing aus Orbis. Auch hier setzte sich der feste Abwehrwille der Bevölkerung durch. Die Franzosen mußten den neuen Versuch, vertragswidrig einen Teil vom Deutschen Reiche abzulösen, aufgeben.

Ein neuer Konflikt entstand 1925. Die sogenannte Rölner Zone sollte vertragsgemäß am 10. Januar 1925 geräumt werden. Mit nichtigen Vorwänden wurde die Räumung immer wieder hinausgeschoben. Aus dieser Not heraus machte schon im Februar 1925 die deutsche Regierung den Vorschlag einer Sicherung der Westgrenzen, aus dem im Oktober der Locarno-Vertrag wurde. Die Franzosen, die heute auf diesen Vertrag pochen, haben sich mit Händen und Füßen gegen ihn gewehrt und die „deutsche Friedensoffensive“ zunächst schroff zurückgewiesen. Dann suchte man die Vorschläge zu verschleppen. Der Abschluß erfolgte unter dem Druck Englands und hatte die verspätete Räumung der Rölner Zone zur Folge.

Der gegenseitige territoriale Besitzstand sollte freiwillig von Deutschland anerkannt und seine Sicherheit durch Italien und England garantiert werden. Im Paragraph 1 und 2 des Locarno-Vertrages aus dem Jahre 1925 ist ausdrücklich die Entmilitarisierung der Zone und die Nichtanlage von Befestigungen noch einmal festgelegt. Aber alle diese Sicherheiten genügten den Franzosen nicht. In ihrer Sorge vor dem angeblich günstigeren deutschen potentiel de guerre verlangten sie nach neuen Sicherheiten. Auch das Militärabkommen mit Belgien und Polen und die Verbindung mit der Kleinen Entente reichte nicht aus. Das Gefühl der Un-

sicherheit wuchs, nachdem Frankreich, der Volksstimmung nachgebend, zur einjährigen Dienstzeit übergegangen war, ungeachtet der Tatsache, daß man die Menge der Berufssoldaten bis auf das 3fache des Standes der deutschen Reichswehr erhöhte und aus den nordafrikanischen Farbigenruppen eine starke Kolonialarmee schuf, deren Hälfte bereits im französischen Mutterlande garnisoniert war. Man entschloß sich zum Ausbau der Landesverteidigung.

Obwohl die deutsche Wehrmacht auf die bekannte kümmerliche Zahl von 100 000 Mann beschränkt war, behielt die Sorge vor der deutschen übermächtigen Volkszahl in Frankreich die Oberhand. Man wies darauf hin, daß die Reichswehr aus Berufssoldaten bestände und daß solche für die Bedienung der neuzeitlichen Kriegsmaschinen geeigneter seien, als die einjährig dienenden Männer des Volksheeres. Auch das sogenannte *potentiel de guerre* sei in Deutschland größer als in Frankreich. Wir seien bewährte Organisatoren, unsere Industrie könne sich schneller als die anderer Länder auf Kriegsproduktion umstellen. Das alles trifft natürlich nicht zu, denn die beste Kriegsproduktion vermag nichts, wenn die Massen fehlen, um die Maschinen zu bedienen. Aber man glaubte erst dann sich beruhigen zu können, wenn die schon vorhandene und noch durchaus brauchbare Verteidigungslinie der alten Festungen Belfort — Epinal — Toul — Verdun und die Befestigungen von Metz modernisiert und durch eine neue, weiter nach vorne verlegte, ganz moderne Befestigungszone ergänzt würde. Auch die französische Rüstungsindustrie, die in Regierungskreisen einen großen Einfluß hat, mag nach Aufträgen gedrängt haben. Jedenfalls gelang es unter Aufbringung enormer Milliardensummen, an der ganzen deutsch-französischen Grenze entlang eine besetzte Zone zu schaffen, die sich im Süden an die Befestigungskette gegenüber der Schweizer Grenze, im Norden an eine neu zu schaffende belgische Festungslinie anlehnt.

Dieser neue Schußwall ist etwas in der Geschichte bisher Einzigartiges. Er berücksichtigt die neueste Entwicklung der Kriegstechnik und ist imstande, jeden noch so überfallartigen Angriff aus Deutschland nach Frankreich oder Belgien hin zu verhindern. Man verkündet der Welt, diese gewaltige Festungslinie sei ein Werk des Friedens und diene nur dem Schutz des bedrohten Frankreichs. In Wirklichkeit aber ist diese besetzte Zone, die mit Berufssoldaten einer besonderen Zusammensetzung besetzt wird, ebenso sehr ein Schußwall für Truppen, die sich zum Angriff gegen Deutschland bereitstellen. Im Grunde macht sie nun die Sicherung durch die entmilitarisierte Zone überflüssig. Trotzdem legt man in Frankreich weiterhin das größte Gewicht darauf, daß deutsche Soldaten das Rheingebiet nicht betreten und Verteidigungswerke nicht errichtet werden.

Der Wert der entmilitarisierten Zone ist für Frankreich der, daß deutsche weittragende Geschütze der neuen Art nicht bis nach Frankreich hineinschießen können, während an der Grenze stehende französische Ferngeschütze ungefährdet deutsche Städte und besonders das Ruhrrevier unter Feuer nehmen können, letzteres von Belgien aus. Startplätze für die Luftgeschwader können von Frankreich an den Rhein vorverlegt werden, wodurch ihr Aktionsradius vergrößert wird, während der der

Deutschen, wenn sie nach Frankreich fliegen wollten, verkleinert wird. Eine überraschende Besetzung des Rheinlandes wäre ein politisches Druckmittel gegen Deutschland und die französischen Truppen vorderster Linie würden bei Einbruch bis über den Rhein dem östlichen Verbündeten Frankreichs um über 100 Kilometer näherstehen. Um diese Dinge in ihrer Tragweite zu erfassen, müssen wir einen Blick auf die heutige Entwicklung des Landkrieges werfen.

Die Erfahrungen des Weltkrieges gipfeln in der Erkenntnis der ungeheuren abstoßenden Wirkung der heutigen Feuerwaffen, insbesondere der MG. Es ist in der Theorie schwer ausdenkbar, wie gegen eine mit ausreichenden Feuerwaffen jeder Art besetzte feindliche Stellung ein Infanterieangriff noch vorwärtskommen soll. Die Infanterie selbst mit einer großen Menge leichter und schwerer Hilfsmaschinen ausgerüstet, ist sehr stark in der Verteidigung, während ihr Angriff erschwert ist. Ein Mittel, die besetzten Zonen des Feldkrieges zu durchbrechen, wurde auch im Weltkriege trotz Trommelfeuer, Gaskampf und Tankangriff nicht gefunden. Auch die Kampfwagen erreichten 1917—1918 ihren Zweck nur durch Ueberraschung und weil gegen Kriegsende die deutschen Truppen zum Teil demoralisiert waren. Man erblickt heute in den fremden Heeren in den modernen schnellen, geschlossen und überraschend angreifenden Tankgeschwadern das einzige sichere Mittel, die gegnerischen besetzten Stellungen zu durchstoßen. Schnelligkeit, durch Motorisierung gewährleistet, und Ueberraschung gehören zu den wichtigsten Erfordernissen des Erfolges im heutigen Kriege. Dementsprechend organisiert man auch in Frankreich folgerichtig die Mobilmachung, indem man auf voller Kriegsstärke befindliche Divisionen, mit Kampfwagen reichlich ausgestattet und größtenteils motorisiert, hart an der Grenze in der besetzten Zone bereitstellt. Diese in wenigen Stunden marschbereiten Truppen erster Welle, denen in rascher Folge andere Wellen folgen, kann man durch die entmilitarisierte Zone hindurch bis tief in feindliches Land einbrechen lassen. Mit voller Offenheit werden diese Dinge erörtert. Bekannte Sachverständige lassen in ihren Erwägungen die modernen Panzerdivisionen sich in Württemberg oder im Rheinlande tummeln. Neuerdings, wo man fürchtet, die Deutschen würden das hindern, erwägt man schon einen Einbruch durch Ungarn in die deutsche Südfanke. Hierbei sprechen zwei Erwägungen mit: einerseits die, daß die verbündete Tschechei im Kriegsfall nur mitmachen dürfte, wenn französische Hilfe schnell zur Stelle ist, andererseits, daß Angriffe motorisierter Verbände durch schnell hergestellte, wenn auch nur feldmäßige Befestigungen, in ihrer Wirkung behindert werden können. Zur Herstellung derartiger Hindernisse ist an sich die deutsch-französische Grenze nicht ungeeignet. Handelt es sich doch größtenteils um ein Höhenland mit Wäldern und Flußabschnitten.

Für die französischen Heere ist es nun natürlich äußerst unangenehm, wenn durch Unwesenheit deutscher Truppen in der entmilitarisierten Zone die Möglichkeit verringert wird, überfallartig deutsches Gebiet zu besetzen, der Anlage von Feldbefestigungen zuvorzukommen und den Verbündeten über Deutschland hinweg näher zu rücken.

Dies sind die Gründe, warum man sich in Frankreich über die Maßnahmen des 7. März so sehr erregt. Man fürchtet, daß, wenn deutsche Befestigungen errichtet würden, das französische Bündnis für die Ostvölker der Kleinen Entente und für Rußland an Wert verliert. Daß man uns gerechterweise nicht verargen kann, wenn wir unser, von verschiedenen Seiten bedrohtes Land, insbesondere seit Entstehung des sowjetisch-französischen Militärbündnisses, schützen wollen, sieht man drüben nicht ein. Es ist förmlich so, als wenn man von uns als moralische Pflicht verlangte, die gegen uns gerichtete Einkreisung dadurch wirksam werden zu lassen, daß wir unsere Westgrenze offen lassen. Wenn man sich allenfalls mit einer militärischen Besetzung unseres Gebietes abfindet, dann will man wenigstens den anderen Paragraphen des Locarno-Vertrages, der uns die Verteidigungsanlagen verbietet, aufrecht erhalten. Der Standpunkt des Führers hierzu ist bekannt. Wir werden uns keinerlei Einschränkung der Selbstbestimmung auf unserem eigenen Gebiete mehr gefallen lassen. Wir glauben, daß erst dann, wenn unsere Westmark dem französischen Zugriff verschlossen ist, wirklich von Frieden und Entspannung geredet werden kann. Solange wie unsere reichsten Provinzen feindlichem Einmarsch offenliegen, und sich Ereignisse wie 1920 und 1923 wiederholen können, stehen wir unter Drohung von Gewaltanwendung und können überhaupt nicht frei verhandeln. Jeder Vertrag ist unheilig, weil durch Erpressung erzwungen. So ist für uns die „Remilitarisierung“ unserer Westgrenze die Voraussetzung für Friedensverhandlungen freier und gleichberechtigter Nationen und daher auch die Vorbedingung für einen dauerhaften europäischen Frieden.

Karl Viererbl:

Gebnsucht nach dem Seblurteil

Ein klassisches Beispiel internationaler Vertragsmißachtung

Die Befreiung von den Fesseln eines Diktates durch die Wiederherstellung der vollen Reichssouveränität über das deutsche Rheinland hatte jene internationalen Vertragshüter auf den Plan gerufen, die der Welt ganz allgemein als Gegner des nationalsozialistischen Deutschlands bekannt sind. Sie appellierten heftig gestikulierend an das Weltgewissen, den „Bruch“ eines „geheiligten“ Vertrages nicht zuzulassen und argumentierten, daß die flagranten Verletzungen internationaler Verträge ins europäische Chaos führen müssen. Diese besorgten Friedenshüter, die auch in den Reihen jener internationalen Heckerclique zu finden sind, die ansonsten an einem europäischen Chaos interessiert sind, haben bewußt oder unbewußt in ihrem Eifer nur eines übersehen, daß der vermeintliche Vertrag, den Deutschland gebrochen haben soll, an sich kein Vertrag, sondern ein Diktat darstellt.

Die gleichen internationalen Vertragshüter aber schwiegen bisher immer dann, wenn es um den Bruch eines wirklichen Vertrages ging, z. B. eines Minderheitenschutzvertrages. Es sind in den Nachkriegsjahren im Sekretariat des Völkerbundes, der die Einhaltung der internationalen Minderheitenschutzverträge garantieren soll, fast 1000 Beschwerden und Petitionen eingegangen, die einwandfreie Beweise

für die Verletzung der „geheiligten“ Verträge lieferten. Nicht nur, daß die Weltöffentlichkeit zu den vielen Vertragsverletzungen teilnahmslos schwieg, der Völkerbund selbst zog überhaupt nur kaum 50 dieser Eingaben in nähere Behandlung und führte nicht einmal ein Duzend von ihnen einer Entscheidung zu.

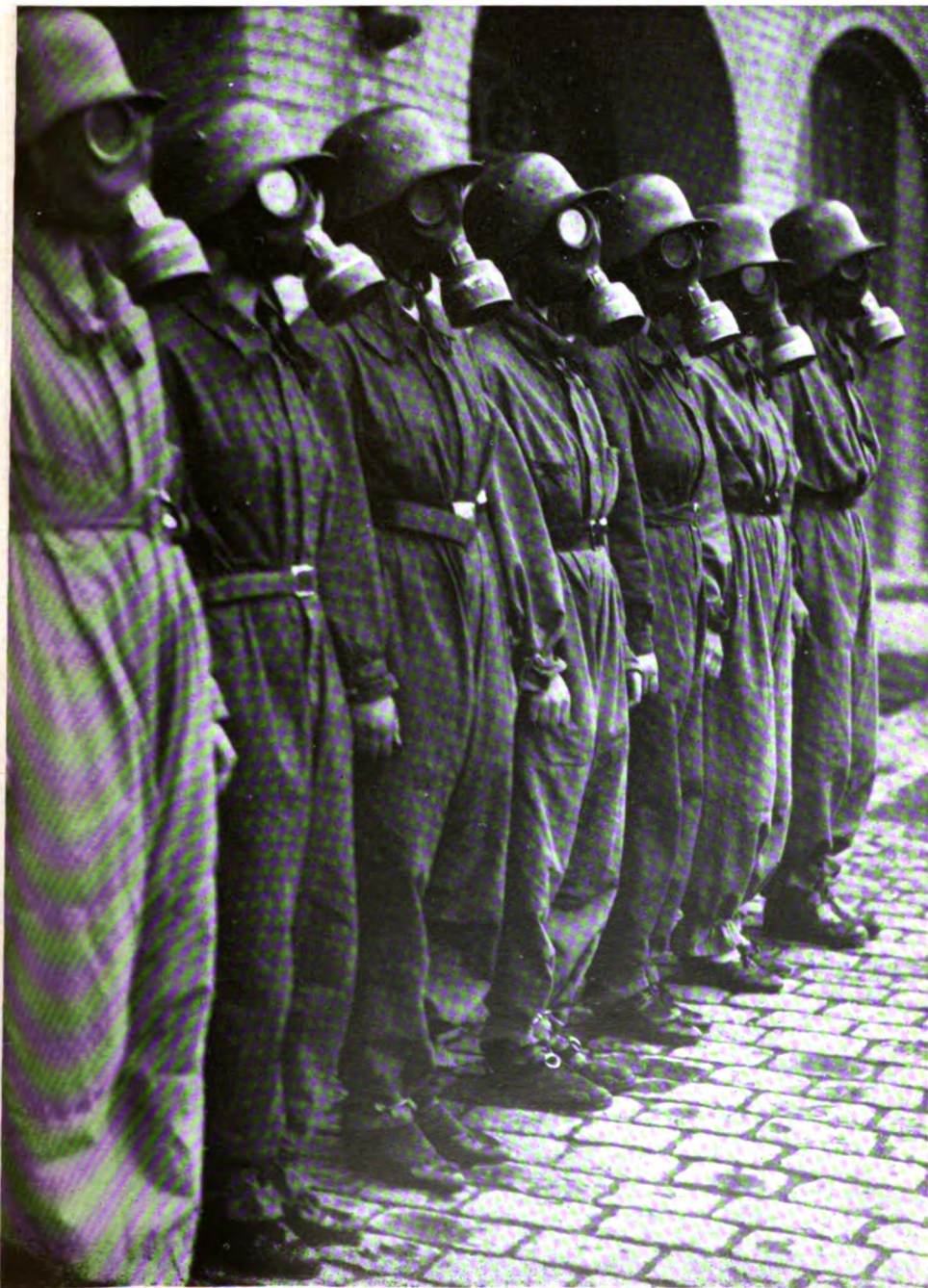
Daß es sich in allen diesen Beschwerdefällen um tatsächliche Vertragsverletzungen handelt, bedarf keines besonderen Beweises. Die Lage der einzelnen Volksgruppen in den europäischen Nationalitätenstaaten, die durch die Riesenzahlen des Ausmaßes der Bodenenteignungen, der Vertreibung von Volksgruppenangehörigen von ihren Arbeitsplätzen, der Sperrung von Schulen und aller anderen Maßnahmen zur Vernichtung des fremdnationalen Besitzstandes und durch die ansonsten im Volkstumskampf angewandten Methoden charakterisiert ist, klagt das vom Völkerbund geduldete System der Vertragsverletzung an. Ja, man erhob nicht einmal Widerspruch dagegen, als anläßlich des Antrages auf Verallgemeinerung der Minderheitenschutzverträge, der vom polnischen Außenminister Oberst Bede eingebracht und begründet wurde, in der stattgefundenen Aussprache der damalige tschechoslowakische Außenminister Dr. Beneš in seiner Rede ausführte, daß der Völkerbund seine Verpflichtungen den europäischen „Minderheiten gegenüber voll (!) erfüllt habe und die Beschwerden wegen angeblicher Vertragsverletzungen an sich nichts anderes darstellten als die Erscheinungen und Auswirkungen einer „revisionistischen und separatistischen Politik“, die auf die Verächtlichmachung einzelner Staaten und auf ihre Diskreditierung abzielten“^{*)}. Mit diesen Argumentationen sollte den europäischen Volksgruppen ein für allemal die Möglichkeit vor internationalem Forum genommen werden.

Durch eine Beschwerde des Vorsitzenden und der Abgeordneten und Senatoren der Sudetendeutschen Partei an den Völkerbund wegen des sogenannten „Machnik-Erlasses“ ist die Weltöffentlichkeit auf einen neuerlichen einwandfreien Bruch eines internationalen Vertrages verwiesen worden.

Die Beschwerde bezieht sich auf den sogenannten „Machnik-Erlaß“, in dem die Zuteilung von Heereslieferungen an deutsche Unternehmen von den Bedingungen abhängig gemacht wurde, daß die Zahl der Beamten tschechoslowakischer Nationalität mindestens dem prozentuellen Verhältnis der in den betreffenden Unternehmen beschäftigten Arbeiter „tschechoslowakischer Nationalität“ und die Zahl der Arbeiter „tschechoslowakischer Nationalität“ mindestens den nationalen Verhältnissen der Bevölkerung jener Gegend anzugleichen sei, in der das Unternehmen seinen Sitz hat. In kürzester Frist seien die ausländischen Angestellten durch inländische Kräfte tschechoslowakischer Nationalität zu ersetzen und weder Beamte noch Arbeiter zu beschäftigen, die sich zu staatsfeindlichen politischen Parteien bekennen. In dem Erlaß wurde bekanntlich von den Firmen eine telegraphische Erklärung gefordert, ob sich die Unternehmer diesen Bedingungen zu fügen gedenken.

^{*)} Vgl. den Aufsatz in „Wille und Macht“, Heft 22 vom 15. November 1935, S. 6—11.

Der chemische Krieg









Obwohl dieser Erlass des Verteidigungsministeriums offiziell nicht veröffentlicht wurde, wurde seine Existenz in der Beantwortung von Interventionen und Interpellationen bestätigt. Die Tatsache, daß der Ministerpräsident dabei als Interpellationsbeantworter auftrat, ließ darauf schließen, daß sich die Gesamtregierung für den Erlass mitverantwortlich erklärt.

Die Beschwerde des Vorsitzenden und der Mandatäre der Sudetendeutschen Partei beim Völkerbund stützt sich darauf, daß dieser Erlass gegen die Bestimmungen des Minderheitenschutzvertrages und der tschechoslowakischen Staatsverfassung verstößt.

Es konnte nach der geschilderten Einstellung maßgebender politischer Kreise in der Tschechoslowakei zum Minderheitenproblem im allgemeinen und zu den Beschwerden der Volksgruppen nicht überraschen, daß die tschechische Presse von links bis rechts die eingebrachte Beschwerde des Sudetendeutchtums als einen Akt der Unloyalität und Unfreundlichkeit dem tschechischen Staate gegenüber darstellen werde. Von den verschiedenen Pressestimmen ist wohl der Bericht der „Lidove noviny“, wie die Beschwerde in Genf aufgenommen wurde, besonders charakteristisch, weil er gar keinen Hehl daraus macht, den Völkerbund als ein parteiliches, nach politischen Werturteilen entscheidendes Forum zu betrachten, nicht aber als den Garanten internationaler Verträge, Erfüller freiwillig eingegangener Verträge und unparteiischen Richter und Schlichter des zwischenstaatlichen Lebens. In einer Polemik mit diesen Ausführungen schreibt daher die Pressestelle der Sudetendeutschen Partei mit Recht:

„Die „Lidove noviny“ empfinden es offenbar gar nicht als Diskriminierung des Völkerbundes, wenn sie die Behauptung aufstellen, daß Genf auf die Beschwerde der SdP „in erster Reihe nicht amtlich, politisch“ fehle! Abgesehen davon, daß das Blatt zu behaupten wagt, sämtliche Beschwerden gegen die tschechoslowakische Regierung seien bisher in Genf abgelehnt worden — in Wahrheit kam keine einzige der Beschwerden vor den Rat, es konnte deshalb auch keine abgelehnt werden! — abgesehen von dieser Stimmungsmache mit offensichtlich falschen Angaben bringen es die „Lidove noviny“ fertig, sich hinter jene „internationale öffentliche Meinung“ zu verschanzten, die ihren Ursprung in nächster Nähe der Redaktion dieses Blattes selbst hat. Von wem mag wohl die „internationale öffentliche Meinung“ die Mär gehört haben, daß Henleins Bewegung — „mit Recht oder Unrecht“ — als Imitation der Hitlerbewegung zu betrachten sei? Bestimmt nur von jenen tschechischen Stellen, die ohne Rücksicht auf das Ansehen des Staates ein volles Viertel der Staatsbevölkerung vor dem Auslande — „zu Recht oder Unrecht“ — als Irredentisten hinstellen.

Letzten Endes aber ist der ganze „Stimmungsbericht“ des tschechischen Blattes nichts anderes als eine Fortsetzung jener Auslandspropaganda, die sich nicht scheut, aus parteipolitischen Sonderrücksichten bedenkenlos das Ansehen nicht nur des Völkerbundes, sondern auch des Staates aufs Spiel zu setzen. Wenn das Blatt meint, die Völkerbundsbeschwerde der SdP, also einen klassischen Rechtsfall, mit dem

politischen Argument abtun zu können, daß die Tschechoslowakische Republik nach Meinung der Weltöffentlichkeit bereits im Innern durch einen Massenirredentismus in ihrer Existenz bedroht sei, dann liegt hier ein Fall von Parteipropaganda auf Staatskosten vor, der geradezu nach dem Staatsanwalt ruft.

Und nun der zweite Standpunkt, den die „Lidove noviny“ neben dem „nicht-amtlich, politischen“ in Genf als wirksam festgestellt haben wollen: . . .“

„Henleins Beschwerde ist in den Händen dreier unparteiischer Diplomaten, die gut wissen, wann eine Minderheit geschädigt ist und wann sie bloß ihre Regierung schikaniert. Diese drei Diplomaten haben aber andere Sorgen als die Beschwerde der Sudetendeutschen Partei.“ Hier werden Spekulationen deutlich, die weder den Spekulanten, noch den Mitgliedern des Dreierkomitees zur Ehre gereichen können. Denn wer darauf spekuliert, daß die vom Völkerbunde bestimmten Mitglieder des Dreierausschusses nicht unparteiisch, sondern politisch-parteiisch entscheiden, oder daß sie gar im Drange der Geschäfte ihre übernommene Pflicht der Prüfung einer Beschwerde vernachlässigen könnten, mit dem müßten sich eigentlich die Mitglieder des Dreierkomitees selbst auseinandersetzen. Jedenfalls sind solche Spekulationen keineswegs angetan, das Vertrauen in den Völkerbund und das Vertrauen in das ganze politische Schlichtungssystem der Genfer Institution zu heben. Gerade jene Kreise, zu denen sich auch die „Lidove noviny“ zählen, deren Politik vergeblich auf der Unparteilichkeit und auf dem moralischen Gewicht des Völkerbundes begründet ist, gerade jene Kreise sägen mit derartigen offen ausgesprochenen Spekulationen den Ast durch, auf dem sie sitzen.“

Als die Sudetendeutsche Partei ihre Beschwerde an den Völkerbund richtete, war dies keineswegs ein Akt der Feindseligkeit gegen die tschechoslowakische Regierung, sondern ein Beweis für das Vertrauen, das das Sudetendeutschtum noch immer in die Unparteilichkeit und strenge Rechtlichkeit des Völkerbundes hegt. Wenn nun von tschechischer Seite der Versuch gemacht wird, die Beschwerde von Fall zu Fall zu bringen, indem die Ansicht verbreitet wird, der Völkerbund werde parteiisch, aus politischen Beweggründen heraus, gegen das Sudetendeutschtum und nicht etwa zu der konkreten Beschwerde Stellung nehmen, dann muß ein solches Vorgehen als der Versuch bezeichnet werden, die mit der Prüfung der Beschwerde betrauten Völkerbundsmitglieder zu beeinflussen, sie durch politische Unterstellungen unter Druck zu setzen und das zu provozieren, was den letzten Rest des Vertrauens in den Völkerbund untergraben müßte: ein politisches Fehlurteil.

Die Beschwerde der Sudetendeutschen Partei greift aus der langen Reihe der Maßnahmen der Tschechoslowakei, die eine offenkundige Verletzung verfassungsmäßig garantierter Rechte der Volksgruppen und des freiwillig abgeschlossenen Minderheitenschutzvertrages darstellen, eine heraus. Fast zur gleichen Zeit ver-

öffentlich das Prager Innenministerium in seinem Amtsblatt eine Weisung, die den Zweck verfolgt, „staatlich unzuverlässige“ Bewerber von der Anstellung im Staatsdienst auszuschließen. Das Wesentliche und Entscheidende dieses Erlasses, so meint mit Recht ein sudetendeutsches Blatt, bei diesem Erlaß ist die Tatsache, daß hier als Beurteilungsgrund Möglichkeiten angeführt werden, auf die der dadurch betroffene Bewerber keinerlei Einfluß hat, die außerhalb seiner persönlichen Willensbildung liegen, für die er aber trotzdem faktisch verantwortlich gemacht wird. Denn was bedeutet es, wenn zur Beurteilung der staatsbürgerlichen Verlässlichkeit des betreffenden Bewerbers „das Milieu“ herangezogen wird, „in dem er gelebt hat und lebt“ oder wenn sich die Ueberprüfung seiner „staatsbürgerlichen Zuverlässigkeit“ sogar auf die Angehörigen seiner Familie erstrecken soll?, und schreibt daher mit Recht:

Es fällt schwer, derartige Bestimmungen mit jener kühlen Sachlichkeit zu beurteilen, die heute bei solchen und ähnlichen Anlässen aus verschiedenen Gründen geboten erscheint. Historische Vergleiche drängen sich einem auf, auf die man aus denselben Gründen nicht gut in der Öffentlichkeit eingehen kann. Der Grundsatz, daß das Individuum freizügig ist, deshalb nur für solche Fakten mit Konsequenzen belastet werden darf, die innerhalb seiner persönlichen und freien Willensentscheidung liegen, ist die Basis jedweder positiven Rechtsordnung. Der Grundsatz: „Mit — gefangen — — Mit — gehangen“ kann niemals in einem Rechtsstaate dort Gültigkeit erhalten, wo weder juristisch noch faktisch eine Einflußmöglichkeit des „Mitgehangenen“ bestanden hat oder bestehen kann.

Das soeben von den beiden Prager Kammern verabschiedete „Präventive Staatsverteidigungsgesetz“ setzt 68 500 Kilometer von 140 493 Kilometer des gesamten Staatsgebietes unter Ausnahmegesetz, d. s. 49 Prozent, indem er eine 25 Kilometer breite Grenzzone vorzieht, in der die Militärverwaltung letztes Verfügungsrecht hat. Davon sind von 14 729 556 Einwohnern 6 520 000, d. s. 44 Prozent, betroffen. Bei der nationalpolitischen Struktur der Bevölkerung in der Tschechoslowakei und ihrer Siedlungslage ergibt sich, daß von den Ausnahmebestimmungen in erster Linie die Angehörigen der fremdnationalen Volksgruppen betroffen worden sind: Von den 4 790 795 Staatsbürgern nichttschechoslowakischer Nationalität leben 3 830 000, d. s. 80 Prozent, in der Grenzzone. Davon sind Angehörige deutschen Volkstums 3 231 688, von denen wiederum 2 590 000, d. s. 80 Prozent, im Grenzgebiet leben. Von den 9 688 770 Tschechen und Slowaken leben nur 2 570 000, d. s. 27 Prozent dort. Demnach sind vier Fünftel des Sudetendeutschtums, die ganze polnische und ungarische und der größte Teil der karpathorussischen Volksgruppe unter Ausnahmebestimmungen gestellt.

Die in dieser Grenzzone bisher unter dem Vorwande der Staatsverteidigung getroffenen Maßnahmen zeigen in aller Deutlichkeit, daß es den Tschechen darum geht, das alte Nationalisierungswerk in den fremdnationalen Grenzgebieten zu verwirklichen — unter Mißachtung der garantierten Rechte der einzelnen Volksgruppen!

Werner Hüttig:

Der Feind schreibt mit!

Der Kampf gegen das rassistische Weltbild im Schrifttum unserer Zeit

Alfred Rosenberg sagte einmal, die wichtigste Aufgabe in der geistigen Auseinandersetzung unserer Tage sei die Schaffung eines vielgestaltigen und ausgezeichneten nationalsozialistischen Schrifttums. Wie klar und richtig dieser Ausspruch ist und wie ungeheuer notwendig diese Aufgabe, lehrt uns ein Blick in die Verlagskataloge sämtlicher deutschsprachiger Gebiete. So mancher sagt da, bei uns wird geschaffen, werden Taten vollbracht, die sprechen besser als Bücher. Laßt dann die anderen ruhig schreiben! Das ist nur bedingt richtig. Die Tat allein kann vielen unverständlich sein, wenn sie nicht den Geist begreifen, aus der sie geboren wurde.

Hier setzt die Aufgabe des Buches ein, Ränder der weltanschaulichen Haltung zu sein, die uns die Kraft und das Recht zu solchen Taten gibt. Das ist aber auch der Kampfplatz, wo es gilt, die Reinheit der Idee zu wahren. Da fangen die Ueber-eifrigen an, einen Gedanken aus unserem gesetzmäßig aufgebauten Weltbild herauszureißen, ihn zu überspizen und dabei das Ganze zu vergessen, ja zu leugnen. Mit Lupe und Pinzette gehen die Rathederhelden von gestern daran, die Ganzheit unserer rassistischen Weltanschauung zu sezieren und in kleinste Bestandteile aufzulösen. Wenn sie dann versuchen, diese Bestandteile zusammenzufügen, geht es ihnen wie dem Jungen, der seine Uhr auseinandernahm, dem beim Zusammensetzen noch drei Mädchen übrigblieben und der dann auf die schlechte Uhr schimpft. Sie bringen die Einzelgedanken nicht mehr richtig zusammen, weil ihnen das Sinnvolle im Bauplan dieses Weltbildes nicht vertraut ist, und schütteln dann in ihrer Einfalt ob soviel Disharmonie ihr weises Haupt. Es wäre falsch, diese Bedauernswerten für harmlos zu halten, denn sie sind die Vorläufer jener geschickt arbeitenden gegnerischen Gruppe, die nun bewußt Einzelheiten oder sachliche Grundlagen unseres Weltbildes abzubiegen, zu verwässern oder zu verfälschen sucht. Der Feind schreibt mit! Auf allen Gebieten des Schrifttums ist er mit Emsigkeit und Geschäftigkeit am Werk. In Romanen, Broschüren, wissenschaftlichen Abhandlungen, Schulbüchern und besonders in allgemeinverständlichen wissenschaftlichen Büchern finden wir häufig in geschickter Tarnung seine Tätigkeit.

Die Grundlagen unserer Weltanschauung und der politischen Willensbildung unseres Reiches sind die Erkenntnisse der Erb- und Rassenkunde. Sie entlarvten die Lehre von der „Gleichheit aller Menschen“ und die marxistische Umwelttheorie als Täuschung und verhängnisvollen Irrtum. Wir erkannten, daß die Ungleichheit der Menschen naturgesetzlich festgelegt, d. h. gottgegeben ist, und daß jeder Versuch, diese Gesetze des Schöpfers zu leugnen oder gar zu verlegen, letzten Endes kein gutes Werk, sondern Gotteslästerung ist. Kein Wunder, wenn sich die Nutznießer der Gleichheitslehre, Marxismus, Kommunismus, Liberalismus und politischer Klerus gegen unser Bemühen wehren, den Gesetzen des Schöpfers wieder Geltung im Leben

unseres Volkes zu verschaffen. Die Methoden sind dieselben, die sie gegen uns im politischen Kampf schon einmal, allerdings erfolglos, angewandt haben. Umbiegung und Verwässerung, aber auch direkte Fälschungen spielen dabei eine Rolle.

Eine neue Methode der „ehemaligen“ Zentrumsblätter scheint zu sein, Auslandsartikel durch Hinzufügung eigener politischer Forderungen „aktuell“ zu gestalten.

Die französische Zeitung „Le Temps“ brachte einen von Gaston Rageot geschriebenen Artikel unter der Ueberschrift „Existe-t-il une race française?“ (Gibt es eine französische Rasse?). Der Artikel warnt vor einer kulturellen Ueberfremdung durch fremdrassige und fremdvölkische Emigranten. Er schließt in wörtlicher Uebersetzung:

„ . . . Die Apostel der Volksfruchtbarkeit hören nicht auf, Cassandra zu spielen, und die Schiffbrüchigen aller Nationen haben bei uns das für heilig erachtete Recht der Zuflucht, nicht nur für sie, sondern auch für ihre Ideen. O, Rasse, wieviel Lorbeeren werden in deinem Namen begangen durch Uebertreibungen oder durch Fehler. Gaston Rageot.“

Dieser Artikel wurde von einer Anzahl „ehemaliger“ Zentrumsblätter übernommen, darunter auch von der „Märkischen“ und der „Schlesischen Volkszeitung“. Beide Zeitungen bringen den Artikel „Gibt es eine französische Rasse?“ im gleichen Wortlaut und daher auch mit der gleichen Fälschung. Nachdem der Sinn und teilweise auch der Wortlaut richtig wiedergegeben sind, fügen sie zum Schluß folgenden Satz an, der im Temps nicht vorhanden ist:

„ . . . bedroht von innen durch den Geist des neuen Malthusianismus, gegen den die Apostel der Volksfruchtbarkeit unausgesetzt ihre Rassenrassendramatik erheben. Sie würden, so sagt der „Temps“, nur dann auch dankbare Ohren finden, wenn die Moral und die Religion des Volkes nicht zerfällt, sondern wieder neu aufersteht, sobald man ihr und der Kirche die notwendige Freiheit und den Einfluß in der Erziehung der Jugend und im öffentlichen Leben gewährt.“

Wir glauben allerdings, daß eine Organisation, die mit solchen unehrlichen Methoden die alten zentrierten Machtpositionen zurückgewinnen will, zur Erziehung einer aufrechten und ehrlichen Jugend denkbar ungeeignet ist. Hinzu kommt noch, daß sie es ablehnt, ihre Gesolgschaft zur Achtung vor den Gesetzen zu erziehen, die der Schöpfer dem Leben dieser Erde gab. Dafür eine Kostprobe. In dem offiziellen klerikalen Verlag Anton Pustet, Salzburg, ist ein Buch von Erik, M. R. v. Kühnelt-Leddihn erschienen: „Jesuiten, Spießer, Volkshewiken“, eine Art Frontroman der katholischen Aktion. Wir lesen dort auf Seite 43 ein Gespräch des Jesuitenpaters Scapinelli mit „erregten Nationalisten in einem Parteihause“ in Berlin:

„Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß wir als Katholiken auf diese Rassenideologie eingehen können! Wir würden einem chinesischen oder negritischen Papst ebenso treue Kinder sein, wie dem italienischen. Sie müssen doch den

„Brennenden Busch“ von Sigrid Undset gelesen haben! Sie verstehen die eugenetischen Lehren Hermann Muddermanns eben nicht.“

Hier wird jedem klar werden, warum die Gefrigen immer nur von „Eugenik“ sprachen und sich gegen das Wort „Rassenhygiene“ verzweifelt wehrten. Eugenik wäre im Deutschen Reiche Förderung aller erbgefunden Einwohner, also auch der Juden, Zigeuner, Negerbastarde und anderen Mischlinge. Was Rassenhygiene dagegen ist, wird sofort klar. Aber lesen wir weiter in dem Buch:

„. . . dann rollte er (der Jesuit) weiter im Mietwagen, eilte Treppen hinauf, erklärte einem Herrn mit weichem, weißem, gepflegtem Schnurrbart, daß der Staat ein mechanistisch-seelenloses Unding geworden sei. Die Entwicklung lasse den engseitig begrenzten Staat nicht gelten. Leo XIII. war schon vor mehr als einem Menschenalter gegen die allgemeine Wehrpflicht. Heute stünden wir noch weiter. Der Kampf gegen die Slavismen (!) ist ein Kampf für Rom!“

Eine Nation, die Organisationen oder auch nur Menschen dieser Geisteshaltung ihre Jugend anvertraut, gibt sich damit selbst auf. Eine andere uns aus dem weltanschaulichen Ringen und dem politischen Kampf bekannte Erscheinung wird uns hier ausdrücklich als ein Bündnis weltanschaulicher Art bestätigt. Das ist die Bundesgenossenschaft zwischen dem politischen Klerus und dem Bolschewismus (S. 45 ff.). Der Jesuit unterhält sich mit dem Botschaftsrat der Sowjetbotschaft in Berlin:

„. . . mit einem Wort: es kommt zu einer katholischen Häresie, die das Periphere annimmt und das Zentrale leugnet, beziehungsweise es mit einer materialistischen Lehre zu begründen sucht — zum materialistischen Sozialismus, zum Bolschewismus!“

„Sie meinen also, daß der Bolschewismus eine katholische Sekte sei!“, fragte der Botschaftsrat mit dem georgisch-armenischen Doppelnamen zweifelnd.

„Natürlich!“ sagte der Jesuit befriedigt, „und Sie sind nichts anderes als ein katholischer Sektierer!“

„So genau wollten wir es eigentlich gar nicht wissen“, ist man da versucht zu sagen. Wer sich jetzt noch wundert, wenn konfessionelle Bünde und die Komintern Bruderschaft schließen, der taugt nicht zum politischen Denken. Es könnte manch einer vielleicht auf den Gedanken kommen, dieses Buch, das die Dinge so klar ausspricht, sei von einem Gegner der katholischen Kirche geschrieben. Darum seien die Stimmen kirchlicher Autoritäten zu diesem Buch noch zitiert.

Friedrich Muddermann: „Es ist ihm (dem Verfasser) der Roman nur eine Fülle von Anlässen, um Tieferes zu sagen.“

Rölnische Volkszeitung: „. . . aber wir wollen mit Bedacht dieses Buch lesen, das Kraft und Vertrauen atmet, das von einem herrlichen Glauben an die katholische Kirche beseelt ist . . .“

. . . und an ihre Sekte, den Bolschewismus. — Nicht immer kämpft die ecclesia militans mit solch offenem Visier. Viel öfter geht das in geschickter Tarnung vor sich. Da werden dann gern Umdeutungen der einzelnen Befehmsmäßigkeiten in den

Lebensabläufen vorgenommen, um das Dogma vor der Wahrheit zu retten. So lesen wir in der Schrift „An heiliger Schwelle“ von Hardy Schilgen, Seite 7, über die Verteilung der Erbanlagen auf die Keimzellen:

„Wenn die Eltern auch keinen entscheidenden Einfluß darauf haben, welche Anlagen verbleiben, so können sie doch durch Gebet und ein edles Leben es sich verdienen, daß der Schöpfer, in dessen Dienst sie an der Ausbreitung des Menschengeschlechtes mitarbeiten, es so fügt, daß ihre Kinder gut veranlagt sind.“

Das heißt einfach, die Vermessenheit haben, zu fordern, daß der Schöpfer nur zu einem egoistischen Zwecke die ewigen Gesetze, die er der Natur gab, außer Kraft setzt. Diese Haltung, die der Rassenhygieniker Lang so treffend „metaphysischen Individualismus“ nennt, bezeichnet gleichzeitig diejenigen Menschen unserer Zeit als Heiden und Barbaren, die in tiefer Ehrfurcht das Walten Gottes auch in der Natur und im Leben dieser Erde sehen und die überzeugt sind, daß ihnen Verstand und Erkenntnisse gegeben wurden, damit sie ihr Leben nach diesem Gesetz ausrichten und anderen durch ihr Beispiel ein Vorbild seien.

Vielen schreibfertigen Zeitgenossen hat es aber besonders die nordische Rasse angetan, deren Erbanlagen ja die Eigenart, kulturelle Leistungsfähigkeit und Gestaltungskraft unseres deutschen Volkes bestimmen. Die einen übertreiben und die anderen suchen den nordischen Menschen herabzusehen. Der eine aber ist genau so schädlich wie der andere, denn wer die Klarheit der Begriffe und die naturgesetzlich festgelegten Abgrenzungen wissentlich oder aus Unkenntnis mißachtet, wird in diesem weltanschaulichen Ringen zum Gegner. Oft ist es auch ein Mangel an politischem Instinkt, der einen Wohlmeinenden ins gegnerische Lager unfreiwillig abrutschen läßt. Ein Beispiel, das sich in einem Buch: „Neue Grundlagen der Rassenforschung“ von H. Gauch findet:

„Es gibt kein körperliches und seelisches Merkmal, das einen Begriff Menschheit im Unterschiede zu den Tieren rechtfertigen würde, sondern nur Unterschiede zwischen dem nordischen Menschen einerseits und dem Tiere überhaupt einschließlich des nichtnordischen Menschen oder Untermenschen als der Uebergangsform andererseits.“

Dieses vom Verfasser als rassenkundliches Grundgesetz bezeichnete Ergebnis einer blühenden Phantasie wurde von der ebenfalls phantasiebegabten Auslandspresse als Inhalt der nationalsozialistischen Rassenpolitik hingestellt. Der Pflege des nordischen Gedankens hat dieser Unsinn mehr geschadet, als hundert feindliche Zeitungsschreiberlinge.

Daneben bemühen sich aber die Anhänger der Gleichheitslehre und der dualistischen Leib-Seele-Betrachtung, die ihnen unbequeme nordische Rasse nach jeder Möglichkeit abzusehen. Das fängt mit den blonden Barbaren an, die in den dunklen Wäldern Germaniens hausten und sehnsüchtig auf das Licht aus dem Orient warteten, das mit dem Einzug der Missionare ihre schwarzen Seelen erleuchten sollte. So klingt es aus Fasten- und Adventspredigten. Es gibt aber viele Menschen, die nicht in die Kirche gehen und die auch gedruckte Predigten nicht lesen. Viele von

ihnen haben vielmehr ein Interesse an den Fragen des Lebens, wollen biologisch denken lernen. Damit sie nicht dem gestrigen Weltbild untreu werden, hat ein Bibliothekar, der sich Lothar Steindreich nennt, ein Buch geschrieben, das unter dem vielversprechenden Titel „Unser Lebensproblem“ das Märchen von den Barbaren des Nordens neu aufwärmt. Die Form, in der das geschieht, ist äußerst geschickt gewählt. Da wird zwischendurch immer betont, daß die nordische Rasse sehr intelligent sei, geistig hochstehend, in ihrem ganzen Wesen stark verstandesmäßig, und in vielen Wänderungen über 100 Seiten hin wiederholt sich die Betonung dieser wichtigen Eigenschaft. Das geschieht aber nur, um die Folgerung zu unterstreichen:

(S. 246) „... weil Leben, Seele, Kultur eine Dreifaltigkeit sind, die des Geistigen nicht nur nicht bedarf, sondern sogar von ihm bedroht wird.“

Das bedeutet in einfacher Sprechweise: die nordische Rasse bedroht die Kultur, die Seele, das Leben. Die Register der Greuelhöhe des Weltkrieges werden wieder gezogen und auf die Rassenpolitik übertragen. Für die Methode dieses Buches trifft das Beispiel des Juden mit dem Uhrädchen zu. Eine besondere Eigenschaft der nordischen Rasse wurde herausgepickt, der Teil für das Ganze genommen — eine Denkmethode des alten Roms — und damit jongliert, bis die Möglichkeit zum Angriff gut vorbereitet war. Diese Gründlichkeit der Angriffsvorbereitung zeigt auch ein Buch von Wilhelm Schmidt: „Rasse und Volk“, Verlag Anton Pustet, Salzburg 1935. Ihm hat es ebenfalls die nordische Rasse angetan. Er schreibt (S. 133):

„Es ist aber auch ferner wahr, daß der nordische Mensch überhaupt Scheu hat, „aus sich“ herauszugehen, auch dort, wo der innerste Ruf der Natur zur Gesellschaft drängt und verpflichtet — und das ist kein Vorzug, sondern ein Mangel der nordischen Seele. Das zeigt sich schon bei der natürlichsten aller Gemeinschaften, der Ehe, der Familie. „Es waren zwei KönigsKinder, die hatten einander so lieb.“ Diese herzzerbrechende Geschichte von den zwei Liebenden, die nicht über den Strom zueinander hintommen können, weil jeder „bei sich“ bleibt, keiner „aus sich herausgeht“, ereignet sich nirgendwo so häufig, wie beim nordischen Menschen; . . .“

Pater Schmidt hat allerdings vergessen, daß die beiden KönigsKinder zueinander wollten, sich Kerzen aufsteckten, damit der andere den Weg finden sollte. Im Volkslied heißt es aber weiter:

„Da saß eine falsche Nonne,
Die tat als wenn sie schlief,
Sie tät die Kerzen auslöschen,
Der Jüngling blieb in der See.“

Nachdem Pater Schmidt gerade in diesem Liede ein Symbol für nordische Seelenart und nordisches Schicksal sieht, wird er es uns nicht verübeln können, wenn wir uns auch über diese Strophe, die er nicht zitiert hat, unsere Gedanken machen. Immer wenn Menschen deutscher Art, in denen der gleiche Anteil nordischen Erbes

Zum Leben erstanden war, in Nord und Süd zueinander wollten, wenn die Kerzen edler Begeisterung auf den Altären des gemeinsamen Vaterlandes leuchteten, 1815, 1848, 1871, 1914, 1923, kommen wieder falsche Nonnen, die die Kerzen löschen. Oder sollte Pater Schmidt, der Universitätsprofessor in Wien ist, im Bedenken an Gesehnisse jüngeren Datums diese Strophe absichtlich weggelassen haben?

Es konnten hier nur in kurzen und gedrängten Auszügen einige kennzeichnende Methoden der gegnerischen Fälschungs-, Verwässerungs- und Umbiegungsversuche an den Grundlagen unseres rassischen Weltbildes aufgezeigt werden. Sie lehren uns die Notwendigkeit einer klaren und kompromißlosen Ausrichtung auf weltanschaulichem Gebiet, vor allem deren, die mit der Führung und Erziehung der jungen Generation beauftragt sind. Das wird um so leichter sein, je tiefer der einzelne auch zu den Quellen der tatsächlichen Erkenntnisse, aus denen unsere weltanschauliche Haltung herausgewachsen ist, verstäßt. Aber Vorsicht! Nicht alle Quellen sind rein und genießbar. Der Feind schreibt mit!

Gerd Eckert:

Film auf schiefer Bahn

Wenn die Filmproduktion früher schlechte Filme machte, pflegte sie sich damit zu entschuldigen, daß sie auf den Publikumsgeschmack, der es angeblich so wollte, hinwies. Dr. Goebbels hat dieses Argument, das lediglich der Bequemlichkeit und Geistlosigkeit entsprang, von Anfang an nicht gelten lassen, und eine Reihe von Umfragen haben bewiesen, daß das Publikum sich im Gegensatz zu der Annahme der Filmhersteller gerade für den guten Film entscheidet. Sechs Zeitungen haben während des letzten halben Jahres die Frage an ihre Leser gerichtet, welche Filme ihnen am besten gefielen. Die Ergebnisse sind so ausschlufreich, daß jeweils die sechs an erster Stelle stehenden Filme hier genannt werden sollen:

„Samburger Tageblatt“:

1. Triumph des Willens,
2. Der alte und der junge König,
3. Episode,
4. Elisabeth von der Pfalz,
5. Rasterade,
6. Das Mädchen Johanna.

Mitteldeutsche Zeitung — „Saale-Zeitung“:

1. Der alte und der junge König,
2. Friesennot,
3. Triumph des Willens,
4. Mazurka,
5. Episode,
6. Regine.

„Karlruher Tageblatt“:

1. Episode,
2. Der alte und der junge König,
3. Trenner-Filme,
4. Kreuzritter,
5. Rasterade,
6. Regine.

„Kasseler Neueste Nachrichten“:

1. Mazurka,
2. Schwarze Rosen,
3. Genter, Frauen und Soldaten,
4. Der höhere Befehl,
5. Vergißmichnicht,
6. Friesennot.

„N.S.Z. Rheinfront“:

1. Friesennot,
2. Genter, Frauen und Soldaten,
3. Der alte und der junge König,
4. Mazurka,
5. Elisabeth von der Pfalz,
6. Episode.

„Nordische Rundschau“:

1. Friesennot,
2. Mazurka,
3. Vergißmichnicht,
4. Traumus,
5. Der höhere Befehl,
6. Schwarze Rosen.

Dieses Ergebnis bedeutet ein fast geschlossenes Bekenntnis der Kinobesucher zum künstlerischen Film. Von den 36 Filmen, die hier insgesamt genannt wurden, sind 15 solche, die von der Filmprüfstelle das höchste Prädikat — „künstlerisch und staatspolitisch besonders wertvoll“ — erhielten, und 12, die mit dem Prädikat „künstlerisch wertvoll“ ausgezeichnet wurden. Nur 9 Filme sind solche ohne besondere Hervorhebung, darunter bedauerlicherweise auch viermal der jüdische Film „Episode“, dann weiter je zweimal „Henker, Frauen und Soldaten“ und „Vergiftmeinnicht“, die jedenfalls über dem Durchschnitt des üblichen Unterhaltungsfilms stehen, und als einziger ausländischer Film „Kreuzritter“. Dadurch, daß die Ergebnisse bei sechs verschiedenen Zeitungen — davon drei Blättern der Partei — in allen Teilen des Reiches annähernd gleich sind, läßt sich aus diesen Umfragen die Schlussfolgerung ziehen, daß es den angeblich schlechten Publikumsgeschmack — wenn es ihn je gegeben hat — nicht mehr gibt. Der wertvolle Film hat auf der ganzen Linie gesiegt. Am besten schneidet dabei im ganzen „Der alte und der junge König“ ab, dem „Friesennot“ folgt, und auch „Mazurka“ wird mehrfach genannt. Während „Der alte und der junge König“ noch aus der vorjährigen Produktion stammt, stand der Film „Friesennot“ im engsten Wettbewerb um den Nationalen Filmpreis des 1. Mai 1936. Der an diesem Tage ausgezeichnete Film „Traumulus“ ist nur in der Umfrage der „Nordischen Rundschau“ zu finden, da er erst Ende Januar 1936 uraufgeführt wurde und somit für die anderen Umfragen, die etwas früher lagen, zu spät kam.

Die Bedeutung des Films „T r a u m u l u s“ liegt darin, daß er ein einmaliges Geschehen so gestaltet, daß seine ethische Schlussfolgerung Allgemeingültigkeit erlangt. Es ist trotz des Selbstmordes keine Jugendproblematik im früher üblichen Sinne, sondern die Jugend steht hier im Kampf gegen ein engstirniges Spießertum, dem sie freilich noch keine neue vorwärtsweisende Geisteshaltung entgegensetzen kann. So führt auch der Mut zum selbständigen Handeln den Primaner Sedlitz in den Tod — aber dieser Tod weist dem Professor Niemeyer, dem „Traumulus“, den Weg zur Erkenntnis der wahren Lebensaufgabe. Dadurch bleibt Carl Froehlichs Film nicht in einer treffend gelungenen Karikatur der Vorkriegszeit stehen, sondern zeichnet darüber hinausführend ein neues Ideal. Man wird das Hauptgewicht des Films in seiner Hervorhebung des Themas der Erziehung sehen müssen — in diesem Punkte vermag er auch noch manchen Erscheinungen unseres heutigen Schullebens einen Spiegel vorzuhalten. Die Verbindung von Schauspielkunst, Kameraführung und überlegter Regie macht diesen Film so einheitlich wie keinen zweiten der vergangenen Spielzeit. Fast vergißt man darüber die große Bedeutung, die in diesem Film dem Dialog zugefallen ist, der zum Träger nicht nur des Geschehens, sondern auch der leitenden Idee wird. Er ist oft fast wörtlich dem gleichnamigen Drama von Arno Holz entnommen, nach dem der Film entstand. So ist er zugleich Ausdruck einer wesentlichen Richtung, die das Filmschaffen heute genommen hat und die im Durchschnitt nicht zu seinem besten ist.

Mehr und mehr geht nämlich der Film dazu über, mit seinen Mitteln bereits vorhandene literarische Stoffe wiederzugeben. Waren es 1933 nur 28,7 Prozent der deutschen Filme, die auf Literaturwerke zurückgingen, so stieg

aufnahmen recht seltsam neben einer höchst unnatürlichen Handlung aus, die zwar gegen 1928 etwas gemildert, aber bei weitem nicht vollkommen entkittelt war. Wenn es Leute gibt, die Agnes Günthers Roman als Dichtung ansehen, so läßt sich das noch damit entschuldigen, daß hier wenigstens die inneren Regungen der Menschen selbst zur Darstellung kommen — der Film aber, der nur Handlung geben kann und nicht ihre seelische Ursachen, ist beim besten Willen nicht ernst zu nehmen.

Neben dieser Uebernahme literarischer Stoffe steht als zweites Kennzeichen unserer heutigen Filmproduktion die erfreuliche Hinwendung zum Volksstück. Es hat sich auf verschiedene Dialekte ausgedehnt, die bisher im Film noch nicht umfassend zur Darstellung kamen. „Ehestreit“ spielte im bayerischen, „Wenn der Hahn kräht“ im norddeutschen Bereich. Aus dem Berliner Alltag erwuchs der „Kraß im Hinterhaus“, und sächsisch-erzgebirgische Stimmung war aus „Kater Lampe“ zu spüren. Die Landschaft und ihre Menschen gaben dem Masurenfilm „Junges Blut“ von Kurt Skalden seine Eigenart. Mit Ausnahme des letzten Filmes gingen leider auch diese bewußt volkstümlich angelegten Filme vom Volksstück des Theaters aus. Sie zeigen den Mut zu einer lebensnahen Derbheit, der jedoch keinesfalls dahin führen darf, daß gewisse saftige Gebrauchsworte zum unentbehrlichen Stimmungsrequisit des Films werden. Man merkt diesen Volksfilmen nicht selten an, daß ihre Hersteller noch nicht ganz in der neuen Umgebung heimisch sind, und so machen sich immer einmal Verzeichnungen bemerkbar. Im „Kater Lampe“ wird sehr unnötig eine Szene in einem übervornehmen Hotel, wie man es im Erzgebirge vergeblich sucht, gebracht; ebenso fällt der Trinkgelbeiser des Knechtes in „Wenn der Hahn kräht“ aus dem Rahmen. Die Witwe Bod und ihre Tochter treten im „Kraß im Hinterhaus“ etwas zu gepflegt auf, um ganz echt zu wirken. Und die Neigung, einer Entscheidung zwischen Gut und Böse aus dem Weg zu gehen, verwässert den an sich schon mißlungenen Ausklang von „Junges Blut“. Aber wenn wir hier auch Mängel feststellen, so ist doch auf diesem Gebiet noch der erfreulichste Geist im ganzen Filmwesen zu erkennen. Rein Zweifel — von hier aus werden dem neuen deutschen Filmstil fruchtbare Einflüsse zukommen können.

Die dritte Richtung, in der sich unser Filmschaffen bewegt, ist die des groß angelegten Unterhaltungsfilms für den internationalen Geschmack. Wir finden hier den „Großfilm“ seligen Andenkens — wie „M“, „F. P. 1 antwortet nicht“, „Der Kongreß tanzt“, „Die Herrin von Atlantis“ — der früher mit seiner Herstellungsumme und seiner Darstellerzahl für sich Stimmung machte und heute seinen Anspruch auf künstlerische Wertung immer wieder betont. Diese Filme werden mit einem erheblichen Kostenaufwand, der bis zu einer Million Mark und darüber geht, produziert und sind neben einer großen Verbreitung im Inland vor allem auf den Absatz im Ausland zugeschnitten. Sie sind daher mit großem äußeren Aufwand gearbeitet, aber es fehlt ihnen zumeist nicht nur die nationale Eigenart, sondern auch ein ausgesprochener Stil, denn es ist eine Ware, die Millionen Menschen aller Art etwas sagen soll. Filme solchen Zuschnitts sind „Savoy-Hotel 217“, „Der Kurier des Zaren“, „Senker, Frauen und Soldaten“,

„Schwarze Rosen“. Den vollendetsten Ausdruck fand diese Filmgattung bisher in Willy Forsts „Mazurka“.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß der Stoff des Films „Mazurka“ ausgesprochen gestrig anmutet, daß es — erzählt — eine Hintertreppenatmosphäre ist, die von ihm ausgeht. Aber mehr als bei jeder anderen Kunstform tritt im Film der Stoff in seinen Einzelheiten hinter der Form zurück. Und sie ist hier mit einer eindrucksvollen Virtuosität gehandhabt. Da ist kaum ein Meter Film zu viel, da atmet jede Szene die Stimmung, die sie braucht, und da geht von den Schauspielern die Wirkung aus, durch die sie lebendig erscheinen. Dieser Film ist wirklich ein geschlossenes Werk, weil er seine Mittel beherrscht und jedes von ihnen richtig einsetzt, weil die Folge von Bildern nicht zur schematischen Wiedergabe eines Geschehens benutzt ist, sondern aus ihren Möglichkeiten heraus der Stoff seine Gestaltung erfahren hat.

Wie wenig auch ein großer Aufwand einen Film zu tragen vermag, wie er leer bleibt, wenn er nicht zwingend gestaltet ist, zeigen „Die letzten Vier von Santa Cruz“, für deren Herstellung extra eine mehrwöchige Expedition nach Teneriffa und Paris unternommen worden war. Die Spannung, die er vermitteln wollte, fehlte, weil er nicht den Mut hatte, wirklich abenteuerlich bis ins letzte zu sein. Selbst die Echtheit des Pariser Börsen- und Gesellschaftslebens ließ kühl, denn es fehlte die Formung, nötigenfalls die Karikatur. Nichts ist gefährlicher, als wenn ein solcher Film Dramatik und darüber hinaus Klarheit vermissen läßt — beides war hier der Fall.

Die Frage liegt nahe, wo die Schuld zu suchen ist, wenn ein Film, auf den erhebliche Summen verwendet werden, so daß er eigentlich in jeder Hinsicht vollkommen gestaltet werden könnte, unbefriedigt läßt und zahlreiche Mängel aufweist — eine Tatsache, die bei einer großen Zahl von Filmen zu beobachten ist. Sie ist leicht zu beantworten. Zu einem Kunstwerk gehört nicht nur Geld, sondern auch schöpferische Kraft und — Zeit. Solange Filme am laufenden Band geschrieben und hergestellt werden, kann die Filmkunst nicht wachsen. Es ist kein Ausnahmefall, daß bei Drehbeginn eines Films noch nicht einmal ein fertiges Drehbuch vorliegt und daß die Schauspieler auch ihre Rolle noch nicht kennen. Und in welcher kurzen Zeit ein Drehbuch entstehen muß, wie ein wirkliches Wachstum aus der Tiefe künstlerischen Schaffens unmöglich gemacht wird, sei nur nebenbei erwähnt. Dort, wo — wie bei Willy Forst, Luis Trenker und zum Teil bei Gerhard Menzel — das Drehbuch wirklich allmählich gereift ist, zeigt sich schon aus dieser Tatsache eine Ueberlegenheit des Films. Selbstverständlich muß der Regisseur als der ausschlaggebende Künstler des Films schon an der Herstellung des Drehbuchs beteiligt sein, muß er den Stoff rechtzeitig in allen Einzelheiten kennen, um ihm wirklich die richtige Form geben zu können. Eine solche Forderung ist im heutigen Filmbetrieb keine Selbstverständlichkeit. Was dem Filmschaffenden fehlt, ist die Ruhe der sorgfältigen Vorbereitung und die Durcharbeitung in allen Einzelheiten. Auch ein guter Roman entsteht nicht in wenigen Wochen und Monaten, sondern wächst allmählich — ein Film ist ein viel komplizierteres Gebilde, und gerade er soll feltamerweise so schnell wie möglich fertig

werden. Dieser Widersinn trägt die Schuld, wenn der Mehrzahl unserer Filme das Zeichen der Unreife anhaftet.

Von seiten der staatlichen Stellen ist die Schädlichkeit dieses Zustandes durchaus erkannt worden. Er hatte seine Ursache zu einem Teil in der Arbeitsweise der Filmproduktion: Sie war acht Monate, in denen alle Filmschaffenden aufs Außerste und oft über ihre Leistungsfähigkeit beansprucht waren, mit Hochdruck tätig, um in den Monaten Dezember bis März so gut wie ganz still zu liegen. Das geschah, um die Filme, die vom April ab uraufführungsbereit gewesen wären, nicht im Sommer, in der Zeit des geringeren Kinobesuchs, auswerten zu müssen und anderseits nicht bei einem Liegenlassen des Films bis zum Herbst einen Zinsverlust des angewandten Kapitals in Rechnung setzen zu müssen. Rein wirtschaftliche Erwägungen diktierten also, wie man sieht, die Gesetze eines Kunstwerks. Planwirtschaftliche Maßnahmen der Reichsfilmkammer werden dazu führen, in Zukunft eine gleichmäßigere Verteilung der Produktion auf das ganze Jahr zu erreichen. Man hat — die einzige Methode, mit der diese Herren zu fassen sind — den in den arbeitsarmen Monaten produzierenden Firmen finanzielle Erleichterung in Aussicht gestellt, die zweifellos die erwünschte Wirkung haben werden. Es wäre jedoch verfehlt, von einer solchen Maßnahme nun eine restlose Gesundung des Filmschaffens zu erwarten — dazu hat die Mißachtung einer wirklichen schöpferischen künstlerischen Arbeit zu sehr eingeriffen. Erst wenn sich allmählich die entsprechenden Begabungen durchsetzen und ihre selbständige Stellung zu behaupten verstehen — wie es wieder bei Willy Forst und Luis Trenker der Fall ist —, wird ein Wandel einsetzen und der Film ein neues Gesicht erhalten, wird er zur Kunst werden.

Bis dahin aber sind auch an den jetzigen Filmbetrieb aus dem Geiste des Nationalsozialismus heraus ganz eindeutige Forderungen zu stellen, deren Berechtigung unleugbar ist. Der Filmstoff muß aus dem Leben des Alltags erwachsen und darf nicht Operettendynastien und Wunschträume widerspiegeln. Die Flucht in die Historie ist tatsächlich eine Flucht, ein Ausweichen vor den Fragen der Gegenwart, die so viele Möglichkeiten bietet. Der Kostümfilm, der vorläufig überwunden zu sein scheint, war nichts als eine Unehrlichkeit, denn er legte der Vergangenheit in den Mund, was man aus der Gegenwart zu gestalten nicht den Mut hatte. Und so muß auch die Filmproduktion in Serien ein Ende finden. Neben Wien steht Rußland heute in vorderster Linie. Dort oder wenigstens um russische Menschen spielten zuletzt „Friesennot“, „Stjenka Rasin“, „Savoy Hotel 217“, „Henker, Frauen und Soldaten“, „Anna Karenina“, „Die Leuchter des Kaisers“, „Der Kurier des Zaren“, „Der Favorit der Kaiserin“, „Schwarze Rosen“, „Der Abenteurer von Paris“ — zehn Filme! Wir brauchen dagegen Filme aus dem Alltag, aus unserem Leben: der Weg eines städtischen Siedlers aufs Land, das Schicksal eines Arbeiters über politische Verhezung, Arbeitslosigkeit und neuen Lebensinhalt, ein Ferienerlebnis junger Menschen oder auf Wanderschaft, der Film eines neuen Studententums, ein Film um die Gestaltung einer Ehe mit ihren Freuden und Leiden, Filme schließlich aus dem Erlebnis des

Arbeitsdienstes und der Wehrmacht. Die Themen liegen so nahe, aber niemand gibt ihnen Gestalt.

Denn es genügt nicht, den Stoff zu haben, er muß auch der eigenen Form des Films entsprechen. Sie ist heute erst in Ansätzen zu ahnen. Wir wissen, daß Film kein photographiertes Theater sein darf, aber die Mehrzahl unserer Filme ist in Wahrheit nichts anderes. Statt aus dem bewegten Bild entwickeln sie ihre Handlung aus dem Wort. Gestaltung nicht nur des Bildausschnitts und -ablaufs, sondern auch der einzelnen Elemente des Tons führt zu dem eigenen Stil des Films.

Freilich wird dieser Stil nicht zu finden sein von der Verfilmung literarischer Werke aus, sondern allein dort, wo ein Stoff von Anfang an unter Beziehung auf den Film erlebt ist. Die eigene Form des Films geht über einen Stoff, der von sich aus filmisch sein muß. Wenn in diesem Zusammenhang die Hoffnung auf den Filmdichter ausgedrückt wird, so ist darunter nicht ein Mann zu verstehen, der lesbare Werke schreibt, sondern einer, der die Stoffe so sieht und gestaltet, wie es der Film erfordert, und der von sich aus dem Regisseur eine große Vision vermittelt.

Der Film von heute hat mit wenigen Ausnahmen weder lebensnahe Themen, noch einen eigenen Stil, noch eigene, aus seinen Möglichkeiten geborene Stoffe. Es fehlt ihm die Ehrfurcht, die zu jedem künstlerischen Schaffen gehört, und so ist es kein Wunder, daß uns von den Filmen des letzten Jahres die wenigsten als Erlebnisse, als beachtliche Leistungen nur, in Erinnerung blieben. Und dabei findet die Filmindustrie im nationalsozialistischen Staate für jedes neue Wollen eine Unterstützung, wie sie wohl noch nie und nirgends in der Welt vorhanden war. Aber sie erkennt noch immer nicht die Verpflichtung, die ihr daraus erwächst. Alles Leben verläuft nicht in einer Ebene, sondern nach oben oder nach unten. So erfuhr 1933/34 das Filmwesen eine erfreuliche Höherentwicklung in seiner stofflichen Gestaltung. Heute aber befindet sich der Film auf einer schiefen Bahn. Sie kann auch wieder aufwärts führen. Darauf warten wir!

Randbemerkungen

Das „lodende“ Ziel

Jahrelang galt dem Europäer Amerika als das „lodende“ Ziel. Die Auswanderung nach USA war eine Erscheinung, die selbst nach dem Krieg nicht einmal durch Kontingentregelungen und Quotenfäße abgedämmt werden konnte. Man sprach ganz allgemein von einer „Europamüdigkeit“ und

traf damit recht gut die Anschauung, die in weiten Kreisen verbreitet war.

Von 1900 bis 1910 wanderte in Amerika aus Europa jährlich über eine Million Menschen ein. Einen solchen Zustrom konnte Amerika selbst in der Zeit der „Prosperity“ nicht mehr aufnehmen. Es setzte 1923 eine Einwanderungsquote von 357,803 fest, die

aber um gut 50 Prozent überschritten wurde, denn es wurden 522,919 Einwanderer gezählt. 1927 sehen wir ein ähnliches Bild. Die Jahresquote beträgt 164,667 und die Einwanderung 335,175. Eine Uberschreitung der Quote um 100 Prozent! Bis 1930 ändert sich diese Lage nicht. Die Quote wurde mit 153,713 festgesetzt. Die Einwanderung betrug 241,700. Eine Uberschreitung von rund 70 Prozent.

Nun aber beginnt eine Entwicklung, von der man in der Allgemeinheit noch viel zu wenig Kenntnis genommen hat. Die USA setzt Einwanderungsquoten fest, aber diese Quoten, obwohl sie nicht höher sind als früher eher niedriger, werden garnicht in Anspruch genommen. Man will nicht mehr nach Amerika auswandern. USA ist plötzlich kein „loderndes“ Ziel mehr. . . .

Wir erkennen dies am deutlichsten, und wir müssen sagen, es wirkt wie eine Demonstration, wenn wir die Quoten- und Einwanderungszahlen von 1931 bis 1934 hübsch säuberlich nebeneinander stellen:

	Erlaubte Quote	Tatsächliche Einwanderung
1931	153,714	97,130
1932	153,831	35,576
1933	153,831	23,068
1934	153,774	29,470

Das heißt nicht mehr und nicht weniger, als daß oft nicht einmal 20 Prozent der erlaubten Einwanderung tatsächlich beansprucht wurde. Man kann die Menschen, die nach USA wollen bald mit Namen anführen, wenn es so weiter geht. . . .

Die Gründe für diese Umkehr von Amerika sind sicherlich verschiedenartig. Sicherlich haben die Europäer keine allzu große Lust in ein Land auszuwandern, das mehrere Millionen Arbeitslose hat. Aber das wäre

allein ein zu materialistischer Grund. Und wir glauben nicht daran, das bevölkerungspolitische Bewegungen nur von der Seite aus zu erklären sind.

Wir glauben vielmehr, daß obige Entwicklung ein Symptom ist. Ein Symptom der Selbstbefinnung des Europäers. Und darum, nur darum ist es aufzeichnenswert.

b. w.

Seltige Gleichhaltung

Im Jahre 1928 erschien eine Schrift von Dr. E. Reer: „Bruno Bauch als Philosoph des vaterländischen Gedankens“, in der die Philosophie Bauchs als eine besondere Ausprägung des nationalen Geistes gepriesen wird. In ihr findet man die ganze seit Fichte immer neu aufgewärmte Ideologie des bürgerlichen Patrioten, der vor der Machtübernahme zu den Gegnern des Nationalsozialismus gezählt hat.

Im Jahre 1935 erschien eine Schrift von Dr. E. Keller: „Die Philosophie Bruno Bauchs als Ausdruck germanischer Geisteshaltung“ (Verlag Kohlhammer, Stuttgart), in der die Philosophie Bauchs als besonders eindringliche Selbstdarstellung des germanischen Geistes gepriesen wird. Dieselbe Ideologie wird nun in den Grundtendenzen des germanischen Denkens wiedergefunden und in sie hineingedeutet. Diese Ideologie ist nunmehr tragisch-heroisch. Sie soll uns beweisen, welche Haltung uns „artgemäß“ sei.

Wir weisen diese geistige Gleichhaltung energisch zurück. Unsere Haltung bestimmen wir selbst und brauchen darüber keine Belehrung, insbesondere nicht von der Seite des patriotischen Bürgertums. Udo.

Hauptgeschäftler: Günter Kaufmann (s. Zt. in Urlaub). Schriftleitung: Dr. Karl Lapper, Stellvertreter, und Wilhelm Uermann. Anschrift: „Wille und Macht“, Reichsjugendführung, Berlin NW 40, Kronprinzenufer 10. Tel. D 2 5841. Verlag: Deutscher Jugendverlag G. m. b. H., Berlin W 35, Lützowstr. 68, Tel. B 2 Lützow 2006. — Verantwortl. für den Anzeigenteil: Kurt Otto Urnh, Berlin. — D. M. II. Bf. 36: 14 850. Bl. Nr. 5. — Druck: Theodor Abb Buchdruckerei, Berlin SW 68. „Wille und Macht“ ist zu beziehen durch den Deutschen Jugendverlag oder jede deutsche Buchhandlung sowie durch die Post. Postbezug vierteljährlich RM. 1.80 zuzügl. Bestellgeld. Bei Bestellung von 1 bis 3 einzelnen Nummern bitte den Betrag in Briefmarken beizulegen, da Nachnahmezahlung zu teuer ist und diese Bestellung sonst nicht erledigt werden kann. Massenbezug durch den Verlag laut besonderen Bezugsbedingungen.

Left und verbreitet
„Wille und Macht!“



F. Hoffstätter, Bonn
Email-Abzeichen, Medaillen für
Sportfeste
**Plaketten für Aufmärsche,
Gedenkfeiern usw.**
Fernruf 2110, Postfach 85
Vertragslieferant der RZM. Nr. 15

Soeben erschien:

Hans Christoph Raergel
Einer unter Millionen

Roman

Hans Christoph Raergel schrieb mit diesem Amerika-Roman sein erlebnisstärkstes Buch. Vor dem Hintergrund der Wollenträger New Yorks, inmitten einer pausenlos abrollenden, meisterhaft geführten Handlung, die alle Höhen und Tiefen des Erlebens durchläuft, eingehüllt in die Erzählung einer Liebe, die zu den innigsten und zartesten unserer Dichtung gehört, entwickelt sich um Martin Winded, den in den Krisenjahren der Systemzeit abgebauten Banbeamten aus Waldenburg, ein deutsches Schicksal, wie es Tausenden und aber Tausenden widerfuhr. Zwar schlägt sich Winded drüben leidlich durchs Leben: heute Tischler, morgen Totengräber, dann Stalljunge und Milchkutcher, zwar gibt ihm die Fremde, was ihm die alte Heimat für immer zu verweigern schien: Arbeit und Leben. Aber er wird nicht glücklich dabei. Denn erst jetzt, erst hier im fremden Land, im Strom der Weltstadt fühlt er, wie tief er Deutschland liebt und daß er sich nie von ihm lösen kann, um Amerikaner zu werden. Autobiographische Züge sind diesem Schicksal mannigfach verflochten. So gewinnt dieses neue Werk des bekannten schlesischen Erzählers eine besondere Bedeutung als das Lebensbekenntnis eines Mannes, den Grenze und Ausland seinem Volkstum zutiefst verwurzeln ließ.

Pappband RM. 3,60 / Ganzleinen RM. 4,80

Zeitgeschichte

Verlag und Vertriebs-Gesellschaft m. b. H., Berlin W 35



Der Braune Buch-Ring

Die Buchgemeinschaft unserer Zeit

Die im Braunen Buch-Ring zusammengeschlossenen Männer und Frauen sehen im Buch das wirksamste Mittel, die nationalsozialistische Weltanschauung zu vertiefen und das wiedergewonnene deutsche Lebensgefühl zu stärken.

Der Braune Buch-Ring bringt grundsätzlich nur Erstveröffentlichungen, also keine Nachdrucke und keine Neuauflagen bereits erschienener Werke, und unterscheidet sich dadurch von allen anderen deutschen Buchgemeinschaften.

Der Braune Buch-Ring zählt Zehntausende deutscher Volksgenossen aller Stände und Berufe zu seinen Mitgliedern.

Der Braune Buch-Ring liefert für den geringen Monatsbeitrag von nur 1,15 RM. jährlich 4 umfangreiche, wertvolle Bücher sowie 24 Hefte der reich bebilderten Zeitschrift „Der Braune Reiter“.

Der Braune Buch-Ring nimmt zu jeder Zeit neue Mitglieder auf. Ein Eintrittsgeld wird nicht erhoben.

Auch Ihr Buchhändler besorgt Ihre Anmeldung.

An den Braunen Buch-Ring
Berlin W 35, Lützowstraße 66

Sch bitte um kostenlose und unverbindliche Zusendung von Druckschriften.

Name:

Beruf:

Ort und Tag:

Straße:

Nach Gebrauch zurück
Hauptarchiv der NSDAP
Abt. Jugendbewegung

...nach zurück an:
...N.S.D.A.P.

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend



In dem Inhalt:

v. Tschammer / Die Feste des Friedens

Baumler / Jahn - der Begründer der politischen Leibeserziehung

Schlünder / Die körperliche Erziehung in der F.

Kries / Zwischen Heimat und Ausland — Brockmeier / Die Seele der deutschen Landschaft
Hocke / Plauderei um das Militär der anderen — Kaufmann / Der deutsche Abgeordnete —
Vierz Männer vor alten Problemen — Kleine Beiträge — Neue Bücher — Sport

Olympia-Doppelheft

Digitized by Google

Halbmonatsschrift / Heft 14/15 Berlin, 15. Juli/1. Aug. 1936 Preis 60 Pf.

Inhalt

Beleitwort	von Eschammer und Osten Reichsportführer
Sahn — der Begründer der politischen Leibeserziehung .	Alfred Baeumler Direktor des Instituts für politische Pädagogik a. d. Universität Berlin
Die körperliche Erziehung in der Hitlerjugend . . .	Ernst Schlünder Leiter des Amtes für körperliche Er- ziehung i. d. Reichsjugendführung
Die Staffel	Willi Fr. Königer
Zwischen Heimat und Ausland	Wilh. von Kries, London
Die Heimat	Friedrich Hölderlin
Die Seele der deutschen Landschaft	Wolfram Brockmeier
Plauderei um das Militär der anderen	Wilmont Saacke

Außenpolitische Notizen:

Der deutsche Afford	Günter Kaufmann
Neue Männer vor alten Problemen	Rolf Gutmann, Warschau

Kleine Beiträge:

Gefährdetes Deutschtum an den Grenzen
Zwischen Schwarz und Weiß
„ . . . andenklich der Lippoldsberger Tagung“
Dramaturgische Bemerkungen zu den Heidelberger Festspielen
Geist und Staat — Gegensätze?

Neue Bücher

Bildbeilage: „Olympischer Geist“ (Aufnahmen: Scherl 5, Schirner 2, Weltbild 1)

Wille und Macht

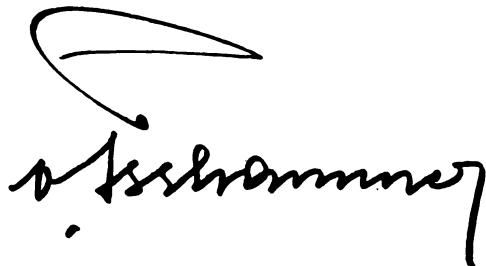
Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

Jahrgang 4

Berlin, 15. Juli/1. August 1936

Heft 14/15

Olympische Spiele und deutsche Leibeserziehung, — bisher galten beide als unvereinbare Gegensätze. Mit dem Anbruch des nationalsozialistischen Reiches begann auch der Wandel der sportlichen Geister zu einem Denken, das sicher in der nationalsozialistischen Weltanschauung wurzelt und weit genug ist, die großen Ereignisse der Welt zu verstehen und sich für sie einzusetzen. Ein Reich, das in sich geschlossen nach den Gesetzen seines eigenen Volkstums lebt, ist weitherzig genug, die Volkstümer der Welt zu verstehen und ihre Belange zu begreifen. Deutschland freut sich darauf, alle Völker der Welt bei sich zu Gaste zu haben und mit ihnen ein Fest der Jugend zu feiern, ein Fest, das Symbol unserer grundsätzlichen Haltung ist: Ehre und Friede! Stolz ein Deutscher zu sein, friedlich mit den Völkern der Welt zu leben und kameradschaftlich mit ihnen die Feste des Friedens zu feiern — das ist die Haltung der nationalsozialistischen Sportler.



Adolf Hitler

Alfred Baeumler:

Jahn — der Begründer der politischen Leibeserziehung

In der Epoche der preußischen Reformzeit stehen nach überlieferter Auffassung die Staatsmänner und die Professoren hell beleuchtet im Vordergrund der Ereignisse; im Hintergrund werden die großen Generale sichtbar, und zwischen den beiden Gruppen treiben sich einige Individuen herum, unter ihnen Görres und Jahn. Es ist nicht schwer zu sehen, wie genau diese scheinbar selbstverständliche Anordnung der nationalliberalen Auffassung entspricht, daß es sich bei der aus dem Absolutismus des 18. Jahrhunderts herausführenden Reform im Tiefsten um die Veröhnung des preußischen Staatsgeistes mit der „klassischen“ Bildung von Weimar gehandelt habe (Treitschke). Die Diplomaten und Beamten stehen für den preußischen Staat, die Professoren (und neben ihnen die Dichter) stellen die deutsche Bildung dar. Stein und Hardenberg nehmen mit Scharnhorst und Gneisenau die eine Seite des geschichtlichen Vordergrundes ein — Fichte, Schleiermacher, Steffens, Arndt und Humboldt die andere.

Die Unzulänglichkeit und Falschheit dieser Gruppierung wird noch nicht dadurch überwunden, daß man z. B. Arndt richtiger beurteilt. Einen Namen mit größerem Nachdruck nennen, ändert an dem Gruppierungsprinzip des Ganzen gar nichts. Eine tiefere Einsicht ergäbe sich erst dann, wenn wir die Wirkungsweise der geistigen und politischen Führer jener bewegten Zeit unbeeinflusst von den verengenden Auffassungen der Vergangenheit richtig zu beurteilen verständen. Unter „Wirkungskreis“ wäre dabei nicht das gleichsam technisch abgrenzbare Gebiet der Wirksamkeit, das Tätigkeitsfeld des Einzelnen zu verstehen (Diplomatie, Militärwesen, Wissenschaft), sondern jene Sphäre, der durch die lebendige Persönlichkeit und ihre Aktivität hervorgebracht und erfüllt wird. Versucht man eine Einteilung unter diesem Gesichtspunkt vorzunehmen, so treten ganz selbstverständlich Stein und Scharnhorst an die Spitze: von ihren besonderen Aufgaben her ergreifen und bewegen diese beiden Führerpersönlichkeiten das Ganze. Ihre Wirkungssphären sind eben so tief wie umfassend; von ihnen wird die Epoche geprägt. Ganz anders verhält es sich mit den Männern, die lange Zeit hindurch an der Spitze der Geschäfte stehen, wie der Staatskanzler Hardenberg, und die scheinbar den Gang der Ereignisse bestimmen haben. Obgleich diese Männer, denen mit einem Teil seines Wesens auch Wilhelm von Humboldt angehörte, die Dinge zu lenken vermeinen, stets im Brennpunkt der Ereignisse stehen, immer „informiert“ sind, geht doch das eigentliche Geschehen in einer fast geheimnisvoll zu nennenden Weise an ihnen vorüber. Sie prägen die Epoche nicht, sie besorgen nur ihre Geschäfte. Nicht sie sind es, die die Herzen der Menschen bewegen und lenken — ihre Wirkung ist auf einen begrenzten, wenn auch internationalen Kreis von Menschen eingeschränkt. Eine ungeheure Kluft trennt sie, die der Tatsächlichkeit des Geschehens so nahe sind, von der menschlichen und geschichtlichen Wirklichkeit der Ereignisse. Wer die Epoche nur nach ihnen, den „Staats-

männern“, und daneben etwa noch nach den Denkern und Dichtern beurteilte, der mußte, ins Große gesehen, notwendig irren: Denn er würde die lebendigen Kräfte übersehen, die in dieser Zeit neu ins weltgeschichtliche Spiel traten, und deren Mobilisation das eigentliche Ergebnis war, er würde sich an das halten, was aus nächster Nähe oder aus weitester Ferne sichtbar wird — die vollkliche Wirklichkeit des großen Ausbruchs bliebe ihm verborgen.

Nicht zu Unrecht sind gerade die Denker der Epoche im Urteil der Nachwelt neben Stein und Scharnhorst getreten, von denen sie im Dasein und der äußeren Wirksamkeit nach durchaus getrennt waren. Gleichwohl darf man die Wirkungssphären dieser Männer nicht überschätzen. Sie genießen den Vorzug, daß der Gedanke, durch den sie wirkten, heute noch ins Einzelne hinein nacherlebt und verstanden werden kann, während von Scharnhorst nichts übrig geblieben ist als der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht — und alle die tausend Einzelhandlungen und Entschlüsse, die ihn zum Führer seiner Zeitgenossen gemacht haben, heute kaum noch bekannt und verstehbar sind. Es liegt — oder lag — uns Deutschen nahe, die „Produktivität der Taten“ über der Produktivität des Denkens und Dichtens für gering zu achten. Deshalb ist hier der Begriff des Wirkungskreises eingeführt worden, der auf eine reale, mit der Ewigkeit des Gedankens verglichen scheinbar „vergängliche“, aber für das Gesamtleben des Volkes bedeutsame und mit ihrem Träger keineswegs untergehende Energie hinweist.

Nur unter dem Gesichtspunkt einer solchen Energie kann man der Wirksamkeit eines Jahn überhaupt ansichtig werden. Faßt man nur die Männer ins Auge, deren Tätigkeit im Staatlichen oder im Gedanklichen sichtbare Spuren hinterlassen hat, dann sieht man jenen ungeheuren Bereich des Wirklichen nicht, in welchem der von der Zeit und ihren unmittelbaren Aufgaben ergriffene Mensch als ein hoffender oder fürchtender, mutiger oder träger, tätiger oder leidender sich umhertreibt. In diesem Bezirk hat der Erzieher seinen Platz. In der Beeinflussung der Menschen aus dem tiefsten Miterleben des großen Zeitschicksals heraus, erschöpft sich die Tätigkeit Jahns — dieses dämonisch umgetriebenen, nie rastenden Mannes, der mit der ganzen Leidenschaft seines Wesens den Zeit- und Volksgenossen, ihrem Tun und Treiben, Wünschen und Denken zugewendet ist. Kein Bündnisvertrag, kein Friedensschluß, kein in der Wissenschaft epochemachendes Werk knüpft sich an seinen Namen — und doch repräsentiert dieser Name eine Welt. Noch immer sträubt sich eine bürgerliche Geschichtsschreibung gegen die Einreihung Jahns unter die Ersten seiner Zeit, weil sie die Bedeutung der unmittelbar eingreifenden Führerpersönlichkeit nicht versteht, sondern nur die Urheber diplomatischer oder militärischer Ereignisse oder aber wissenschaftlicher Systeme für voll nimmt. Jahn gehört nicht zu den Naturen, die sich in ein objektives Werk völlig ergießen, er bleibt mit seiner ganzen Person an die Wirkung auf gegenwärtige Menschen gebunden. Sein Werk und sein Leben sind eins. „Wer mein Leben kennt“, sagt er im Vorwort zum Deutschen Volkstum, „ahnt leichtlich mein Buch; und wer es liest und versteht, erkennt auch wieder mein Leben; das Buch ist nur ein Auszug meiner Welt.“ Solche Naturen, denen der

Augenblick mehr gehört als anderen, werden meist rasch vergessen. Solange sie am Leben sind, sammeln sich immer von neuem die Anhänger um sie; treten sie aber vom Schauplatz ab, so wird es still um ihren Namen. Eine Hirndeutung auf diese eigentümliche Wirkungsweise enthält das Wort: „Dem Mimen flücht die Nachwelt keine Kränze.“ Nicht nur Schauspieler, sondern auch Künstler, Dichter, Schriftsteller, Ärzte und Lehrer wirken manchmal nicht so sehr durch die objektive Leistung als durch ein unennbares Etwas auf die Zeitgenossen. Späterkommende verstehen diese Wirkung nicht mehr; sie erhalten dann die Erklärung: Man muß ihn gesehen haben, wenn er . . . Und nun folgt die Angabe einer bestimmten Situation oder die Wiedergabe eines Ausdrucks, irgend etwas, worin plastisch ein Mensch erscheint. Es ist die Anekdote, die übrig bleibt — das untrügliche Kennzeichen, das die wirkende Persönlichkeit zurückläßt.

Hinwiederum gibt es Naturen, die sich so völlig in ihr Werk verlieren, daß für die Anekdote kein Raum bleibt, es sei denn für die typische Anekdote eben dieser Verlorenheit. Es bedarf einer gewissen Atmosphäre, damit die lebendige Anekdote überhaupt entsteht; diese Atmosphäre ist nicht eine Folge der Größe einer Leistung, sondern gehört zu einer bestimmten Art Mensch. In der geschichtlichen Betrachtung und Wertung hat man diese Art Mensch bisher zu wenig gewürdigt. Die Zahl solcher von einer „Sphäre“ umgebenen Menschen ist sehr groß, und ihre Wirksamkeit ist bedeutend. Wir müssen für diese Art Mensch eine eigene Wirkungskategorie aufstellen. Grundlegend scheinen mir für diese Kategorie die Begriffe der Unmittelbarkeit und Gegenwartigkeit. Bisher hat man der historischen Wirkung fast ausschließlich unter der Form der Mittelbarkeit und der Fernwirkung, d. h. der Wirkung über eine vom Urheber losgelöste objektive Leistung hinweg, Beachtung geschenkt. Indem wir mit dem Begriff des Wirkungskreises einsetzten, haben wir diese Einseitigkeit aufgehoben und die Bahn für die Würdigung einer Erscheinung wie Jahn geöffnet.

Es ist einzigartig an Jahn, daß sein Wesen und sein Leben in stärkstem Maße subjektiv, „anekdotisch“ in dem angegebenen Sinne bleiben, und daß sie zugleich in den Bereich des Gegenständlichen, objektiv Geformten und Bleibenden hindüßpielen. Die Erfindung der politischen Leibesübungen ist keine staatliche Handlung, aber sie kommt geradezu der Schöpfung einer Institution gleich; das „Deutsche Volkstum“ läßt sich mit Fichtes „Naturrecht“ und Hegels „Rechtsphilosophie“ an Vollendung und Geschlossenheit nicht vergleichen — neben die „Reden an die deutsche Nation“ vermag es in jedem Augenblick zu treten — aber an geschichtlicher Bedeutung steht es keineswegs unter ihnen. So vereinigen sich in Jahn höchste Unmittelbarkeit und Gegenwartigkeit mit Objektivität und dauernder Wirkung, und diese Vereinigung allein genügt schon, seiner Persönlichkeit einen besonderen Platz zu sichern. Das Auftreten Schleiermachers, Fichtes und Hegels in der gebildeten Berliner Gesellschaft hält mit Jahn's führermäßigem Eingreifen in die deutsche Jugend keinen Vergleich aus. Hier steht nicht literarisch-philosophische Bildung gegen Unbildung, Form gegen Formlosigkeit, Maß gegen Unmaß,

sondern hier handelt es sich um verschiedene Weisen der geschichtlichen Wirkung. Man braucht nur den Namen Blücher zu nennen, um die Sphäre deutlich zu machen, der Jahn's Wirkungsweise angehört. „Marshall Vorwärts“ und „Turnvater Jahn“ — sie leben beide unter einem anekdotischen Spitznamen fort — wirkten durch ihre Erscheinung und durch das gesprochene Wort, nicht durch Bücher und Systeme.

Gerade der anekdotische Spitzname ist es jedoch, der im Falle Jahn die menschliche Erscheinung sogleich wieder zudeckt. Hinter dem Popanz des Turnvaters, des Alten mit dem Bart, verschwindet nicht nur der lebendige Charakter, sondern geht auch der Politiker und der Volkserzieher Jahn verloren. Die biedere Sprache, die altdeutsche Tracht, der Bart — und fertig ist der gefinnungstüchtige Schulmeister, der das dem Vaterlande und der Gesundheit so nützliche Turnen erfand. Der dämonisch-große Erzieher Jahn ist hinter dem Popanz verschwunden. Es gilt heute nicht, das Bild des „Turnvaters“ richtigzustellen, sondern es neu zu schaffen.

Bei Gelegenheit der 300jährigen Gedächtnisfeier der Reformation im Jahre 1817 hat Jahn zwei philosophische Ehrendoktor diplome erhalten. Das eine kam von der Universität Jena, das andere von der Universität Kiel. In dem letzteren wird er in bezug auf die Tiefe und Gewalt seiner Rede mit Luther verglichen. Einen lutherischen Mann könnte man ihn, wenn man nur an den Luther in Worms und vor dem Elstertore in Wittenberg denkt, wohl nennen. Aber mit höherem Recht können wir ihn als einen paracelsischen Mann bezeichnen. So wie Paracelsus die Natur erfährt: stets auf der Wanderung, stets in unmittelbarer Berührung mit Mensch und Tier, Pflanze und Gestein, so erfährt Jahn sein Volk und seine Zeit. Er ist der politische Paracelsus des deutschen Volkes; wie er hat vor ihm keiner erfahren, was Deutschland ist. In der Selbstcharakteristik, die Jahn seinen „Denknissen eines Deutschen“ eingefügt hat, ist die breite Erlebnisgrundlage, die zu seiner Wirksamkeit gehört, klar bezeichnet. „Er ist ungefähr 30 Jahr alt, lebt geschäftlos und amtlos bald bei seinen Eltern, die nicht reich und nicht arm zu nennen sind, dann wieder bei Freunden, wo er immer gern gesehen ist. Obgleich stets mit den Wissenschaften beschäftigt, hat die Welt wenig von ihm gesehen. . . In der neueren Zeit hat er sich sehr angelegentlich, wie ich auch nur sehr dunkel gehört habe, mit geschichtlichen Forschungen beschäftigt, um daraus Heilmittel hervorzufuchen, wie der Not und Bedrängnis des Vaterlandes abzuhelpen. — Er ist viel gereist und gewandert und daher, wie wir Deutsche das nennen, was einer durch Erlebnisse sich zu eigen macht — bewandert und erfahren. Deutschland kennt er von Grund aus, das deutsche Wesen schätzt er über die Massen, die deutsche Sprache hält er für die erste der Welt. . . Besonders weiß er sich die Herzen der Kinder anzueignen und wenn ers will, sind Knaben und Mädchen um ihn versammelt.“

Man denke sich den Bart fort (der von Jahn erst in den späteren Jahren getragen wurde) und man erhält auch rein physiognomisch eine gewisse Ähnlichkeit mit

Paracelsus. In Eulers Lebensbeschreibung Jahns findet sich folgende Geschichte: Der Münchener Physiolog Wolter sieht eines Tages eine Zeichnung nach dem Bilde Jahns von L. Heine. Er fährt darauf zu: „Wer ist das? Das ist ein Theosoph, ein Schwärmer, ein Freigeist! Wer ist das?“ Wie ich sagte: Jahn — da nahm er das Bild in die Hand und sagte: „Es ist mir sehr lieb, das Bild gesehen zu haben.“ Eine seltsame Charakteristik des beliebten Turnvaters — und doch ist kaum eine Kennzeichnung seines Wesens möglich ohne diese drei Begriffe: Theosoph, Schwärmer, Freigeist.

Jahn ist ein Theosoph, d. h. einer, der aus dem Allgrund herausdenkt. „Was Einzelheiten sammelt, sie zu Mengen häuft, diese zu Ganzen verknüpft, solche steigend zu immer größern verbindet, zu Sonnenreichen und Welten eint, bis alle sämtlich das große All bilden — diese Einungskraft kann in der höchsten und größten und umfassendsten Menschengesellschaft, im Volke, nicht anders genannt werden als — Volkstum.“ Das heißt das Volkstum an die Sterne knüpfen. Aber derselbe Mann, der diese Definition gibt, ist ein Realist, der die Dinge sieht wie sie sind, und der mit untrüglicher Sicherheit wirkliche Kräfte einzuschätzen und zu benutzen weiß. Jahn ist ein Schwärmer, d. h. einer, der aus eigener Seelenfülle heraus lebt und kraft dieser Eigenheit und Eigenmacht stets einen Schwarm von Anhängern hinter sich herzieht. Aber er ist auch das Gegenteil eines Schwärmers, denn er hat einen unbeirrbaren und unzerstörbaren Sinn für das Rechte, für das Gesunde und das Allgemeine. Jahn ist ein Freigeist: so kühn wie er hat keiner die Folgerungen aus dem gezogen, was uns Deutschen das Vaterland bedeutet. Sein Luthertum hat ihn nicht gehindert, sondern hat es ihm möglich gemacht, auf seine eigene Weise fromm zu sein. Er ist einer der freiesten und zugleich frömmsten Männern, die wir kennen.

Warum ist der Weg zu diesem paracelsischen Mann so schwer zu finden? Ich führe Sätze aus der ausführlichen Charakteristik eines ihm wohlgesinnten Zeitgenossen an. „Jahns Gefühl ist darin einseitig, daß es überwiegend auf das Handeln eingerichtet ist, überall sich mehr zur Aeußerung im wirklichen Leben hinneigt und also sich mehr als Besinnung äußert, als daß es sich selbständig um seiner selbst willen und unabhängig von anderen Geisteskräften ausgebildet hätte.“ So urteilt A. F. Bernhardi im Jahre 1818 über Jahns Charakter. Der von Bernhardi stammende amtliche Bericht an das preußische Ministerium über Jahn und das Turnen ist zusammen mit C. Th. A. Hoffmanns Bericht aus dem Prozeß des Jahres 1820 das Beste, was wir von zeitgenössischen Urteilen über Jahn besitzen. Beide Männer erkennen die Reinheit und die Eigenart des Mannes willig an, aber beide verwerfen gerade das, was in unsern Augen seine Stärke ausmacht: seinen Aktivismus und sein Führertum. Jeder Gedanke geht bei ihm unmittelbar in die Besinnung über, sagt tadelnd Bernhardi, und er vermischt zugleich die Vertrautheit mit der Welt der Kunst und der Welt des Altertums. Daß in dieser unmittelbaren Verbindung von Gedanke und Tatkraft ein besonderer Wert stecken könne, daß in ihr sich der politische Typus ausspricht, ahnt er nicht. Alles

läuft auf den Vorwurf der „Einseitigkeit“ hinaus, auf jenen ewig wiederholten Vorwurf der harmonisch Gebildeten gegen die Handelnden, der Kontemplativen gegen die, die mit ganzer Seele sich einsetzen. Wie seltsam berührt es uns, wenn auch der Dichter, der die Abgründe der Seele kennt, wenn auch E. Th. A. Hoffmann von dem Jugendführer nicht nur die reinste Gesinnung, sondern auch die völlige Ruhe und Leidenschaftslosigkeit des wahren Weisen verlangt. Man warf Jahn, der eine Schar politischer Kämpfer um sich sammeln wollte, in allem Ernste vor, daß er in den Knaben Dünkel erzeuge und einen schädlichen Rastengeist hervorbringe — als ob eine auserwählte Schar anders als durch Erweckung eines besonderen Selbstbewußtseins, von außen gesehen also eines „Dünkels“, gebildet werden könnte! Hestig, leidenschaftlich, wider seine Gegner erbittert nennt Hoffmann ihn so, „und was das Schlimmste scheint, mit sich selbst, mit seinen Ansichten und Meinungen nicht im Klaren.“

Hier, bei der „Unklarheit“, wird der erste Vorwurf sichtbar, der einer ernstern Prüfung bedarf. Einseitigkeit und Hestigkeit sind schließlich die politischen Kennzeichnungen der Restaurationsepoche für einen Aktivisten, der Ruhe nicht als die erste Bürgerpflicht anzuerkennen vermochte. Anders steht es mit dem Vorwurf der Unklarheit, zumal wenn er durch den Mann erhoben wird, der Jahn durch seinen gründlichen und klugen Bericht politisch entlastet hat.

Jahn war in seinem Handeln folgerichtig und klar, und ebenso in seinem Denken. Seine Ideen sind wohl manchmal gewaltsam und konstruierend, sie muten uns manchmal auch bizarr an — aber sie bewegen sich stets in einer und derselben deutlich erkennbaren Richtung. Zergliederung und Durcharbeitung der Gedankenmasse ist Jahns Sache nicht. Alles sammelt sich bei ihm um wenige Mittelpunkte, die untereinander in sachlichem Zusammenhang stehen. Wer diese Mittelpunkte einmal erfaßt hat, kann sich über Dunkelheit nicht beklagen. Die gebildeten Zeitgenossen nannten Jahn dunkel, weil sie seine Weltanschauung nicht begriffen. Bei aller gelegentlichen Phantastik ist diese Weltanschauung in sich geschlossen und Punkt für Punkt durch einen klar gerichteten und beharrlichen politischen Willen einheitlich bestimmt. Alles, was Jahn geschrieben hat, ist Stück einer in sich geschlossenen geistigen Welt, in deren Mittelpunkt eine volkstümliche Lebensethik steht. Daß die systematische Form fehlt, kann nur von denjenigen als Mangel angesehen werden, die historisch bedingte Formen für etwas Unbedingtes ansehen. Der philosophische Geschmack der preußischen Reformzeit, der noch weitgehend durch die Aufklärung bestimmt war, mußte sich an dieser Systemlosigkeit, die ihm als Formlosigkeit erschien, stoßen, während er durch die logische Strenge Fichtes und Hegels aufs höchste befriedigt wurde. Zwischen dem Denken Jahns und dem Denkstil seines Jahrhunderts liegt eine Kluft, deren Tiefe Jahn selber gar nicht gekannt hat. Wer in der Denkweise des „philosophischen“ Jahrhunderts geschult war, vermochte Jahn nicht zu verstehen. Die Jungen dagegen, die, ungeschult, frisch, voller Tatendrang ins öffentliche Leben drängten, fanden in Jahn ihren Führer und lauschten seiner Rede. Sie

hörten nur, daß das, was er sagte, „tief und eindringend, wichtig und wahr“ war, und kümmerten sich nicht um den Mangel an systematischer Form.

Aber es ist notwendig, diese „Unklarheit“ und „Formlosigkeit“ noch in einem größeren Zusammenhang zu sehen. Der philosophische Idealismus, gegen den Jahns Weltanschauung bis heute unterlegen ist, war Erbe einer langen literarischen Ueberlieferung und mit einer hohen Kultur der geistigen Formgebung verbunden. Wer zu geschichtlichen Erfcheinungen nicht anders als auf dem Wege über die vollendete literarische Form Zugang gewinnen kann, wird immer vor Jahn umkehren. Denn Jahns Stärke lag in der mündlichen Rede; nur in der tatbereiten Gemeinschaft vermochte er zu denken und zu formen. „Meine Gedanken“, so sagte er selbst, „sind offen und klar, gehen gerade heraus in Worten und selten fein und zart, mehr wie Befehlswörter des Krieges oder wie Juruse an eine kämpfende Schar.“ Sein wichtigstes Buch ist immer nur ein Auszug seiner Welt — wer zu dieser Welt nicht unmittelbar Zugang hat, versteht auch das Buch nicht. Daher gehört das „Deutsche Volkstum“ bis zum heutigen Tage zu den vielgenannten und doch unbekanntem Büchern.

Das politische und pädagogische Schrifttum der letzten Jahrhunderte ist mit der humanistischen Tradition aufs engste verbunden. Mit seiner alles beherrschenden Vorstellung eines „altdeutschen“ (germanischen) Lebenszustandes als Norm alles Denkens und Handelns steht Jahn außerhalb der humanistischen Ueberlieferung. Bei aller Belesenheit und Liebe zum Schrifttum schöpft er im wesentlichen doch niemals aus literarischen Vorbildern, sondern aus dem gegenwärtigen Volksleben selbst. Deshalb wird er von dem humanistisch gebildeten Deutschland als ein Fremdling, ja als Barbar empfunden. Die „Deutschtümelei“, die man ihm so oft vorgeworfen hat — der Freiherr vom Stein lehnte es ihretwegen ab, Jahn kennenzulernen — oder richtiger sein Germanismus, d. h. seine Begeisterung für die vorchristliche Epoche des deutschen Volkes (als der Quelle seiner Kraft) ist nur die positive Ursache für jenes Fremdsein innerhalb der europäisch-deutschen Bildungstradition. Ein nichthumanistisches Gesichtsbild, ein nichthumanistischer Erzieher — welche Paradoxie in der vom Humanismus durchtränkten Atmosphäre des nachreformatorischen Deutschland! Mit unerhörtem Bekennernmut hat Jahn in dieser paradoxen Lage durchgehalten, ein Kämpfer auf verlorenem Posten bis zuletzt. Erst heute wird die mächtige Gestalt sichtbar, die in der Morgendämmerung unseres völkischen Erwachens einsam aufragt, Rinderschreck eines verbürgerlichten Jahrhunderts, verfolgt und verkannt von den „Harmonischen“, durch die Einheit von Gesinnung und Gedanke jedoch Vorbild einer neuen Generation, für die Politik und Weltanschauung, Handeln und Denken nicht mehr zu trennen sind.

Einheit von Gesinnung und Gedanke in einem Menschen bedeutet Haltung. Daß Jahn nicht nur eine politische Ueberzeugung besaß und daneben noch eine

Philosophie, oder eine Philosophie und daneben noch eine politische Ueberzeugung, daß er nichts als ein deutscher Mann sein wollte —, das war es, was ihn seinen Zeitgenossen so unheimlich machte. Man sprach von der Erziehung zum „ganzen Menschen“, und die Wohlmeinenden schoben und schieden noch heute dem Erfinder der Turnkunst dieses ästhetische Erziehungsideal unter. Er aber meinte die Erziehung nicht zum ganzen Menschen, sondern zum ganzen Kerl. Das ist nicht etwa nur ein „burschikoser“ Ausdruck, sondern Bezeichnung für ein anderes Menschenbild, Mannsbild, als es das „philosophische“ Jahrhundert sich träumen ließ. Das Wort Turner meint nicht einen, der in seinen Freistunden Turnübungen macht, sondern einen Typus: den aktiven, einsatzbereiten politischen Menschen. „Ein tummelhafter wader Kerl, ein frischer junger Gesell, der sich in ritterlichen Taten übet“ ist die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Turner, wie es Jahn von einem älteren Schriftsteller übernimmt.

Jahns eigentümliche Genialität spricht sich am unmittelbarsten in seinem Verhältnis zur Jugend aus. Man muß sich die verfallende Welserziehung und die ganze Enge der bürgerlichen Erziehungswirklichkeit im beginnenden 19. Jahrhundert vor Augen stellen, um zu begreifen, welche Kühnheit in dem Gedanken eines freien, öffentlichen deutschen Jugendlebens lag. Daß Jugend etwas anderes ist als eine bloße Uebergangszeit, daß der Mensch in der Jugend die entscheidenden Anregungen seines Lebens aufnimmt, daß eine Jugend ohne die Weihe der Begeisterung eine verlorene Jugend ist — das hat Jahn in einer Tiefe und Reinheit erkannt wie wenige. Er bildet das Wort „Jungtum“, um damit auszudrücken, daß Jungsein eine Art des gemeinsamen Seins ist, nicht etwas Vorläufiges, sondern etwas Wesenhaftes. Niemals aber verfällt er in Jugendromantik, in eine weichliche Verherrlichung der Jugend an sich. Jugendleben ist ihm öffentliches Leben; das Turnen ist nicht eine Privatbeschäftigung, sondern volkstümliche Sitte. Ein Volk, dessen Jugend hinter Schreibheften und Büchern verklümmert, ein Staat, dessen Jungmannschaft ohne den Enthusiasmus aufwächst, der von Führernaturen erweckt wird, ist in Gefahr, zu einer Gesellschaft von Besitz- und Bildungsphilistern zu entarten. Zum lebendigen Volkstum gehört das Jungtum, zum wehrhaften Staat gehört nicht nur ein gerüstetes Heer, sondern auch eine vom Morgenrot der Tatenbegeisterung beglänzte Jugend.

Das Ziel der Erziehung im Jahnschen Sinne ist die Mannlichkeit. Aber Mann kann nur werden, wer Knabe gewesen ist. Statistisches Denken sieht im Knaben den künftigen Staatsbürger, der zu nützlichen Fertigkeiten abgerichtet werden muß; volkliches Denken erkennt in der männlichen und weiblichen Jugend den lebendigen Keim, aus dem alle künftige Kraft und Größe des Ganzen hervorstößt. Erziehung ist Entfaltung dieses Keims, und deshalb ist Erziehung nicht zuerst Unterricht, sondern zuerst Charakterbildung durch Leben in der Gemeinschaft. Das ist der Sinn der politischen

Leibesübungen, die Sahn geschaffen hat, das ist der Sinn des Turnplatzes. Aller Unterricht entfaltet seinen Segen nur dann, wenn er sich an dieses freie Jugendleben organisch anschließt, wenn er von solchen erteilt wird, die dieses Leben mitzumachen und mitzugestalten imstande sind. Sonst ist er Eintrichterung oder führt, höher aufgefaßt, zu einer freischwebenden Charakter- und gemeinschaftslosen Bildung.

Die Gründung des Turnplatzes in der Hasenheide war die Tat eines Mannes, der inmitten einer gewaltigen Wirkungssphäre stand. Es war die Tat eines Führers. Wo Sahn erschien, leuchteten die Augen der Jungen. Sein Lob und sein Tadel waren unvergeßliches Erlebnis. Er brauchte nur zu sagen: Du willst ein Turner sein . . . Der Hinweis auf das Vorbild, auf den Typus ist die entscheidende erzieherische Handlung. Aber zuvor muß einer da sein, der den Typus vorlebt. Solche vorlebenden Männer können kraft ihrer Wirkungssphäre tiefer in die Geschichte eingreifen als Staatsmänner und Diplomaten. Wenn wir hören, daß von denen, die mit Sahn lebten, gesagt wurde: Ihm verdanken wir die Weihe unserer Jugend —, dann wissen wir, wer er war.

Ernst Schlünder:

Die körperliche Erziehung in der Hitlerjugend

Seit der Machtergreifung durch den Nationalsozialismus wächst in den jüngeren Jahrgängen der deutschen Jugend ein Geschlecht heran, das — unbelastet von den Lehren und Ideen einer vergangenen Epoche — von der Jugend des Führers in der nationalsozialistischen Weltanschauung geformt und erzogen wird. Die Hitlerjugend hält damit Deutschlands Schicksal von morgen in ihren Händen. Der Führer wies seiner Jugend 1935 auf dem Parteitag selbst diesen Weg mit den Worten: „Alles, was wir von Deutschlands Zukunft fordern, das, Jungen und Mädels, verlangen wir von Euch!“ Diese Führerworte sind eine große Verpflichtung. Sie bedeuten die Beseitigung aller, nach konfessionellen oder anderen weltanschaulichen Lehren ausgerichteten Jugendgruppen, Vereine und Verbände, sie verlangen die Ueberwindung aller Standes-, Klassen- und Konfessionsgegensätze, und die Erziehung der gesamten deutschen Jugend nach dem Vorbild und den Lehren des Führers.

Diese Erziehung schafft einen neuen deutschen Menschen. Früher wurde der junge Mensch nach demokratischen, marxistischen, liberalen, monarchistischen, nationalen oder internationalen Lehren erzogen. Heute sind der Jugend Tapferkeit, Kraft, Stolz, Härte und Pflichtbewußtsein durch den Nationalsozialismus feste Begriffe geworden, nach denen sie ihr Leben gestalten. Der Nationalsozialismus hat aber

nicht nur die alten Erziehungsgrundsätze durch neue ersetzt, er hat auch einen neuen Erziehungsfaktor geschaffen: eine Jugendbewegung, die ihre Angehörigen selbst erzieht. Früher waren Elternhaus und Schule neben der Kirche die beiden wesentlichen Erziehungsfaktoren. Die Jugendbewegung der Vor- und Nachkriegszeit war alles andere als geeignet, die deutsche Jugend einheitlich nach bestimmten Vorbildern erzieherisch zu beeinflussen. Diese Möglichkeit hat erstmalig in der deutschen Geschichte die Hitlerjugend: *ideenmäßig*, weil die Weltanschauung des Nationalsozialismus heute die Grundlage der gesamten Jugenderziehung ist, und *organisatorisch*, weil sie die einzigste Jugendbewegung im Dritten Reich ist. So ist die Hitlerjugend die erste Jugendbewegung der Welt, die die ihr anvertraute Jugend total erziehen kann, d. h. körperlich, geistig und charakterlich.

Vor dem Kriege sah man in der Vermittlung einer geistigen Bildung das erstrebenswerte Ziel einer Jugenderziehung. Der Körper wurde, trotz der Rathgeberweisheit, daß nur in einem gesunden Körper ein gesunder Geist wohnen könne, stark vernachlässigt. Er wurde sogar in Auswirkung der christlichen Lehre von der Sündhaftigkeit des Fleisches bewußt von Licht, Luft und Sonne abgeschlossen und von jeder sportlichen Betätigung ferngehalten. In der Nachkriegszeit brach sich der sportliche Gedanke Bahn, der sich schon vor dem Kriege durch die Wiederaufnahme der Olympischen Spiele in einem kleinen Teil der Jugend geregt hatte. Begünstigt wurde diese Entwicklung durch den Weltkrieg. Der Sport bemächtigte sich bald des aktiven Teils der Jugend und begann seinen Siegeslauf durch die Welt. Auch Presse, Rundfunk, Behörden und Gemeinden, ja sogar die Kirchen beugten sich dem Sportgedanken, so daß er bald auch von diesen Stellen unterstützt und gefördert wurde.

So sehr nun der Sport-, Spiel- und Wettkampfgedanke in kurzer Zeit Allgemeinut der Öffentlichkeit wurde, so wenig wurde er Allgemeinut der Jugenderziehung. Die Entwicklung im Sport ging bald dahin, daß stets nur die besten Wettkämpfer ausgesucht und nur diese mit ihren Leistungen der Öffentlichkeit gezeigt wurden. Die große Masse der Jugend war zwar *ideell* für den Sport gewonnen, nicht aber für die praktische Betätigung. Für die Zuschauer wurden die großen sportlichen Veranstaltungen — bei den kleinen blieben die Wettkämpfer meistens unter sich — eine Angelegenheit der Mode und der Sensation. Diese Entwicklung des Sportes wurde von den damaligen Machthabern und ihrer Presse bewußt gefördert, um das Volk von den brennenden inneren und äußeren politischen Problemen abzulenken. Die großen Turn- und Sportverbände erklärten sich, um überhaupt noch existieren zu können, politisch für neutral. Die Höchstleistungen und Meisterschaften waren das Ziel des sportlichen Strebens. Gewiß gab es auch in dieser Zeit viele Ansätze und Bestrebungen, die, anknüpfend an Friedrich Ludwig Jahn, das Turnen zur Grundlage einer deutschen Leibeserziehung machen wollten. Aber diese Kreise konnten zu keiner gesunden Verbindung der Jahn'schen Leibeserziehung, so wie sie jetzt aufgefaßt wird, mit den wertvollen Erziehungsfaktoren des Wettkampfsportes kommen. Darum kamen sie mit ihren Bestrebungen über ihren engen Vereinskreis nicht hinaus. Andere

wiederum stellten die Leibesübungen in den Dienst einer planmäßigen Wehrerziehung. Doch auch dieses Wollen konnte sich bei dem Fehlen einer einheitlichen Weltanschauung, bei der Gegnerschaft der Turn- und Sportverbände und der damaligen Behörden nicht auswirken.

Solche Begebenheiten fand die Hitlerjugend vor, als sie nach der Machtergreifung ihren Anspruch auf die totale Jugenderziehung in die Tat umsetzte. Die totale Jugenderziehung stellt die Einheit von Körper, Geist und Seele wieder her. Damit stehen das Wissen um die nationalsozialistische Lehre, die charakterliche Haltung und die körperliche Leistungsfähigkeit in der Erziehung der Jugend gleichberechtigt nebeneinander. Weder der Sport noch die geistige Bildung hat den Vorrang und beide nützen nichts, und mögen sie in ihren Leistungen einen noch so hohen Stand erreicht haben, wenn sie nicht von einem Charakter getragen werden, der jeder Belastungsprobe standhält. Bei diesen Erziehungsgrundsätzen ist eine einseitige geistige oder aber körperliche Schulung, wie wir sie in der Vor- bzw. Nachkriegszeit hatten, unmöglich geworden. Vor allem aber hat der Nationalsozialismus die Leibesübungen aus den einseitigen Auffassungen und Bindungen der Vergangenheit gelöst und sie mit seiner Weltanschauung untrennbar verbunden.

Das Ziel der körperlichen Erziehung in der Hitlerjugend ist die Erweckung der Begeisterung für die sportliche Betätigung, die Steigerung der körperlichen Leistungsfähigkeit und die charakterliche Schulung der deutschen Jugend. Darüber hinaus soll jeder Junge körperlich so geschult werden, daß er den Anstrengungen, die später an ihn als Soldat gestellt werden, gewachsen ist. Die Leibeserziehung der Hitlerjugend soll somit nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck sein. Die charakterliche Schulung erfolgt in jedem Dienst: auf Fahrt, im Zeltlager, auf dem Sportplatz, beim Geländespiel, auf Lehrgängen, auf dem Heimabend usw. Überall muß der Junge sich in Zucht nehmen und sich selbst erziehen. Seine Haltung findet ihren Ausdruck in der Liebe und Treue zum Führer, im Gemeinschaftsgeist, in der Kameradschaft, im Unterordnen und Pflichtbewußtsein, in der Härte gegen sich selbst und in dem jederzeit freiwilligen Einsatz des eigenen Lebens für den Führer und den Nationalsozialismus.

Die Leibeserziehung der Hitlerjugend ist entsprechend ihrer Zielsetzung äußerst vielseitig. Sie umfaßt die Leibesübungen, den Geländesport, das Luftgewehr- und Kleinkaliberschießen, den Modellbau und das Segelfliegen, den Motor- und Segelsport. Leibesübungen, Geländesport, Luft- und Kleinkaliberschießen werden unter dem Sammelwort „Allgemeine Ausbildung“ zusammengefaßt, die übrigen Sportarten werden von den Flugsportcharen, Motorsportcharen und von der Marine-SS betrieben und werden als „Sonderausbildung“ bezeichnet.

Die Leibesübungen sind die Grundlage jeglicher körperlicher Erziehung. Sie sollen in erster Linie die gesundheitschädigenden Auswirkungen, die der Krieg, die Inflation und die Arbeitslosigkeit brachten, beseitigen. Sie sollen den Jungen gesund, stark und leistungsfähig machen. Jeder Hitlerjunge muß laufen, springen, werfen, ringen, schwimmen, bogen können, und jeder soll im Wettstreit mit seinen

Kameraden in all diesen Sportarten seine persönliche Höchstleistung aus sich herausholen. Die Hitlerjugend lehnt damit jede weiche Auffassung über die Leibesübungen, insbesondere die Richtung, die Stoppuhren und Bandmaße abschaffen will, ab. Nicht Stoppuhr und Bandmaß waren an der falschen Entwicklung des Sportes der Vergangenheit Schuld, sondern die Menschen, die diese falsch einsetzten und benutzten. So befehlt die Hitlerjugend nicht nur eine sportliche Leistung und Höchstleistung, sondern verlangt sie auch von ihren Jungen, da diese Leistungen nicht mehr ausschließlich um der Leistung willen, sondern im Rahmen der gesamten Erziehung erzielt werden. Sie fordert harte körperliche Schulung von ihren Mitgliedern auf dem Sportplatz und in der Turnhalle.

Bei der Zusammenstellung des körperlichen Schulungsprogramms konnte die Hitlerjugend nicht alle Sportarten, die zur Zeit betrieben werden, aufnehmen. Hätte sie es getan, so würde sie den Charakter der Parteijugend, die die junge Generation zu Nationalsozialisten zu erziehen hat, verloren und den Charakter einer Sportjugend, die sich lediglich zu Sportzwecken in einer Gemeinschaft zusammengeschlossen hat, angenommen haben. Sie war daher gezwungen, aus dem großen Gebiet der Leibesübungen diejenigen Zweige herauszusuchen, die für ihre Zwecke besonders geeignet waren. Da die Hitlerjugend die große Masse der deutschen Jugend körperlich zu schulen hat, traf sie ihre Auswahl der Sportzweige nach folgenden Gesichtspunkten: Es mußten alle Sportübungen

1. möglichst einfach zu erlernen und möglichst überall durchführbar sein (auf jeder Wiese usw.),
2. möglichst wenig Geräte erfordern, auf jeden Fall keine teuren,
3. von einer großen Anzahl von Jugendlichen auf verhältnismäßig kleinem Raum durchführbar sein,
4. den Jungen in ihrer Gesamtheit schnell, gewandt, kräftig und ausdauernd machen,
5. ihn zu Kampfeswillen, Entschlußkraft, Härte, Selbstvertrauen und Zielstrebigkeit erziehen.

Von diesen Voraussetzungen ausgehend, hat die Hitlerjugend folgende Übungsgänge aus dem Gebiet der Leibesübungen ausgewählt und unter der Bezeichnung „Grundschulung in den Leibesübungen“ zusammengefaßt: Übungen ohne und mit Gerät, Übungen am Gerät, Bodenturnen, Hindernisturnen mit und ohne Gerät, Bogen, Freiringen, Spiele ohne Gerät, Kampfspiele mit Medizin-, Hand- und Fußball, Kurzstreckenlauf, Gelände- und Hindernislauf bis zu 3000 Meter, Hoch- und Weitpringen, Kugelstoßen und Keulenziel- und -weitwerfen. Hinzukommt das Schwimmen, das jeder Junge in irgendeiner Schwimmmart, in der Regel im Brustschwimmen, erlernen soll.

In diesem Pflichtprogramm wird jeder Junge im Laufe seiner Zugehörigkeit zur Hitlerjugend geschult. Es besteht aber keine Gefahr, daß die Jugend mit der

Durchführung eines nüchternen Ertüchtigungsprogramms gequält wird; im Gegenteil, das Schulungsprogramm ist trotz seiner Beschränkung so reichhaltig, daß jeder Junge an irgendeiner dieser Sportarten sein besonderes Interesse haben wird. Im übrigen ist aber die Voraussetzung für die Betätigung in den Leibesübungen überhaupt die Freude an Spiel, Wettkampf und Leistung, an dem Kampf von Mann gegen Mann und an dem Tollen und Raufen. Diese Freude wird nicht unterdrückt, sondern geweckt und gefördert, vor allen Dingen auch bei denen, die von sich aus den Weg zu den Leibesübungen nicht finden können. Doch gibt es eine Reihe von Sportarten, die die Hitlerjugend, wie oben angeführt, nicht betreiben kann und für die bei den Jungen je nach Veranlagung doch besonderes Interesse besteht. Um einige Beispiele aus der Leichtathletik anzuführen, seien das Speerwerfen, Diskuswerfen, der Stabhochsprung, der 110-Meter-Hürdenlauf genannt, die technisch äußerst schwierig zu erlernen sind, teure Geräte erfordern und auf Grund ihrer Eigenart stets ein Sport für einige wenige besonders sportlich veranlagte Jungen bleiben werden. Von der Masse der Hitlerjugend können sie nicht betrieben werden. Das gleiche gilt beispielsweise für die verschiedenen Arten des Schwimmens usw. Wer von den Hitlerjungen für diese oder jene Sportart noch besonderes Interesse hat und auf Grund seiner Veranlagung seine persönliche Höchstleistung auch in solchen Sportarten aus sich herausholen will, hat hierzu laut Abkommen des Reichsjugendführers mit dem Reichssportführer bei den Turn- und Sportvereinen reichlich Gelegenheit. Die Hitlerjugend kann und will die Turn- und Sportvereine in ihren Aufgaben nicht beschränken, weil sie Breitenarbeit leisten und jeden Jungen und jedes Mädchen, vor allen Dingen aber diejenigen, die sich bisher sportlich noch nicht betätigt haben, auf den Sportplatz bringen und ihre körperlichen Leistungsfähigkeiten steigern will. Für sie ist es wichtiger, wenn sie die gesamte Jugend in der körperlichen Ertüchtigung einen Schritt weiterbringt, als wenn die Bestleistungen in einigen Sportzweigen um einige Zentimeter oder Zehntelsekunden verbessert werden. Sie erkennt damit keineswegs die Bedeutung des Strebens nach der Höchstleistung an sich und erkennt auch nicht die Bedeutung der internationalen Wettkämpfe für die sportlichen Beziehungen der Völker untereinander, überläßt aber bewußt diese Auslese der Besten und die damit verbundenen sportlichen Beziehungen zum Ausland dem Reichsbund für Leibesübungen, da sich diese sportliche Arbeit nicht mehr mit den großen Aufgaben der Hitlerjugend vereinbaren läßt, ohne daß letztere Schaden leiden.

Damit verzichtet aber die Hitlerjugend nicht auf die Wettkämpfe überhaupt. Sie führt auch selbst Wettkämpfe in großem Maße durch, diese haben aber nicht als Ziel die Auslese der Besten, sondern die Teilnahme aller Jungen und Mädchen an den Wettkämpfen, auch derjenigen, die sportlich nicht viel leisten. Das ist aber mit den bisherigen Formen des Wettkampfes, wo der Träger des Wettkampfes der einzelne ist, nicht möglich.

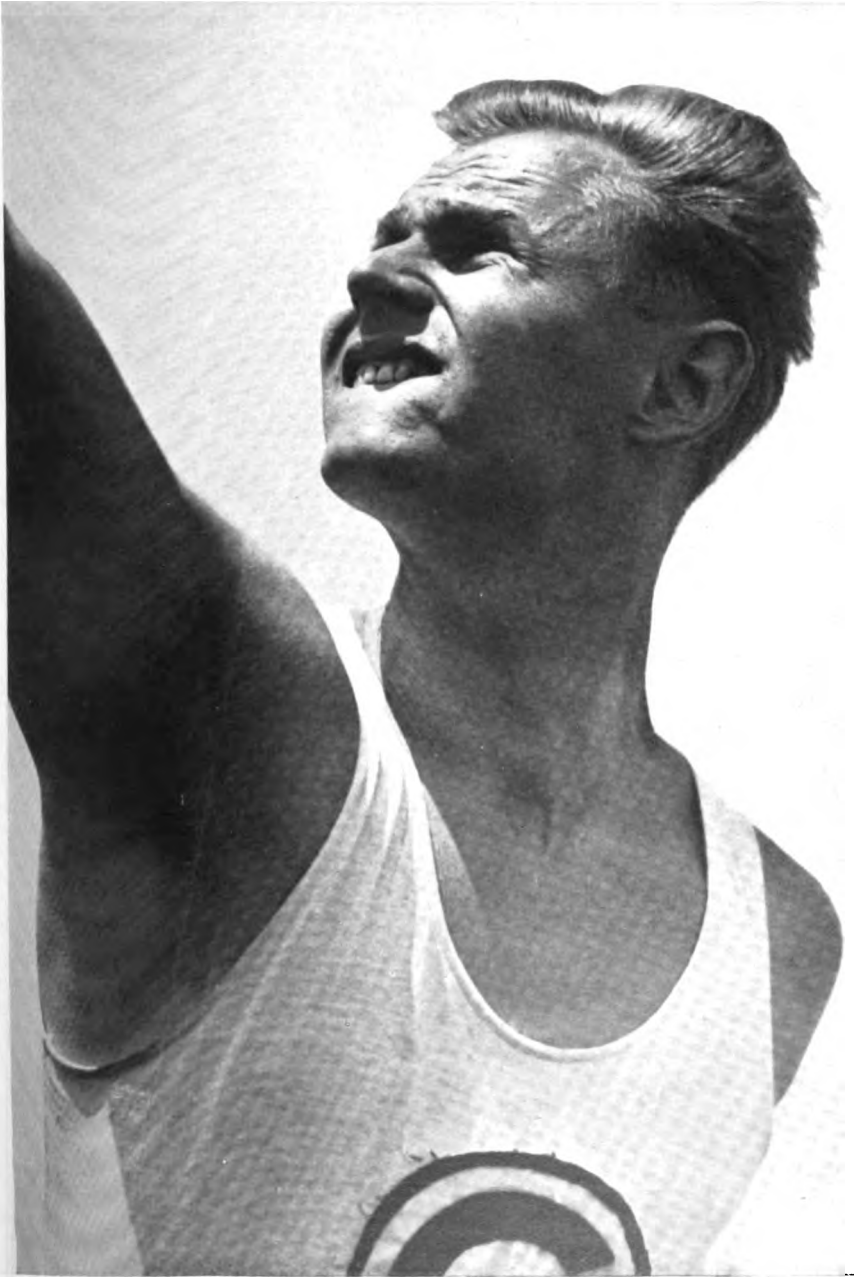
Mit der Einführung des Mannschaftswettkampfes, bei dem nicht der einzelne Hitlerjunge, sondern die kleinste Gemeinschaft, die Kameradschaft beziehungsweise Jungenschaft die Trägerin des Kampfes ist, schuf die Hitlerjugend zum ersten Male die Möglichkeit der Teilnahme aller Jungen und Mädchen am Wettkampfe, denn nun sind auch diejenigen an den Wettkämpfen interessiert, die sportlich nicht zu den Besten gehören, da auch ihre geringen Leistungen im Rahmen der Mannschaft gewertet werden. Bei den Mannschaftswettkämpfen kämpft der Hitlerjunge nicht mehr allein für sich, sondern in erster Linie für seine Kameradschaft bzw. Jungenschaft. Damit ist aber das Leistungstreben der Jugend nicht mehr ausschließlich dem „Ich“, sondern dem „Wir“ der Gemeinschaft untergeordnet. Die Mannschaftskämpfe werden zuerst innerhalb der Fähnlein und Gefolgschaften ausgetragen, in denen Jungenschaften bzw. Kameradschaften um den Sieg kämpfen. Die beste Jungenschaft bzw. Kameradschaft hat die Berechtigung, an den Jungbann- und Bannwettkämpfen teilzunehmen. Die beste Jungenschaft des Jungbannes und die beste Kameradschaft des Bannes beteiligen sich dann an den Gebietsportfesten und der Endkampf um die beste Jungenschaft des Jungvolks und die beste Kameradschaft der Hitlerjugend findet dann auf dem großen HJ-Sportfest in Berlin statt. So wird der Mannschaftskampf der Hitlerjugend von der kleinsten Einheit bis zur Reichsjugendführung folgerichtig durchgeführt. 1935 und 1936 wurden die Mannschaftswettkämpfe der Fähnlein und Gefolgschaften in das Deutsche Jugendfest, zu dem die Reichsregierung alljährlich aufruft, und das zur Sonnenwende stattfindet, eingebaut und bildeten dort den Mittelpunkt des Wettkampfes. Hierdurch wurde das Ziel des Wettkampfes, alle Jugendlichen im Alter von 10 bis 18 Jahren an den Start zu bringen und dabei das Erlebnis eines sportlichen Wettkampfes zu vermitteln, weitgehendst verwirklicht.

Leibesübungen, Spiele und Wettkampf treibt somit jeder Hitlerjunge aus Freude am Kampf und an der Leistung, und jeder ist stolz, wenn er in dieser oder jener Sportübung seine Leistung verbessern kann. Doch sind die Leibesübungen nicht das einzige Mittel der körperlichen Ertüchtigung der Hitlerjugend. Daneben werden noch das Kleinkaliberschießen und der Geländesport betrieben. Das Kleinkaliberschießen ist in vielen anderen Staaten seit Jahrzehnten Volkssport. In Deutschland fand es erst nach dem Kriege Eingang und wurde dann nur von wenigen Schützengruppen aufgegriffen. Mit der Gründung des Reichsverbandes Deutscher Kleinkaliberschießerverbände, der sich ganz besonders für die Verbreitung des Kleinkaliberschießens einsetzte, fand diese Sportart in Deutschland eine größere Beachtung und Wertschätzung, doch blieb sie auch dann im allgemeinen auf die eigentlichen Schützengruppen beschränkt. Die Hitlerjugend hat es sich nun zur Aufgabe gemacht, die deutsche Jugend weitgehendst für diesen Sportzweig zu begeistern und alle Hitlerjungen dahin zu bringen, daß sie in den leichtesten Anschlagarten liegend aufgelegt und liegend freihändig im Laufe ihrer Zugehörigkeit zur Hitlerjugend eine gute Durchschnittsleistung erzielen.

Die Leibesübungen und das Kleinkaliberschießen finden ihre Ergänzung in dem Geländesport. Durch diesen soll der Hitlerjunge geländegängig werden, d. h., er soll in jedem Gelände jeden Auftrag richtig ausführen und sich richtig benehmen können. Dazu muß er lernen: das Kartenlesen, das Zurechtfinden im Gelände bei Tag und Nacht mit und ohne Karte, das Entfernungsschätzen, Beobachten, Tarnen, Täuschen, Geländebeschreiben und Gelände beurteilen, Zielerkennen und -ansprechen, Skizzenzeichnen, Melden usw. Alles dieses lernt er in einer planmäßigen Einzelschulung, aber nur um es im Geländespiel praktisch anwenden zu können. Nichts begeistert den Jungen mehr, als wenn er im Kampf mit dem Gelände und mit dem Gegner seine „feindlichen“ Kameraden anschleichen, beobachten, überlisten, überfallen oder gar gefangen nehmen kann. Im Geländespiel kann der Hitlerjunge seine angeborenen und erlernten Fähigkeiten erproben. Jugendliche Kampfeslust und Kampfesfreude wird das Geländespiel immer zu einem großen Erlebnis werden lassen; allerdings mit der einen Voraussetzung, daß das Spiel von dem Führer richtig angelegt und durchgeführt wird. Beides ist schwerer als es den Anschein hat, denn das Geländespiel ist keine militärische Felddienstübung, in der Infanterie mit ihren leichten und schweren Maschinengewehren eingesetzt wird, wo die Waffenwirkung die Hauptrolle spielt und die Entscheidung herbeiführt. Jede Nachahmung einer solchen Felddienstübung, die zu einer kindlichen Soldatenspielerlei führen würde, ist von der Hitlerjugend verpönt. Unsere Geländespiele kennen keinerlei Annahme von Waffenwirkungen, sondern sind ganz auf die jugendlichen Spiele des Verstehens und des Sichsuchens, der Verteidigung eines Lagers usw. abgestellt. Unsere Geländespiele sind vornehmlich Spähtruppenspiele, die eng begrenzt in Zeit und Raum, ganz bestimmte Aufgaben zu erfüllen haben. Sind diese Aufgaben von den Spähtruppen rechtzeitig gelöst, d. h., ist der Parteiführer durch sie innerhalb der gestellten Zeit über die Lage des Gegners, seine Kräfteverteilung, über das Angriffsgelände, über die Sicherung des Gegners usw. richtig unterrichtet, so setzt er nun seine Abteilungen zum entscheidenden Stoß an. War der erste Teil des Geländespieles die Spähtruppenaufgabe, die Probe auf die vorher geübte Geländebeherrschung, so ist der zweite Teil der eigentliche Kampf mit dem Gegner, der durch das Ringen um den Stab, durch das Abreißen des Mühenbandes oder des Wollfadens am Arm entschieden wird. Dieser Teil des Kampfes hat im allgemeinen mit der geländesportlichen Schulung nur noch wenig zu tun, sondern ist ein Raufen und Tollen im Gelände, das für jeden richtigen Jungen das Erlebnis des ganzen Spieles ist, das aber auch notwendig ist, um eine Entscheidung herbeizuführen. Für die geländesportliche Ausbildung ist dagegen der erste Teil des Geländespiels, die Tätigkeit der Spähtruppen, von wesentlicherer Bedeutung.

So wird der Hitlerjunge durch Leibesübungen, KK-Schießen und Geländesport planmäßig geschult. Die Erziehung dient dem einen Ziel: Schulung des Charakters und Steigerung der körperlichen Leistungsfähigkeit im Sinne einer planvollen Wehrerziehung.

Olympischer Geist



Ein deutscher Sportsmann



Karl Albicker: Stafettenläufer (Plastik vom Olympischen Feld)

Der Hitlerjugend gehören aber nicht nur die Jahrgänge von 14 bis 18, sondern auch die des Jungvolks im Alter von 10 bis 14 Jahren an. Es stehen also in den Reihen der Hitlerjugend der 10- und der 18jährige. Beide können nicht in der gleichen Weise geschult werden. So sind vor allem die Pimpfe im Alter von 10 bis 14 Jahren wesentlich anders anzufassen, als ihre älteren Kameraden der Hitlerjugend. Es ist notwendig, nachdem im Vorstehenden eine allgemeine Uebersicht über die Leibeserziehung der Hitlerjugend gegeben wurde, nunmehr einen Ueberblick über den jahrgangsmäßigen Aufbau der körperlichen Schulung vom 10. bis 18. Lebensjahr zu geben.

Die Erlebniswelt des Pimpfen liegt vorwiegend im Körperlichen; er will Spielen, Tollen und Raufen. Um diesem Trieb der Jungen in unserer körperlichen Schulung Rechnung zu tragen, werden die Leibesübungen bei den Pimpfen im Vordergrund der Erziehungsarbeit stehen, und hier wieder vornehmlich das Spiel. Die Hitlerjugend verfällt nicht in den Fehler einer früheren Generation, diesen ungestümen Trieb zum Tollen und Spielen zu unterdrücken. Die ältere Generation, die dieser Jungenart verständnislos gegenüberstand und in dem Spielen und Stürmen nur die Ursache für die Verstöße gegen ihre Autoritätsfah, verlangte von der Jugend letzten Endes die Haltung ihres eigenen Lebensalters, ohne zu wissen, daß sie damit die körperliche und seelische Entwicklung des Jungen empfindlich störte. Aus dieser Erkenntnis hemmt heute die Hitlerjugend dieses Stürmen und Drängen des Jungen, in dem alles zur Entwicklung seiner Kräfte und zur Erprobung seiner Stärke drängt, nicht, sondern lenkt es in die richtigen Bahnen.

Im „Jahr des Deutschen Jungvolks“ sind alle im Alter von 10 bis 14 Jahren stehenden Jungen in das Jungvolk eingetreten. Damit wird in Zukunft jeder deutsche Junge durch die Jugend des Führers geschult und erzogen. In diesem Jahr wird es somit zum ersten Male möglich sein, an den jahrgangweisen Aufbau des Deutschen Jungvolks und damit auch an die jahrgangsweise Schulung der Jungen heranzugehen.

Jeder 10jährige, der in das Deutsche Jungvolk eintritt, hat im Laufe einer 3- bis 6monatigen Probezeit seine Pimpfenprobe abzulegen. In dieser Probe werden von ihm verlangt:

	Tornisterpaden
60-m-Lauf in 12 Sekunden	Teilnahme an einer 14tägigen Fahrt
Weit sprung 2,50 m	Kenntnis der Schwertworte der Jungvolkjugen
Ballweitwerfen 25 m	Kenntnis d. Horst-Wessel- u. d. HJ-Fahnenliedes.

In der Leichtathletik werden somit Lauf, Sprung und Wurf in den einfachsten Formen verlangt; die Höhe der geforderten Leistungen ist so gehalten, daß sie jeder gesunde Junge nach eifrigem Ueben erreichen kann. Mit dem Tornisterpaden lernt der Pimpf die ersten Vorbereitungen für die Fahrt und auf dieser selbst erlebt er zum ersten Male die Gemeinschaft und die Kameradschaft. Hat er die Pimpfenprobe bestanden, so wird er vollwertiges Mitglied des Deutschen Jungvolks und erhält

als solcher das Fahrtenmesser, das HJ-Abzeichen und den Schulterriemen. Nach der Ablegung der Pimpfenprobe beginnt der Junge mit den leichtesten Spielen, mit den Anfangsubungen des Bodenturnens und mit den einfachsten Übungen des Hindernisturnens ohne Gerät.

Im Alter von 11 bis 12 Jahren steigern sich die Anforderungen; es werden neue Übungen des Bodenturnens hinzugenommen, die Spiele werden durch die Hinzunahme von Lauf- und Kampfspiele erweitert, ebenso das Hindernisturnen durch Hinzunahme der Geräte, so weit diese zur Verfügung stehen; neu hinzukommt das Freiringen (die in bestimmte Regeln gebrachte Form des jugendlichen Kaufens), das Luftgewehrschieen, die einfachsten Ordnungsubungen (Antreten, Melten, Marschieren) und kleine Gelandelubungen. In diesem Alter beginnt für den Pimpfen auch die Schulung für das Leistungsabzeichen des Deutschen Jungvolks, dessen Prüfungen er aber erst nach Erlangung des 12. Lebensjahres ablegen kann. Seine Bedingungen sind folgende:

I. Schulung :

- | | |
|---|--|
| <ol style="list-style-type: none"> 1. Leben des Führers. 2. Deutschtum im Ausland. 3. Abgetretene Gebiete. 4. Feiertage des Deutschen Volkes. 5. 5 Fahnen sprüche. 6. 6 HJ-Lieder, davon: <ol style="list-style-type: none"> a) Brüder in Zechen und Gruben, b) Der Himmel grau, c) Heilig Vaterland. Drei Lieder können gewählt werden. | <ol style="list-style-type: none"> 2. Weitsprung 3,25 m. 3. Schlagballweitwerfen 35 m. 4. Klimmgziehen 2mal. 5. Bodenrollen 2mal vorwärts, 2 mal rückwärts. 6. 100-m-Schwimmen in beliebiger Zeit oder: wo keine Schwimmgelegenheit vorhanden ist und keine Ausbildungsmöglichkeit besteht 1000-m-Lauf nicht unter 4,30 Min., nicht über 5,30 Minuten. |
|---|--|

II. Leibesübungen :

- | | |
|---|---|
| <ol style="list-style-type: none"> 1. 60-m-Lauf 10 Sekunden. | <ol style="list-style-type: none"> 7. Radfahren (nur Nachweis erforderlich). |
|---|---|

III. Fahrt und Lager :

1. Eine Tagesfahrt von 15 km mit leichtem Gepac (nicht über 5 kg), nach 10 km eine Pause von mindestens 3 Stunden.
2. Teilnahme an einem Zeltlager von mindestens 3tagiger Dauer.
3. Bau eines 3er-Zeltes und Mitarbeit am Bau eines 12er-Zeltes.
4. Anlegen einer Kochstelle; Wasser zum Kochen bringen.
5. Kennnis der wichtigsten Baumarten.
6. Einrichten der Karte nach den Gestirnen.
7. Kennnis der wichtigsten Kartenzeichen des Mestischblattes 1 : 25 000 (Wald, Straen, Eisenbahnen, Brücken und Schichtlinien).
8. Anschleichen und Melten.

IV. Zielubung :

1. Luftgewehrschieen, 8 m Entfernung, stehend am Anschustisch, 12er-Ringscheibe, Ringabstand $\frac{1}{2}$ cm, 5 Schu = 20 Ringe, oder:

wenn Luftgewehrchießen nicht möglich, Schlagballzielwerfen, Entfernung 8 m, Ziel 60 × 60 cm, Bedingung: 5 Würfe = 3 Treffer.

Im Alter von 13 bis 14 Jahren wird in erster Linie die Abnahme der Bedingungen der HJ-Leistungsabzeichens erfolgen, wodurch das körperliche Schulungsprogramm wesentlich erweitert wird. Außerdem werden die Anforderungen im Bodenturnen, Freiringen und Hindernisturnen gesteigert. Von den Kampfspielen kommen Hand- und Fußball (je nach Veranlagung) hinzu. In diesem Alter soll außerdem jeder Pimpf — wenigstens in den Städten — das Schwimmen erlernen. Eine bedeutende Steigerung erfährt das körperliche Schulungsprogramm durch die Aufnahme der Bogschule, in die der 13- bis 14jährige Junge erstmalig eingeführt wird, soweit heute dafür schon genügend Lehrer zur Verfügung stehen.

Der Geländesport, in dem in den vorherigen Altersstufen keine Einzelausbildung erfolgte, wird bei den 13- und 14jährigen erweitert durch:

Kartenkunde, Zurechtfinden im Gelände, Turnen, Meldewesen und Geländeausnutzung.

So weit wie möglich soll diese geländesportliche Schulung auch jetzt noch nicht in der Form der Einzelausbildung, sondern in der aufgelockerten Form des Übungs-spielles erfolgen. Es ist dies das Geländespiel mit einer einfachen Übungsaufgabe, beispielsweise das Sichverstecken in einem bestimmten Abschnitt und in einer bestimmten Zeit, das Auffinden dieser versteckten Abteilung, das Anschleichen eines Postens, das Aufschlagen eines Zeltlagers an einem an Hand der Karte bezeichneten Punkt usw. Eine wesentliche Ausgestaltung erfahren diese Geländeübungen durch die Einführung einer Waffe, durch den Bambusspeer. Er ist ein Wurfspeer von 1,50 bis 1,80 m Länge und einem Durchmesser von 1 cm, der an dem vorderen Ende mit einer guten Koppolsterung versehen ist. Mit zwei bis drei solcher Speere bewaffnet, wird nun der Pimpf im Gelände zeigen können, was er zu leisten vermag. Er muß laufen, springen, anschleichen, beobachten, melden und im richtigen Augenblick werfen, fangen, ausweichen, treffen und — kämpfen können. Diese Waffe entspricht so recht der Jungenart, mit ihr kann er sein Stürmen und Drängen zur Tat werden lassen und sich im Gelände austoben. Mit diesen Speer-Geländespielen ist eine Form des Geländesports gefunden, die dem jugendhaften Betätigungsdrang in geradezu idealer Form entspricht.

Die Grundlage für den jahrgangweisen Aufbau der körperlichen Schulung in der Hitlerjugend bilden die Bedingungen des HJ-Leistungsabzeichens, das der Reichsjugendführer als Auszeichnung für vielseitige Leistungen 1934 stiftete. Mit den Bedingungen des HJ-Leistungsabzeichens, die in der Höhe ihrer Anforderungen nach dem 16., 17. und 18. Lebensjahr abgestuft sind, ist jedem Hitlerjungen für seine Leistungen in den Leibesübungen, im Schießen und im Geländesport ein großes Ziel gesetzt. Die Bedingungen sind nicht leicht, und mancher Hitlerjunge wird diese über jene Übung tüchtig üben müssen. In ihrer Gesamtheit sind sie aber so festgelegt, daß jeder gesunde Junge sie nach eifrigem Training erfüllen kann. Im einzelnen sind diese Bedingungen folgende:

I. Leibesübungen:

	Stufe A 15 Jahre	Stufe B 16 Jahre	Stufe C 17 Jahre und darüber
1. 100 m	15 Sek.	14,5 Sek.	14 Sek.
2. 3000 m	15 Min.	14 Min., 30 Sek.	14 Min.
3. Weitsprung	3,75 m	4,00 m	4,25 m
4. Keulenweitwerfen 500 g in 10 m br. Bahn	25,00 m	30,00 m	35,00 m
5. Kugelfstoßen, 5 kg	6,00 m	6,75 m	7,50 m
6. Klimmziehen	2 mal	3mal	4 mal
7. Schwimmen	100 m beliebige Zeit	200 m beliebige Zeit	300 m beliebige Zeit
oder: Dauerschwimmen	5 Min.	10 Min.	15 Min.
oder: (wo Schwimmen nicht möglich) Radfahren	10 km beliebige Zeit	15 km 40 Min.	20 km 50 Min.

II. Ziel- und Marschübungen:

1. Keulenzielwerfen aus dem Stand (500 kg) im HJ-Dienstanzug ohne Gepäd	15 m (bis Kreismitte)	20 m (bis Kreismitte)	25 m (bis Kreismitte)
Ziel: Kreis mit 4 m Durchmesser, 5 Würfe, 3 Treffer.			
2. Schießen, Kleinkaliberschießen, Entfernung 50 m, 12er-Ringscheibe, Ringabstand 1 cm, Spiegel bis einschließl. 7er Ring	5 Schuß liegend aufgelegt, kein Schuß unter 4 od. 5 Treffer, 25 Ringe	a) 5 Schuß liegend aufgelegt, kein Schuß unter 5 od. 5 Treffer, 30 Ringe b) 5 Schuß liegend freihändig, kein Schuß unter 4 od. 5 Treffer, 25 Ringe	a) 5 Schuß liegend aufgelegt, kein Schuß unter 6 od. 5 Treffer, 35 Ringe b) 5 Schuß liegend freihändig, kein Schuß unter 5 od. 5 Treffer, 30 Ringe

Wo Kleinkaliberschießen nicht durchführbar, kann in Stufe A und B mit Luftgewehr geschossen werden. Entfernung 8 m, 12er-Ringscheibe, Ringabstand $\frac{1}{2}$ cm. Spiegel bis einschließl. 10er-Ring. Die Bedingungen sind beim Luftgewehrschießen in Stufe A und B dieselben wie beim Schießen mit Kleinkalibergewehr.

3. Marschübung im HJ-Dienstanzug	10 km nicht unter 2 Std., nicht über $2\frac{1}{2}$ Std., mit 5 kg Gepäd	15 km nicht unter 3 Std., nicht über $3\frac{3}{4}$ Std., mit 5 kg Gepäd	20 km nicht unter 4 Std., nicht über 5 Std., mit $7\frac{1}{2}$ kg Gepäd
----------------------------------	--	--	--

III. Geländesport (Wertung bestanden, nicht bestanden):
(Gilt nicht für Angehörige der MJS)

1. Geländekunde	—	Schilderung der Bodenformen u. -bedeckungen in einem Geländestreifen von ca. 100 m Breite u. ca. 300 m Tiefe	Schilderung der Bodenformen u. -bedeckungen in einem Geländestreifen von ca. 100 m Breite u. ca. 300 m Tiefe
-----------------	---	--	--

Die Übung in Stufe B und C ist bestanden bei richtiger Schilderung der Bodenformen und -bedeckungen

	Stufe A 15 Jahre	Stufe B 16 Jahre	Stufe C 17 Jahre und darüber
2. Kartenkunde	Kenntnis der Kartenzeichen 1:25000	a) Marschieren zu einem auf der Karte 1:25000 bezeichneten Punkt (2—3 km Entfernung) b) Festlegung der Himmelsrichtungen mit dem Kompaß	a) Marschieren zu einem auf der Karte 1:100000 bezeichneten Punkt (2—3 km Entfernung) b) Bezeichnen von 2 im Gelände sichtbaren Punkten auf der Karte 1:100000 c) Feststellung der Himmelsrichtungen nach Kompaß, Uhr u. Bestirnen

Die Übung ist bestanden, in Stufe A bei Kenntnis der wichtigsten Kartenzeichen (Straßen, Wälder, Wiesen, Eisenbahnen, Brücken, Gewässer, Bodenerhebungen usw.) In Stufe B und C bei richtiger Erfüllung der gestellten Aufgaben.

3. Sinnesschärfung	2 leicht erkennbare Ziele bis zu 150 m erkennen und richtig ansprechen	2 mittelschwer erkennbare Ziele bis zu 250 m erkennen u. richtig ansprechen	2 leicht, 2 mittelschwer und 2 schwer erkennbare Ziele bis 400 m Entfernung erkennen u. richtig ansprechen
--------------------	--	---	--

Die Übung ist bestanden, wenn jeweils die Hälfte der Ziele richtig erkannt und angesprochen ist

4. Entfernungsschätzen	2 Entfernungen zwischen 50—250 m	3 Entfernungen zwischen 50—400 m	4 Entfernungen zwischen 50—800 m
------------------------	----------------------------------	----------------------------------	----------------------------------

Die Entfernungen sind möglichst vielseitig anzusehen. Der gesamte Spielraum ist auszunutzen; bei Stufe C nur eine Entfernung unter 100 m. Die Übung ist bestanden, wenn die Fehlergrenze bei jeder einzelnen Übung nicht über 30% liegt. (Die genauen Ergebnisse sind einzutragen.)

5. Meldewesen	Mündl. Erklärung, was eine Meldung enthalten soll, u. Ausfüllen einer Meldetarte	Ueberbringen einer einfachen mündlich aufgetragenen Meldung	Ueberbringen einer selbst abgefaßten Meldung über eine Beobachtung beim Gegner
---------------	--	---	--

Die Übung in Stufe B ist bestanden bei sinngemäßer Wiedergabe der Meldungen

6. Tarnung	Ausnutzung vorhandener Tarnungsmöglichkeiten	a) Ausnutzung vorhand. Tarnungsmöglichkeiten b) Herstellung eigener Tarnung in ungünstigem Gelände	a) Ausnutzung vorhand. Tarnungsmöglichkeiten b) Herstellung eigener Tarnung in günstigem Gelände c) Herstellung eigener Tarnung in ungünstigem Gelände
------------	--	---	--

Die Übung ist bestanden bei ausreichender Tarnung

	Stufe A 15 Jahre	Stufe B 16 Jahre	Stufe C 17 Jahre und darüber
7. Geländeausnutzung	Heranarbeiten an einen Gegner aus 100 m Entfernung in günstigem Gelände	Heranarbeiten an einen Gegner aus 200 m Entfernung in günstigem Gelände	Vorgehen als Spähtrupp über ca. 400 m Gelände unter Ausnutzung des Geländes und Berücksichtigung des Auftrages

Die Übung in Stufe A und B ist bestanden bei richtiger Ausnutzung des Geländes vom Gegner aus betrachtet; in Stufe C bei richtigem Verhalten unter Berücksichtigung des Auftrages.

Das HJ-Leistungsabzeichen wird in drei Stufen, in Schwarz für die 15jährigen, in Bronze für die 16jährigen und in Silber für die 17jährigen und älteren Hitlerjugungen verliehen. Sein Besitz ist der Ausweis einer erfolgreichen Arbeit an sich selbst im Sinne einer wehrhaften Erziehung. Die Bedingungen des HJ-Leistungsabzeichens sind folgerichtige Fortsetzung und Erweiterung der Jungvolksausbildung.

Bei der Hitlerjugend tritt an die Stelle des 60-m-Laufes der 100-m-Lauf, an Stelle des Schlagballwerfens das Keulenwerfen und neu hinzu kommt der 3000-m-Lauf und das Kugelstoßen. Das übrige Programm der Leibesübungen wird erweitert durch gymnastische Übungen ohne und mit Gerät (Medizinball, Kugel, Baumstamm, Sprossenwand), durch Erschweren des Hindernisturnens, durch einfache Übungen des Geräteturnens, durch die Erweiterung der Vorschule, durch Staffeln, Hochsprung, durch Kampfspiele wie Hand- und Fußball usw.

Im Schießen tritt an Stelle des Luftgewehrschießens das Kleinkaliberschießen, soweit es heute schon mit der Masse der Hitlerjugend durchführbar ist. Jeder Hitlerjunge durchläuft nunmehr eine planmäßige Ausbildung von der Anfänger-, über die Sonder- und bis zur Leistungsklasse. Diejenigen, die die Bedingungen der Leistungsklasse (HJ-Leistungsabzeichen) erfüllt haben, können darüber hinaus zu dem Schießen um die HJ-Schießauszeichnung zugelassen werden.

Bei den Ordnungsübungen beginnt, ebenso wie beim Geländesport, eine planmäßige Einzelausbildung. Die geländesportliche Ausbildung, die im Jungvolk nur Vorstufe war, wird erweitert, und neue Übungsgebiete, wie Geländebeschreibung, Geländebeurteilung, Zielerkennen, Zielbeschreiben und Entfernungsschätzen werden in die Bedingungen des HJ-Leistungsabzeichens aufgenommen. Im übrigen wird die geländesportliche Einzelausbildung noch erweitert durch Skizzenzeichnen, Verhalten bei Nacht und Spähtruppdienst. Die praktische Anwendung des in der Einzelausbildung Erlernten erfolgt — wie schon eingangs beschrieben — im Geländespiel, das, wenn erfolgreich durchgeführt, den Abschluß der Geländesportausbildung bildet. Der jahrgangsmäßige Aufbau der körperlichen Ertüchtigung der Hitlerjugend ist einmal durch die Hinzunahme neuer Übungen und Aufgaben, zum anderen durch die Steigerung der Anforderungen in den Bedingungen des HJ-Leistungsabzeichens gewährleistet.

Neben dieser allgemeinen körperlichen Ertüchtigung in Leibesübungen, Kleinkaliberschießen und Geländesport werden, wie eingangs schon erwähnt, in besonderen Einheiten der Hitlerjugend der Segelflug, Motor- und Seesport betrieben. Auch

diese Hitlerjugend-Einheiten halten sich frei von jeder Soldatenspielerlei. Das sei vor allem denen gesagt, die heute hinter allem, was die deutsche Jugend tut, eine militärische Ausbildung suchen wollen und besonders dann dazu neigen, wenn einzelne Sportdisziplinen, die die Hitlerjugend betreibt, sowohl sportlichen als auch militärischen Zwecken dienen können. Die Flugsport-, Motorsportcharen und die Marine-Hitlerjugend bezwecken ausschließlich die Erweckung des Interesses und der Begeisterung der Jungen in frühem Alter für das Segelfliegen, das Motorradfahren, das Rudern und Segeln und die Erlernung und Beherrschung dieser Sportarten, sowie die Ausnutzung der in diesen Sportzweigen liegenden erzieherischen Werte für eine harte, charakterliche und körperliche Schulung.

So ist das Modell- und Segelfliegen und ihre wettkampfmäßige Durchführung eine rein sportliche Angelegenheit, bei der die Forderung der charakterlichen Eigenschaften wie Mut, Selbstvertrauen, Entschlußkraft, Geistesgegenwart usw. noch höher zu bewerten ist, als die Beherrschung des Segelflugzeuges. Die Ausbildung der Hitlerjugend-Führer im Modell- und Segelflugzeugbau, im Gleit- und Segelfliegen erfolgt auf den Segelflugübungsstellen und -schulen des Deutschen Luftsport-Verbandes, der lt. Vertrag mit dem Reichsjugendführer die Ausbildung der Hitlerjugend übernommen hat.

Im Motorsport wird der Hitlerjunge zu allererst mit dem Motor in seinen technischen Einzelheiten vertraut gemacht. Erst wenn er das Zusammenwirken aller Teile des Motors kennengelernt hat, wenn er Störungen erkennen und beseitigen und das Krafttrad selbst behandeln kann, wird er zum Fahren zugelassen. Die Ausbildung der Motor-Hitlerjugend ist nach einem Abkommen des Korpsführers Hühnlein, dem Ehrenführer der Motor-HJ, mit dem Reichsjugendführer durch das Nationalsozialistische Kraftfahrkorps sichergestellt. Das Ziel der motorsportlichen Ausbildung ist die Beherrschung des Krafttrades in jedem Gelände.

Die Hitlerjungen, die in der Marine-Hitlerjugend stehen, werden in frühester Jugend schon für den Gedanken der Seefahrt und ihrer Notwendigkeit für Deutschland geworben. Sie werden in allen seemännischen Arbeiten, wie Herstellung und Behandlung von Tauwerk, im Knoten und Splissen, im Signaldienst (Winken, Morfen usw.) in Schiffs- und Bootstypenkunde, in Ueberseearten, in der Seefraßenordnung, über Wetterkunde und Wetterbeobachtung usw. unterrichtet. Im praktischen Teil des Seesportes werden sie im Bootsrudern, im Bootsegeln, im Geschwaderrudern und -segeln usw. ausgebildet. Auf diese Weise werden die Marine-Hitlerjungen mit allen Dingen des Seesportes vertraut gemacht, ihr Interesse wird besonders wachgehalten durch die seesportlichen Wettkämpfe, die in diesem Jahr erstmalig von der Reichsjugendführung durchgeführt werden.

Mit der kurzen Schilderung der sportlichen Betätigung der Sondereinheiten der Hitlerjugend ist das Bild der körperlichen Ertüchtigung der Hitlerjugend abgerundet. Die Hitlerjugend hat eine gewaltige Aufgabe und eine große Verpflichtung vor der deutschen Geschichte in dieser Zeit des Aufbaues des nationalsozialistischen Reiches übernommen. Sie wird diese Aufgabe meistern, da jeder HJ- und DJ-Führer von dieser Verpflichtung durchdrungen ist.

Die Staffel

Nings steht bereit die Mannschaft in dem Rund.
Kein Blick ins Auge, ohne Wort von Mund
zu Ohr ist jeder doch des Kufs teilhaftig.

Es bindet Herz an Herz der Strom des Wissens.
In allen Adern gleiche Flamme brennt.
Und jeder, ohne daß ein Wort es nennt,
erfüllt mit dem Befehle sich des Müßens.

Dasselbe Teil hat jeder an der Pflicht,
die Kampfbereitschaft ist nicht minder groß,
und jeder wie der andre trägt das Los
der Mannschaft, beugt sich unter ihr Gericht.

Die Woge, die am Ziel sie dann umdrängt,
hebt sie ins Licht des Ruhms. Das Ich versank,
sie waren eins – und einem gilt der Dank.

Willy St. König

Wilhelm von Kries, London:

Zwischen Heimat und Ausland

I.

Der Deutsche draußen, der jenseits der Grenzen des Sprachgebiets und in Uebersee lebt, nicht aber der unserer abgesprengten und abgetrennten deutschen Volksgruppen in Mitteleuropa, ist es, von dem hier die Rede, — von dem Deutschen, der vor dem Kriege Sachwalter, Treuhänder von 20 Milliarden deutscher Auslandsanlagen und letzten Endes der persönlich getragenen menschlichen und politischen Wirkung seiner Nation war. Es sind hier die Vorposten gemeint, nicht das Heer und die Truppenteile im Wettkampf der Völker. Wir sprechen von den Augen und Ohren, den Botschaftern und Rundschaftern, den Sendern und Empfängern, die nicht in stetem Zusammenhange mit der Heimat bleiben und die dennoch gleichsam Instrumente in der Hand ihrer Nation sind, auch wenn von ihrer geordneten Handhabung nicht gesprochen werden kann — noch nicht gesprochen werden kann. Der deutschen Nation fehlte ja bei allem ihrem Weltgefühl das Weltbewußtsein

Damit aber sind wir schon mitten in der Problemstellung dieser kurzen Darlegung, deren Vorzug weniger in ihrer Systematik besteht als darin, daß hier, auf wenige Seiten zusammengedrängt, Eindrücke, Beobachtungen, Erfahrungen wiedergegeben werden sollen, die im Laufe eines Menschenalters, nämlich, um genau zu sein, seit dem Oktober des Jahres 1905 bis heute draußen und daheim, in Wirkung und Gegenwirkung, im Zusammenleben und Zusammenarbeit mit Vertretern von fast allen großen und kleinen Nationen der Erde entstanden sind; in der Schweiz, in Italien, in China, in Rußland, in England, Frankreich, in Gesprächen, in der Arbeit als Beamter, als Berichterstatter, als Schriftsteller, als Korrespondent . . .

Beginnen wir mit einer summarischen Feststellung! Wir stellen sie in den Vordergrund, weil sie der weiteren Darlegung die innere Richtung zu geben bestimmt ist:

Der Deutsche der Nachkriegszeit war in seinem Verhältnis zum Ausland bestimmt von dem Eindruck der Ohnmacht der Weimarer Regierungen. Das sehr seltsame Weltgefühl bei den Erwachsenen mußte durch völlig echtes, selbstsicheres Weltbewußtsein ersetzt werden. Die nächste Generation wird dieses starke Weltbewußtsein ganz erreichen. Denn wir stehen im Anfang einer weltgeschichtlichen Epoche.

Was war Weimar? Eine ewige Rechtfertigung, eine ewige Entschuldigung, eine fortgesetzte Anklage der eigenen Vergangenheit, als gäbe es draußen ein Ohr,

das bereit wäre, unsere Klage zu hören, ein Herz, das uns verstünde, einen Richter, der uns gerecht würde. Das fürchterliche Wort, in dessen Banne diese fortwährende Entschuldigungslitanei heruntergeleiert wurde, hieß: *Wiedergutmachung*. Man hängt das deutsche Mäntelchen nach dem Winde. Selbstanlage und Selbstentschuldigung entsprachen aber dem Winde, der *draußen* blies. Deutschlands Schuld am Kriege, verkündete eine uns feindliche Welt Jahr für Jahr, sei eine „*cause jugée*“, eine „*causa judicata*“, eine rechtsgültig abgeurteilte Sache. Dagegen gäbe es keine Berufung! So versuchten denn die Weimaraner, mangels der Möglichkeit, die gesperrten Vordertreppen benutzen zu können, auf Hintertreppen in den Rat der Nationen zu gelangen. Man ließ sie hier aber nur bis an die Rükchentür und sprach mit ihnen durch den Türschliß. Hier durften sie ihre Waren abgeben. Das Urteil blieb!

Nehmen wir die deutsche Reichspolitik seit 1933. Wir vertreten als Nation wieder unseren Standpunkt. Wir sind wieder da. Wir kommen oder gehen, wie es uns paßt. Aber . . . fragen wir uns einmal ganz ehrlich vor dem Spiegel unserer Selbstkritik: Vertritt denn der Deutsche draußen als *Einzelner* alle *Halben* dem Auslande und dem Ausländer gegenüber diesen deutschen Standpunkt so selbstsicher, wie er es tun müßte? Versucht er ihn nicht immer noch zu *erörtern*?

Fragen wir weiter: Hat der Deutsche in der *Heimat* nicht immer wieder die Neigung, in jedem Ausländer und ganz besonders in jedem Ausländer aus der angelsächsischen Welt so eine Art von kleinem Weltrichter zu erblicken, der ihm die Richtigkeit seiner eigenen Meinung bestätigen könnte? Kann sich unter solchen Umständen ein wirklich sinnvoller Einsatz der Menschen draußen ergeben, die schon infolge ihres Wohnsitzes im Auslande das sind, was man die wahren Botschafter ihres Volkes nennen könnte?

Die großen geschichtlichen Wirkungen der Völker gehen aber nicht von dem aus, was sie von sich sagen oder behaupten. Die Wirkung der Völker geht davon aus, wie sie sind, wie sie wirken.

Es gibt nun Punkte, wo die Dinge, von denen wir sprechen, einen Schatten werfen oder vielleicht auch ein Spiegelbild und dieser Schatten oder diese Spiegelung vermittelt uns das, was wir als Selbsterkenntnis empfinden und was wir dann wie ein Leuchtfeuer ansteuern. Die alte Generation aber benutzte ihre Spiegelung in den Augen des *Auslandes*, verwertete ihr Widerbild in fremden Landen nur zu gerne als ein solches Schiffsfahrtszeichen für eigenes Verhalten und eigene Staatskunst. Sie tat es nicht immer, tat es aber oft genug. Weimar war ganz und gar darauf eingestellt. Wir haben wieder gelernt, den eigenen Schatten als Richtweiser zu benutzen. Von diesen neuen Positionen aus erkennen wir, daß wir sehr oft getäuscht worden sind und uns ebenso oft selbst getäuscht haben. Wie oft haben wir als Volk Wandelsterne als Fixsterne angesehen! Hatten wir uns nicht eine Art von kosmopolitischer weltbürgerlicher Befallsucht angeeignet?

Die anderen Nationen haben von uns, von unserer Art einen zurechtgemachten Begriff. Dieser Begriff aber ist seinem Zwecke entsprechend zurechtgestuft. Er enthält manches Richtige, aber mehr falsches. Er ist zwar keine Karikatur, dennoch aber ein Zerrbild. Dieses im Auslande verbreitete Bild unserer Art war dazu bestimmt, das Ueberlegenheitsgefühl anderer Völker zu erhalten und ihren Selbstsinn zu fördern.

II.

Sehen wir zu, wie es um uns und unsere Sprache aussieht. Wenn der schulentlassene oder schon lebenserfahrene Deutsche ins Ausland geht, dann versucht er üblicherweise alsbald die Mundart seines neuen Wirtsvolkes zu erlernen. Gleichzeitig aber *v e r l e r n t* er so schnell wie nur irgend möglich den *j i n n v o l l e n* Gebrauch der eigenen Sprache. Es kann ohne Uebertreibung festgestellt werden, daß sehr viele aller im Auslande lebenden Deutschen nach verhältnismäßig kurzem Aufenthalt im Auslande nicht mehr imstande sind, ein ohne Lehnworte untermischtes Deutsch zu sprechen und nicht mehr fähig, sich schriftlich ohne grammatische Irrtümer oder Sprachschneider auszudrücken. Sie sprechen beide Sprachen, die Landessprache und die eigene durcheinander, ja sie haben nicht einmal das Bedürfnis, wenn sie schon ein fremdes Wort benutzen, dieses in Anführungsstriche zu setzen.

Wie steht es zu Hause? Es wird dort ein üblicher Feldzug gegen Fremdworte geführt, die überflüssig sind. Man blättere aber einmal im Handelsteil, im Sportteil einer deutschen Zeitung, lese sich den auf Kraftfahrwesen oder Rundfunk bezüglichen, lese sich auch den politischen Teil durch oder höre auf die Gespräche der Menschen und man wird feststellen können, daß es von Fremdwörtern, die völlig überflüssig sind, geradezu wimmelt und noch mehr von artfremden Begriffen, die mit uns gar nichts zu schaffen haben. Der Boger ist „clever“, wenn er „fightet“; der Schiedsrichter ist „fair“, wenn er gerecht ist oder billig, der Geschäftsmann ist „smart“. Detektive rauchen stets eine kurze „Shagpfeife“. Das deutsche Mädchen trägt einen „Pullover“, es wird, wenn nicht alles täuscht, demnächst auch in „Shorts“ herumlaufen. Der Politiker spricht vom „Empire“ (wobei man nicht weiß, ob er das französische Empire oder das englische Weltreich meint). Wenn es in Amerika schneeweht, dann lesen wir von einem „Blizzard“. Der Tennisspieler schlägt „Backhands“, er „volleyt“, „lobbt“. Der Schiffbauer stellt „unsinkbare“ Schiffe her. Der „Radio-“ oder Rundfunkmann spricht von „Fading“ statt von Schwund. Aber der Sekttrinker spricht von „trodenem“ Sekt, bloß weil die französische und englische Sprache keinen Ausdruck für „herbe“ kennen und statt dessen das Notwort „dry“, „sec“ oder „troden“ benutzen! Der Modemann spricht, redet von „Velour“, wo er Sammet sagen könnte. So geht es tagaus tagein, während man eingebürgerte Fremdworte, deren Gebrauch bekannt, deren Sinn deutlich ist und die vor allem schon einen deutschen Begriff bergen, wild bekämpft!

Es ist nicht sehr wesentlich, ob hier und da ein fremdes Wort „verschlungen“ wird. Es ist aber nicht gleichgültig, wenn dieser Sehnsucht nach Fremdem ein An-

zeichen für eine sprachliche und seelische Erkrankung ist. Die deutsche Sucht nach Fremdworten ist nämlich Folge und nicht Ursache der Sprachverwilderung. Wenn eine Zeitung frisch schreiben will, dann ahmt sie amerikanische Reportage nach, wenn sie interessant sein will, öfft sie Edgar Wallace oder sonst irgendwen.

Die deutsche Jugend ist Gott sei Dank dabei, sich einen eignen Stil zu schaffen. Die „Bildung“ von gestern wird sich dieser Jugend nie wieder bemächtigen, nie wieder eine Scheidewand zwischen Volksmund und Hochdeutsch aufrichten. Am Beispiel unserer Sprache: wenn man nämlich Deutsch so spricht, wie es ist, wenn man die durchschlagende Bildhaftigkeit unserer Ausdrucksweise einmal erfaßt hat, dann gibt es keine Sprache, die der alten deutschen Sprache (denn sie ist älter als Englisch, sie ist älter als das Französische, älter als das Italienische) das Wasser reicht, von Wein gar nicht zu reden. Um ein Beispiel zu geben. Wenn man den schönen Bauernsatz: „Wer sich grün anstreicht, den fressen die Ziegen“, ins Englische überträgt, dann hat man einen Erfolg. Wer da verkündet, „daß an einer Holzkrone nichts zu löten sei“, und daß der Platz „zwischen Baum und Borke“ nichts Anmutendes an sich habe: nun wohl, der kann sich auch in f r e m d e r Sprache auf Deutsch verständlich machen. Wer überdies zum Beispiel in der Lage ist, den Wesensunterschied zwischen dem e n g l i s c h e n Wort „liberal“ und dem deutschen Worte „liberal“ zu verdeutschen, den Unterschied zwischen Friedensliebe und Pazifismus klarzustellen, nun wohl, der k a n n Deutsch. Wer aber kann das? So aber überseht man die eigene Sprache in eine andere. Die Uebertragung Wort für Wort fälscht die andere und die eigene Sprache und täuscht über die eigene Art.

III.

Es wäre aber ein Zweites, was wir als Beispiel anführen können, für das nämlich, wo unsere Art, wo unsere Besonderheit steckt: das ist unsere unbändige Freude am Leben, unsere Fähigkeit zur Duldsamkeit oder zur Toleranz. Wir geben uns gerne ernst, gediegen, gravitatisch würdevoll und — ledern. Daß der Deutsche aber mehr Spaß am Leben, mehr Freude am Dasein, mehr Gemuß an den Gaben dieser kugelrunden Welt hat, ja wer wüßte das denn da draußen! Wir besitzen einen Stil der Gastlichkeit, den uns niemand nachmacht. Das Wort von der „deutschen Gemütlichkeit“ ist inzwischen zu Tode geheßt worden. Sie ist in diesem Sinne nur noch ein Popanz. Wir haben viel m e h r als nur sie! Wir können immer noch ungezwungen, ungebrosen, unbefangen das Leben genießen, als wäre wir allein auf der Welt. Der Deutsche hat ein anderes Verhältnis zum Leben, zum Dasein als der Westeuropäer, als der Osteuropäer und der Südländer. Wir borgen hier einen Ausdruck Ina Seidels: Der Deutsche besitzt W e l t i n n i g k e i t. Was wir Gemütlichkeit nennen, ist nur ein bürgerlicher Ausdruck dieses anderen Weltgefühls.

Wiederum ist es aber über die Schwelle des Bewußtseins nicht hinausgelangt. Es ist lebendig, es ist da. Die Jugend besitzt es in besonderem Maße. Ja, es

ist ein Vorrecht der Jugend. Die heute heranwachsende Generation ist berufen, ihrer deutschen Mitwelt die Form zu schaffen, in der diese Weltinnigkeit, dieses Weltgefühl seinen Platz im Kreise der großen Weltvorstellungen erringen könnte, indem sie es gestaltet.

Schon jetzt zeichnet sich unser Lebensgefühl von Jahr zu Jahr deutlicher ab. Auch draußen in der Fremde! Dort empfindet man es als Kraft, man empfindet es fälschlich als Drohung und Bedrohung der totalen politischen Ordnungen, die hier herrschend sind.

Dem deutschen Menschen in der Heimat ist es nicht immer deutlich, daß hier eine ungeheure nationale Möglichkeit für unsere Zukunft liegt. Denn es sind ja neue Erkenntnisse, die erobern, nicht die Waffengewalt, die nur unterwerfen kann, und die der Diener eines höheren Willens, eines besseren Begriffs einer tieferen Vorstellung ist, wenn sie mehr erreichen will. Was wir aber auf diesem Gebiete bisher leisteten und künftig leisten werden, wurzelt noch im Unterbewußtsein. Hier knüpft sich wiederum der Zusammenhang mit der Sprache, die vorangestellt wurde. Die Sprache legt ja Zeugnis ab von der Kraft eines Gedankens, der Gewalt einer Idee, ebenso wie von den Werten und Ideen, die im Alltag herrschend sind. Solange wir nicht sehen, daß wir wieder ein Deutsch sprechen und schreiben, das in jedem Satz und in jedem Worte von innerem Erleben funkelt und strahlt, können wir ordnen und organisieren so viel wir nur wollen, es wird seine Wirkung auf die Welt draußen verfehlen, weil ja schon die Wirkung auf unsere innere Welt nicht deutlich zum Vorschein kommt. Wenn jemand innerlich vergnügt, froh oder erbaut ist, dann schlägt er den ersten Purzelbaum in seiner Ausdrucksweise, macht er den ersten Luftsprung in seinen Worten, um sich mitzuteilen. Dann erst wird sein Erlebnis ansteckend. Dann kann er Mission treiben. Dann vermag er die Menschen zu gewinnen.

Die deutsche Sprache, sagt man, sei eine der schwersten Sprachen der Welt. Das ist richtig und es ist auch wiederum falsch. Sie ist die dankbarste aller Weltssprachen. Wer sich um sie bemüht, dem lohnt sie es tausendfach. Nur muß man nicht zimperlich sein. Auch empfiehlt es sich nicht, puritanische Gebärden zu versuchen, wo wir reden können, wie es uns ums Herz ist. Nicht weil unsere Sprache zahlreiche Fremdworte aufgefressen hat, mit Stumpf und Stiel und im großen Stil, ist sie weniger deutsch, sondern deswegen, weil wir uns plötzlich unseres gesunden Hungers schämen. Nur insoweit mit dem Kampf gegen fremde Worte ein Kampf gegen eine falsche Lebenseinstellung, gegen eine verlogene geistige oder politische Haltung verbunden ist, hat er einen nationalpolitischen Sinn. Wenn der eine oder andere dies oder jenes Fremdwort nicht versteht, so hat das nichts auf sich. Wenn wir fragen, was ein Schniepel sei, oder ein französischer Grad, so werden sie es nicht wissen, denn wir sagen „Cut Away“ oder sonst was dazu. Wir machen aber einen schlechten Gebrauch von unseren eigenen Worten. Der Modeserger schreibt „Cut away“. Das deutsche Wort ist ihm nämlich nicht fein genug, oder es erscheint ihm altmodisch. Wer aber

Angst vor altmodischen Worten beim Gebrauch einer Sprache hat, die den unersehblichen Vorzug besitzt, alt und ehrwürdig zu sein, der sollte gefälligst kein Deutsch zu schreiben versuchen. Die Worte sind nämlich alt und nicht altmodisch.

Im Maß der deutschen Dinge, im Maßhalten liegt die letzte Beherrschung nicht nur der inneren und äußeren Form unserer Sprache, hier liegt auch das Heilmittel anderen Übels. Wir haben oft genug versucht, uns ein ausländisches Maß der Dinge anzueignen, um zu finden, daß die englische Elle und das französische Meter für unsere Art nicht paßte. Es wiederholt sich eine alte Erfahrung. Sie zeigt sich sinnfällig in einer englischen und gleichzeitig altgermanischen Gewohnheit der sogenannten Duzendrechnung. Man spöttelt heute über das, was uns einst eigen war, eben diese Duzendrechnung, und hält das Dezimalsystem für „turmhoch“ überlegen. Man kauft nun aber im Leben Waren und lebende Dinge, die sich nicht dezimal teilen lassen. Von Duzend kann ich ein Sechstel, ein Viertel, die Hälfte, zwei Drittel, drei Viertel kaufen. Ich kann es nach Bedarf des Tages teilen. Das geht bei Sehnerteilung nicht an. Wäre die Einheit ein Zehnt Paar Soden, so kann ich nicht zwei und ein halb Paar Soden kaufen, nämlich ein Viertel der Einheit, auch nicht ein Drittel usw.

Dieses Beispiel aber zeigt den Unterschied zwischen lebendigem Sprachgefühl, zwischen lebendigem Nationalgefühl, zwischen Theorie und Praxis auf das schlagendste. Ebenso die Notwendigkeit, im Urteil Maß zu halten, nämlich das Maß, das in den Dingen und in unseren deutschen Dingen verborgen liegt.

Hier steckt die ungeheure unübersehbare Aufgabe für die heranwachsenden und für die kommenden Geschlechter. Sie müssen sich eine deutsche geistige Währung geben, die nicht nur dem Bedürfnis des Alltags entspricht, die vor allem gleichzeitig die Summe aus zweitausend Jahren deutscher Lebenserfahrung zieht, ohne deswegen zu einer toten Formel zu werden. Es gibt dazu nur einen Weg, nur ein Mittel, das aber ist der schöpferische Gebrauch der deutschen Sprache im Dienste eines lebendig gelebten deutschen Lebens. Gelingt das, dann erhält unsere Gegenwart Dauer und Weltgeltung in etwa der Art wie das Jahrhundert Luthers in der Sprache Luthers, die ja eben mehr als nur Wortemacherei, oder das 18. Jahrhundert in der Sprache Goethes, Hölderlins und Klopstocks eine ewige Gestalt. An jene Namen knüpft sich nämlich nicht nur der Genius der Persönlichkeiten, es verbindet sich mit ihnen das Erlebnis eines ganzen Geschlechts deutscher Menschen, das eine solche Sprache verstand und dem sie im tiefsten Sinne des Wortes eben entsprach.

Wir streben auch heute, nicht anders als früher, von neuen Ufern zu neuen Fernen. Das Werk der großen Völker bleibt eine nie vollendete Symphonie, die ihr großes Thema in immer neuen Spielarten und Formen auszudrücken sucht. Seien wir froh darüber, daß uns die letzten Quellen unserer Kraft etwas wunderbar Verhülltes bleiben.

Die Heimat

Stroh kehrt der Schiffer heim an den stillen Strom,
 Von Inseln fernher, wenn er geerntet hat,
 So käm' auch ich zur Heimat, hätt' ich
 Güter so viele wie Leid geerntet.

Ihr teuern Ufer, die mich erzogen einst,
 Stillt ihr der Liebe Leiden, versprecht ihr mir,
 Ihr Wälder meiner Jugend, wenn ich
 Komme, die Ruhe noch einmal wieder?

Am kühlen Bache, wo ich der Wellen Spiel,
 Am Strome, wo ich gleiten die Schiffe sah,
 Dort bin ich bald; euch, traute Berge,
 Die mich behüteten einst, der Heimat

Verehrte sich're Grenzen, der Mutter Haus
 Und liebender Geschwister Umarmungen
 Begrüß' ich bald, und ihr umschleßt mich,
 Daß, wie in Vanden, das Herz mir hesse.

Ihr Treugebliebenen! Aber ich weiß, ich weiß,
 Der Liebe Leid, dies heilet so bald mir nicht,
 Dies singt kein Wiegensang, den tröstend
 Sterbliche singen, mir aus dem Busen.

Denn sie, die uns das himmlische Feuer leih'n,
 Die Götter, schenken heiliges Leid uns auch.
 Drum bleibe dies. Ein Sohn der Erde
 Schein' ich; zu lieben gemacht, zu leiden.

Friedrich Hölderlin

Wolfram Brockmeier:

Die Seele der Landschaft

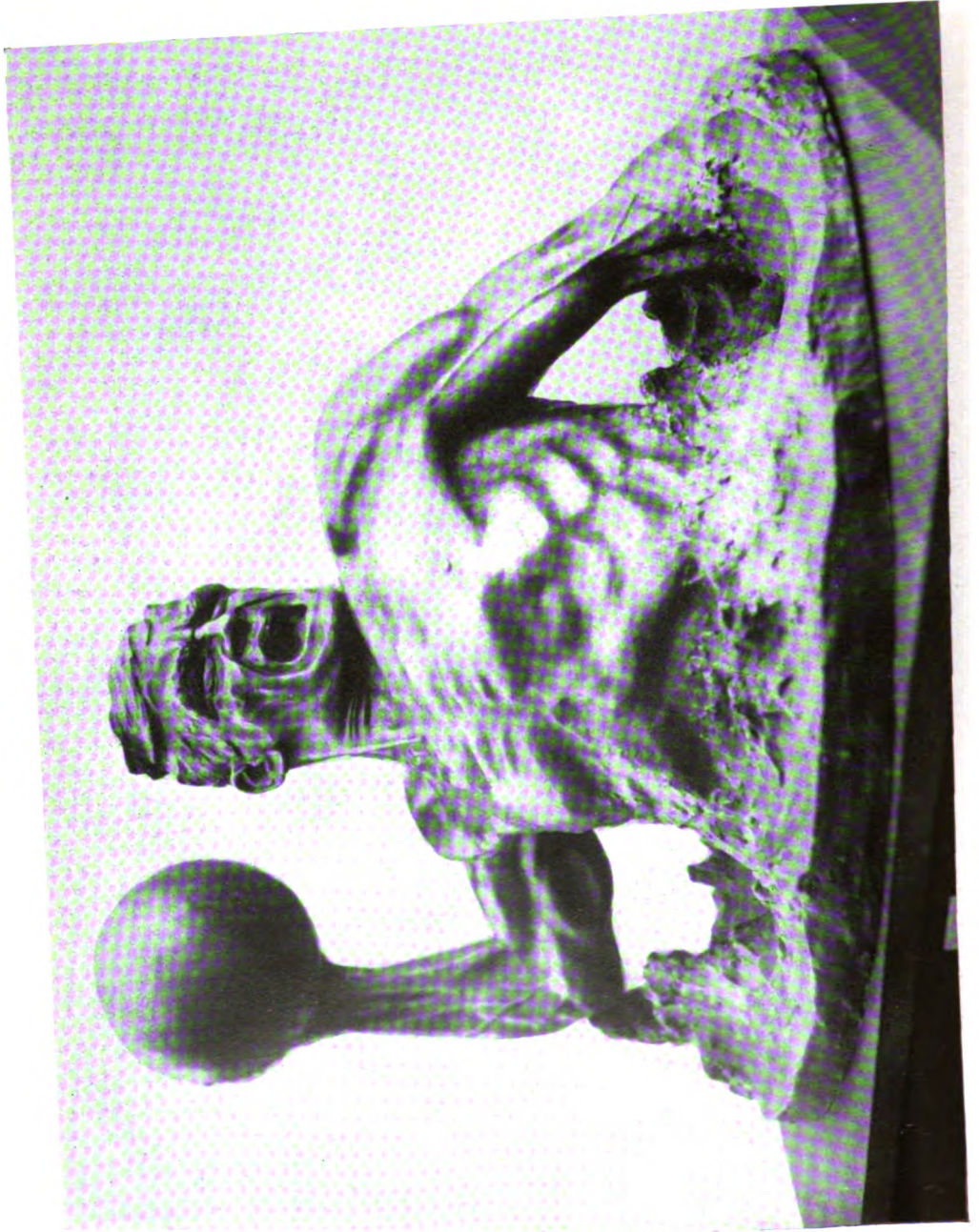
Um dieses Land lieben zu lernen, das zwischen dem erschütternden Wall der Alpen und der Dünung der nördlichen Meere alle Vielfalt der Landschaftsformen ausbreitet, dazu gehört wahrlich nicht viel Zeit, und schon eine rasche und kurzweilige Reise vermag den Sehenden zum Freund zu wandeln, der beglückt den Rhythmus von Berg und Tal, von Enge und Weite, Fels und Ebene und von Wald, Heide und Strand erlebt; um Deutschland aber zu kennen, dazu muß einer wohl mehr als ein Paar Stiefel zerlaufen haben. Dann aber, wenn er den großen Straßen gefolgt ist, an deren Schnur die Perlen edelster mittelalterlicher Städtebaukunst aufgereiht sind, wenn er sich von verschwiegenen Wegen durch die reisenden Felder und tief in den grüngoldenen Traum der singenden Wälder hat führen lassen, wenn er von den verwitterten Türmen hinausgeblückt hat über die fruchtbare Ebene, an deren Rand bläulich und geheimnisvoll ferne Hügel aufsteigen, und wenn ihm die freundlichen Brunnen vertraut wurden, die nachts den schweigenden Platz mit ihrem sanften Laut erfüllen . . . , dann vermag er vielleicht zu ermessen, wieviel Glanz und Stärke, Duft und Süße in diesem Lande beschlossen ist; denn wer Deutschland wirklich kennen will, der muß es erwandern.

Es ist nur wenig damit getan, die großen Städte dieses Landes gesehen zu haben, und auch der weiß noch nicht genug von Deutschland, der etwa nur seine stillen Seen, seine Berge und die selbstgenügsame Einsamkeit der Gebirgsdörfer kennt; überall offenbart sich sein Wesen, aus dem Maschinendröhnen der Industriezentren des Ruhrgebiets und Oberschlesiens klingt es ebenso auf, wie es uns entgegen tönt von den romanischen Portalen und gotischen Türmen, wie es aufjubelt im farbenfrohen Glanz der Barockkuppeln und stiller dann uns anrührt im Bilde des Pflügers, der groß und gelassen vor dem abendlichen Himmel steht. Daß sich ihm aber die Vielfalt und Vielgestalt dieses Landes zur beseligenden Harmonie, die sich vom Gebirge zum Meer spannt, schließen soll, aus dem Tor einer der tausendjährigen Städte sich verführen lassen von apfelüberblühten Landstraßen, über kleine Brücken hinweg, durch Sommerfelder, unter Kastanien und Pappeln, Eichen- und Buchendomen hin und durch lindenduftende Dörfer in die nächste dieser tausendjährigen Städte hinein, über denen die Luft voll ist von Rosen und Azazien und vom Grün der Felder, Wiesen, Wälder, Gärten und Parke.

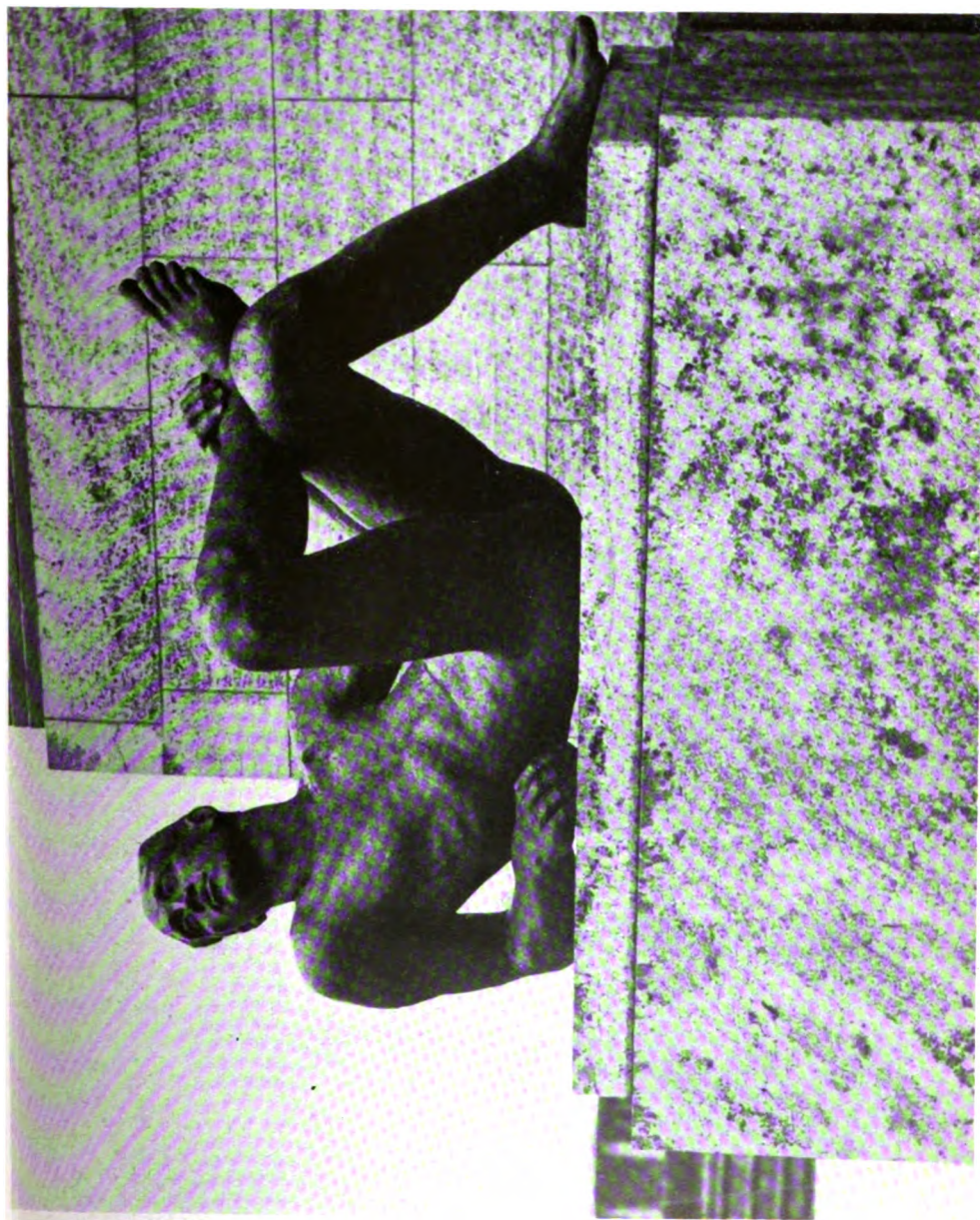
Alte Rolande wachen ernsthaft und schwertgewaltig auf seinen kleinen Plätzen über das Leben des Landes, steinerne Gestalten in den Domen über seine Seele, Burgen, ehrwürdige Universitäten und reiche Museen über seine Schätze; in hunderttausenden von Werkstätten aber, von Laboratorien, Montagehallen und Büros wirken der schöpferische Fleiß und der gestaltende Wille seiner Menschen. Der Wein reift und das Korn, die Fischerneze heben sich silberglänzend aus dem Wasser, Hammerschlag füllt die Luft mit ehernem Läuten, Segel ziehen geschmeidig ihre



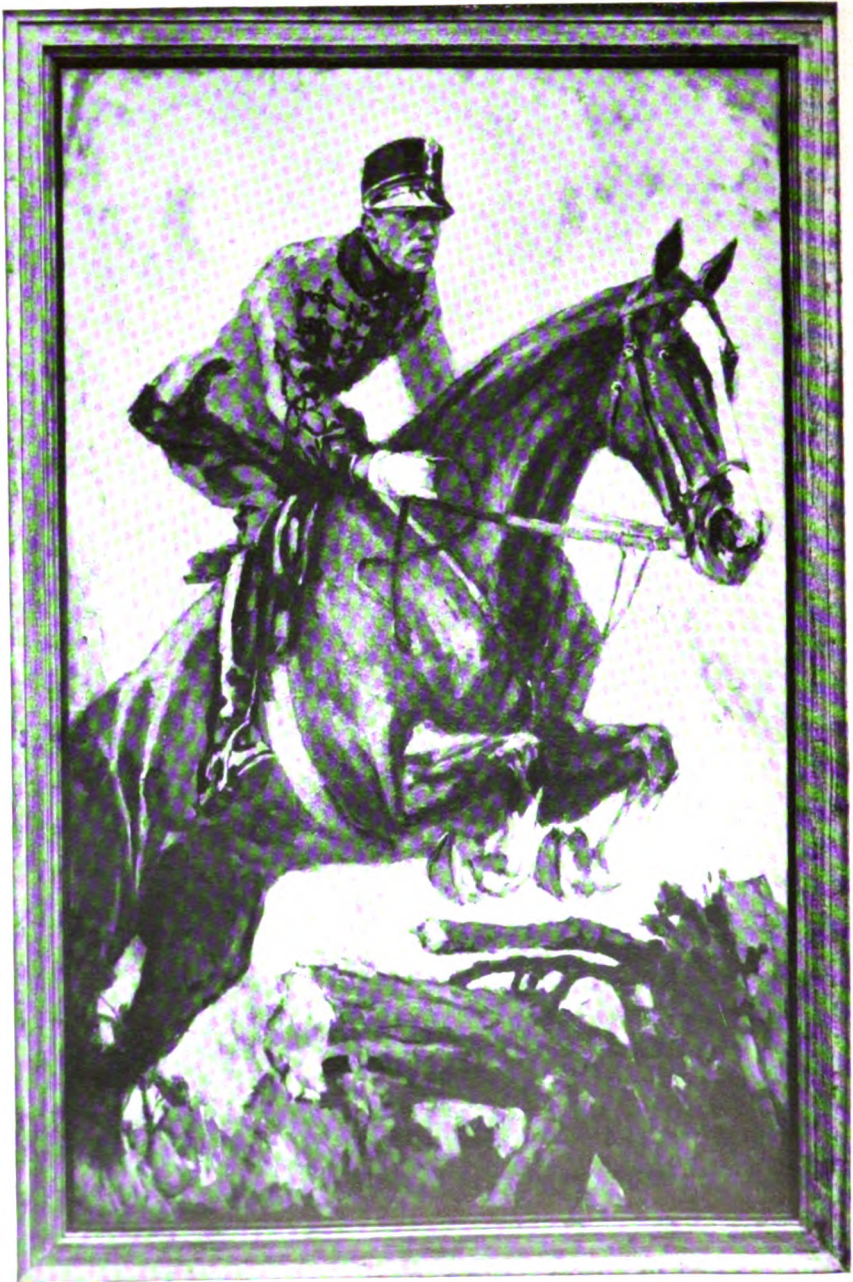
Oesterreichische Plastik: Diskuswerfer nach dem Abwurf (Karl Stenslak)



Der Ballwerfer, ein Werk des polnischen Künstlers Klubowski



Georg Kolbe: Ruhender Athlet (Plastik vom Olympischen Feld)



Reiterbild des holländischen Malers Robert Graasland

Bahn, Sensen zischen durch das fallende Korn, indes geruhfam auf den Almen die Herden weiden und die Flüsse auffingend zu Tal stürzen.

Niemand kann diese deutsche Landschaft mit einem Namen nennen, sie in einem Bilde beschreiben, so reich, so weit, tief und groß ist sie. Eine wunderbare Symphonie, so hebt sie an, wendet ihre vielen Motive in immer neue, immer überraschendere Motive und schließt doch alles zusammen zu starkem, lebendigem Sein.

Wo aber soll der Weg beginnen und wo das Lob dieser Schönheit? Was ist hervorzuheben und in das hellste Licht zu rücken, ohne dem vielen Gleichwertigen Unrecht zuzufügen? Jeder Wanderer wird seine eigene Entdeckungsfreude haben, jeder seinen eigenen Weg gehen wollen, jeder aber wird Schätze sammeln aus dem unerschöpflichen Füllhorn dieses Landes.

An den grünen Heden der Eremitage von Bayreuth, dicht hinter der granitenen Elegie des Fichtelgebirges, beginnt eine der köstlichsten Gegenden Deutschlands: Franken! Alles, was an Blut und Innigkeit, an zärtlicher Offenheit und heiterer Prunkliebe sich im deutschen Wesen birgt, hier ist es wunderfame Gestalt geworden. Weltfroh und gottesfromm, so breitet sich zu den Seiten des ruhigen Flusses dieses Franken bis ins Aschaffenburgische Land, von dem der besessenste Maler, der je in Deutschland den Pinsel führte, Grünewald, seinen Ausgang nahm. Hier sind die Abende sanfter und die Nächte erregender als irgendwo sonst in deutschen Landen, und doch ward nirgends in Deutschland Schicksal mit soviel Anstand und Grazie geschaffen und ertragen wie gerade längs des Mains.

Im Dome zu Bamberg, eng benachbart der unergründlichen Todesgröße des Bischofs von Hohenlohe, reitet die edelste Verkörperung aller Kaiserträume schweigend durch die Jahrhunderte. Auf der Höhe vor Banz ragt, grundfeste Bastion der Frömmigkeit, die Steinwucht des Klosters empor, während sich auf der anderen Seite des Mains die Türme von Bierzeihenheiligen anmutig und kokett in den seidenen Himmel spielen.

Ein wenig westlicher dann, der Gegend zu, da der Würzburger Bürgermeister Tilman Riemenschneider alle Inbrunst seiner Weltweisheit und Welttrauer in das Holz grub, da die Lüfte voll waren vom Hufschlag und den streitbaren Liedern Walthers von der Vogelweide und das Echo der dunklen Gesänge Wolframs von Eschenbach am geistigen Horizonte aufstörend wetterleuchtete, sind die Hänge mit Reben besteckt und die Lüfte voll vom Geruche reisenden Weins. Hier, über dem blühenden Koko Würzburgs, das rascher ins Blut geht als selbst das von Schloß Mirabell im Salzburgerischen, nimmt man in den erlesenen Jahrgängen der Stein- und Leistenweine und ihrer stahligen, schiefrigen Härte und verborgenen Schwere mehr vom innersten Wesen Deutschlands auf, als mancher von einer ausgedehnten Rundfahrt durch die deutschen Gaue davonzutragen hofft.

Stark und gewaltig, durchdrungen von Schmerz und Größe eines Jahrtausends, rauscht dann die dunkle Ballade des Rheins auf. Da stehen wunderbar auf den zum Strome sich neigenden Hügeln die mächtigen Burgen wie schwere Banner, Wein-

berge liegen heiter im Glanze des Mittags, unendlich lange und feierliche Aaleen von Pappeln begleiten den Oberlauf, neben dem die Altwässer wie kleine Teiche ruhen und Wolke und Himmel spiegeln, während in der Ferne die dunklen Wälder-massen des Schwarzwaldes und der Vogesen aufsteigen. Man muß auf einem der kleinen Dampfer den Rhein befahren haben, die schnaubend und plätschernd an dem stillen Gleiten der Lastkähne vorüberziehen, muß Speyers Dom begrüßt haben, darin die Kaiser des deutschen Mittelalters von den Geschäften der Welt ausruhen, und Worms, über dem die Flügelschläge des Schicksals der Nibelungen aufrauschen. An den Bergen muß man vorübergezogen sein, die das Tal einengen, daß die Wasser rascher dahinströmen, muß in Ehrfurcht gestanden haben vor dem Pfeilerwald des Domes von Köln, um dann — weiter stromabwärts — im Morgennebel den Gluthauch der großen Werke zu sehen, ehe das Land flacher und flacher wird und immer mächtiger die Breite des Stromes.

Eine andere Zelle dieses Deutschlands! Noch feucht vom Hauche des Meeres und der Moore streicht der Wind der großen Ebenen über die Kornkammer Westfalens, über die fruchtstrotzende Börde von Soest. Wunderbar durchsichtig ist hier die Luft, klares, kühles Licht gewährt jeglichem Ding seine unverfälschte Gestalt und seinen rechten Umriß, die abendliche Sonne aber verblutet im Rauchgewölke des Industriegebietes. Moosgrün leuchten über dem Hellweg, der uralten Wanderstraße der Völker, vor der silbernen Bläue des Himmels die Türme von Soest, heilige Wächter über dem mannigfachen Rot der Dächer. Da reckt sich mit unheimlicher Wucht der Turmkloß des Patroklimünsters empor, in dem sich alle Schwere und Beharrlichkeit des westfälischen Menschen für Zeit und Ewigkeit ein Denkmal setzte, dort heben die Zwillingsspyramiden der Wiesenkirche, deren Schiff durchflutet ist vom Lichtstrom der bunten Fenster, das Steinfiligian ihrer Spitzen in die Wolken, indes sich in den Goldmalereien der Hohnkirche Deutschland und Byzanz die Hand reichen.

Ein anderes Bild steigt dann auf: die Lüneburger Heide. Von Aller und Elbe begrenzt, liegt sie zwischen den Türmen Lüneburgs, Bremens und Verdens, Deutschlands urweltlichste Landschaft. So einsam steht ihre Herbe und vermeintliche Kargheit neben der Fruchtbarkeit anderer Landschaften, daß man meinen möchte, die Erde habe sich in ihr ein Erinnerungszeichen schaffen wollen an jene graue Zeit, da die Eismassen, die lange über sie hinweggeschrammt waren, sich wieder nach Norden zurückzogen. Kiefiger als sonst irgendwo wölbt sich hier im Sommer die blaue Kuppel über dem weithin wellenden Lande. Der Horizont ist von einer Größe, die erschreckt und wiederum unsäglich beruhigt, gleichsam, als ob die Ewigkeit hier einen Teil ihrer selbst hätte Gestalt werden lassen. So weit das Auge reicht, flammen die Heidehügel in purpurnen, rosigen und violetten Bränden. Hier steht die Spukgestalt des Wacholders, und da brennt die gelbe Blut des Ginsters; der Ruckuck ruft, die Lerche steigt, über den dunklen Lachen der Moore schwebt silberner Hauch, und von den gewaltigen Blöcken der Hünengräber weht der Atem der Jahrtausende. Lüneburger Heide . . . Urwelttraum auf deutschem Boden.

Und wieder eine andere Landschaft erfasst der Blick, eine, die mit starken, ungemilderten Farben sich in frischem Licht und dem strengen Wind der Ostsee breitet, eine, über deren weite Koppeln der herrliche Sturm junger Pferde braust, Landschaft mit festen Burgen, die noch über die Jahrhunderte vom Willen und der Stärke ihrer Erbauer künden, waldumsäumte Seen, in deren Ufergesträuch breit-schauflige Elche äsen, eine Küste, die im Zusammenprall der mitleidslosen Gebirge ihrer Sanddünen und der fressenden Wogen stärker als eine andere die uralte Feindschaft von Meer und Land empfinden läßt . . . Ostpreußen!

Oder nimm eine der mitteldeutschen Landschaften, nimm Sachsen! Vom Fichtelgebirge fährt man auf zischenden Brettern nieder, der Schnee flimmert unter den Füßen und stäubt in glitzernden Wolken auf, aus den Tälern aber leuchten weisend und vertraulich die Fenster der einsamen Dörfer. Eine gute Schnellzugstunde weiter erklingt im steinernen Wunder des Dresdner Zwingers beim Scheine der Fadeln Mozarts Kleine Nachtmusik, und der geschmeidige Reigen der Steingestalten lebt, als ob der lebensstolle und kunstfrohe August der Starke noch leibhaftig durch seine Stadt sprengte, wie es sein goldenes Standbild durch die Neustadt tut.

Stark und geheimnisvoll wie eine feierliche Musik von Hörnern und Celli rauscht der grüne Bogen des Erzgebirges auf, und in vollem Klange flutet die Elbe einher, zu deren Seiten die überraschend starken Posaunenstöße des Elbsandsteingebirges ertönen. Hier heben sich aus grünen Ebenen die Tafelberge im weißgrauen Glanze des Sandsteins, Wälder senken sich zu Tal, und an den kleinen, kletternden Städten rinnen geschwähige Flüsse vorüber. Alle Straßen vom Süden zum Norden, von Ost nach West führen durch dieses Land und haben es reich gemacht; Silber und Kohle sind in seinen Gruben gewachsen, und in unermüdlicher Regsamkeit haben sich die Menschen auf dem reichen Grunde heimisch gemacht.

Haben wir schon Deutschland? . . . Nur eine Ahnung von ihm haben wir! Denn da ist noch die Weser und das Riesengebirge, Pommern wartet unser und Bayern, Thüringen lockt und Württemberg, und Weimar und Potsdam, Münster und Passau, Wittenberg und Nürnberg bewahren für uns ihre Schätze. Welchen Klang wir auch beschwören, Deutschland ist nicht in einem Namen zu fassen und nicht in hundert, nicht in einem Bilde zu umreißen und nicht in tausend. Könnten wir so hoch auffliegen in unserm Flugschiff, daß wir dieses reiche Stück Erde mit einem Blick übersehen könnten, wie wollten wir es segnen um seiner Herrlichkeit willen!

Mit einem Blicke, ja . . . und doch läßt es uns lieber Schritt für Schritt durchwandern, läßt uns an den Ortsschildern seine Namen buchstabieren, deren jeder Zauberklang hat, wie alle alten und tiefen Schicksalsdinge der Menschen, und läßt uns froh werden an all den kleinen Reizen, deren Vielfalt seine Größe ausmacht. Deutschland . . . das ist in allen Mauern und allen Wäldern, an allen Flüssen und Meeren seinen Lebensraumes, in jedem steinernen Antlitz und jeglichem Duff des Bodens, in feierlichem Akkord strahlt sie aus, diese Landschaftssymphonie, die Deutschland heißt.

Wilmont Haacke:

Plauderei um das Militär der anderen

So üben Belgens Soldaten

Unser nächster westlicher Nachbar im Aachener Eck ist Belgien.

Die Zahl der jungen, eingezogenen Truppen, die sich in der ersten Ausbildung an den leichten Waffen befinden, muß sich um ein beträchtliches vermehrt haben, so will es dem Belgienreisenden scheinen, der seine Eindrücke aus dem vergangenen Jahre mit den jüngsten Beobachtungen vergleicht. Vielleicht ist das nur Einbildung, weil der Zufall mehr Soldaten als früher zu Geländeübungen in den Umkreis der Provinzstädte treibt. Doch trifft man sie in zahlreichen Kompanien überall im Lande.

Die erste Begegnung mit ihnen hat man im grenznahen Lüttich. Mit der Straßenbahn fährt man von der Place de St. Lambert auf die nahen Höhen um die Stadt. Sie ist noch rings von einigen alten Festungen umgeben, die sich in ihrem leicht veralteten Charakter etwa ähnlich ausnehmen wie Vincennes im Osten von Paris. Es sind Zitadellen, die mit dicken Mauern und ausgetrochneten Wassergräben von moderner Artillerie leicht genommen werden könnten, wären sie nicht, was als sicher anzunehmen ist, nach unten in die Tiefe des Kalksteinberges ausgebaut und neu befestigt. Oberhalb dienen sie mit ihren weiten Höfen und darin aufgebauten roten Häusern von einst als brauchbare Kasernen, während sich in den weiträumigen und unterkellerten Wällen Vorräte jeder Art in beliebigen Mengen aufstapeln lassen.

Schon wenn man sich der Zitadelle über Lüttich nähert, begrüßt einen schmetternde Marschmusik aus französischen Clairons. Hinter schneidig aussehenden Offizieren zu Pferde marschieren endlose Reihen von Rekruten durch die nachmittägliche Sonne nahen Feldern zu. Rings auf den Wegen um die Festung üben sie. Am wichtigsten scheint die Ausbildung am Gewehr genommen zu werden. Je ein Unteroffizier widmet sich bei solchen Instruktionen etwa zwanzig Rekruten. Die Verständigung erfolgt abwechselnd auf französisch und flämisch. Meist gibt der Unterrichtende seine Belehrungen auf französisch, um aus den Reihen der jungen Soldaten auf flämisch nach Einzelheiten zurückgefragt zu werden. Man darf dabei stehen und zusehen, wie die jungen Kerle üben, wie sie mit verbundenen Augen ein Infanteriegewehr bis in seine Hauptteile zerlegen. Dann werden von einem Kameraden die Seile, die auf einem Tuche im Sande liegen, rasch durcheinander geschoben, und die Arbeit des Zusammensetzens hat zu beginnen. Eine bestimmte Mindestzeit muß dabei erreicht werden. Das kostet die flämischen Burschen einige Anstrengung und etwas Schweiß.

Ueber den letzten Häusern von Lüttich ertönt Tag für Tag heftiges Maschinengewehrgeknatter. Die „Fortgeschritteneren“, die schon gelernt haben, mit leichten und schweren Maschinengewehren umzugehen, werden darauf eingefuchst, sich damit auch im Gelände richtig zu benehmen. In geschlossener Abteilung kommen sie

Über die Zugbrücke aus ihrer Kaserne, um schon nach wenigen Schritten aufgelöst zu werden. In Schützenlinien schwärmen sie aus. Je acht Mann sind um ein MG gruppiert. Die Ablösungen im Tragen und Bedienen erfolgen untereinander sehr schnell. Der vorderste Mann rennt gebückt nach hinten, der direkte Hintermann übernimmt die Spitze. Die Bewegungen verraten jähe und gesunde Bauernkraft.

Für die Augen eines Deutschen sind die belgischen Soldaten von einer unmilitärischen Haltung beim Marschieren wie beim Ueben, im Dienst wie in der Freizeit. Das schiefe Rekrutenmüschchen, das der deutschen Jungvolkkappe ein wenig ähnlich sieht und von den Soldaten gern sehr fesch und schief nur über das eine Ohr geschoben wird, erhöht diesen Eindruck. An der Spitze der Kappe, mitten über der Stirn, hängt eine nach der Waffenart in verschiedenen Farben ausgefertigte leichte Bombe, deren Quaste bei vielen immerfort vor Stirn und Augen pendelt. Wie man hört, werden sie zwar von der Kammer an der Mühle mitgeliefert, aber von den jeweiligen Soldatenbräuten in eleganterer Ausführung als Talisman oder Liebesgedenken neu geschenkt. Das alles berührt jedoch die Frage der militärischen Qualität der Truppe nicht im mindesten. Andere Völker — andere Formen und Gewohnheiten.

Ein Unteroffizier hat die schwere Aufgabe übernommen, flämischen Küstjungen die einfachsten Exerzierregeln mit dem Infanteriegewehr beizubringen. Gewehr — ab! Gewehr — über! Präsentiert das Gewehr! Wie er es vormacht, sieht die Sache sehr, sehr einfach aus. Aber das Nachmachen ist so schwer! Für die Jungen, die vielleicht erst seit wenigen Tagen in der Uniform stecken — sie haben ganz frische und noch bartlose Gesichter —, sind die Gewehre in muskulösen Armen viel zu leicht. Sie rutschen stets zu hoch oder zu tief damit oder lassen sie wie Streichhölzer auf den Boden fallen. Der Unteroffizier schwitzt, zieht die Litemka aus, steht in Hosenträgern und Nehhemd vor seinen zwanzig Mann und beginnt von neuem. Zuletzt holt er jeden einzelnen aus dem Gliede und zeigt ihm am eigenen Körper ohne allzu viel Zartheit, aber mit gutmütigen Worten, wo das Gewehr hingehört. Und dann lernt man es schließlich doch. —

Belgien hat seine allgemeine Dienstpflicht erst unter französischem Druck im Jahre 1913 eingeführt. Die allgemeine Schulpflicht folgte als Gesetz erst ein Jahr später. Auch heute noch befinden sich unter den Rekruten, die bei den Neumusterungen ins belgische Heer eintreten, Analphabeten. Sie werden erst beim Militär in die Geheimnisse des Lesens und Schreibens eingeführt. 1901 betrug die Zahl der Analphabeten, die ins Heer kamen, etwa 12 v. H., 1920 6 v. H., 1924 4 v. H. und heute vielleicht nur noch 2 v. H.. Aus diesen Zahlen läßt sich auch in dieser Richtung eine fortschrittliche Erziehungsarbeit erkennen.

Die aktive Dienstzeit jedes Belgiers, der für wehrtauglich befunden wird, beträgt im Durchschnitt etwa zehn bis zwölf Monate. Diese reichen aus, um ihn zu einem kriegsfähigen und grabentüchtigen Soldaten zu machen. Die Zahl der Offiziere im friedensstarken Heer übersteigt nicht die von 6000 Mann. Unter-

offiziere und Mannschaften ergeben zusammen eine Stärke von etwa 85 000 Mann. Belgien hat offiziell etwa 300 schwere und 600 leichte Geschütze. Die Zahl der Flugzeuge beträgt nach dem, was bekanntgegeben ist, rund 300. Zwei der Militärflugplätze sind von der Bahn aus zu sehen. Einer liegt hinter Courtrai an der Strecke nach Menin. Der andere befindet sich an der Bahnlinie Ypern—Ostende—Lille am Rande des Houtholster Waldes, von dem noch immer zerschossene Bäume aus den Jahren 1914—1918 dem Reisenden erzählen, der zwischen Langemarck und Staden aus dem Fenster schaut.

Der Belgier steht insgesamt fünfzehn Jahre im aktiven Dienst und in der Reserve, dann hat er sich noch zehn Jahre lang der „Landwehr“ zur Verfügung zu stellen. Diese Einteilung ergibt eine Kriegsstärke von 300 000 Mann, hinter die sich 300 000 Mann Ersatz stellen lassen. Für den Dienst in der Heimat und in der Etappe können 500 000 Mann aufgestellt werden.

Von der Frische und Lebendigkeit der jungen Offiziersanwärter, die man beim Umherreisen oft als höfliche „Gegenüber“ in den Zügen trifft, ist man überrascht. Ebenso wie die älteren Offiziere, deren ein großer Teil mit Frontauszeichnungen der Alliierten geschmückt ist, zeigen sie meist französische aufmerksame und wachsame Gesichter, die versuchen, es dem Engländer in der Unberührbarkeit ihrer Haltung gleichzutun.

Garnison Paris und Eindrücke von französischem Militär

Unser stärkster Nachbar im Westen ist immer Frankreich.

Paris ist die Stadt der Soldaten. Vielleicht ist es heute sogar die größte Garnison der Welt. Denn außer in den vornehmen westlichen Stadtteilen und in dem Künstlerviertel in den Straßenecken der Höhe von Montmartre trifft man in jedem Stadtteile auf „Poilus“, die in graublauer Uniform, unter dem Stahlhelm mit dem „Kiel“ und bei aufgepflanztem Bajonett vor Kasernen beträchtlicher Ausdehnung Wache halten. In den Straßen von Paris schlendern viele Soldaten umher: Offiziere und Schützen.

Für beide gilt, daß sie von jeder möglichen Hautschattierung zwischen normannischem Weiß und sudanesischem Schwarz sein können. Sie bevölkern die Straßen noch mehr als vor dem Krieg. Nicht einmal ein Seitengewehr wird von ihnen geführt. Nur die Offiziere zeigen das hellgelbe, kurze Stöckchen, das dem der englischen Soldaten ähnelt.

Die meisten Regimenter haben die Kriegsfarben in der Uniform — wenigstens für den täglichen Dienst — beibehalten. Selten trifft man außer der graublauen und der erdig-grünen Uniform auf andere. Auf der Ile de Cité, dem ältesten Teile von Paris, liegen gegenüber dem Palais de Justice Soldaten, die in dunkelblauem Waffenrock und breiten silbernen Helmen mit viel heraldischem Schmuck Wache halten.

Es sind die traditionellen Nachkommen der Gardien der ersten Republik. Die Offiziere erkennt man eigentlich nur am sorgfältigeren Auftreten und wohl auch an der hellgrauen Reithose. Die Rangabzeichen befinden sich bei ihnen an der Mütze, am steifen Käppi. Wie bei Seeoffizieren aller Länder kann man auch hier allgemein sagen, je mehr goldene Streifen, je höher die Charge.

Bei allem vermischt der mit deutschen Augen sehende Reisende das, was jeder als äußere persönliche Haltung bei jedem Soldaten vermutet. Alles Preussische fällt hier weg. Und wer den tapferen Gegner aus dem Weltkrieg kennt, weiß, daß der Wert dieses Militärs dadurch keineswegs berührt wird. Man grüßt Vorgesetzte gelegentlich ruhig mit der Zigarette im Munde. Und sich über Offiziere wundern zu wollen, die mit den Händen in den Hosentaschen aus dem Kasernenstor spazieren, wäre müßig. Hier wollen solche Dinge nicht viel bedeuten. Denn sie haben mit der ausgezeichneten Disziplin der französischen Armee nichts zu tun. Sie gelten wenigstens in ihrer typisch pariserischen Form als Zeichen eines gewissen Schicks. Und daß ein guter Offizier Weltmann sein muß, hat man in Frankreich seit den Kreuzzügen als wertvolle Tradition gewahrt.

Etwas hineinschauen in den Betrieb, der natürlich an sich Fremden verschlossen bleiben muß, kann man als „Vincennes-Pilger“. Vincennes ist ein Vorort im Osten von Paris in der Nähe des Bois de Vincennes, ungefähr da, wo die Seine die Stadt wieder verläßt. In den herkömmlichen Reisesführern, die man als landläufige Speisekarte für eine Abfütterung mit Sehenswürdigkeiten nun einmal braucht, steht kaum etwas über Vincennes. Darum kommen auch wenige Fremde hinaus. Und hätte man nicht zufällig in der „Métro“ ein Bild von dem alten Festungsturm des ehemaligen Forts von Vincennes gesehen, würde man es selbst auch kaum bemerkt haben. Dabei bringt einen die U-Bahn bis vor die Tür und setzt einen an einer Stelle ab, wo es bestimmt einmal vor Jahrhunderten eine Zugbrücke gegeben hat.

Das Fort Vincennes ist der Mittelpunkt einer ganzen Reihe militärischer Anlagen. Es bedeckt einen riesigen Umkreis. Ein breiter Graben, in dem Gras wächst, trennt es von den Straßen. An den beiden Eingängen, durch die dauernd Soldaten ein- und ausgehen, stehen drei Mann Posten. Man darf sie passieren, wenn man das R i e g s m u s e u m, das in einem der vielen Gebäude des großen Innenhofes untergebracht ist, besuchen will. Im Vorbeigehen sieht man in eine Offiziersmesse. Der Eingang ist mit Kürassierharnischen von 1870 und gekreuzten Degen geschmückt. Und dann kommt man zu einer schönen und stillen Bibliothek, für die man gerade in Paris und in Frankreich unter den Militärs viel Sinn hat. Auf dem Hofe haben sich Angehörige der Ecole militaire versammelt. Der Unterricht ist zu Ende. Man wandert zur Kantine. Schwarze Uniformen mit roten Käppis, blaue Uniformen — und Suavenfesz, alles beieinander.

Diese alte Festung muß einst, als sie noch vor den Toren von Paris lag, sehr uneinnehmbar gewesen sein. 1371 hat man begonnen, sie zu bauen, und erst 1861 war sie nach Ansicht französischer Militärs für Verteidigungszwecke wertlos gewor-

den. Mitten in ihrem Hofe liegt still eine kleine und turmlose Kapelle. Seltsam anmutig wirkt ihre leichte Gotik in dem Bereich der schwermaurigen Festungstürme. Eine Spitzendecke auf einem derben Eichenholztisch. Auch in Frankreich heißt es: „Gott mit uns!“, wenn man in den Kampf zieht.

Links in einem der sich weithinziehenden Kasernenhöfe jenseits der häuserlosen Rue des Maréchaux schlafen unter Regendecken sechs Kanonen.

Die Angst, die man in Frankreich immer noch vor Deutschland hat und die man leider beinahe täglich aus vielen Gesprächen mit Franzosen verschiedenen Standes spürt, ist unvorstellbar. Aber man kann ihnen solche eingepfote Meinung nicht austreiben, denn sie reisen nicht. Infolgedessen können sie sich auch nicht selbst von unserem Friedenswillen überzeugen. Ein Teil dieses Überglaubens mag darin begründet liegen, daß sie wohl wissen, daß Deutschland im Weltkriege lehtlich nicht „besiegt“ worden ist. Und da in Frankreich noch eine Generation lebt, die selbst einmal Revanchegefühle nach Sedan gegen das Reich gehegt hat, so will man nicht glauben, daß der Nationalsozialismus nicht von solchen Gefühlen beherrscht wird.

Das eindruckvollste Symbol Frankreichs für die Leistungen seiner Armee ist der Triumphbogen am Ende der Champs Elysées, den einst ein Napoleon errichten ließ zur Erinnerung an seine Siege — und an seine Niederlagen. Nach dem Weltkriege hat Frankreich, wie viele andere Länder auch, ein Denkmal des unbekanntes Soldaten der mahnenden Erinnerung an das große Völkerringen geweiht. Unter dem Etoile in Paris fladert die ewige Flamme. Oft im Gegensatz zu anderen Kriegerdenkmälern von geringerer Bedeutung, von unscheinbarem Format, von vielleicht nur lokalem Werte, tragen all diese großen Wehmale der Nationen keine Zeichen von Haß.

In London kann man sich manchmal über die Denkmäler wundern, die für ihre Gefallenen die oft wiederkehrende Wendung „for the liberty of the world“ gepachtet haben.

Das Grabmal des unbekanntes Soldaten Englands ist eine einfache Gedenkplatte mitten im Längsschiff von Westminster Abbey. Es bedeutet Trauer, nichts weiter. In einer kleinen Kapelle im ältesten Teile des Rathauses von Prag steht ein von Schleifen und Kränzen umhüllter Sarg des unbekanntes Soldaten. Es liegen auch Schleifen in Deutschlands Farben darüber. Und das Ehrenmal Deutschlands Unter den Linden ist nur Schweigen. Es ist schlichter, viel schlichter und stiller als das Grabmal des unbekanntes Soldaten in Paris.

Manchmal durchbricht eine Abordnung mit Blumen und einer Fahne den nicht abreißenden Ring der Autos, die den Triumphbogen mit dem Ehrenmal ständig umbrausen. Die Trikolore senkt sich vor der fladernden Flamme. Dampf dröhnen die Trommeln. Schwerkriegsverletzte leiten diese Feierlichkeiten. Es ist ein trauriges Bild. Viele Fremde, viele Reisende stehen bei solchen Aufzügen umher. Frankreich ist das Land des militärischen Pathos. Hier erlebt man oft dasselbe

Frankreich, das vor der Prager Burg, am Eingang zur Wohnung des Präsidenten Masaryk, den tschechischen Soldaten erlaubt, zur Erinnerung an die Verbündeten nach dem Zusammenbruch der Donaumonarchie täglich in einer anderen Uniform französischer Regimenter aufzuziehen.

Obwohl einerseits Frankreich das Land ist, das einen Chauvinismus und Militarismus ausgeprägt hat, besitzt es doch andererseits auch Formen, das nationale Gefühl in allen Franzosen wachzuhalten, die vorbildlich sind.

So findet man, um ein weiteres tatsächliches Beispiel sprechen zu lassen, neben dem imposanten Sarkophag aus rotem Marmor, in dem Napoleon im Dôme des Invalides bei seinen alten Soldaten neben den Fahnen aller seiner Feldzüge ruht, in einer Nebenkapelle eine mächtige, marmorne Urne mit der Aufschrift: „Hier ruht das Herz von La Tour d'Auvergne, des ersten Grenadiers der Republik 1743—1800.“ Frankreich löscht nichts aus seiner Geschichte aus, auch wenn man von der Gegenwart her nicht mit jeder Handlung historischer Gestalten sich identifiziert. Es gibt nur eine Geschichte für Frankreich: die der Entwicklung von „dolce francia“ des ersten französischen Königs bis zur „grande nation“ wechselnder Kabinette.

Ueber den Schlössern von Versailles stehen Fesselballons mit Beobachterkörben. In den Wäldern ringsum rasseln die Maschinengewehre. Hinter den Fenstern der Maintenon im Schloß Fontainebleau striegeln Suaven die Pferde. Ueberall singen die Clairons, flattern die Fahnen. Auf den kleinen Märkten der Provinzstädtchen sind die Kriegerdenkmäler umrahmt von deutschen, rostenden und erbeuteten Waffen.

Frankreich ist wachsam und arbeitet pausenlos an seinem Schutz. Den Wehrgedanken trägt es mit allen Mitteln möglicher Propaganda ins Volk. Der beständige Verweis auf „la gloire“, den der Fremde als pathetisch empfindet, — hier verfehlt er seine Wirkung nicht.

Und darum ist der erste Mann im heutigen Frankreich der Soldat.

Die Waffenträger Eduards VIII.

London ist eine Weltstadt mit acht Millionen Einwohnern. Man sollte meinen, daß die Soldaten in ihr kaum auffallen würden. Der Tumult der unzähligen, knallrot angestrichenen Omnibusse, der zweistöckigen Straßenbahnen, die Fülle der Menschen in der City ließe sie untergehen in dem allgemeinen Grau der endlosen Stadt. Das Gegenteil ist der Fall. Am meisten begegnet man ihnen im westlichen Bezirke von London. Doch liegen ihre Kasernen über die ganze Stadt verstreut, so daß man sie überall trifft. Des Königs eigene Gardes wohnen in der Nähe der Schlösser und Regierungspaläste, zwischen Buckingham Palace und Westminster. Die Soldaten des Heeres sind auffällig, weil sie noch immer die bunten Uniformen tragen, die seit Jahrzehnten oder Jahrhunderten zur Tradition der guten Regimenter gehören. Die Dienenden sind fast alle lange Kerls, gut gewachsen, frisch und gesund. Ihren glatten englischen Jungengesichtern mit dem hellen Haar und den seeblauen

Augen stehen die roten Waffenröde mit dem schneeweißen Lederzeug gut zu Gesicht. Am Tage halten sie Wache vor den großen Repräsentationsgebäuden des Empire. Vor dem weiten Platz um die vergoldeten Lanzenspitzen des Saunes vom königlichen Schloß, in dem der König und die königliche Familie während der Londoner Saison, von Mai bis Ende Juni, residieren, halten sie mit aufgepflanztem Bajonett das ganze Jahr hindurch „Unbefugte“ und allzu Neugierige vor dem Eintritt ab. Durch ihre fast einen halben Meter hohe Bärenmütze aus dunkelglänzendem schwarzen Fell sehen sie noch länger aus, als sie in Wirklichkeit sind. Sie überragen das Publikum, das sie stets bestaunt und mit Freude mustert, um mehr als eine Haupteslänge. Ihre schmutzen Uniformen sind sehr empfindlich. Da selbst das Riemenzeug ihrer Gewehre aus schneeweißem Leder ist, dürften sie wöchentlich wiederholt lange „Puß- und Flickstunde“ haben.

Alle zwei Stunden werden sie abgelöst. Ein ganzer Zug zieht vor den grauen Schilderhäusern auf, befehligt von einem Offizier, der einen dunklen Mantel trägt, breite, rote Streifen an den Hosenträgern und eine blaue Seidenschleife an der Bärenfellmütze.

Man exerziert ohne laute und scharfe Kommandos. Es geht nicht jeder Griff so ruck-zuck. Für manchen nur um eine Zehntelsekunde nachklappenden Gewehranschlag würde es von einem deutschen Zugführer wahrscheinlich einen „ordentlichen Anpiff“ sehen. Daß die Tommys nichtsdestoweniger gute tapfere Soldaten sind, haben sie oft genug in aller Welt bewiesen. Uebrigens haben sie ehrliche Achtung vor dem „Fritz“, wie sie den deutschen Frontsoldaten vom Kriege her gern noch nennen. Spricht man mit ihnen oder mit einigen ihrer älteren Offiziere, die im Weltkrieg gegen unsere Väter gekämpft haben, so kann man in vielen Fällen hören: „Deutschland ist nicht unser Feind. Es war falsch von England, diesen Krieg gegen Germany zu führen.“

Andere Soldaten mit der hohen Bärenmütze in hellgrauen Uniformen bewachen die alten Mauern und Gräber des Tower. Dieses alte Schloß, das wie eine mittelalterliche Burg an der Themse malerisch unter der berühmten hochtorigen Towerbridge liegt, bewahrt im Inneren die Kroninsignien des englischen Herrscherhauses auf. An jeder der ehemaligen Zugbrücken steht einer von des Königs Soldaten Gewehr bei Fuß.

Jeden Vormittag gegen 11 Uhr ziehen die Royal Horse Guards, eine Elite-truppe, zu Pferde am St.-James-Park vorbei zum Wache- und Parolewechsel auf die breite Whitehall.

In der Frühsonne ergeben die fünfzig Mann mit ihren goldenen Brustharnischen über den roten Rücken, mit dem goldenen Helm und dem kühnen Schweiß ein buntes, glitzerndes, ja martialisches Bild. Die Schilderhäuser sind so groß, daß Mann und Pferd bei Regen in ihnen stehen können. Während des Wachwechsels unterhalten sich die Offiziere vor den beiden Fronten zu 25 Mann. Den Gesichtern nach zu urteilen, kann es sich um nichts Diensthliches handeln. Ihnen ist es gegeben,

stets „nice talk“ zu machen, und so zeigen sie dem zahlreichen Publikum, wie schön es ist, ein Soldat des Königs zu sein. Aus englischen Soldatengesichtern blitzen leuchtende Zähne.

Wie diese bunten Soldaten, die in ihrer Freizeit über den Strand hummeln, ohne Waffen, nur mit dem üblichen Rohrstöckchen in der Hand, das nicht nur den Offizieren vorbehalten ist, sind kein Spielzeug!

Sie sind einmal Repräsentanten der Macht, des Reichtums des englischen Staates. Außerdem verkörpern sie in vorbildlicher Weise den lebenden Zusammenhang mit der Kriegsgeschichte der Nation. Ihre wichtigste Aufgabe liegt heute wohl darin, den Angehörigen des Empire, das noch keine allgemeine Wehrpflicht besitzt und bisher ihrer nicht bedurfte, doch klar zu machen, daß immer Soldaten zur Wahrung der Interessen des stolzen Britannien notwendig sind.

Englands Soldaten sind geborene Patrioten. Ihr Dienst besteht nicht nur in dem Wachstehen vor Londoner Gebäuden und glanzvollen Paraden vor einer bewundernden Menge.

Draußen im Lande, unsichtbar für Fremde, geht ihre eigentliche Ausbildung an modernen Waffen vor sich. Tanks und Flugzeugabwehrgeschütze sind die Waffen, die England heute besonders pflegt. Es schafft die Pferde in jedem Jahr mehr ab und setzt an deren Stelle Motorkräfte ein. Die Flotte, einst Englands Stolz und Englands Macht, ist nur noch im Verein mit einer starken Luftflotte von moderner Bedeutung.

Jeder englische Soldat dient Jahre seines Lebens in den Kolonien ab. Ganz jung, manchmal mit richtigen Kinder Gesichtern über den khakifarbenen Kragen, fahren sie auf großen Transportdampfern von den Häfen der Südküste weg und lassen winkende Mütter am Pier zurück. Eines Tages kehren sie heim, gewachsen, braun gebrannt, reife Engländer mit Weltblick und Welterfahrung kommen sie in den grünen Zügen der Southern Railway in London an. In Viktoria Station warten Muffel und Mädchen auf ihre Ankunft. Abends leuchten die roten Jaden im Hyde-Park auf. Überall unter den Bäumen stehen zwei Stühle eng aneinander gerückt. Im Gras liegt die hohe, steife Mütze. Nur der Stuhlvermieter darf führen, um seine Pennies zu kassieren. Von Marble Arch jucken die Lichtreklamen über den stillen Himmel. Fern rauschen die Autos gedämpft über Park Lane. Und er erzählt von Indien, von Südafrika, von Australien, bis gegen zwölf die Gatter des nächtlichen Parks geschlossen werden, bis Big Bens unvergeßlicher Blodenschlag ihre Schritte zur Kaserne begleitet. Englische Empireromantik!

In einem Jahre, da England ein König und ein Rippling — (der Dichter der „Barrad Room Ballad“, wunderbarer Soldaten-Songs) — genommen wurde, befinnt sich Greater Britain auf seine Vergangenheit. Und wenig später, da ein König den Thron bestiegen hat, den man bisher nur im Zivil des Sportmanns kannte, wird es gezwungen, seine wichtige Stellung in der Welt neu zu festigen. Mit ungeheuren Aufrüstungen hofft es, sie erneut zu sichern und sein Gewicht auf der Weltwaage zu halten.

AUSSENPOLITISCHE Notizen

Der deutsche Afford

Mit dem Austritt Deutschlands aus der Genfer Liga und dem Uebergang unseres Gleichberechtigungsanspruchs von der theoretischen Erörterung in die praktische Politik hat die Loslösung des deutschen Volkes von den Versailler Fesseln begonnen. Und es war eine Außenpolitik, die der Führer einleitete, die in ihren Auswirkungen nicht nur das deutsche Volk innerhalb des Reiches betraf, sondern alle Leidtragenden der Versailler Ordnung, alle Proletarier unter den Völkern (um ein Wort Mussolinis zu verwenden) und die heute mehr denn je den Erfolg verspricht, einen Frieden gegenseitiger Achtung und Anerkennung in Europa zu begründen. Auch Oesterreich hat im Zuge dieser Auflehnung des deutschen Volkes gegen das französische Hegemoniesystem seine Wehrfreiheit wiedergewonnen, seine Abhängigkeit von Genf lockern und damit seine staatliche Ehre ebenso wie das Reich wiederherstellen können.

Es mußte darum zwangsläufig jener Afford gefunden werden, der am 11. Juli endlich die geistigen Barrikaden zwischen Deutschen und Deutschen niederlegte. Immer hat in Zeiten völkischen Erwachens über Staatsgrenzen hinweg die deutsche Schicksalsgemeinschaft sich Geltung verschafft. Das Echo der europäischen Diplomatie auf das Abkommen Berlin-Wien wird von der mehr oder weniger zustimmenden Erkenntnis dieser geschichtlichen und völkischen Gesetze beherrscht. Blut ist eben nicht nur dicker als Wasser, sondern auch mächtiger, als es die politischen Intriquen um Oesterreich waren.

Die Verständigung ist ohne Mitwirkung dritter erfolgt. Der 11. Juli 1936 beendet ebenso wie jener 26. Juli 1866 — vor 70 Jahren — in Nikolsburg einen deutschen „Familienzwist“. Frankreich wollte damals an den Friedenspräliminarien mitwirken, es versuchte wenige Jahre später, während des deutsch-französischen Krieges, noch einmal, die österreichische Karte gegen das Reich auszuspielen. Es mißlang. Die Pariser Nachkriegspolitik entbehrt daher ihrer Originalität, und das Bekenntnis der Wiener Bundesregierung zu Oesterreich als einem deutschen Staat ist nichts anderes als eine erneute Abgabe an jene Versuchung, die politische Gegenspieler unseres Volkes immer wieder im Verlauf der Geschichte an das deutsche Schicksal herangetragen haben.

Wenn ein Linzer Blatt in diesen Tagen schrieb: „Von den Karawanen bis zur Ostsee fühlt man in tiefer Ergriffenheit die Größe des Geschehens“, so soll in dieser Feststellung der Sieg des deutschen Gedankens über den kleinlichen Vorteil der Tagespolitik, über die fremden Nutznießer an deutscher Zwietracht und deutscher Schwäche gefeiert werden. Wer immer heute daran geht, die Vorteile des Abkommens an seinem eigenen Schicksal abzuwägen, wer die Einigung nur versteht um des engen persönlichen Gewinnes willen oder sie nur als Mantel, aber nicht als inneres Gesch für sich anerkennt, der will und kann das deutsche Schicksal und die Stimme des Blutes nicht begreifen. Wir freuen uns daher, daß Bundeskanzler v. Schulzniagg erklärte, daß „hüben und drüben das Bewußtsein der Schicksalsgemeinschaft alle Hindernisse,

mochten sie manchmal auch noch so groß sein, überwand". Es handelt sich, wie wir sehen, um mehr als nur um ein Abkommen zwischen zwei Staaten. Es ist ein Bekenntnis zur Schicksalsgemeinschaft, das die Grundlage zu einer Entwicklung abgibt, die jetzt, beseelt von dem aufrichtigsten und ehrlichsten Willen, den Schutt beseitigen muß.

Der deutsche Aktor, die erneute Anerkennung der Souveränität Oesterreichs und die gegenseitige Versicherung der Nicht-einmischung gestatten dem Bundeskanzler den inneren Ausgleich mit allen völkischen und nationalen Kräften Oesterreichs zu suchen. Der Weg zu einer Verständigung ist von gegenseitigem Mißtrauen gereinigt, die Furcht gebannt, daß ein politischer Ausgleich zur Selbstaufgabe des einen oder anderen Partners führen könnte. Die deutsche Schicksalsgemeinschaft ist die Brücke, auf der auch die innerpolitische Befriedung Oesterreichs ohne Hindernisse sich entwickeln wird. Was dabei — insbesondere in wirtschaftlicher Hinsicht — vom Reich als Beitrag geleistet werden kann, wird gewiß geschehen.

Die Donau gerät durch den Abbau der unnatürlichen Wälle wieder in ihr altes Strombett. Man wird sie künftig nicht nur bis Passau als deutschen Fluß betrachten. Die gesunden Interessen ihrer Uferstaaten werden die Politik um ihre Wasser wieder bestimmen.

Erinnert man sich an die Mächenschaften, die von sowjetrussischer und französischer Seite zur Einbeziehung Oesterreichs in das bolschewistische Paktnetz unternommen wurden, vergegenwärtigt man sich das Endziel der Donaupläne Sodjas, bedenkt man die Möglichkeiten, die sich aus den Gesprächen Austriin Chamberlains mit Benesch ergaben, so gewinnt die Klärung der deutschösterreichischen Frage, ihre vernünftige Aufnahme in Warschau, Belgrad und London, ihre freudige Zustimmung in Rom und

Budapest ein Gesicht, das erst erkennen läßt, wie dringend eine Ueberwindung des deutschen Haders zum Nutzen des gesamtdeutschen Schicksals in Europa war. Den kühnsten und gefährlichsten Spekulationen auf den Zwiespalt zwischen Berlin und Rom ist durch die Elementarpolitik Adolf Hitlers, durch den direkten Ausgleich von Staat zu Staat ein Niegel vorgeschoben.

Der direkte Weg der Verständigung wird Schule machen. Die Beispiele Polen und Oesterreich werden Fragen, wo sie noch bestehen, beantworten. Das Kollektivsystem, das der Führer in seinen Reichstagsreden ablehnte und das er als größtes Hindernis für die Lokalisierung eines Konfliktes bezeichnete, ist durch die Wucht der abessinischen Ereignisse bereits als Farce entlarvt. Die Welt weiß, daß es nur dann funktionieren wird, wenn es auf französischen Militärpaktten aufgebaut ist. Daran arbeitet Frankreich! Der neue Genfer Reformartikel wird unter der Devise des Regionalpaktsystems angepriesen. Da wir in der Mitte Europas liegen, unsere Interessen und Probleme mit denen fast aller europäischen Länder verknüpft sind, so wäre Deutschland im Rahmen solcher Regionalpakte stets betroffen und in Mitleidenschaft gezogen. Der Freundschaftsvertrag mit Oesterreich und der Friedensplan des Führers zeigen, daß wir einen anderen Weg beschreiten.

In Paris und London hat die Außenpolitik des Führers, die Fallgruben zuzuschaukeln und die Spannungen abzubauen, welche die geschickten Verfasser des Versailler Diktats rings um Deutschland anlegten, auf daß wir ewig am Boden liegen blieben, eine verschiedenartige Unsicherheit ausgelöst. In London kämpfen eine frankophile diplomatische Bürokratie und die öffentliche Meinung um den künftigen Kurs der englischen Außenpolitik, die zwangsläufig Deutschland in eine neue europäische Ord-

nung einzubeziehen bemüht sein muß. In Frankreich dagegen besteht die Unsicherheit einmal aus Schwäche, zum andern aus Mangel an Mut zu einer direkten Aussprache mit dem nationalsozialistischen Deutschland. Vielleicht bedarf es noch einer gewissen Zeitspanne, bis von Paris eingesehen wird, daß die Wiederwehraftmachung Mitteleuropas alte Kombinationen und Drähte zum Osten und Südosten wertlos macht. Nicht gutes Zureden — nur die Gewalt der Tatsachen wird jene große Aussprache zwischen Frankreich und Deutschland erzwingen, zu der Adolf Hitler seit dem Tage der Machtübernahme bereit ist. Der Ausgleich mit Wien ist für Europa ein neues Anschauungsmittel dafür, daß kein Hindernis zu hoch ist, um nicht vom ehrlichen Friedenswillen überwunden und kein Opfer zu groß, um nicht unter Wahrung der Ehre der europäischen Ordnung dargebracht zu werden.

Wann wird man aufhören, diesen Frieden durch Paktpläne und Generalstabsbesprechungen auf das Versailler Muster zuzuschneiden? Wann wird der Augenblick kommen, wo man nicht mehr in London und Paris Zeit daran verschwendet, zu klären, ob man Deutschland zu Konferenzen, zu ihren Vorverhandlungen oder nur zu ihren Schlußbesprechungen einladen soll? Wann wird man Fragen und Mißtrauen beiseiteschieben, um aus den Tatsachen klare Entschlüsse zu finden?

Die Dynamik nationalsozialistischer Politik läßt sich in ihren nüchternen Ausgleichsbemühungen, vom Streben nach einfachen Lösungen nicht ablenken. Wir aber lernen für uns aus der Tat des Führers, daß keine größere Sicherheit im europäischen Staatenleben uns geboten werden kann, als die Sicherheit unserer eigenen Politik.

Günter Kaufmann.

Neue Männer vor alten Problemen

„Die Aufgabe dieser Regierung ist die Besserung der wirtschaftlichen Lage bei gleichzeitiger Hebung der Stimmung im Lande und Sicherung des Morgen.“ Der neue Ministerpräsident in seiner Rede vor dem Sejm.

Die neue polnische Regierung ist bereits über 2 Monate im Amt. Das ist Zeit genug, um schon die Tendenzen zu erkennen, die sie verfolgt, und, wenn auch noch mit aller Vorsicht, ihre Aussichten zu prüfen.

Wie schon an dieser Stelle hervorgehoben wurde, ist die Regierung Skladkowski als eine Regierung der Armee autoritären Charakters. Auch sie regiert deshalb lieber mit Vollmachten, die ihr erneut vom Sejm gegeben worden sind, als in der alten parlamentarischen Form. Man darf sich deshalb nicht eine volksfeindliche Militärdiktatur vorstellen; rein äußerlich hat sich auch unter der neuen Regierung am Bilde Polens wenig geändert. Zudem verkörpert sich in der Armee nicht nur die bloße Macht, sondern gerade für den kleinen Mann, den „szary czlowiek“, ein gut Teil der nationalen Idee überhaupt.

Man mag von den Reden des Ministerpräsidenten vielleicht sagen, daß sie nicht konkret genug seien, wenn man darunter ins einzelne gehende Zielsetzungen versteht. Abgesehen hiervon zeigen sie jedoch eine auf soldatischen Grundsätzen basierende Haltung. Das bedeutet praktisch eine stärkere Disziplinierung der gesamten Verwaltung, und einen entschiedenen Kampf gegen alle korruptionsähnlichen Erscheinungen. Die Inspektionsreisen des Ministerpräsidenten im Lande werden dafür gesorgt haben, daß dieser Geist nicht nur eine schöne Rede bleibt, sondern in die Praxis umgesetzt wird. Das wird für die gesamte staatliche Verwaltung von größerer Bedeutung sein als „konkrete“ Reden, und ebenso, indem es die Voraussetzung für ein größeres Vertrauen der Be-

völlerung schafft, für das rechtliche und wirtschaftliche Leben.

Die Gegenkräfte, mit denen sich die Regierung wird auseinandersetzen müssen, sind die gleichen, mit denen schon Roscialkowski zu tun hatte. Ähnlich wie damals machen sich auch jetzt wieder Anzeichen liberaler, der autoritären Regierungsform abgeneigte Bestrebungen einerseits und bolschewistischer Zerfaserungsarbeit andererseits bemerkbar. Die Ernennung des Generals Rydz-Śmigły zum „zweiten Mann“ in Polen und seine Ausstattung mit den höchsten Vollmachten nach dem Staatspräsidenten zeigt, daß das Erbe Piłsudski nach wie vor in starker Hand ruht.

Ohne sich in einzelnen Maßnahmen gegen äußere Erscheinungen zu verzetteln, wird General Śladkowski versuchen, den polnischen Liberalismus in Gestalt der alten Parteienwirtschaft ebenso wie die bolschewistischen Elemente mit einer großangelegten Gegenaktion niederzukämpfen, um damit das Uebel an der Wurzel zu erledigen. Die Sicherung der politischen Autorität des Regimes war hierzu bereits der erste Schritt.

Schon längst gehen in dieser Richtung zahllose Vermutungen über ein neues politisches Lager, das alle nationalen Kräfte unter der Parole der Landesverteidigung zusammenfassen soll. Mag das diese oder jene Gestalt haben, — daß das Regime nicht verzichtet wird, seine Autorität durch eine Organisation auf möglichst breiter Grundlage zu verankern, steht fest. Als einer der Männer dieser neuen politischen Gestaltung wird Oberst Roc genannt, der erst kürzlich Vorsitzender der Legionärsverbände geworden ist.

Ein wirksamer Kampf gegen den Kommunismus wird gerade in Polen nur dann möglich sein, wenn es gleichzeitig gelingt, die wirtschaftliche Krise, die seit 7 Jahren das ganze polnische Leben lähmt und der

einzigste Boden kommunistischer Hoffnungen sein kann, wenigstens teilweise zu bannen.

Darum hat das Wirtschaftsprogramm Kwiatkowski's, des noch aus dem „Kabinett Roscialkowski“ vertriebenen Finanzministers, nicht nur eine rein wirtschaftliche, sondern auch eine erhebliche politische Bedeutung.

Soweit es sich um die Wirtschaft des Staates, den Staatshaushalt, handelt, konnte Kwiatkowski in seinem Sejm-Exposé feststellen, daß das Defizit nicht nur etatsmäßig, sondern auch praktisch ausgeglichen sei. Der Ausgleich des Staatshaushalts erfordert nun allerdings weniger wirtschaftliche Kunst als Nüchternheit und Mut zur Unpopulartät.

Im Mittelpunkt des eigentlichen Wirtschaftsprogramms steht der polnische Vierjahresplan, der eine Investition von insgesamt 1,8 Milliarden im Verlauf von vier Jahren vorsieht; im ersten Jahr soll mit 340 Millionen begonnen werden, in jedem Jahr bis zu 540 Millionen im letzten Jahr aufsteigend. Die Investitionen sind zur Verbesserung der Verkehrswege — die denkbar viel zu wünschen übrig lassen —, für Flußregulierungs- und Elektrifizierungsarbeiten, für die „Aufrüstung“ der Industrie, für Meliorationen und zur Belebung des Bauwesens vorgesehen. Die Regierung erhofft davon schon im zweiten Jahre einen Rückgang der Arbeitslosigkeit um 200 000, was bei dem durch die polnische Bevölkerungszunahme anfallenden Arbeitslosenzuwachs von jährlich 200 000 etwas zu optimistisch sein dürfte. Natürlich wird mit diesem Plan, dessen Finanzierung übrigens auch noch nicht restlos gesichert ist, die polnische Wirtschaftskrise nicht in ihrem ganzen Umfange behoben und auch nicht die Arbeitslosigkeit beseitigt, die ja zweifellos bedeutend größer ist, als dies in der Zahl von etwa 300 000 registrierten Arbeitslosen zum Ausdruck kommt, und die auch von offizieller Seite auf über 1 Million geschätzt wird. Ebenso wenig bringt der neue Plan Gewißheit über die

Preis- und Lohnpolitik, wenn man auch ein Festhalten am gegenwärtigen Lohn- und Preisniveau annimmt. An Lohnerhöhungen ist jedenfalls in absehbarer Zeit nicht zu denken. Die Ankündigung der Auflegung einer Anleihe von 2—300 Millionen wird überdies nicht die gewünschte Beruhigung des Kapitalmarktes bringen.

Über trotz aller Kritik kann man doch nicht an der Tatsache vorbeigehen, daß nach endlosen Debatten über Inflations-, Devaluations- und Deflationspolitik nun endlich praktisch etwas getan wird. Man kann es im übrigen der Regierung nur zugute rechnen, daß sie nicht alle möglichen Steuererleichterungen und Lohnerhöhungen versprochen hat, wenn für solche Maßnahmen noch die Voraussetzung fehlt, nämlich eine bedeutende Belebung der gesamten Wirtschaft.

Denn wenn auch Kwiatkowski in seinem Sejm-Exposé auf eine Besserung der Konjunktur hinweisen konnte — wobei man einen Teil dieser Belebung auf die „Flucht in die Sachwerte“ als nur zeitbedingt abschreiben muß — so ist doch der Kern der polnischen Wirtschaft, die Landwirtschaft, noch immer krank; hier dürfte auch die Unzulänglichkeit des ganzen Wirtschaftsprogramms zu finden sein. Deshalb ist z. B. die Frage der

Währung noch nicht endgültig als gelöst anzusehen.

Denn ohne eine durchgreifende Besserung der Lage der Landwirtschaft ist an eine endgültige Behebung der gesamtpolnischen Krise nicht zu denken. Das Problem der Preisschere, auf das sich die Sorgen der Landwirtschaft zurückführen lassen, greift über den Bereich der polnischen Binnenwirtschaft hinaus, in dem nur der Außenhandel der Landwirtschaft auf die Dauer den Absatz verschaffen kann, der einen Preisausgleich im Innern herbeizuführen in der Lage ist. Darum dürfte unter diesem Gesichtspunkt der deutsch-polnische Wirtschaftsvertrag auch vom binnemwirtschaftlichen Standpunkt Polens von Bedeutung sein.

Man sieht, wie schwer die Probleme sind, vor die die Regierung sich gestellt sieht. Man wird ihr es nicht absprechen können, daß sie mit Entschlossenheit und Energie an die Arbeit geht und damit Faktoren des Vertrauens schafft, die für die Wirtschaft, sowohl für die staatliche als auch für die private Initiative von größerem Wert sind als Diskussionen darüber, wie die Privatinitiative angeregt werden könne.

R. G., Warschau.

Kleine Beiträge

Gefährdetes Deutschland an den Grenzen

Der Schullehrer Ortwin Hartmichel erzählt:

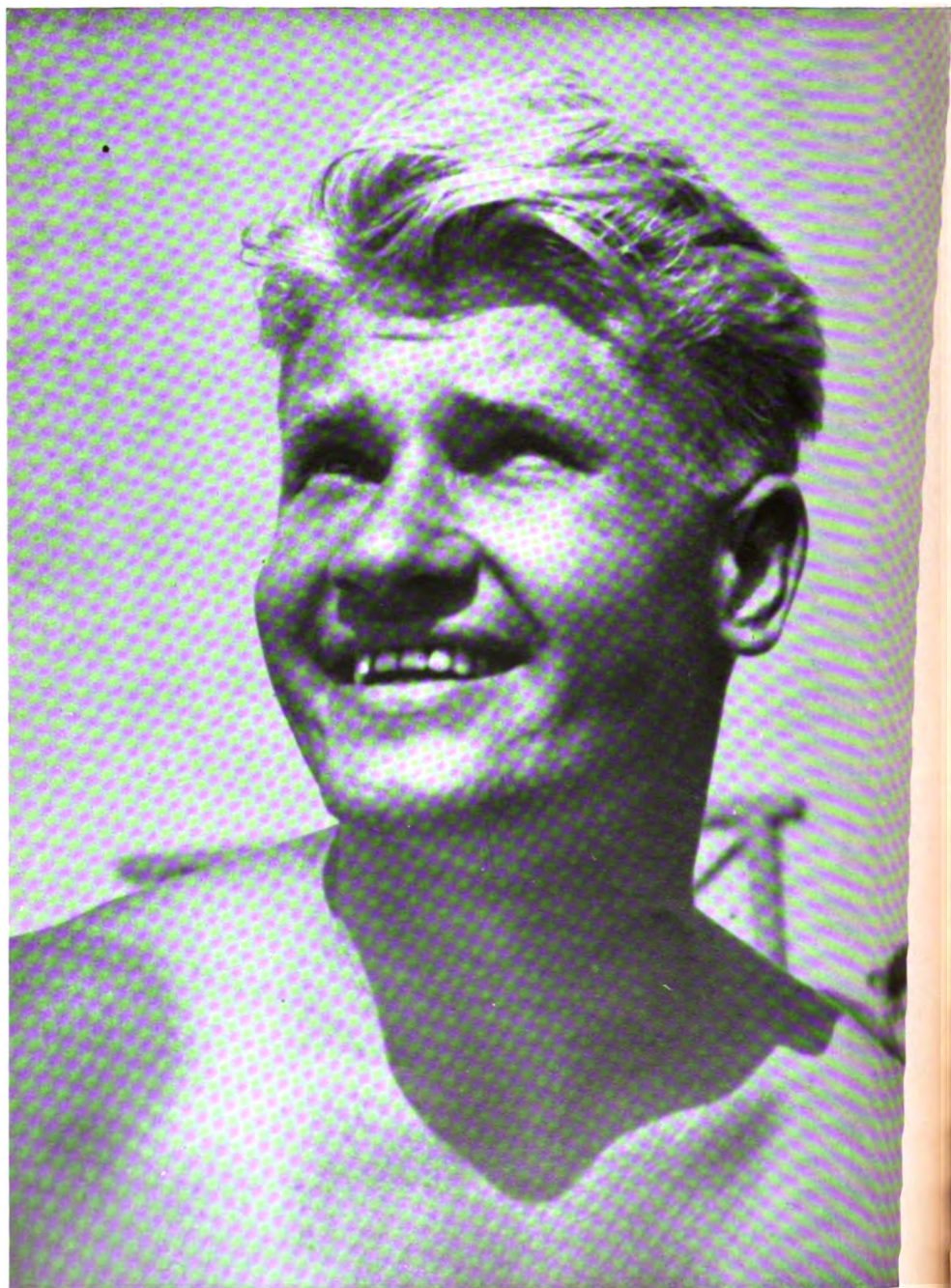
„Am 1. Februar begann ein tolles Wetter; es schüttete Schnee vom Himmel, als wollte es die ganze Welt begraben. Knietief lag die weiße Decke auf den Feldern, und die Bäume zogen einen dicken Pelz an.

Um die Häuser von Schatzdorf wirbelte es den Schnee in schweren Wolken an. Es dauerte nicht lange, da waren sie bis zu den Dächern verweht. Zu allen Türen führten Gänge, die immer verschüttet wurden und ausgehauelt werden mußten. Auch ich mußte vom Schulhaus durch den Garten einen Weg auf die Straße graben.

Es war ein richtiges Winterwetter, aber wir hielten uns zurecht an das alte



Italienische Plastik: Stabhochspringer, von de Marchis



Amerikanischer Schwimmer

Bauernwort: Wenn's um Lichtneß stürmt und schneit, ist der Frühling nicht mehr weit.

Ich vergrub mich in meine Bücher und sidelte auf meiner Geige. Zwischendurch machte ich auf gleitenden Brettern stundenweite Wanderungen.

Wenn ich dann des Abends heimkam, war es immer ganz ruhig in mir, und ich gewann das Leben in tausend kleinen Dingen lieb.

Ich nahm mir vor, so zu leben, daß der Tod jeden Augenblick kommen könne, ohne daß ich mir sagen müßte, das und das hättest du noch tun können. Ich würde dann niemals vom Tod stundenweise Gnade erbetteln, um etwas, was ich versäumt hätte, schnell und klümperhaft nachzuholen. Ich könnte immer die Gewißheit haben, im Augenblick des Scheidens vor vollendetem Wert zu stehen; denn das Lebenswert eines Menschen wird nicht nach seiner beabsichtigten Größe und nach seinem geplanten Umfange gemessen, sondern nach dem Grade seiner Vollkommenheit, mit dem es hinterlassen wird.

Ich weiß, manch einer wird sagen, das sei eine sehr begrenzte Ansicht und eine flügel-lahme Anschauung und verrate einen kleinen Geist. Aber ich weiß auch, daß mehr innere Größe dazu erforderlich ist, so zu denken und darnach zu arbeiten, als sich ziellos gehen zu lassen und blind und mit gemachter Grobheit im Raume umherzustößen. Das Mögliche erfüllen ist mehr, als das Unmögliche wollen, und die „geschweherten Existenzen“ nehmen wohl einen großen Raum ein in der Geschichte der Menschheit, aber der Inhalt der Menschheitsgeschichte stammt nicht von ihnen her.

Wozu das alles gesagt sei, wird mein geduldiger Zuhörer fragen. Und ob denn das mit dem Dorf an der Grenze, mit der Schlacht um Schasdorf irgendwie zusammenhänge.

In Schasdorf sei das Tatsächliche, die wirklichen Umstände das Gegebene, und nicht das Gedachte.

Schön, du mein nüchterner Zuhörer. Du meinst:

„Nicht davon sei der Ausgang einer Schlacht abhängig und er werde auch nicht in seiner Entwicklung davon bestimmt, welche Gedanken jeder Kämpfer in seiner Brust nähre und pflege. Sondern nur davon, wie er sich schlage, wie er mit dem Feinde fertig werde, wie er mit den Schwierigkeiten und Hindernissen umgehe.“

Der kluge Zuhörer, der weit genug entfernt ist von den Dingen, um sie mit nüchternen Augen sehen zu können, meint:

„Das Dorf, um das der unsichtbare Kampf zweier Völker gehe, von denen das eine sich behaupten und das andere erobern will, besteht aus Häusern, Stallungen, Scheunen, Schuppen, aus Gärten, Wiesen, Aedern und Wald, und vor allem aus Menschen, aus Toten, Lebendigen und Ungeborenen.“

So meint der kluge Zuhörer und sagt weiter:

„Es ist ein albernes Gefasel, daß Boden und Wald und Korn besetzt seien; denn die Natur hat keine Sehnsucht und daher auch keine Seele. Sie ist da und wandelt sich, und das ist genug.“

Der kluge Zuhörer sagt weiter:

„Die Menschen, wenn ich darauf zu sprechen kommen soll, die Menschen von Schasdorf sind wie die Natur, in der sie leben; unverbildet und einfach, mit Fehlern und Vorzügen behaftet, die ihnen eigentümlich sind, aber um die sie nicht wissen. Du selbst, lieber Schullehrer Ortwin Hartmichel, hast uns erzählt (freilich nur mit wenigen Worten), daß sie eben da sind, ohne zu denken, warum sie da sind, und daß schließlich alles darauf hinausläuft, daß jeder leben will und das Seine behalten. Wozu also die Abschweifung in die überfinnliche Welt, wozu die klaren

Satfachen verwirren und verwickeln und ihnen tausend Auslegungsmöglichkeiten unterfchieben?“

Fasse dich kurz, lieber Hartmichel, wenn du uns von Schaszdorf erzählen willst; du weißt selbst, es gibt tausend Schaszdorfer und noch mehr, und wir haben nicht Zeit, bei dem einzigen so lange zu verweilen.

Das ist schnell gesagt; aber ich werde nicht fertig damit.

Ich lese schwarz auf weiß:

„Schaszdorf hat fünfunddreißig Häuser, davon achtzehn deutsche und sieben tschechische.“

Vor dreißig Jahren waren es dreißig Häuser und kein tschechisches darunter.

Vor zwanzig Jahren waren es einunddreißig und nur ein tschechisches davon.

Vor zehn Jahren waren es vierunddreißig und zwölf tschechische dabei.

Und in zehn Jahren?

Und in zwanzig Jahren?

In fünfzig?

Der kluge Rechner gibt zur Antwort:

„Wer spricht in fünfzig Jahren noch von Schaszdorf? Oder von Stopolnica? Der Fall ist klar und deutlich! Was willst du noch mehr, Schullehrer Hartmichel? Nur nicht mit Kleinigkeiten sich abgeben, das lenkt uns von großen Zielen ab. Nur nicht unwesentlich werden, sonst verlieren wir das Wesentliche aus den Augen.“

Hast du noch nie von politischen Umwälzungen gehört?

Oder von biologischen Gesetzen?

Und von wirtschaftlichen Einflüssen?

Der kluge Zuhörer sagt weiter:

„Wir sehen deutlich, daß aus den obigen Gründen eine gewaltige Uenderung vor sich ging. Wir wissen sehr genau, wie es um uns steht in Posen und Pommerellen, in Ostpreußen und Oberschlesien, in Böhmen und Mähren, in der Slowakei, in der Ukraine,

in Siebenbürgen und im Banat, in der Batschka und Dobrudscha. Die verantwortlichen Stellen wissen um den Verlust jedes Hofes (und es sind in zehn Jahren achtzigtausend und mehr verloren gegangen), sie wissen um jedes Dorf (es sind solcher mehr als zwölfhundert), um jede Stadt (und deren sind mehr als zehnmalzehn). Es ist in schlagenden Zahlen bewiesen, daß im Osten der deutsche Volksleib an die zwei Millionen Menschen verloren hat. Und das in zehn Jahren. Und daß die Slawen, die Polen und Tschechen und Slowaken, die Ruthenen und Serbokroaten im gleichen Zeitraum um sechs Millionen mehr geworden sind. Das sind gewaltige Größen und Verschiebungen, und wenn sie auch erschreckend sind, so verlieren wir doch nicht den Kopf dabei.“

Was nun willst du in der riesigen Linie mit deinem Pünktchen, das amtlich Stopolnica heißt (und wir respektieren das Amtliche)?

Ist es nicht überheblich von dir, dieses Nest Stopolnica in den Vordergrund zu stellen und zu sagen: Hier wird unser Schicksal im Osten entschieden?

Ist es nicht — — ?

Ist es nicht — — ?“

Und so fort! Und so weiter!

Und der kluge Zuhörer, sich seiner Verantwortlichkeit bewußt und nicht von persönlichem Erleben angekränkt, lächelt mich von oben her an, und das soll heißen: „Wir wissen mehr als du! Wir haben eine Uebersicht, wo du nur eine Teilansicht hast. Wir haben die Volkswirtschaft? Wir haben die Biologie! Wir haben die Politik! Wir haben die Naturgesetze! Warte ab! Das Blatt wird sich wenden! Du verstehst! Die Politik! Und das andere! Wir haben das schon mal erlebt. Und dann kommt der Wind nicht mehr von Osten, dann bläst er nach Osten zurück. Jawohl! Und überhaupt! Das Einzelne, der Teil wird vom Ganzen

Bestimmt! Immer so gewesen! Und niemals umgekehrt!"

So höre und hörte ich den klugen Mann reden, den nächstern, den ewig sachlichen, der in Zahlen denkt und nicht in Unwägbarkeiten, der das Ganze zu kennen vorgibt und von den Teilen keine Ahnung hat, der immer der Meinung ist, daß die Teile vom Ganzen bestimmt werden, und nicht sieht, daß das Ganze die Summe der Teile ist, der belehrend lächelnd sagt, daß es nicht auf Schasdorf ankomme, sondern auf die ganze große Front, und nicht so viel Grüze hat, sich zu sagen, daß es eben auf Schasdorf ankam, auf das Schasdorf da und dort und an tausend Stellen. Denn eben, weil es das Ganze betrifft, betrifft es jeden Zeitpunkt, und da gibt es keine Ausnahme.

Aber ich denke mir, um den Kreis zu schließen, den klugen Mann unter dem Himmel stehend, einem Himmel voll Sterne und mit strahlendem Mond und dem Hauch Gottes darüber. Und ich denke mir, daß der kluge Mann sich mit sachlichen Zahlen und solchen Dingen sehr klein und lächerlich vorkommen muß in solchen Augenblicken.

Der kluge Mann soll die größere Klugheit erfahren, die im Herzen ist und ewig, die aber nicht im Verstande wohnt, von Zahlen begrenzt.

Er soll sich erfasst fühlen von dem Klange seines Blutes und hingetragen durch die Not und das Leid seiner Brüder. Und er wird den gewaltigen Kampf kennenlernen, den diese unter unsagbaren Opfern zu bestehen haben und in dem sie in wenigen Jahren hunderttausende Menschen verloren haben.

Und der kluge Mensch wird sich wandeln.

Er wird vorerst einmal den blöden Aberglauben verlieren, daß das Gute und das Gerechte aus sich heraus fliege.

Er wird erkennen, daß das Schicksal seines Volkes nicht etwas Angreifbar-Überirdisches ist, sondern daß es in jedem einzelnen von uns durch uns entschieden wird. Er wird

erkennen, daß es nicht gut ist, sich eine Hand abhacken zu lassen, weil es heißt, daß sie morgen oder in zehn Jahren schöner und stärker wieder nachwachsen, sondern daß es besser ist, die Hand zu schützen und zu waffnen, und daß selbst eine zerschundene Hand immer noch besser ist als gar keine.

Er wird erkennen, daß das deutsche Schicksal nicht nur in Berlin oder München, vielleicht auch in Paris oder London oder Rom, sondern auch an der Grenze bei Schasdorf entschieden wird.

Die Augen werden ihm aufgehen, schrecklich und ungeheuer, und er wird die lange, schier unübersehbare Reihe der deutschen Massengräber an der Grenze sehen. Die deutschen Massengräber, in die die Gestorbenen als in deutsche Erde gestiegen sind und aus denen sie, wenn sie heute auferstehen müßten, als aus fremder Erde auferstünden.

Sein Blick wird, wenn er im Geiste über die Lande hinschweift, starr in plötzlichem Schmerz da stehen bleiben, wo in Oberrhein noch vor wenigen Geschlechtern zwanzig deutsche volkreiche, blühende, schaffende, selbstherrliche Städte standen und wo heute nur mehr drei oder vier übrig sind, kümmerlich dem Untergang fast geweiht. Und so hier wie dort. Sein Blick wird in namenloser Angst weiterjagen, zu schauen, ob es nicht dort oder da anders und besser bestellt sei. Aber überall bietet sich ihm das gleiche Bild. Und Namen sind Schall und Rauch.

Wenn das Gute und Gerechte immer fliegen müßte aus sich selbst heraus, warum dann sind diese deutschen Städte im Osten unterlegen, die vielen Städte, die Hunderte von Dörfern, die Tausende von Höfen?

Waren sie schlecht und nichtswürdig?

Ungeheure Lüge, solches zu behaupten!

Waren die andern, die siegen, besser und tüchtiger?

Ich finde nicht Worte, um solche Lüge zu strafen.

Die Tüchtigsten waren die Deutschen im Osten einst!

Die Wagemutigsten!

Gewaltig an Zahl und Kraft, sich zu vermehren! Mit fliegendem Geiste begabt und flammenden Seelen! Mit Schöpferhänden begnadet, das Land und seine Schätze zu erschließen.

Und heute?

Und heute?

Was sagst du nun, du kluger Mann, wie das geschah?

Kannst du mir Antwort geben auf die Frage, die ich dir mit blutendem Herzen entgegenkreie: „Warum ist das geschehen?“

Habe ich dein überhebliches Wissen ins Herz getroffen?

Warum schweigst du?

Warum?

Willst du mir mit dem ideo Wortgedreibe kommen? Und nichtsagenden Gebärden?

Volkswirtschaft?

Biologie?

Politik?

Verzeihe mir meinen Hohn, du kluger Mann, der deinem Verstand gilt und deinem Standpunkt. Verzeihe mir meinen Zorn, der aus Schmerzen geboren ist und der dich nicht im Herzen verwunden will.

Dem dein Herz will ich gewinnen, so wahr mir Gott helfe!

Dein Herz will ich aufschließen und nach Schatzdorf führen, das jetzt amtlich Skopolnica heißt.

Meine Not will ich dir offenbaren und die Not derer, die mit mir leiden, dulden, hoffen, kämpfen, sterben.

Denn deine Hilfe will ich, dein Herz, dein Gemüt, deine Kraft, dein Wollen, dich ganz und alle ändern dazu.

Schatzdorf ist ein Angelpunkt hier an der Grenze, an dem du die Krafthebel deiner

brüderlichen Verbundenheit auf Tod und Leben anlegen sollst, um deutsches Schicksal zu wenden.

Um deutsche Zukunft zu gestalten.

Welch ungeheures Wert! Aber ich habe nichts als die Vermessenheit, meine kleine Kraft an dieses Werk zu setzen. Und ich will es tun! Was schadet es, wenn ich dabei zugrunde gehe! Die ausgelösten Kräfte werden mich überleben. Und das ist eine Gewißheit, die jeglichen Tod besiegt.

Ich habe einen Sternenhimmel über mir in Schatzdorf.

Und ihr alle habt den gleichen Sternenhimmel über euch.

Nur soll es euch bewußt werden! So wie es mir bewußt ist!“

(Aus: Gottfried Rothacker: Das Dorf an der Grenze. Verlag Langen/Müller.)

Zwischen Schwarz und Weiß Ein Pole über das Leben in Französisch- Westafrika

Photographen und Filmoperateure haben von Berufs wegen einen ausgeprägten Sinn für Fassaden, für die Stillisierung des wirklichen Lebens in Bild und Film, die oft notwendig ist, um das Wesentliche einem fremden Beobachter in kurzer Zeit einprägsam zu entwideln. Und um in den Werken, die sie schaffen, ehrlich und gerecht vor sich selbst und dem Publikum zu bleiben, ist eine starke Selbstzucht nötig. Nicht alles, was mit künstlerischen Mitteln und künstlerischen Effekten möglich ist, ist damit schon gerechtfertigt. Der Pole Georg Gizycki gibt in seinem Buch „Die Schwarzen und die Weißen“ (Essener Verlagsanstalt, Essen) einen solchen Rechenschaftsbericht über die Film- und Photoarbeiten, die er im Auftrage der französischen Regierung in diesem Kolonialgebiet durchführte. Er hat jahrelang dort gearbeitet und berichtet über seine Aufgabe. Sie war nicht ohne Spannungen für ihn.

Da gab es zunächst die Ansicht der Franzosen des Mutterlandes über ihre Kolonien, die nicht enttäuscht werden durfte. Aber er mußte sich an die Wirklichkeit halten, die er drüben vorfand. Beide Ansichten gingen oft weit auseinander. Wie Bizzi diese Spannung löste, ist aus dem Werk nicht klar zu ersehen. Er gibt nur einen Bericht über die vielen Eindrücke, die ihn während seiner jahrelangen Arbeit zu besonderem Nachdenken brachten.

Immer wieder begegnen uns in diesem Buch Kurzberichte über das völlige Mißverstehen der Rassenfrage in Frankreich und besonders bei den Franzosen in den Kolonien. Wenn wir Deutsche dem Durchschnittsfranzosen die Gefahren vorhalten, die aus der Einbürgerung und Einwanderung von Negeren in Frankreich entstehen, so geraten sie außer sich und weisen eine schwarze Gefahr für Frankreich weit von sich. Sie parieren eine solche Anrede mit der Behauptung, daß wir damit nur den Grund für einen Rassenkreuzzug gegen Frankreich suggerieren wollen. Sie verkennen völlig, daß solche Beobachtungen nur aus einem neuen Verantwortungsbewußtsein vor der Zukunft Europas entstehen. Wir brauchen uns gegen diese Argumente nicht zu verteidigen.

Bizzi's Buch ist eine Anklage gegen die französische Säumnigkeit in geistiger und in materieller Hinsicht. Es ist keine Anklage polemischer Art, sondern er zeigt Symptome verwaltungsmäßiger, menschlicher und moralischer Unordnung auf. Er nennt Beispiele. Er gibt Belege. Und nicht nur für die Unordnung, sondern auch dafür, daß der Unordnung nicht durch Verbesserungen und Verstärkungen weiterer schwieriger Fälle vorgebeugt wird. In verwaltungsmäßiger und materieller Hinsicht macht er den Geiz der Franzosen verantwortlich. Das ist ein Uebel, das tief in der Soziologie Frankreichs, des reichen Frankreich begründet ist. Die menschlichen und moralischen Verfehlungen beruhen

seiner Meinung nach auf der Trägheit der Franzosen. Immer wieder vergleicht er sie mit den Engländern. Der Engländer vergißt den Sport nicht und stählt damit menschliche und moralische Energien für die Leistung, für ein echt und natürlich begründetes Herrentum und auch für ein Recht, das wohl den Abstand zu den Farbigen betont, aber menschlicher Würde entspricht. Der Franzose — und die besten Soldaten und wirklich vorbildlichen Verwaltungsbeamten, die Bizzi trifft, sind mit ihm einig — fürchtet das Klima, die fremde Natur, besonders die Sonne. Er betreibt nur selten den Sport und die Großjagd. Er zieht den Schatten vor. Aber auch in Afrika weden nur Licht und Sonne neue Lebens- und Schaffensenergien.

Bizzi's Buch birgt unendlich viele Beispiele für diese Thesen. Sie können noch nicht einmal andeutungsweise hier alle erläutert werden. Einige, die sich auf die Rassenfrage beziehen, seien hier genannt.

Ein vielgereiseter Schweizer berichtet Bizzi das folgende Erlebnis, das so recht den Wahnsinn der Einbürgerung der Schwarzen als Gleichberechtigte der französischen Nation bezeichnet: „Schrei mich nicht so an“, erwiderte mir einmal der nachtschwarze Chauffeur aus Senegal, ein wahlberechtigter und vollwertiger französischer Bürger, den ich dabei ertappte, wie er mein Autobenzin gegen Zigaretten vertauschte. „Meine Vorfahren haben nicht dazu die Bastille erobert, daß mich der erste beste Ausländer beschimpfen kann.“

Oder ein andersartiges, aber nicht weniger entwürdigendes Beispiel aus der französischen Missionsarbeit. Einige Händler aus Simbuku klagen Bizzi darüber, daß der weiße Kommandant eine bei ihnen beliebte schwarze Dirne zu seiner Geliebten gemacht hat. Am Schluß dieser Betrachtung schreibt Bizzi: „Eine Zeitlang danach fiel mir eine Monatschrift „Missions“ in die Hände, die von den französischen Missiona-

ren für die Jugend herausgegeben wird. Eine der erbaulichsten Geschichten trug den Titel: „Die kleine Araberin Mardschiana.“ Um dieser frommen Geschichte, in der von der Tausende eines vorbildlichen Arabermädchens die Rede war, wirklichkeitsgetreue Züge zu geben, hatte man die Photographie der angeblichen Heldin abgebildet, in der ich zu meinem Erstaunen die Begleiterin des „Kommandanten“ von Timbaktu auf seinen Abendspaziergängen erkannte.“ Gizzi bemerkt dazu in einer Fußnote: „Von einem Irrtum kann keine Rede sein, denn diese Illustration war die Wiedergabe einer von mir angefertigten Photographie, die sich in der amtlichen Sammlung des französischen Kolonialministeriums befand.“

Hinzuzufügen ist hier nur noch, daß das Buch keineswegs eine Reportage schlechter Einzelheiten ist, also keine anrüchige Sittengeschichte der französischen Kolonie, sondern daß sich der Verfasser bemüht, das Positive zu sehen. Aber leider sind die Meinungen der vorbildlichen Franzosen wie auch die einer großen Anzahl französischer Kolonialhistoriker der Gegenwart und der Vergangenheit gleichlautend mit den seinen.

Heinz K i e d e.

„ . . . **außenlich der Lippoldsberger Tagung**“

Hans Grimm, der Dichter des großartigen Romanwerkes „Volk ohne Raum“, hatte in den letzten Sunitagen eine Reihe deutscher Dichter bei sich zu Gast. Börries, Frhr. v. Münchhausen, schildert diese Tage in der Wochenzeitung „Deutsche Zukunft“, die in letzter Zeit recht häufig der Ort sehr seltsamer Berichte aus seiner Feder gewesen ist.

Es ist anzunehmen, daß der Tagung außer dem Zweck eines freundschaftlichen Beisammenseins auch ein ernster Sinn zugedacht war. Letzterem aber dient der Bericht von Börries, Frhr. von Münchhausen kaum. Er ist jungmädchenhaft-schwärmerisch, manchmal unterlegt mit einem unverständlichen Ton

des Bormurfes. Dem Verfasser schöner Balladen steht diese Schreibweise nicht.

Börries, Frhr. von Münchhausen, schreibt: „Ein solches Fest hat keiner von uns je erlebt!“ Das ist bedauerlich, ein solches Feständnis von Männern zu hören, die den größten Teil ihres Lebens bereits gelebt haben. Gerade sie, die die Hochzeiten Deutschlands noch erlebten, hätten in der Gemeinschaft des neuen Volkes wunderbare Feste feiern können. Dann würde der Verfasser die Lippoldsberger Tagung mit ihren vielen Besuchern auch selbstverständlich empfunden haben. Er aber muß verwundert schreiben: „Ein solches Fest, an dem viele Tausende von Volksgenossen völlig freiwillig und unter teilweise nicht billigen Aufwendungen zusammenströmen . . .“ Dieses Wunder der Rückwendung des Volkes zu seinen Dichtern ist jedoch nicht erst in Lippoldsberg offenbar geworden. Das hätten die „Dichter und Schrifttumsgelahrte“ in vielen tausend nationalsozialistischen Feierstunden erfahren können!

Es darf auch nicht verwundern, wenn uns Jungen in einem Bericht über ein freundschaftliches Treffen das unpersönliche Wort „Herren“ mehr als nur Anrede scheint. Ist es nicht vielmehr Einverständnis des Verhältnisses der Dichter zueinander, der „dreißig Herren“, die Grimm eingeladen hatte. Ist es nicht ebenso für eine solche Zusammenkunft bezeichnend, wenn wir lesen, daß an einem Abend die Offiziere und Unteroffiziere mit ihren Damen anwesend waren.

Wir können auch auf den Ausruf von Börries, Frhr. von Münchhausen: „Ich habe kaum einen volleren Raum erlebt als diese Kirche!“ nur sagen: das ist eigene Schuld! Besuchen Sie uns mal bei unseren Veranstaltungen. Sie werden aus dem Staunen überhaupt nicht wieder herauskommen. Und das sind auch alles „freiwillige begeisterte“ Volksgenossen!

Drollig ist noch zu lesen „D. gab eine der fürchterlichen Schilderungen

seiner sibirischen Gefangenschaft . . . Wir gestehen, daß uns die Werke gerade dieses Dichters besonders gefallen. — Auch die Scheu vor Photographen ist unberechtigt. Seitdem sich die Photographie eingebürgert hat, haben wir es in den letzten Jahren schon öfter erlebt, daß mehrere Photographen bei einer Veranstaltung anwesend waren. In Lippoldsberg, wo doch 1000 viel Prominente waren (den Eindruck erwecken solche Schilderungen!) muß das Knipsen eine Plage gewesen sein. „Nur die Pressephotographen und ihre unberußlichen Genossen drängelten sich überall und brachten das Unglaubliche fertig —, während der Vorträge zählte ich gleichzeitig 22 glänzende Linien. Einer der Dichter bemerkte: „Ich schäle mich schon vor lauter Photographieren“, und er hatte, wenn nicht physiologisch, so doch psychologisch zweifellos recht . . .“

An dem Bericht gefällt uns außer dem süßlich-schwärmerischen Ton der Eindruck nicht, der aber vermittelt wird, daß es sich in Lippoldsberg (wie es gewiß nicht beachtlich war) mehr um ein Zurschaustellen handelte, als um ein kameradschaftliches Zusammensein. „Unter der Linde hatte, wie ein zweiter Teufel, der Buchhändler seinen Tisch aufgeschlagen, und er machte wahrhaftig gute Geschäfte, wenn wir nach den in unsere Bücher gegebenen Einschriften schließen dürfen. Sonst durften diese nur auf vorgeschriebene (zu kleine!) Zettel abgegeben werden, die ebenfalls, und zwar zugunsten der Ortsarmen, für 10 Pfennig verkauft wurden.“ Gottlob, so licher Teufel wegen braucht eine Reformation nicht mehr kommen.

Börries, Frhr. v. Münchhausen, scheint in Lippoldsberg zum ersten Male mit moderner Technik in Berührung gekommen zu sein. Einen Lautsprecher hatte man (gar nicht auszudenken!) für die schrecklich vielen Gäste aufbauen müssen. „Mir war, als ob bei meinem Todspieler eine Posaune von Jericho über mir jedes Wort — (und leider auch jeden Axtanzug und Räusper) — mit-

sprach und ins Ungeheuerliche überhörte.“ Ja, ja, die bösen Lautsprecher . . .

Wie lieblich Börries, Frhr. von Münchhausen all die Eindrücke festzuhalten vermag: „Ach, die liebe Rederei tagsüber in Haus und Garten, beim Baden in der Weser und beim abendlichen Schoppen schwarzen Einbender Bieres . . .“ Reizend, wirklich reizend!

Der Verfasser schreibt zum Schluß noch, daß ihn einer seiner Dichterkollegen fragte: „Ich gebrauche versuchsweise und mit dem Empfinden sprachlicher Möglichkeit in letzter Zeit öfters folgende Widmung: Meinem Freunde . . . andenklich der Lippoldsberger Tagung — halten Sie das für möglich?“

Börries Frhr. von Münchhausen hat seine Antwort uns nicht überliefert. Wir halten es nicht für möglich. Das nicht und das Ganze nicht.

Trotzdem war es uns interessant, Lippoldsberg und seinen Berichterstatter kennenzulernen. Uß.

Dramaturgische Randbemerkungen zu den Heidelberger Reichsfestspielen

Die programmatische Stellung, die die Heidelberger Reichsfestspiele in diesem Jahre in bezug auf die allgemeine deutsche Freilichtbühnenbewegung wie auf die Besonderheit des olympischen Jahres einnehmen, gibt zu einer Reihe von Gedanken Anlaß. Die Betonung Heidelbergs als der Theaterfestwoche der deutschen Freilichtbühnen bildet im Rahmen dieses besonderen Theater-schaffens eine Folgerichtigkeit, die nur begrüßt werden kann, die aber auch anderseits, gerade dieses Standpunktes wegen, zu stärker aktiver Mitarbeit im weiteren Sinne der Weggemeinschaft auffordert.

Wenn man die Beziehung Heidelbergs zum olympischen Jahr vorwegnimmt, dann kommt man bei der Betrachtung der ersten drei Aufführungen zu dem erfreulichen Ergebnis, daß die Reichsfestspiele im Theater-

wollen unseres Staates sowohl in der Wahl der Werke wie in der Wirkung des Schauspielers einen vollen Erfolg darstellen. Hebbels „Agnes Bernauer“, Shakespeares „Komödie der Irrungen“ und Goethes „Götz“ sind im Programm, das über die nationale Voraussetzung hinaus die Weltgeltung des deutschen Theaters neu dokumentiert. Die dramatische Grundlage aller drei Werke (und auch Paul Ernsts „Pantalon und seine Söhne“, das im August zur Aufführung gelangt, kann und muß in diesen Kreis miteinbezogen werden) ist von einer ebenso geistigen wie theatralischen Eindeutigkeit. Sie ist das Bekenntnis für die Grundwerte des dramatischen Theaters und zugleich der Beweis für die Notwendigkeit dieser Grundlage im Neuaufbau des Theaters überhaupt.

Es war daher eine Folgerichtigkeit von Richard Weichert, den staatspolitischen Charakter der „Agnes Bernauer“ ausschließlich in den Vordergrund zu rücken, wie von Heinrich George im „Götz“ die Gestalt des letzten Ritters zu dem Bild des deutschen Menschen zu gestalten. Und auch Paul Mundorf ging in „Komödie der Irrungen“ bewußt den Weg des Komödiantischen im Sinne Shakespeares. Wenn auch gerade diese Inszenierung zu lebhaften Diskussionen Anlaß gab, so trafen diese nicht die Voraussetzung in der Idee der Gestaltung, sondern nur jene Zweispältigkeit, die sich aus der architektonischen Raumbestimmung des Heidelberger Schloßhofes ergab und über deren Eigenart noch besonders die Rede sein wird.

Neben diesen verschiedenen, bewußt geführten Inszenierungen stand ein starkes, ja suggestives Erlebnis durch die Schauspieler. Gustav Knuth, Else Knott, Werner Hinz und Carl-Heinz Schroth bewahrheiteten nicht nur den guten Ruf des Hamburger Theaters, sondern fanden darüber hinaus, obwohl ihnen das Freilichtspielen bisher fremd war, eine Ausdruckskraft von größter schauspielerischer Behemenz. Nicht allein, daß sie

ihr sprachliches Können mit dem weiten offenen Raum in Einklang zu bringen wußten; sie fanden weiter auch die mimische Ausdrucksfähigkeit zur Gestaltung der Werke. Denn nichts wirkt gerade auf der Freilichtbühne lächerlicher als eine theatralische Pose, als eine verkrampfte Grimasse, weil man als Ausdruck der Kraft es dem besonderen Ort schuldig zu sein glaubt. Gerade auf der Freilichtbühne offenbart sich die Echtheit eines Ausbruchs in schonungslofter Weise, und es war ein herrliches Miterleben, die Zartheit und weibliche Schen Else Knotts, die eruptiven Steigerungen Gustav Knuths, das männlich-harteste und doch jugendlich-enthusiastische Temperament Werner Hinz', die hintergründige Clownerie Carl-Heinz Schroths, aber auch die Vierschrötigkeit Heinrich Georges, die jugendliche Beweglichkeit Clemens Haffes oder das reifere mambare Bewußtsein Walter Kottkamp nicht als individualistisches Eigenleben, sondern als geformte, dichterische Wiedergabe zu empfangen.

Bei all dieser äußerst positiven Bewertung aber erheben sich dramaturgische Fragen, die man einmal zur Debatte stellen muß, nämlich: die Frage der Massenszene. Da dieses Problem ja nicht nur in Heidelberg oder Frankfurt zur Frage steht, sondern in der Freilichtbühnenbewegung bereits zum landläufigen Gebrauch gehört, wobei es meist stärker im Vordergrund steht als die Dichtung, kann gerade von den Heidelberger Reichsfestspielen aus dieser Standpunkt umrissen werden, weil hier die volle künstlerische Interpretation einer Dichtung als Voraussetzung angenommen werden kann.

Es wäre fehl, wollte man die Berechtigung der Massenszene im Freilichttheater verleugnen. Sie bildet vielfach sogar eine Notwendigkeit, den geistigen Raum eines Werkes abzugrenzen. Inwieweit sie jedoch selbständig und ob sie es überhaupt werden darf, ist immerhin ein Problem, das des Nachdenkens wert ist. So hatte man bei der

Regie Weicherts besonders in der Turnierszene und zum Teil auch bei dem Tanz der Augsburger, trotzdem die Führung der Massen stets vorbildlich war, doch das Gefühl, daß gerade die starke Betonung dieser Szenen eine Hemmung in den gesamten dramatischen Ablauf brachte. Ja, da diese Szenen vor der Pause lagen und der zweite Teil fast nur auf der Ebene einer gefügigen Auseinandersetzung sich abspielte, also ohne Massenszenen vor sich ging, eine, wenn auch relative Abschwächung mit sich brachte. Selbstverständlich trifft dieses Empfinden nur die optische Vorstellung, aber die Konzeption an das Schaubedürfnis der Zuschauer hätte dann nicht im ersten Teil abbrechen dürfen. Gerade die Turnierszene, die zu einem Eigenleben gebracht und die, da ja das wirkliche Turnier der in der dramatischen Handlung verflochtenen Personen gar nicht zum Austrag kommt, von einer Randepisode zu einer, für den Beschauer wenigstens, Staatsaktion erhoben wurde, entfernte sich äußerst stark von der stilisierten Geistlichkeit Hebbels.

Auch im „Göh“ ist das Vordringen einzelner Massenszenen zu verzeichnen, die irgendwie die Atmosphäre verschieben, die eine Ablenkung vom Hauptthema bedeuten und es dem Zuschauer schwer machen, sich in die Haupthandlung wieder einzufinden. Im „Göh“ erhebt sich auch die Frage einer besonderen dramaturgischen Bearbeitung. Ich selbst habe im vergangenen Jahre für die Deffnung verschiedener Striche plädiert, weil ich der Anschauung war, daß man Goethe gegenüber eine größte Werttreue zeigen müßte. Die teilweise Erfüllung dieses Wunsches in diesem Jahre hat mich über meinen Irrtum aufgeklärt. Die Einmaligkeit im Ausdruck des Heidelberger Schlosshofes verlangt nach meiner Ueberzeugung die Einmaligkeit in der dramatischen Konzeption eines Wertes. Das Nebeneinander von Göh-Schicksal einerseits und höfischen Intrigen andererseits sprengt bereits den oben

angedeuteten Rahmen. Dazu kommen noch die Bauernkriegs-Episoden und die Kurzscenen rein epischen Charakters. Die Wandlung, die so auf der Szene vor sich geht, findet aber keinen Widerhall in der architektonischen Umwandelbarkeit des Schlosses. Es entsteht bei aller schauspielerischen Meisterung dadurch eine Unruhe, die letzten Endes doch auf Kosten des Werkes geht. Man müßte m. E. eine dramaturgische Bearbeitung herstellen, die nur auf den Göh-Szenen beruht. Die vielleicht dadurch eintretende Beschränkung der Allgemeinsituation würde andererseits durch die konsequente Betonung des Rittertums wieder an Eigenart gewinnen.

Mit der Frage der Massenszenen ist auch die Frage der Verwendung von Pferden verbunden. Abgesehen von der Erfüllung des Schaubedürfnisses und auch von der Frage, wie weit die Verwendung von Pferden der Verwirklichung eines naturalistischen Theaters dient, muß doch berücksichtigt werden, daß der Galopp über die Bühne einen kleinen Nerventitel darstellt. Denn es kann wohl kaum bestritten werden, daß die seelische Angst oder Beklemmung, die die Dichtung hervorgerufen hat, durch das Einbeziehen von Pferden zu einer mehr physischen Angst und Beklemmung wird. Die unwillkürlich sich regende innere Frage: wird's gut gehen oder nicht? ist roh ausgebrütet ein brutales Reizmittel. Da aber die Wirkung einer Dichtung sich auf seelische Bezirke erstrecken soll und muß, ist die hier aufgeworfene Frage keine Nebenächlichkeit.

Eine weitere Frage erhob sich ebenfalls bei der Weichertschen Inszenierung. Weichert hat, um einmal die Unregelmäßigkeit des Bodens auszugleichen, zum anderen für seine Wortregie den Schauspielern einen festeren Stand zu geben, einen Podest errichten lassen, der sich wohl ausgezeichnet in die Architektur einfügt, aber durch seine Bestimmung doch von wesentlicher Bedeutung geworden ist. Trotz der Notwendigkeit in

diesem Falle ist das Sprichwort von den „Brettern, die die Welt bedeuten“ hier beinahe gegen das Freilichttheater zu verwenden. Die Verbundenheit des Schauspielers mit den Brettern wird hier zu einer Frage für das Freilichttheater überhaupt. Denn in dem Augenblick, wo der Ton des Holzes durch eine größere Aktion bewußt ins Ohr dringt, ist der ganze Nimbus des Freilichttheaters verloren. So gut hier auch dieses Experiment ausging, so wesentlich bleibt doch die Frage im allgemeinen.

Wie bereits einmal erwähnt, hatte Paul Mundorf mit seiner Inszenierung den schwersten Stand. Sein Beginnen, durch Goethes „Jahrmachtsfest in Pundersweiler“ als Rahmenhandlung die Komödie komödiantisch aufzulösen, stieß sich an der Architektur des Schlosses und seiner Tradition. Bedauerlich dabei ist nur, daß die Durchführung dieser Idee mit der Voraussetzung, die durch die Wahl dieser Komödie getroffen worden war, verwechselt oder zumindest vermengt wurde. Die Wahl der Komödie forderte die folgerichtige Konsequenz Mundorfs, und man kann es auch nicht dem Bühnenbildner Johannes Schröder zum Vorwurf machen, wenn er allzu grell die Farben nebeneinandersetzte, da man sich ja von Anfang an bewußt war, daß man diese Aufführung nur gegen den Schloßhof und seine Architektur machen konnte. So bleibt weniger die Frage offen, ob Mundorf zu weit gegangen ist, als vielmehr, ob man überhaupt Lustspiele, die ja meist an eine bestimmte Atmosphäre gebunden sind, im Schloßhof auführen kann.

Die hier kurz aufgeworfenen dramaturgischen Bemerkungen sollen nicht den Wert und den Erfolg der diesjährigen Reichsfestspiele schmälern, sie sollen vielmehr nur Anregung für das nächste Jahr sein und gleichzeitig eine Klärung in die allgemeine Freilichtspiellage bringen.

Wolf Braumüller.

Geist und Staat – Gegensätze?

Als in den ersten Semestern, die auf den Beginn der nationalsozialistischen Revolution folgten, der politische Dienst im studentischen Leben die wissenschaftliche Arbeit zurückzudrängen schien, gab es Mahner genug, die den ideellen, revolutionären Aufbruch der Jugend in ihrem Wert verkannten, nicht die Reaktion auf den unsoldatischen und unpolitischen Stil der alten Hochschule spürten und die meinten, daß nunmehr das geistige Leben verkümmern werde. Die Bewegung hatte aber mitten im tätigen Schaffen des Aufbaus schneller die Macht schöpferischer Geister und die Notwendigkeit einer Verankerung der nationalsozialistischen Weltanschauung im Geistesleben und auf den Hochschulen erfahren, als ihre Kritiker sich etwa Gehör zu schaffen vermochten. Denn der rasche, völlig revolutionierende Aufbau, die Neugestaltung des staatlichen und sozialen Lebens und das Gebot des bevorstehenden großen Erziehungswertes wiesen die Männer des politischen Kampfes beständig auf den Wert der Einheit aller geistigen, kulturellen Kräfte mit der neuen Weltanschauung hin.

Mehr als drei Jahre Aufbauarbeit haben das Verhältnis geprägt, das zwischen Nationalsozialismus und Wissenschaft besteht. So wie wir schon von jedem Lehrling höchste berufliche Leistung verlangen und die berufliche Ausbildung Hand in Hand mit dem politischen Dienst auf die größtmögliche Vollkommenheit des einzelnen ausgerichtet wird, so ist auch die wissenschaftliche Ausbildung des Studenten oder der Unterricht des Schülers in ein gesundes Verhältnis zu den Anforderungen des körperlichen und politischen Dienstes des einzelnen gebracht worden. Damit sind die Voraussetzungen dafür geschaffen, daß die Weltanschauung nicht allein im staatlichen Raum eine große Epoche deutschen Aufstiegs einleitet, sondern ihre Ideen die geistigen Impulse des Volkes erfassen und zu schöpferischer Tat antreiben

werden. In Heidelberg hörten wir aus be-
rufenem Munde: „Ohne Weltanschauung
wäre der deutsche Staat von 1933 nicht ge-
worden. Sie hat eine Menschenmenge zum
Volk gebildet, sie beflügelt die Gedanken des
Staatsmannes — und macht allein die große
Kunst und Dichtung möglich. So durchblutet
sie auch das Leben einer neuen Wissenschaft.“
Ihre Sendung richtet sich in gleicher Weise
an Geist und Staat.

Erscheint dir das selbstverständlich? Und
wenn wir es doch wiederholen, so, weil wir
uns als junge Generation, die gierig nach
dem Becher geistiger Nahrung greift und
leidenschaftlich sich in den Strom des poli-
tischen Aufbaus stürzt, den Blick in die Ge-
schichte unseres Volkes nicht versagen dürfen,
der uns verrät, wie selten die Gnade eines
gleichzeitigen staatlichen und geistigen
Ausbruch unseres Volkes ist. Wenn er heute
möglich ist und jeder von uns sich ihm ver-
pflichtet fühlt, so erkennen wir den Schlüssel
zu diesem Glück unseres Volkes eben in einer
starken Weltanschauung, die Staat und Geist
in gleicher Weise zu einer Wiedergeburt be-
fähigt. Einer unserer Kameraden, Karl
Richard Ganzer, hat sich mit der
Spannung zwischen Geist und Staat, wie sie
die Geschichte mit Ausnahme der Stausenzeit
bis zum 19. Jahrhundert beherrscht und wie
sie nach den Befreiungskriegen, nach jenem
großen Ausbruch aller Kräfte der Nation
wieder anhebt, in einer sehr reifen Arbeit*)
beschäftigt. Er weist darauf hin, wie sehr
die großen Epochen der französischen und der
englischen Volksgeschichte zugleich auch die
Glanzzeiten des französischen und des eng-
lischen Geistes gewesen sind, während in
Deutschland so oft in Zeiten, in denen alle
politischen Kräfte wie gelähmt erscheinen, ein
reiches kulturelles Leben sich entwickelt.
Ganzer webt in dieses Bild, was sich uns
hier bietet, eine bedeutungsvolle Sage ein:

„Von Macht im alten und hohen Sinne ist
keine Rede mehr, der Träger der Macht
schläft in irgendeinem alten Berge, indes
droben auf der Erde ein buntes, reiches, be-
lebtes, kultursicherndes und auch kultur-
schaffendes Leben, aber ein Leben ohne Aus-
griff abläuft.“ Was fehlt, ist die Gewalt der
alle Kräfte des Volkes zusammenzwingenden
Idee.

Andererseits bleiben in Zeiten großer staat-
licher Gestaltungen die geistigen Kräfte ab-
seits stehen. Ganzer weist auf die hohe ein-
same Stellung des Staatsschöpfers Bismarck
hin und zeigt das Schicksal des preussischen
Staates, dem das Echo aus den geistigen und
seelischen Wessenschichten des Volkes fehlte,
und „so brach er zusammen, als sich im
Wandel einer Epoche erwies, daß sich die
geistigen Interessen der Nation auf Ge-
dankemwelten verpflichtet hatten, die für das
Wesensgesetz dieses Staates keinen Raum
boten“.

Überall begegnet uns dieses tragische Aus-
einanderstreben: Eine der größten Epochen
des deutschen Geistes erleben wir, als
Napoleon eine hohl gewordene staatliche
Welt zerbricht und, wie Ganzer von dieser
Epoche sagt, „so wenig griff sie in die
zentralen Schichten des Menschsein hinein, daß
Goethe von Amts wegen Staatsminister sein
konnte, ohne doch am Staat inneren Anteil
zu nehmen“. In den Befreiungskriegen finden
„Geist“ und „Staat“ seit langem unver-
bunden wieder zu gemeinsamer Leistung zu-
sammen.

Wir fühlen und wissen heute um die
Stärke der Gemeinsamkeit dieser beiden Ge-
walten. Eine echte Revolution hat uns in
ihrer Weltanschauung das Mittel gegeben,
um beide zu durchdringen und zu binden.
Das ist ein politisches Gebot. Ganzer for-
muliert es: Ein Staat braucht, um auch in
Gefahren leben zu können, eine geistige Be-
gründung, die ihn und seine Befehle in die
tiefsten seelischen Schichten der Menschen
hineinwerfenkt.

*) Vgl. Karl Richard Ganzer, „Geist und
Staat im 19. Jahrhundert“, Hamseatische
Verlagsanstalt, Hamburg 1936.

Was wollen wir daraus folgern? Die Arbeit an uns selbst. Diese scheue vor allem derjenige nicht, der in sich die Berufung zum Streben nach geistigem Einsatz spürt. Denn wir als junge Menschen sind doch, im Sinn der Forderung unseres jungen Münchner

Kameraden Ganzer, aufgetan für die Gewalt des staatlichen Anspruchs, wie unsere Erziehung und unsere Jugend Gewähr dafür ist, daß unser geistiges Streben keiner wissenschaftlichen Autonomie, sondern dem Dienst an der Gesamtheit des Volkes geweiht ist. G.R.

NEUE Bücher

Gottfried Rothader: „Das Dorf an der Grenze.“ Verlag Langen-Müller, München.

In seinem Buche „Das Dorf an der Grenze“ erzählt der Schullehrer Ortwin Hartmichel vom Ringen und Bluten des Ortes Schachdorf. Aber das Schicksal von Schachdorf, das an der tschechischen Grenze liegt, ist nicht das Schicksal nur dieses Ortes. Tausend und mehr Schachdörfer führen den gleichen Kampf um ihr Deutschtum, das ihnen ein hinterhältiger Krieg im herrlichen Versailler Frieden, den wir heute leben, rauben will. Deutsche Menschen wollen ihren arbeitsamen, lergen Tag leben. Sene aber, in deren Staatsverband die deutschen Minderheiten leben, mordend und spitzeln, schikanieren und „verordnen von Staats wegen“. Doch wir wollen hier nicht vom Feind sprechen. Im Frieden gibt es keinen Feind!

Was der Schullehrer von Schachdorf erzählt, dessen Kindern er wenige Jahre Lehrer und Kamerad sein durfte, das ist keine Dichtung im Sinne des Erfundenen, Erhöheten. Jedes Wort ist Bericht trostloser, erschütternder Tatsachen. Jedes Wort können wir als symbolisches Geschehen für den Volkstumskampf der vielen hundert Schachdörfer nehmen.

Der Schullehrer Ortwin Hartmichel hat, als er nach Schachdorf kam, in Urkunden gesucht und nach überlieferten Angaben an manchen Stellen gegraben. Er konnte feststellen, daß Schachdorf eine viele hundert Jahre alte deutsche Ansiedlung ist. Aber Schachdorf ist heute tschechisch und heißt Skopolnica!

In (einem) Schachdorf kommt es auf das Bestehen jedes deutschen Menschen an.

Denn der „Nachbar“ läßt nicht nur im Frieden auf deutsche Menschen Jagden veranstalten, er versucht es auch, einzelne durch zunächst scheinbar harmlose Hilfeleistungen in seine Schlingen zu bekommen. Und mancher ahnungslose Deutsche ist schon diesen Weg gegangen, auf dem es ein Zurück nicht gibt. Hundertfach sind die Versuche, Deutsche in fremde Abhängigkeit zu bringen.

Was der Schullehrer Ortwin Hartmichel vom Ringen um jeden Deutschen erzählt, muß uns allen die Ohren öffnen. Ob er berichtet von Versuchen, die Kinder aus den deutschen Schulen zu holen — oder von der Treibjagd tschechischer Gendarmerie auf Kinder, Frauen und Männer, von den Methoden wirtschaftlichen Wirbemachens —, das alles mit den unzähligen zermürbenden Tatsachen, die jeder Alltag bringt, läßt unser Herz bluten und miterschlagen. Allen Deutschen, die so tapfer, so treu und so ohne spürbaren Dank im Osten aushalten, allen gehören unsere Hände und unsere Herzen.

Wir Binnendeutschen haben das Glück, in dem wundervollen glaubensstarken Deutschland Adolf Hitlers leben zu dürfen. Dieses Deutschland hat uns das Bewußtsein vom Zusammengehören aller Blutsdeutschen gegeben. Diese Kameradschaft darf nicht nur in wortreichen Bekenntnissen zu ihr Ausdruck finden. Wir müssen zutiefst wissen um den Kampf der deutschen Minderheiten und des Deutschtums an den Grenzen. Immer wenn das Blut eines Bruders mitten im Frieden um seines Deutschtums wegen fließen muß, sollen unsere Herzen mitbluten. Wo wir Hilfe bringen können in grenzenloser Not, da wollen wir helfen. Nie wollen wir ver-gessen, wo Deutsche um uns leiden.

Das Buch Rothackers mit dem Bericht des Schullehrers Hartmichel ist wichtig für uns. Es ist geeignet, unser Wissen von der Deutschschularbeit in gefährdeten Gebieten durch Erlebnisse, die deutsches Blut heiligte, zu großem Mitfühlen wachsen zu lassen. — Jeden Abschnitt des Buches können wir in Heftabenden vorlesen lassen. Es hat sich kaum ein politisches Buch letzter Zeit so für unsere Arbeit verwerten lassen wie dieses. Seinem Anruf wollen wir unsere Herzen und Hirne öffnen, damit wir niemals „das Dorf an der Grenze“ vergessen. W. U.

Weltanschauung, Kirche und Jugenderziehung

In der Hanseratischen Verlagsanstalt ist eine Schrift von Robert Wimmer erschienen „Nationalsozialismus und Jugenderziehung“. Ein Umschlagstreifen sagt hinzu, daß es sich um „eine Auseinandersetzung mit dem politischen Katholizismus“ handelt.

Der anspruchsvolle Titel läßt mehr erwarten, als die Schrift wirklich bietet. Dem Buch des Reichsjugendführers hätte dieser Titel zugestanden. Baldur von Schirach hat aber seine Darstellung thematisch begrenzt und sie „Die Hitlerjugend — Idee und Gestalt“ genannt. Der Wimmerschen Schrift kann der Vorwurf nicht erspart bleiben, irre zu führen. Wenn heute eine Arbeit mit so umfassendem Titel erscheint, muß sich jeder Autor darüber klar sein, daß sich weiteste Kreise darauf stützen und eine Behandlung, Darstellung und Klärung dieses im Titel unrisikoreichen Bezirkes erwarten. Doch zum wirklichen Thema „Nationalsozialismus und Jugenderziehung“ sagt der Verfasser am wenigsten.

Die umständliche Beweisführung hat durch das Heranziehen von Punkten, die hier gar keine Behandlung verlangten, ihre Klarheit eingebüßt. Abschnitte wie „Religion, Kirche und Politischer Katholizismus“ (S. 39/48), „Kirche und Politischer Katholizismus im 19. Jahrhundert“ (S. 49/80) u. a. m. bringen und verarbeiten eine Menge interessanter Material, wären aber zur Erörterung des gestellten Themas nicht notwendig gewesen.

Grundsätzlich ist dem Verfasser der Vorwurf zu machen, daß er selbst keinen so festen Standpunkt einnimmt, der sich auch im Verlauf seiner Darstellung herauskristallisieren könnte und wie wir ihn von Wimmer hätten erwarten können. Die feste Position hätte die nationalsozialistische Auffassung von der Jugenderziehung sein müssen und es hätte gewiß der Eindruck vermieden werden

müssen, als wenn diese Position einer Erläuterung bedürfe und eine Diskussion ge-
falte.

Der Verfasser sagt einmal, daß zwischen Staat und Kirche in Folge der geschichtlichen Weiterentwicklung dieser Mächte niemals endgültige Grenzen gezogen werden könnten. Diese Feststellung, für die Anlage der Wimmerschen Untersuchung entscheidend, ist nicht richtig. Die Bibel-Formulierung „dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist“ hat sehr reale Bedeutung. Ihr Gebot der Trennung von Staat und Kirche ist Grundlage jeder gesunden Epoche gewesen. Der Nationalsozialismus ist dabei, dies Gesetz in Deutschland wieder zu beachten. Insbesondere sind wir doch gerade im Hinblick auf die Jugenderziehung bemüht, klare Trennung zu erreichen.

Da der Verfasser, wie es hätte geschehen müssen, die Auffassung des Nationalsozialismus von der Erziehung nicht klargestellt hat, bleiben seine Untersuchungen nicht befriedigend. Eigenartig ist auch seine Auffassung von den Vorläufern der nationalsozialistischen Jugendbewegung: „Die Jugendorganisationen haben sich in Deutschland zu einem Hauptfaktor in der Jugenderziehung entwickelt. Diese Entwicklung aber datiert nicht erst seit der nationalsozialistischen Revolution, sondern hat schon viele Jahrzehnte früher begonnen.“ Nein, erst die Jugendorganisation der Hitlerjugend hat sich zu einem Hauptfaktor der Jugenderziehung entwickelt. Der Verfasser wird die vereinsmalerischen und privaten Zielsetzungen der Bünde nicht im Ernst als Erziehungsfaktoren ansprechen wollen. Die HJ hat zum ersten Male eine Jugenderziehung bewirkt, die die Glieder der Jugend auf den Staat hin erzieht. Ebenso ist es unrichtig, zu behaupten, die Jugendorganisationen seien „vom ersten Augenblick ihres Entstehens an ausgesprochen politisch ausgerichtet“ gewesen. Wenn diese Jugend von ebendem wirklich politisch ausgerichtet gewesen wäre, hätte sie sich nie und nimmer zu kleinem Interessentkampf hergegeben. Wie wenig dem Verfasser diese Äußerung selbst einleuchtet, ist ganz deutlich, wenn er 73 Seiten später erklärt: „Wenn sich die Jugendbewegung bis zum Beginn des dritten Jahrzehntes gegen eine Politisierung stemmte . . .“

Was Wimmer zur Frage der Gemeinschaftsschule sagt, ist in seinen verschiedenen Formulierungen auch mehr verwirrend als klärend. Die ausführlichste Behandlung der

Frage des „Kulturkampfes“ steht in ihrer Bearbeitung zu wenig in Verbindung mit dem Thema. Es bleibt zu fragen, ob der Verfasser selbst an das Ergebnis glaubt, das er nach Vergleichen von Schulerlassen der 80er Jahre mit denen von heute erarbeitet hat.

Diese Arbeit ist ein Beweis mehr, wie ungeheuer schwer es ist, Dinge, die noch im Fluß der Entwicklung sind, endgültig darzustellen. Das ist nur möglich, wenn das Phänomen der nationalsozialistischen Revolution recht einbezogen ist. Zu leicht entsteht der Eindruck, daß die nationalsozialistische Revolution nur als ein Ereignis gewürdigt ist, wie es ähnliche (eben Revolutionen) im Verlauf der Geschichte immer gegeben hat. — Die vorliegende Schrift, der ein alles Ueberflüssige vermeidender Aufbau fehlt und die kein klar herausgearbeitetes Zentrum hat, hat Schule und Hitlerjugend nichts zu sagen. Sie kann nur verwirren, statt Klarheit zu bringen. Wo sich katholisches Dogma und nationalsozialistische Weltanschauung in der Frage der Jugendziehung überschneiden, darauf hätten wir Antwort und ein klares Bekenntnis erwartet.

W. U.

Das Rassenwerk Ludwig Woltmanns in neuer Auflage. Verlag Justus Dörner, Leipzig.

Mit der Neuauflage der wichtigsten Bücher des so früh verstorbenen Forschers Ludwig Woltmann wird einem frühen und kühnen Bahnbrecher des neuen geschichtlichen Denkens ein bescheidenes Denkmal gesetzt, von dem erwartet werden kann, daß es bei den Deutschen von heute auf mehr Verständnis stößt, als seinerzeit um die Jahrhundertwende Woltmann selbst. Wir brachten in diesen Blättern — wohl als einzige deutsche Zeitschrift — zur 65. Wiederkehr des Geburtstages Woltmanns einen Hinweis auf den genialen Arzt und Philosophen, der als erster die Zusammenhänge von Rasse und Geschichte wirklich tief durchschaute und die wissenschaftlichen Konsequenzen mit aller Radikalität zog (s. „Wille und Macht“ Heft 5/1936). „Politische Anthropologie“ nannte er diese Leistung selbst, die die Ergebnisse der biologischen Forschung mit der Geschichtswissenschaft vereinigte und die erst heute, 30 Jahre nach Woltmanns Tode, festen Fuß faßt. Die Ergebnisse seiner Forschungen wandte Woltmann an auf die italienische und französische Geschichte: er führte auf Grund schwieriger

und genauer Forschungen den Nachweis, daß in Italien und in Frankreich das germanische Element die Substanz abgab für die spätere kulturelle und politische Aufwärtsentwicklung. „Die Germanen und die Renaissance in Italien“ und „Die Germanen in Frankreich“ waren die Bücher, die Woltmanns Forschungen der Öffentlichkeit nahe brachten. Mit genauen Beschreibungen und zahlreichen Bildern geben sie einen Begriff von der raffinierten Herkunft der Genies in Italien und Frankreich.

Die Neuauflage umfaßt neben der „Politischen Anthropologie“ noch die beiden genannten Germanen-Bücher. Otto Reche, der Leipziger Rassenforscher, hat jeden Band mit einem einführnden Vorwort versehen und auch sonst hier und da eine Anmerkung dem Text angefügt, wo er überholte oder unklare Äußerungen Woltmanns fand oder den Leser über nähere Zusammenhänge unterrichten wollte. So erhält der Leser ein auf den neuesten Stand der politisch-anthropologischen Forschung gebrachtes Bild der Woltmannschen Lehren, ohne daß an der Woltmannschen Textauffassung selbst etwas geändert worden wäre. Auch gibt Reche dankenswerterweise genügend Hinweise auf die die Gedanken seiner Bücher vorbereitenden und vorwegnehmenden Aufsätze Woltmanns in seiner Zeitschrift „Politisch-Anthropologische Revue“. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn sich Herausgeber und Verlag entschließen könnten, eine Auswahl der von Woltmann in seiner Zeitschrift veröffentlichten Aufsätze der nunmehr vorliegenden Neuauflage der Werke Woltmanns anzuschließen, da die Zeitschrift selbst nur wenigen Lesern zugänglich sein dürfte.

Die Neuherausgabe der sehr selten gewordenen Werke Ludwig Woltmanns dürfte zu den bedeutenden Erscheinungen im deutschen Buchwesen in diesem Jahre gehören. Nunmehr ist zu wünschen und berechtigterweise zu hoffen, daß die Gedanken Woltmanns befruchtend in weite Kreise des neuen Deutschlands getragen werden und daß damit der unwürdige Zustand aufhört, daß Woltmann gemeinhin ein Unbekannter ist.

E. L.

„Körperform, Rasse, Seele und Leibesübungen.“ Von Prof. Walthar Jaensch und Mitarbeitern. Alfred Metzner, Verlag, Berlin.

Ein Buch, das in weitem Umfange das wichtige und umstrittene, dabei noch immer in den meisten Fällen in falschen Alternativen behandelte Problem der Um-

welt zum Thema hat. Welchen Einfluß die Umwelt auf den Menschen hat, ob ihn die Umwelt bestimmt oder die Erbllichkeit, ob schließlich beide, Erbllichkeit und Umwelt zusammen wirken — das sind Fragen, die, an ihrer Wichtigkeit in unseren Tagen gemessen, noch keineswegs deutlich im Bewußtsein aller stehen, die an der Gestaltung der deutschen Zukunft wirken. Es ist auch gemeinhin in der Rassenliteratur leider meist unterblieben, auf die die Erbllichkeit überschreitenden Faktoren gebührend Rücksicht zu nehmen: die Wichtigkeit des Drüsen Systems für Wachstum und Gesamtkonstitution.

Die Leibesübungen nun stellen Umweltfaktoren dar, die in ausgezeichnetem Sinne der Berechnung und Beobachtung zugänglich sind. Ihre Wirkung durch Reize auf das Drüsen System, und so auf die menschliche Gesamtkonstitution ist bekannt. Die Verfasser dieses Buches zeigen, in welchen Grenzen die Leibesübungen über die Erbllichkeit hinaus wirksam sind und welche Bedeutung die Zusammenhang der Forschungsergebnisse in dieser Richtung hat. So wird begründet und gefordert eine körperliche Schulung einer den Erhebungen nach noch großen Masse von Schwächlingen mit an sich gesunden Erbanlagen, um dem Drüsen System die für die Entwicklung nötigen Reize zu vermitteln.

Der Rassenbegriff erfährt durch diese Lehren eine zu beachtende Erweiterung, die ihn zwar komplizierter machen, dafür aber einer genaueren Bestimmung dessen, was Rasse umfasst, weitere Wege weist. —

Das Buch ist, bei zwei Teilen in einem Band, 30 guten Bildbeigaben und einem wertvollen Literaturverzeichnis, inhaltlich auf das Gebiet der Leibesübungen wesentlich beschränkt. Obwohl von Fachleuten der Medizin verfaßt, bemüht es sich die Fachsprache einzuschränken oder zu verdeutschen. Dies im Zusammenhange mit den allgemein verständlichen Ausführungen wird dem Zwecke des Buches, zur Olympiade 1936 einen kleinen Abriss der engeren wissenschaftlichen Situation der Konstitutionsmedizin im Zusammenhange mit den Grundfragen des modernen Deutschlands, den Rassen Grundfragen, zu geben, nur dienlich sein. Das Buch sei allen empfohlen, denen um eine tiefere Kenntnis der Rassen- und Erbllichkeitsfragen beim Menschen zu tun ist. C. L.

„Blut und Rasse in der Gesetzgebung.“ Ein Gang durch die Völkergeschichte. Von Dr. Johann von Leers. Lehmann-Verlag, München. 1936.

Wie so vieles, was Dr. von Leers geschrieben hat, zeichnet sich auch diese Schrift durch die Fülle der Gedanken und der stofflichen Einzelheiten aus. Das Büchlein ist eine anregend geschriebene Zusammenstellung aus der Gesetzgebung großer Kulturvölker in Geschichte und Gegenwart. Es zeigt sich anschaulich, daß Kultur letzten Endes eine Funktion der Gesittung und der Zuchtgesetze ist, die ein Volk aufgestellt hat. Das Gesetz als Ordnung des Volkslebens muß zuerst dem Bestand des Volkes selbst dienen. Daher ist in jedem geschlossenen Volkskörper der Schutz der Art Mittelpunkt und Grundlage jedes Rechtes.

Der Leser muß den im Deutschland der Vergangenheit gewohnten Standpunkt des „Bürgerlichen Rechtes“ verlassen, da dieses Glanzstück der liberalen Welt nur geschäftliche und sonstige oberflächliche Beziehungen zwischen den Volksgenossen regelt. Der neue Standpunkt eines deutschen Rechts ist der Grundwert jedes Volkstums: die Rasse. Rasse und Recht müssen eine Einheit sein. Die Schrift von Dr. von Leers bringt hierüber viel, wenn auch nicht alles. Da es jedoch zur Unterrichtung breiter Volksschichten beitragen soll, wird es seine Wirkung tun und hat auch dem Rechtswahrer manche Wahrheiten zu sagen. B.

Gustav Frenssen: „Die Seeschlacht vor dem Stagerrat.“ G. Grote Verlag, Berlin.

Es handelt sich hier nicht um eine seekriegsgeschichtliche Darstellung der großen Seeschlacht, sondern um einen Romanabschnitt. Die Erzählung ist dem Roman „Die Brüder“ entnommen und schildert in lebhafter und spannender Weise die Ereignisse der Schlacht an Bord des Flaggschiffes des Admirals von Hipper, des Schlachtkreuzers „Lützow“. An dem persönlichen Schicksal eines Matrosen erleben wir das ganze aufregende Geschehen der einleitenden Kreuzerschlacht, den Zusammenprall der Linienschiffsflootten, die Todesfahrt der deutschen Schlachtkreuzer und das Uebersehen Hippers auf ein anderes Schiff, alles in der meisterhaften Sprache des bekannten norddeutschen Verfassers. Das Buch ist besonders für die seebegeisterte Jugend geeignet. W. S.

Die Adlerin. Roman der Johanna von Nowarra. Von Ernst Wurm. F. G. Speidelsche Verlagbuchhandlung, Wien und Leipzig.

Das französische Volk wurde zu Beginn des 16. Jahrhunderts von den über Europa

brauenden Strömungen religiöser Leidenschaft erfaßt und nahm leidenschaftlich Stellung für oder gegen die Männer des neuen Bekenntnisses. Königin Johanna von Navarra, Rächerin und Schirmherrin der „Augenotten“, konnte jedoch das Schicksal ihrer Glaubensgenossen nicht wenden. In Selbstlosigkeit und Treue zur Heimat fand sie ein Ende von meuchlerischer Hand, um über den Tod hinaus ihren Anhängern ein Vorbild zu sein.

Nietzsche äußerte sich über die historische Literatur einmal dahingehend, daß der historische Sinn von der plastischen Kraft des Lebens in Sucht genommen werden müsse, denn Historie sei zum Zwecke des Lebens zu treiben. Wir glauben, daß es dem Verfasser gelang, diese Forderung Nietzsches zu erfüllen.

Wolff Hitler, ein Mann und sein Volk.
Sonderausgabe des „Illustrierten Beobachters“. Verlag Franz Eher Nachf., München.

Die fast hundert Seiten umfassende Sonderausgabe des „J. B.“ ist eine eindrucksvolle Wiedergabe der wichtigsten Ausschnitte aus dem unserm Volke geweihten Leben des Führers. Auserlesene, noch nie veröffentlichte Bilder aus der Zeit des Frontsoldaten, des Führers der NSDAP und des Staatsmannes Wolff Hitler machen diese Sonderausgabe des „J. B.“ zu einem wertvollen Zeitdokument. Dr. L.

Hinweis

Das Gedicht „Die Stafel“ (Seite 24), ist dem Gedichtband „Zwischen Start und Ziel“ — Olympische Strophen (Verlag Ferdinand Hirt, Breslau) entnommen. Willi Fr. Röhner hat darin seine Sport-Gedichte gesammelt, die, wenn auch nicht alle gleichwertig, noch manche schöne Strophe enthalten. Wesentlich an den Gedichten ist der Versuch, das für jede Sportart Charakteristische in Versen festzuhalten. Den Gedichten sind gute Photographien der entsprechenden Sportart beigegeben.

Die Menschen unserer Zeit haben ihr Herz und ihre Sinne wieder der Lyrik aufgetan, die Jahrzehnte als ein Mauerblümchen in der Dichtung verkümmerte. Unsere Zeit ist rein und stark geworden. Deshalb nur hat die reine und starke Dichtung wieder Macht bekommen. — Der Aufgabe, dem deutschen Volk den Weg zur lyrischen Dichtung seiner Väter zu erschließen, dient der Gedichtband „Aus reinem Quell“, den Dr. Walther Hoffstaetter und Dr. Georg Usadel im Verlag Philipp Reclam herausgegeben haben. In diesem Band ist auch das Gedicht „Die Heimat“ von Friedrich Hölderlin (Seite 31) enthalten.

Um 1750, mit Arndt und Hölderlin, haben die Herausgeber begonnen. Dieser Beginn hat eine tiefe Berechtigung, als der Geist dieser Zeit dem der unseren so eng verwandt ist. Die in den unvergänglichen Bestand der deutschen Dichtung aufgenommenen Gedichte haben die Herausgeber mit sicherem Gefühl ausgewählt. Es wird einem beim Lesen dieser Gedichte ganz offenbar, wie verschwenderisch, wie fordernd und mahnend oft, die Dichter ihre Zeit besangen und anriefen. Ein Lyrik-Sammelband, gegen den allgemein manche Bedenken geäußert werden können, so sicher ausgewählt und zusammengestellt wie dieser, wird jedem zum wertvollen Besitz. Durch die Auswahl der besten Gedichte der Dichter erkennt und spürt man zugleich ihre verschiedenen Temperamente, die man aufnehmen muß, um sie ganz zu begreifen.

Am schwersten war den Verfassern natürlich die Auswahl der Lyrik der Gegenwartsdichtung. Der Abstand zum untrüglichen Urteil ist noch zu gering. — Wir glauben aber, daß hier nicht die gleich glückliche Hand auswählte: z. B. hätte hier von Hansjürgen Nierenh ein anderes Gedicht als das Marschlied „Flieg, deutsche Fahne, flieg!“ stehen müssen. Eberhard Wolfgang Müller hätte wegen seiner Bedeutung in der Dichtung unserer Zeit stärker vertreten sein dürfen als mit dem einen wundervollen „Lied von unserer Pflicht“.

Diese geringen Ausstände sollen jedoch den Wert dieser schönen Gedichtsammlung nicht schmälern. Sie ist für unsere Arbeit, bei Tagern und Heimabendn ein guter Begleiter. W. U.

Hauptredakteur und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Günter Kaufmann. Stellvertreter: Wilhelm Hiermann. Anschrift: „Wille und Macht“, Reichsjugendführung, Berlin NW 40, Kronprinzenufer 10. Tel. D 2 5841. Verlag: Deutscher Jugendverlag G. m. b. H., Berlin W 35, Lützowstr. 68, Tel. B 2 Käyow 9006. — Verantwortl. für den Anzeigenteil: Kurt Otto Arndt, Berlin. — D. A. II. Wj. 36: 14 850, Wj. Nr. 5. — Druck: Theodor Abb Buchdruckerei, Berlin SW 68. „Wille und Macht“ ist zu beziehen durch den Deutschen Jugendverlag oder jede deutsche Buchhandlung sowie durch die Post. Postbezug vierteljährlich RM. 1,90 zuzügl. Bestellgeld. Bei Bestellung von 1 bis 3 einzelnen Nummern bitte den Betrag in Briefmarken beizulegen, da Nachnahmensendung zu teuer ist und diese Bestellung sonst nicht erledigt werden kann. Massenbezug durch den Verlag laut besonderen Bezugsbedingungen.

**Es geht auf Tour
mit forschem Schritt-
Knorrox
Bouillon nimmt jeder mit!**

4 Tassen-  10 Pfennig

**Left und verbreitet
„Wille und Macht!“**



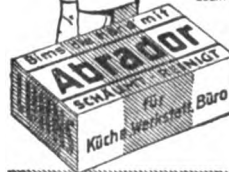
F. Hoffstätter, Bonn
Email-Abzeichen, Medallien für Sportfeste
Plaketten für Aufmärsche, Gedenkfeiern usw.
Fernruf 2110, Postfach 85
Vertragslieferant der RZM. Nr. 15

Mutter soll die Hände nicht sehen?



Zu verbergen hat er eigentlich nichts. Nur... bei Sport und Spiel gibt's eben schmutzige Ploten und auch schmutzige Knie. Einsichtsvolle Mütter schimpfen nicht, denn alles wird doch so schnell gründlich wieder sauber durch Abrador.

Mutter und Vater brauchen für ihre Hände auch Abrador. Man wäscht damit herum. Die Spuren der Haushaltsarbeit, Öl, Seife, Nikotinflecken, Erdschmutz, Harz, Tinte, Farbe.



Abrador
kostet 20 Pfg.,
ist also nicht teurer als gute Toilette-Seife!

LUHNS Seifen- & Glycerin-Fabriken, Gebr. 1869, Wuppertal (Rheinland)

Soeben erschien:

Hans Christoph Raergel

Einer unter Millionen

Roman

Hans Christoph Raergel schrieb mit diesem Amerika-Roman sein erlebnisreichstes Buch. Vor dem Hintergrund der Wollenträger New Yorks, inmitten einer pausenlos abrollenden, meisterhaft geführten Handlung, die alle Höhen und Tiefen des Erlebens durchläuft, eingehüllt in die Erzählung einer Liebe, die zu den innigsten und partesten unserer Dichtung gehdrt, entwickelt sich um Martin Winded ein deutsches Schicksal, wie es Tausenden und aber Tausenden widerfuhr. Zwar schldigt sich Winded drben leidlich durchs Leben: heute Tischler, morgen Totengrber, dann Stalljunge und Milchschfer. Aber er wird nicht gltlich dabei. Denn erst jetzt, erst hier im fremden Land, im Strom der Weltstadt fhlt er, wie tief er Deutschland liebt, und da er sich nie von ihm lösen kann, um Amerikaner zu werden.

Pappband RM. 3,80 / Ganzleinen RM. 4,80

Zeitgeschichte

Verlag und Vertriebs-Gesellschaft m. b. H., Berlin W 35



Der Braune Buch-Ring Die Buchgemeinschaft unserer Zeit

Die im Braunen Buch-Ring zusammengeschlossenen Männer und Frauen sehen im Buch das wirksamste Mittel, die national-sozialistische Weltanschauung zu vertiefen und das wiedergewonnene deutsche Lebensgefühl zu stärken.

Der Braune Buch-Ring bringt grundsätzlich nur Erstveröffentlichungen, also keine Nachdrucke und keine Neuauflagen bereits erschienener Werke, und unterscheidet sich dadurch von allen anderen deutschen Buchgemeinschaften.

Der Braune Buch-Ring zählt Sehtausende deutscher Volksgenossen aller Stände und Berufe zu seinen Mitgliedern.

Der Braune Buch-Ring liefert für den geringen Monatsbeitrag von nur 1,15 RM. jährlich 4 umfangreiche, wertvolle Bücher sowie 24 Hefte der reich bebilderten Zeitschrift „Der Braune Ketter“.

Der Braune Buch-Ring nimmt zu jeder Zeit neue Mitglieder auf. Ein Eintrittsgeld wird nicht erhoben.

Auch Ihr Buchhändler befragt Ihre Anmeldung.

**An den Braunen Buch-Ring
Berlin W 35, Lützowstraße 66**

Ich bitte um kostenlose und unverbindliche Zusendung von Druckschriften.

Name:

Beruf:

Ort und Tag:

Straße:

Nach Gebrauch zurück
Hauptarchiv der NSDAP
Abt. Jugendbewegung

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend



Aus dem Inhalt:

Gerhard Krüger / Feldherr und Staatsmann.

Karl Richard Ganzer / „Ich lerne mich beherrschen“

Leistritz / Im Kampf gegen die Jurisprudenz

*G. K. / Der König und wir — Schenke / Welmar und Potsdam — Münstermann / Wellenschatzer
Gegner Preußens — Eine Anekdote und ihre Nutzanwendung — Worte an preußische Generäle*

Zum 150. Todestage Friedrichs des Großen

Halbmonatsschrift / Heft 16

Berlin, 15. August 1936

Preis 30 Pf.

Digitized by Google

Inhalt

- Der König und wir G. R.**
- Weimar und Potsdam Wolf Schente**
- „Ich lerne mich beherrschen“ Dr. Karl Richard Ganger**
- Feldherr und Staatsmann Dr. Gerhard Krüger**
- Eine Randbemerkung des Großen Königs**
- Im Kampf gegen die Jurisprudenz Dr. Hans Karl Leiftritz**
- Weltanschauliche Gegner Preußens Dr. Wilhelm Münstermann**

Kleine Beiträge:

- Eine Anekdote und ihre Nuzanwendung**
Königliche Worte an preussische Generale

Bildbeilage: Bilder von Friedrich dem Großen

- Fotos: Nissche Foto-Werkstatt a. d. National-Galerie, Berlin (3), und**
Geheimes Preussisches Staatsarchiv (2)

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

Jahrgang 4

Berlin, 15. August 1936

Heft 16

Der König und wir

Der Historiker Friedrichs II. hat seine „Denkwürdigkeiten über die Geschichte des Hauses Brandenburg“ mit der Warnung eingeleitet, daß man den Umfang der eigenen Anschauungen und Begriffe nicht auf seine vier Wände beschränke und damit in größter Unwissenheit verblöde. „Wer aber in den Tagen der Vergangenheit sich heimlich zu machen weiß, die ganze Welt mit seinem Geiste umspannt, der trägt in Wahrheit Eroberungen über die Unwissenheit und den Irrtum davon.“ Die politische Jugend des neuen Reiches will die Mahnung des königlichen Historikers beherzigen und besonders in jenen Jahrzehnten der deutschen Vergangenheit heimlich werden, die ihr immerwährender Antrieb, heiligste Verpflichtung und göltigste Gebote auf ihrem Wege in die Zukunft bedeuten — Jahrzehnte, die von der Latwelt Friedrichs des Großen erfüllt werden.

Folgen wir dieser Aufforderung, so begründen und vertiefen wir unsern Anspruch, als politische Jugend anerkannt zu werden; so schulen wir unsern Instinkt und finden von der Bereitschaft der Lippen zu der Selbstverständlichkeit des alltäglichen Einsatzes. Wir verlieren über dem Glück unserer Lage nicht die Bescheidenheit des wahrhaft Starken und erhalten das Feuer um das Wissen unserer kommenden Verantwortlichkeit. Wir verwerfen die Ideologie, daß das Genie des Führers uns den Kampf und den selbstlosen Einsatz ersparen kann. Die solches meinen, mußte schon Friedrich belehren, als er die Früchte des Sieges von Hohenfriedberg und Kesselsdorf ein reichliches Jahrzehnt später mit 5 Millionen Preußen gegen 90 Millionen eines feindlichen Europas verteidigen mußte.

Wenn des Kalenders Ablauf daran erinnert, daß der würdigste und genialste Träger einer deutschen Königswürde vor anderthalb Jahrhunderten seine Augen schloß, so soll er doch nur vergegenwärtigen, wie zeitlos nahe uns der König wieder lebt. Fast Jahrtausende schienen bereits zwischen ihm und der Nachwelt zu liegen, bis das Ewige in ihm aus der feierlichen Stille der Garnisonkirche herausstrat,

um ein größeres Reich und geschlosseneres Volk, als es der erste Staatsmann Preußens einst verließ, an den Gesetzen und Lehren der Geschichte wieder stark zu machen und auszurichten.

Der Staatsapparat pflegt an Gedenktagen Münzen zu prägen und so den hastenden Alltag zur Erinnerung wachzurufen. Die große Masse des Volkes vermag nur Augenblicke ihrer kostbar dünkenden Zeit an einem Leitartikel der Zeitung haften lassen. Wir, junge Führer des jungen Reiches, wollen uns nicht so weit von dem Strom des alltäglichen Geschehens mitreißen lassen, daß wir darüber die Verwurzelung in der Vergangenheit und den Blick für das Wesentliche und Unwesentliche der Gegenwart verlieren. Daran wollen Gedenktage mahnen, was wertvoll und ewig an dem Gegenstand unseres Gedächtnisses ist, als Rüstzeug auf dem Marsch in die Zukunft mitzunehmen. Wer aber den Marsch an irgendeinem Posten führen und die Zukunft bestimmen will, darf nicht ablassen, sich um das zu mühen, was die Befähigung zum Meistern der Aufgabe gibt.

Der politische Sinn ist ein Sinn für die Wirklichkeit. Wir lehnen darum die Schwärmer und Anbeter ab, die in der Geschichte nur ihre Götzen suchen. Auch Friedrich der Große will nachgelebt und nicht angebetet, als Führer und nicht als Heiliger verehrt und geachtet werden. Vernichten wir dem Schwärmer die Maske seiner Vorstellung von Friedrich dem Großen, und wir werden ernüchtert nichts anderes dahinter entdecken, als die meisterhafte Geste Otto Gebührs. Da wir das Geheimnis der Persönlichkeit des großen Königs erkennen und erleben, das Ueberzeitliche seiner staatsmännischen Leistung bewahren und weitergeben und unsere eigene Haltung unter sein Gesetz stellen wollen, so müssen wir — bei Gott! — den Helden der Leinwand verlassen, um den Helden der deutschen Geschichte zu finden.

Wie wir keine überragende Gestalt unserer Geschichte zum Heiligen machen, weil religiöse Inbrunst blind macht, wo wir sehen wollen, so hüten wir uns, ihnen etwa gar nachträglich die Parteimitgliedschaft zuzusprechen. Bekennen wir aber frei, welchen Beitrag sie zur Einheit und Stärke unserer Weltanschauung geleistet haben, welche ihrer Ideen und Taten unlegbar auch im Gesicht unserer Welt ihre Spuren hinterlassen haben! Und diesem Zwecke will das vorliegende Heft zu dienen versuchen.

Friedrichs Denken umschloß den Staat (l'état). Aus dem Kern Preußen ist das Reich entstanden. Ohne Friedrichs und Bismarcks Leistung wäre niemals ein starkes Preußen und aus ihm ein einiges Reich erwachsen. Die Geschlossenheit des Reiches hat uns nun heute über das Staatsdenken hinausgehoben. Adolf Hitlers Denken und Wirken umschließt das Volk. Der Begriff vom Preußentum ist längst seiner Eigenstaatlichkeit entkleidet, ist ebenso wie die Reichsidee in die Seele aller deutschen Stämme hineingewachsen, charakterisiert nur eine Gesinnung und Haltung, die deutsch ist und nur in einem preußischen Kurfürsten und zwei preußischen Königen ihr erstes markantes und den geschichtlichen

Sprachgebrauch bestimmendes Vorbild erhielt. Erst heute kann man sich unter Deutschen, da das Volk zur Einheit zusammenwuchs, einen Typ vorstellen, der stärkste und geschlossenste Stamm und Staat mußte das Abbild des deutschen Menschen in der Vergangenheit stellen. Mit dem Begriff vom Preußentum wird ewig die Vorstellung von der großen politischen und historischen Leistung der deutschen Vergangenheit verbunden bleiben. Wessen geistige Barrikaden noch so hoch sind, daß ein Eindringen gesamtdeutschen Bewußtseins unmöglich ist, mag Beruhigung darin finden, daß es ein Oesterreicher von Geburt und ein braunschweigischer Regierungsrat ist, der den von Preußen begonnenen Bau des Reiches der Vollendung entgegenführt.

Das Befinnen auf Friedrich den Großen soll uns vor Ideologen warnen, die Maria Theresia, die deutsche Kaiserin aus dem Hause Habsburg, aus der Geschichte der Deutschen verbannen wollen. Sie sind in gleicher Weise verderblich, wie jene Kräfte deutschen Stammes und Blutes, die in Friedrich dem Großen nur den Bezwingen Oesterreichs und Machthaber Preußens erblickten. Der Deutsche in Oesterreich wird ebenso wie der Deutsche im sächsischen Gau die Gestalt Friedrichs des Großen in ihrer überragenden Bedeutung für die deutsche Geschichte anerkennen. Die Wunden, die Preußens Armeen damals dem einen Stamm schlugen, sind nicht geringer als die der anderen gewesen. Wer wollte sich zu den Engstirnigen bekennen, die den „Fridericus“ verhimmeln, ohne die Kaiserin zu achten? Denken wir allein an die Ritterlichkeit, mit der Friedrich von seiner tapferen Gegnerin sprach, und wir wissen heute, da die historische Gesetzmäßigkeit des politischen Schicksals um nahezu zwei Jahrhunderte ihren Weg fortsetzte, wie beschränkt dieses Denken sein mußte.

Wir haben die groben Schlacken beiseitegeräumt, die das Tor zum Verständnis der Ewigkeit versperren könnten, in der des großen Königs Geist lebt. Wir wollen schauen lernen, daß sich in Potsdam nicht nur Exerzierplätze, sondern auch Sanssouci, nicht nur Schilderhäuser, sondern auch das schönste Bibliothekszimmer unter den deutschen Schlössern befinden. Wir wollen um die Synthese des Geistes von Potsdam und von Weimar wissen. Wir werden bei dem alten und dem jungen König anknöpfen und erforschen, was den jungen Liebhaber französischer Literatur und Musik auf den harten Weg preußischer Pflichterfüllung brachte, wir werden die politische Tat des Staatsmannes in Krieg und Frieden würdigen, die Ermahnungen seiner Generale und seinen Kampf gegen artfremdes Rechtsdenken an Einzelerlebnissen kennenlernen, nicht zuletzt auch den Verächter des christlichen Dogmas, der sich als Heide im kirchlichen Sinne bezeichnete und doch so religiös war, um den Beistand des Allmächtigen in mancher Schlacht für seinen Staat zu erbitten, und der als erster seine politische Aufgabe als Gottesdienst am Volk verstand. Und dessen Herz weit und dessen Seele offen ist, wird mehr davon aufnehmen und weitergeben können, als Feder und Buchstabe aussprechen.

Was bedeutet die Pflichterfüllung und Unterordnung, die Selbstlosigkeit und Treue, die wir vom einzelnen fordern, verglichen mit den Pflichten und Opfern, die sich schon Preußens größter König freiwillig auferlegte. Möge das „Ich“ das Schweigen lernen, wenn der heilige Egoismus eines Volkes das Wort hat und um Ehre und Freiheit, um Lebensrecht und Zukunft gerungen wird. —

So mahnt der große König, dessen sterbliche Hülle vor Menschenaltern der Erde zurückgegeben wurde, dessen Geist aber in tatkräftigen Geschlechtern aufersteht.

G. R.

Wolf Schenke:

Weimar und Potsdam

Friedrich der Große schreibt an Voltaire: „Der Dichter und der Fürst sind eins geworden; das Volk, dem meine Liebe gilt, ist jetzt die einzige Gottheit, der ich diene; lebt wohl ihr Konzerte, ihr Freuden alle, Voltaire selber lebe wohl! Mein höchster Gott ist meine Pflicht. —“

Die Männer des Verrats gingen 1919 nach Weimar, um dort den Aufstand zu proklamieren gegen den Geist, der seine Wurzel in Potsdam hat. Sie erlebten Weimar nicht als Ort deutscher Besinnung, sondern suchten das Weltbürgertum hier, das sie in Versailles dann betrog.

Weimar und Potsdam, in der Tat sind beides Gegensätze. Der Verrat, der 1919 geübt wurde, aber beruht darin, daß diese Gegensätze geleugnet wurden als zwei Pole unseres Wesens, die sich gegenseitig vereinen müssen in einer über beiden stehenden Einheit, und daß aus den Gegensätzen Weimar und Potsdam die deutsche Zwietracht verewigt werden sollte, der Zwiespalt, der, seit es deutsche Geschichte gibt, besteht und die Ursache war von allen unseren Niederlagen, aber immer auch den Keim in sich barg zu neuem Leben: In der Vereinigung von Weimar und Potsdam liegt die Gewähr für die Größe Deutschlands.

Dunkel mag manchem, der seinen Liberalismus und seine aufklärerische Gesinnung heute neu aufleben läßt in einem selbst zurechtgemachten Nationalsozialismus liberaler Fortschrittsideologie, dieser Rede Sinn erscheinen, überflüssig gar denen, die nur dem Tage leben und weil sie nicht zurückdenken und daraus wieder den Maßstab gewinnen, mit dem der Marsch in die Zukunft zu messen ist. Aus der Geschichte erkennen wir das, was Bestand hat, sie offenbart uns gleichsam den ewigen Weg unseres Volkes, dem wir inneren Gesetzen gemäß folgen müssen. Immer wieder müssen wir dieselben Schlachten schlagen, dieselben Entscheidungen fällen, denselben Tod sterben.

Für uns Junge birgt das Heute eine gewisse Gefahr: wir haben in den siegreichen Kolonnen des Führers mitgekämpft, wir haben es heute leichter als in der Zeit vor der Machtübernahme. Sicher sind die Entscheidungen des Führers und sicher leitet er das Volk durch die äußeren Gefahren auf dem Weg der Freiheit. Viele verfallen da dem Geist des Tages, machen sich keine Gedanken mehr, sondern überlassen alles der Entwicklung und doch muß unser Dank gerade dem Führer gegenüber nicht nur in dem Vertrauen bestehen, in dem wir ihm folgen. Der jungen Generation will er einmal sein Werk weitergeben mit dem Bewußtsein, daß sie es nicht verfallen läßt, sondern in seinem Geiste weiter führt. Und darum muß diese Jugend die Schwierigkeiten kennen und um die Gefahren wissen, mit denen er zu kämpfen hatte und noch zu kämpfen hat, die Schwierigkeiten, deren alle Großen der deutschen Geschichte Herr werden mußten und die heute von vielen gar nicht mehr empfunden, von den Fortschrittsideologen sogar geleugnet werden.

Deutsche Selbsterkenntnis steht am Anfang des Weges, den der unbekannte Frontsoldat Hitler begann. Deutsche Selbsterkenntnis ist heute und in Zukunft immer der Anfang, ja die einzige Voraussetzung des Weges, der nach oben führt.

Darum wollen wir in diesen Tagen, in denen sich zum 150. Male der Tag jährt, an dem einer der größten Deutschen die Augen schloß, an Weimar und Potsdam denken, an die beiden Pole unseres Wesens, in deren Vereinigung das Geheimnis deutscher Größe liegt.

Weimar ist uns die Verkörperung des deutschen Universalismus, jenes deutschen Wesens, das in unendlicher Weite und Vielgestaltigkeit seine Erfüllung findet, in der Bildung des Schönen, ein Tempel der Künste und Wissenschaften und die Heimstatt jenes deutschen Charakterzuges, in das Unendliche hinauszustrahlen, sich zu verschwenden in seiner Liebe zu Menschen und Dingen; das Grenzenlose ist sein wesentlichstes Merkmal, der faustische Drang des deutschen Menschen und die ungebändigte unendliche Freiheit, wie sie im ausgehenden Mittelalter in der Mystik zum Ausdruck kam oder wie sie in den Klängen Beethovenscher Musik uns mitreißen zu dem Gefühl eines Schiller: „Seid umschlungen Millionen!“ Es ist aber auch das stille Idyll beschaulicher Ruhe in den Bildern eines Ludwig Richter und die graziose Zierlichkeit eines Mozartschen Menuetts. Immer wieder ist diese unendliche Vielfältigkeit unseres deutschen Lebens, wie ja auch unserer Landschaft, als einer unserer hervorragendsten Charakterzüge gepriesen worden.

In anderen Regionen lebt Potsdam, auf kargem Sandboden der Mark erwachsen, der kaum eine andere Bestimmung zu haben schien, als den Boden zu liefern für den Exerzierplatz vor dem Stadtschloß, auf dem der alte Dessauer den Grundstock zu dem Heer, das sieben Jahre lang einer Ueberzahl von Feinden standhielt, und zu der bewundernswürdigsten, aber auch am meisten gehaßten Armee der Welt legte — gehaßt eben wegen ihre unnachahmlichen Größe. Potsdam ist für uns Sinnbild jenes Preußen, das als Staat glücklich überwunden ist, das aber als geistige Größe ewig fortleben muß, solange es Deutsche gibt und solange

diese Deutschen auf dieser Welt etwas bedeuten wollen. Denn das ist das große Geheimnis, das unserem Verstande kaum eingehen will: Preußen als ein Teil Deutschlands überwand das alte Deutschland, bändigte gleichsam seine auseinanderstrebenden Glieder und faßte sie zusammen zur Geschlossenheit des Reiches. Preußen und Deutschland, Potsdam und Weimar, wie wir sie als Begriff kennen, wurden im geschichtlichen Prozeß des politischen Lebens Gegensätze. Im Süden verschanzte sich alles, was „nur deutsch“ war, ohne preussisch zu sein gegen den Norden. Preußen wurde gehaßt und Bismarck nicht als Deutscher anerkannt, sondern als Preuße verschrien. Man erkannte nicht, daß Preußen um des Reiches willen notwendig war.

Heute, wo ein neues Deutsches Reich wächst, wo wir im Anfang einer Entwicklung stehen, die nach Willen und Wunsch des Führers ein neues Jahrtausend einleiten soll, ist für uns Deutsche nichts lehrreicher und notwendiger als die Einsicht in die große Doppelung unseres nationalen Lebens, die Einsicht, daß Weimar und Potsdam zusammengehören. Denn schon sind wieder Menschen am Werk, die nicht Selbsterkenntnis zum Ausgangspunkt ihrer Betrachtungen machen und nicht die „Kraft besitzen, in Gegensätzen zu leben“, sondern die die Gegensätze leugnen möchten, alles auf einen Nenner bringen, entweder nur Preußen sind, ohne der Vielgestalt des Deutschen Raum zu geben, oder aber „nur deutsch“ sein wollen und die Gebundenheit und Härte des Preußentums ablehnen.

Denn das Deutsche bedarf der Bändigung, sonst verschwendet es sich, um sich letzten Endes überhaupt im Uferlosen zu verlieren.

Da kann das Leben des Mannes, der vor 150 Jahren die Augen schloß, uns ein lebendiges Beispiel sein. Wir dürfen die Behauptung wagen, daß wenige, die über ihn schrieben, ihn richtig gesehen haben. Das sagen uns schon die verschiedenen Namen und Attribute, die man ihm gab: „Der Philosoph auf dem Thron“, „der Weise von Sanssouci“, „Der aufgeklärte Monarch“ und wie sie alle heißen. Jeder sah ihn von sich aus und sah darum nur einen Teil von dem Wesen dieses Mannes, dessen Titel so lauten sollte, wie ihn Bismarck nannte: „Friedrich der Deutsche, König von Preußen“. Denn in seiner Gestalt offenbart sich uns jene Synthese von Weimar und Potsdam, die wir erstreben, die Gemeinsamkeit, die die beiden Gegensätze, deutsche Vielfalt und Grenzenlosigkeit und die kalte nüchterne Einsicht in das Notwendige und restlose Hintansetzung alles Persönlichen und Menschlichen im Dienste, überbrückt. Spätere Seiten sehen, wie schon erwähnt, meist die Vergangenheit, wie sie sie zu sehen wünschen, nehmen von den großen Männern nur den Teil, der ihnen entspricht und so entstand in der Zeit des Hurratriotismus, dessen Reste sich noch bis in die heutigen Tage hinüber erhalten haben, jener „Fridericus“ der historischen Festzüge.

Erst wir können heute wieder zu einem Verständnis Friedrichs kommen, wie er wirklich war. Die Zeit, an deren Anfang wir stehen, erfordert dieses Verständnis des Menschen und Königs als eines Deutschen, der das Vorbild

für die sein kann, die einst als politischer Orden das Werk des Führers weiterführen wollen.

Der junge Prinz, der der gestrengen Behandlung seines Vaters entfliehen wollte, hatte nicht die Absicht, ein berühmter Kriegsherr zu werden. Lieber als mit Soldaten und Kriegshandwerk beschäftigte er sich mit Musik und Literatur und gerade diese Mißachtung des Kriegshandwerks war es ja, die seinen Vater so erzürnte, daß er seinen Sohn zeitweise haßte. Ein Schöngeist, vielleicht ein Poet wäre aus ihm geworden, wenn er nicht durch seinen Vater auf den preussischen Weg geführt worden wäre. Der großen Seele und ihrer Begeisterung für alles Schöne, für die Werke der großen französischen Klassiker und für die Musik erschien dieser karge Haushalt und Staat Friedrich Wilhelms als ärmlich und jämmerlich, nicht des Lebens wert. Genießen in dem höheren Sinne, in dem später Goethe es die Welt lehrte, das schien ihn Sinn und Zweck des irdischen Daseins. Es war ein schwerer und weiter Weg, der von dort zu der Einsicht führte, die er später aussprach: „Es ist nicht nötig, daß ich lebe, wohl aber, daß ich meine Pflicht tue.“ Dazwischen liegt jener Tag, an dem der Vater an seinem Fenster den Freund Ratte vorbeiführen ließ zur Hinrichtung, weil er Friedrich auf eine Bahn geholfen hatte, die ihn Preußen entzog. Damals und in den Tagen der strengen Haft ging dem jungen Prinzen mit einemmal die Größe des Vaters auf, die Größe, die wir preussisch nennen, hier nicht Vater zu sein, sondern König, die letzte und restlose Ueberwindung des Persönlichen in einem Maße, wie es nicht mehr übertroffen werden kann. Wäre er nicht fähig, um des Befehles des Staates willen den eigenen lieblichen Sohn zu opfern?

Hier lag der Keim für die Größe Preußens in jener Unbedingtheit, mit der die Sache über die Person gestellt wurde, mochte das eigene Herz dabei zerbrechen.

Friedrich blieb sein Leben lang anders als sein Vater. Er kannte auch später die Liebe zu den Musen, zu Kunst und Wissenschaft. An den Abenden im Feldlager kam sein Vorleser zu ihm, während seiner Feldzüge dichtete er, spielte Flöte und komponierte. Aber das Große an ihm, was ihn über den Vater weit hinauswachsen läßt, ist, daß er beides vereinen konnte, trotz der Muse ebenso hart und preussisch wie sein Vater zu sein.

Es war die Einsicht in das Notwendige, die ihn seine Kriege führen ließ. Immer lebte in ihm die deutsche Sehnsucht nach beschaulicher Ruhe, im Kreise schöner und geistiger Unterhaltung zu leben, die nie stillbare Sehnsucht nach „S a n s s o u c i“ und über den Siebenjährigen Krieg schrieb er nach seinem Ende: „Wolle der Himmel — falls die Vorsehung je auf die menschlichen Erbarmlichkeiten herabblickt —, daß die unveränderliche und gedeihliche Bestimmung dieses Staates die Monarchen, die ihn regieren werden, vor der Geißel und dem Elend bewahren möge, welche Preußen in diesen Zeiten der Not und des Umsturzes heimsuchten; auf daß sie niemals wieder gezwungen werden, Zuflucht zu nehmen zu den gewalttätigen und verderblichen Hilfsmitteln, deren man sich zu bedienen gezwungen war, um den Staat aufrecht zu erhalten.“

Wie unendlich groß muß uns jener Mann erscheinen, der es über sich brachte, seine große Sehnsucht nach der Beschäftigung mit Musik und Literatur, seinen Wunsch, einen Hof zu besitzen, wie ihn später Karl August in Weimar besaß, hintanzustellen und statt dessen die entscheidendsten Tage seines Lebens unter der Musik der Kanonen und Gewehre zu verbringen, oft am Rande der Verzweiflung, alles auf eine Karte setzend, von Unglück geplagt und vom Dämon der Ausweglosigkeit verfolgt. Inmitten der europäischen Fürsten, die ihr Heer kämpfen ließen, unterdessen aber ein fröhliches Hofleben führten, setzte er seine Person für die Größe seines Staates ein, weil die Existenz dieses Staates wichtiger als sein Leben war. Denken wir an seine bekannte Instruktion an den Grafen von Find vom 16. Januar 1857: „Sollte ich getötet werden, so müssen die öffentlichen Geschäfte ohne die geringste Veränderung und ohne daß man merke, daß sie in anderen Händen seien, ihren Gang fortgehen: In diesem Falle muß man die Eidesleistungen und Huldigungen sowohl hier als in Preußen und ganz besonders in Schlessien beschleunigen. Sollte mir die Fatalität widerfahren, von den Feinden zum Gefangenen gemacht zu werden, so verbiete ich, daß man die mindeste Rücksicht auf meine Person nehme oder sich im geringsten an das kehre, was ich etwa aus meiner Gefangenschaft schreiben sollte. Wenn mir ein solches Unglück begegnet, will ich mich dem Staat opfern, und man muß meinem Bruder gehorchen — welcher, so wie alle meine Minister und Generale mir mit ihren Köpfen dafür haften, daß keine Provinz noch Lösegeld für mich angeboten werde, sondern daß man mit dem Krieg fortfahre und seinen Vorteil betreibe, wie wenn ich niemals in der Welt existiert hätte.“ Von welchem Staatsoberhaupt hörten wir je in jenen Zeiten und auch später solche Worte? Die Gebote dieser Instruktion waren die Gesetze im Leben dieses Mannes, ein ewiger politischer Dienst ohne Hoffnung auf Lohn, eben um des Dienstes willen. Und so offenbart sich in der Totenmaske noch die Größe und Erhabenheit Friedrichs, der ein Preuze war aber ein Deutscher zugleich.

Was soll das Geschwätz, daß die deutsche Innerlichkeit und deutsche Vielgestaltigkeit unterdrückt werden müsse in einer Zeit wie der unsrigen. Nicht finster und asketisch ist das Lebensideal, das uns vorschwebt, sondern die Freude an den schönen Dingen des Lebens soll auch unsere Freude sein. Aber das eine ist nötig, daß wir Deutsche in einem Geiste sind, dem Preußen seine Größe verdankt, daß wir, wenn es notwendig ist, Verzicht leisten können und mit nüchterner Härte nichts Persönliches mehr kennen, sondern nur die Entscheidung fällen, wie die Sache, der wir dienen, sie erfordert. Weimar ein köstliches Bild idealen Schaffens, doch wir müssen es der politischen Verpflichtung unterordnen können, so wie es einst Friedrich uns vorlebte. Unsere Weltanschauung verbindet Potsdam mit Weimar und wacht darüber, daß die Stadt Goethes die Heimat der Deutschen und nicht der Weltbürger bleibt. Sie hat es aber auch übernommen, Potsdam, das Wahrzeichen von Preußen, in den Herzen und der Haltung, in der Treue und Pflichterfüllung aller Deutschen dieser Erde auferstehen zu lassen.

Karl Richard Ganzer:

„Ich lerne mich beherrschen“

Friedrichs Weg vom eigensinnigen Jüngling zum Großen König

Begen das Ende des Jahres 1759, nicht lange nach der vernichtenden Niederlage von Kunersdorf, kaum genesen von Sicht- und Fieberanfällen, schreibt König Friedrich an seinen Bruder Heinrich:

„Ich werde auf den Flügeln der Vaterlandsiebe und der Pflicht zu Ihnen eilen; aber Sie werden ein Skelett ankommen sehen, erfüllt von hartem Willen. Meine Seele wird den verdorbenen und schwachen Körper zu gehen zwingen.“

Friedrich der Große hat hier das Grundgesetz seines Lebens beschrieben: die Gebote eines strengen, überwindenden Willens, das Königtum einer befehlenden Seele, beide im Kampf gegen Widrigkeiten ohne Maß — gegen Anfechtungen aus der politischen Lage, gegen Anfechtungen einer gesamt europäischen Gegnerschaft, nicht zuletzt gegen Anfechtungen eines kranken, der Ruhe bedürftigen Körpers, der sich zwischen Sattel und Lagerstroh verzehrte und der zu einem weniger harten Dasein geschaffen war. Ein Leben des Opfers: der König selber hat es niedergeschrieben, daß er die Mannesjahre seinem Lande, die Jugend aber seinem Vater geopfert habe.

In dem Zusammenstoß mit dem Vater hat er zum ersten und für immer verbindlichen Male seine vornehmste Notwendigkeit, sich selber zu überwinden, damit das Werk bestehe, erkannt und nach langem Ringen zu bejahen gelernt.

*

Jahrzehntelang sind die Urteile über diese Auseinandersetzung zwischen Friedrich Wilhelm I. und seinem Sohne in seltsamen Fehldeutungen besungen geblieben, durch die der König ebenso mißverstanden wurde wie der Kronprinz. Den Kronprinzen glaubte man bemitleiden zu müssen, weil ihm der Vater alle Jugendträume von Lebensgenuß und froher Zukunft ohne Erbarmen zerschlug. Den König aber glaubte man der Inhumanität bezichtigen zu dürfen, weil er der Schwärmerei des Sohnes kein Lebensrecht zugestand vor einer Forderung, die jede Regung auf den Staat bezog, „beinahe wie auf einen Gößen“ — wie das Unverständnis der Sentimentalen meinte.

Aber die Maßstäbe des Mitleids und der Humanität reichen nicht aus, wenn es um eine Leistung geht, die in die Geschichte und damit in die Ewigkeit greift. Dem Kronprinzen mit Mitleid zu begegnen, ist unzulänglich, denn sein Erleben diente der Rüstung für die große Mühe um das ewige Werk. Und dem König mit einem gefühligen Vorwurf zu begegnen, ist eine gleich schwere Verkennung; denn seine Forderung zielte, selbst wo sie grausam war, ebenso auf die Rüstung der Seele und des Charakters, die notwendig ist, wo sich aus dem Schutte der Niederungen eine große Gestalt erheben soll. Wir fragen heute nicht mehr zuerst, was ein Mensch gewesen ist: aus welcher Vielfalt an guten und schlechten menschlichen Zügen,

an hohen Werten und Alltäglichkeiten, an Absonderlichkeiten, an Größe, Schuld und Wunsch sich sein vergängliches Wesen zusammenfeste; diese Frage zielt auf Voraussetzungen und auf Beiwert. Höher scheint uns die Frage zu stehen, was ein Mensch gestaltet hat — aus dem Werkstoff an Aufgaben sowohl, den ihm sein Amt bot, wie auch aus dem ungesformten Vorrat an Werten, die im eigenen Charakter auf Formung warteten. Friedrich der Große ist ein solcher Gestalter von höchstem Zuschnitt gewesen: er hat nicht nur Preußen — Staat und Idee — mit formendem Griff in den Raum der Bedeutsamkeit hineingestellt; er hat auch sich selber aus einem unklaren, vielfach verwirrten jungen Menschen, der sich lange mit allen Instinkten gegen den Ruf erhob, der an ihn ergangen war, zu der Führergestalt hochgekämpft und emporverzichtet, als die die Geschichte ihn immer rühmen wird.

Man muß es sich eingestehen: der junge Kronprinz, der keinen anderen Gedanken dachte, als wie er dem Vater entfliehen könnte, zeigte in seinem Gebahren beinahe nichts, was einen künftigen König verraten hätte —, was den König Friedrich verraten hätte, den männlichsten König, den die Geschichte kennt. Sein Vater hatte, bei aller Grobheit seines Scheltens, recht, wenn er ihn einen „effeminierten Kerl“ hieß, „der keine männlichen Inklinationen hat, der sich nicht schämt, weder reiten noch schießen zu können . . ., seine Haare wie ein Narr sich frisiert . . ., zum andern hoffärtig, recht bauerntolz ist, mit keinem Menschen spricht als mit Welschen . . .“ —, der Vater hatte recht, wenn er voll zorniger Angst in dem jungen Prinzen, der das bedrängte Land Preußen übernehmen und erhöhen sollte, einen verspielten Aestheten heranwachsen sah. Gewiß, dieser Erbe einer schweren Aufgabe war noch sehr jung, sechzehn Jahre. Aber er war früh gereift, seine Neigungen waren nicht mehr die eines Kindes, sie entsprangen einem Charakter, der in bedrückender Weise fertig geprägt erschien —, und diese Neigungen eines sehr selbständigen Charakters liefen einen Weg, an dessen Ende das sichere Anheil stand. Es war nicht so, daß der alte König nur deshalb in Zorn geriet, weil er den Jungen Flöte spielen hörte und ihm keine geistigen Interessen gönnte; es lebte in dem Soldatenkönig nichts von jenem Minderwertigkeitsgefühl, das den plumpen Barbaren beherrscht und verzehrt, wenn ihm ein Kopf von geistiger Weite entgegentritt. Der König sah in gefährlichere Tiefengründe in der Seele des Sohnes hinein: es war die Lockung des Sonnenkönigs, der der Kronprinz entgegen taumelte; es war der zerstörerische Lügenglanz von Versailles, der an dem Jungen saugte, und der ihn ebenso im Mark zerstört hätte, wie Duzende anderer deutscher Fürsten auch . . . Es war die Verführung durch eine fremde Welt, und wieder bahnte sich das bedrückende deutsche Verhängnis an, daß ein schwärmender deutscher Jüngling, den noch keine Bitterkeit und keine Schuld zum Argwohn gezwungen hatte, diese zerstörende Welt in blindem Rausch idealisierte, bis sie gebietende Wirklichkeit für alle Wünsche und alle Träume war. Der Kronprinz beschritt den bequemsten Weg, der Vater mühte sich auf dem Wege der Gestaltung. Der Kronprinz war in innerster Seele bereit, der Lockung, der Schwäche, dem Spiel, dem Betandel, dem Ritzel sich hinzugeben. Der

Vater, in schwerer Angst um Werk und Vermächtnis, lief in einem erschütternden Wechsel von Jorn und Gebet und Tränen gegen solche Zerstörung Sturm. Der Kronprinz züchtete in eigensinniger Auflehnung all die empfindsamen, verzärtelten, spielerischen Elemente seines Wesens. Der Vater mußte solchen Popanz zerbrechen, wenn nicht das Werk zerbröckeln sollte wie Sunder.

Die Auseinandersetzung verlief in Formen, die heute schon wie Elemente einer Sage anmuten. So schwer fühlte sich der Vater durch das Verhalten Friedrichs in der Verantwortung vor seinem Werke verlegt, daß er den Sohn vor ein Kriegsgericht stellte, daß er den Gefährten des Sohnes vor dessen Augen enthaupten ließ und daß er sich seelisch dazu bereitete, den Sohn dem gleichen Schicksal zu überliefern, damit die freventlich gestörte Ordnung erhalten bleibe, der er selber in religiöser Inbrunst diente und gegen die der Sohn rebelliert hatte.

Man sagt gemeinhin, daß die elementare Wucht dieser Schläge den Kronprinzen völlig gewandelt habe, in einem einzigen Läuterungsvorgang. Das ist falsch. Es hat noch Jahre gedauert, bis Friedrich sich endgültig zu dem Wege bekennen konnte, der ihn, als sein Königsweg, durch die Geschichte führte. Noch jahrelang ist das Ringen des Vaters um den Sohn weitergegangen, auch nach dem Erlebnis am Gefängnisfenster in Rūstrin, an das Ratte, schon unter dem Schwert des Henkers, sein letztes Grußwort hinaufrief. Und nicht durch einen einzigen gewaltsamen Ansturm hat der Vater die seelischen Positionen Friedrichs über den Haufen gerannt. Ja, man kann sagen, daß durch den Willen und den Zwang des Vaters allein Friedrich niemals sein altes Wesen abgelegt hätte.

Denn Friedrich war auch als junger Prinz kein oberflächlich geprägter Mensch. Wenn er sich wandeln sollte, dann konnte das niemals durch äußeren Zwang allein geschehen: dann mußte der Wille zur Wandlung in den unzugänglichen Tiefen der eigenen Seele gereift sein, und dann mußten die Gebote, die einen Charakter umformen und zu einer neuen Gestalt züchten sollten, aus eigenen Entschlüssen hervorgehen. Kronprinz Friedrich hat nach dem Erlebnis in Rūstrin noch beinahe zehn Jahre lang gerungen, ehe er, hin- und hergerissen zwischen der Neigung zu den alten bequemen Wegen und der dämmernden Erkenntnis von dem Rang der harten Entscheidung, sich zu der Notwendigkeit bekennen lernte, die ihm sein Vater drohend gezeigt, aber nicht zum überzeugenden Ziel gemacht hatte. Es waren Jahre der Selbstbeherrschung und des Verzichts auf alle früheren Wünsche und Träume. Der Popanz des tändelnden Rokokoprinzen sank damals zusammen, ein neues Wertgefühl stieg aus der Wandlung auf. Vor allem erschloß sich Friedrich das Gefühl für die Notwendigkeit, für den Glanz und für die erhöhende Kraft des Dienstes. Damals hat er sich in Verzicht und Entlagung zum König geformt.

Schon frühzeitig, unmittelbar nach der Entdeckung des Fluchtversuches, waren aus seinem Charakter, dem bisher das Gefühl für Verantwortung fremd geblieben war, mit einem Male unter dem Eindruck des ersten schweren und enttäuschenden

Erlebnisses Kräfte hoher Art aufgebrochen, die er bisher nicht gekannt und die auch der Vater nicht aus ihm herauszuzwingen vermocht hatte. Er erklärte damals: wofern der König den Mitbeschuldigten Pardon versprechen würde, wolle er, Friedrich, voll gestehen; „wo aber nicht, so möchte man ihm den Kopf abschlagen, wolle er doch niemanden verraten“. Eben noch hatte er, ohne das geringste Gefühl für die Folgen und nur von seinem prinziplichen Eigennutze verleitet, die jungen Offiziere seiner Umgebung zum Verbrechen der Flucht verlockt; nun aber bricht plötzlich die Verantwortung durch — zum ersten Male wird in jener Stunde der „effeminierte Kerl, der keine männlichen Inclinationen hat“, aus der Tiefe der eigenen Seele von einem männlichen Gefühl gepackt.

Aber noch bleibt dieses neue Gefühl für Verantwortung auf persönliche Bezirke beschränkt, noch denkt damals der Prinz nur an den persönlichen Gefolgsmann. Noch ist der hohe Charakter, der sich hier zum ersten Male beweist, nicht zum königlichen Charakter gereift. Denn noch fehlt das Bewußtsein, daß Verantwortung erst dann eine herrscherliche Macht wird, wenn sie sich zur Bindung bekennt: zur Bindung an größere Ordnungen.

Darum werden erst die Jahre der Küstriner Verbannung, während deren der unerbittliche König den Sohn zu den scheinbar langweiligsten Arbeiten der Verwaltung, der Gutswirtschaft und der Bürokratie zwingt, die Jahre der großen seelischen Rüstung. Dramatische innere Kämpfe: Immer wieder sucht der Kronprinz sich diesem nüchternen Dienst, der ihm noch lange als eine Fron erscheint, zu entziehen. Immer noch kommt ihm in trüben Stunden der alte lodende Traum: daß er niemals General werden, niemals Krieg führen wolle, daß er nur gute Minister auswählen würde, um sie dann schalten zu lassen. Dem Vater begegnet er, im tiefsten Gefühle zerstört, mit einer erschütternden steifen Höflichkeit, unter der Eis schimmert. Gegen des Vaters Mahnen und Predigen, das um nichts geringer geworden ist, bäumt er sich innerlich immer noch auf, denn der Wille des Vaters ist keine Verpflichtung für diese Seele, die immer noch anderen Träumen nachtrauert —

— bis ihn eines Tages doch die Einsicht packt, daß hinter all dem, was ihn zwingt und belastet und quält, eine Notwendigkeit, eine Berufung und eine seltsame Schöpferlust lebendig seien. Da schreibt er an den argwöhnischen Alten im Berliner Schlosse getreue Berichte über den Stand der Wirtschaft, die er zu verwalten hat, ergeben, beflissen im Ton, voll unverhohlenen Widerwillens in mancher Wendung —, aber schon spürt man leise, wie sich hinter dem Widerwillen der Geist des künftigen Königs zu formen beginnt, der jahraus, jahrein seine Provinzen bereisen und jeden Bauern nach seinem Acker und seinem Viehstand fragen wird. Schon erzählt er in seinen Berichten — und man spürt, wie mit einem Male ein Gegenstand, der bisher nur seinen Abscheu erweckt hatte, ihm von Bedeutung wird für die große staatliche Ordnung und einen weitzielenden staatlichen Plan —, schon erzählt er, daß er da und dort Rekruten gesehen habe, die jedem Regimente zum Glanz gereichen würden. Und schon auch packt ihn, über die bloße Schilderung hinaus, die Lust am eigenen Planen, und er schickt dem König Vorschläge zu, wie

man das Land verbessern, die Wirtschaft heben, dem Volke helfen könnte. Nicht der äußere Zwang des Vaters ist der Magnet, der diesen jungen lernenden Kopf beherrscht; zum großen Magnet, der immer mächtiger ausstrahlt, bis er die tiefsten Schichten der Seele erfasst und verwandelt, werden langsam und sicher Staat und Dienst und Arbeit . . . Was Friedrich Wilhelm gewollt hatte, vollzieht nun Friedrich aus eigenem Entschluß. Er unterdrückt in einem sehr schmerzlichen Ringen mit seinen lautesten Jugendwünschen den „effeminierten Kerl“. Er rüstet in einer Schule der Ueberwindung seinen Charakter zum dienenden Königtum.

Und dann, 1735, fünf Jahre nach jenem Fluchtversuch, da ein ästhetisierender, bindungsloser, eigensüchtiger Prinz seinem Schicksal entgehen wollte, kann der Gewandelte schreiben: „Sie wissen, daß meine Beschäftigungen einzig und allein auf drei Gegenstände gerichtet sind, nämlich den Dienst, die Lektüre und die Musik.“ Er hat die musische Neigung nicht verworfen, aber er hat sie auf tiefere Werte als das frühere Getändel gerichtet und einer Lebensordnung eingebaut, die sich dem Dienst nicht mehr entzieht. Und wieder zwei Jahre später, mitten aus der geläuterten Freude von Rheinsberg, da das Spiel und die Muse die Lage der Arbeit beglückend auslockern, aber nicht mehr zertändeln, vernimmt man das Wort, das eine klare Absage an die Illusionen der Jugend ist: „Ein Regiment muß sich nicht durch eitlen Pomp, durch Pracht und äußeren Glanz auszeichnen. Die Truppen, mit denen Alexander Griechenland unterwarf und den größten Teil Asiens eroberte . . ., waren durch lange und mühselige Gewohnheit zu beschwerlichen Arbeiten abgehärtet und wußten Hunger und Durst und alle Leiden zu ertragen. . . . Scharfe und strenge Disziplin vereinigte sie auf das innigste. . . .“ Und wie er so aus dem eigenen Erleben die königliche Macht der beschwerlichen Arbeit und des Leides, der Entbehrung und des Dienstes erkennt, geht ihm auch das Wissen auf, daß das düstere Wollen des Vaters unumgänglich war und daß dieser recht tat, als er ihn zwang und zu formen versuchte:

„Der Himmel scheint den König dafür bestimmt zu haben, alle Vorbereitungen zu treffen, welche Weisheit und Klugheit vor Beginn eines Krieges erfordern; wer weiß, ob die Vorsehung nicht für mich die Aufgabe ausersehen hat, rühmlichen Gebrauch von diesen Vorbereitungen zu machen und sie zur Erfüllung der Absichten anzuwenden, für die sie der König mit weitem Blick bestimmt hat.“

*

Das war eines der schwersten Eingeständnisse, das Friedrich in seinem Leben machte. Er brach mit ihm den Stab über die eigene Jugend, die voll Schwärmerei, voll Genuß und voll Torheit, aber ohne züchtenden und dienenden Willen gewesen war. Er bezeugte damit, daß er, wie es der Vater gewollt, aber aus der überwindenden Kraft des eigenen Entschlusses, sich vom eigensinnigen Jüngling zur geschichtlichen Gestalt gewandelt hatte. Und er gab dem Erlebnis dieser formenden Jahre selber die große Deutung:

„Ich lerne mich beherrschen.“

Gerhard Krüger:

Feldherr und Staatsmann

Ueber den ersten Diener des Preußischen Staates

1½ Jahrhunderte sind vergangen, seit in Sanssouci der dritte König der Preußen starb. Kein deutscher Herrscher ist im Andenken unseres Volkes so tief verwurzelt wie Friedrich, kein Name der Vergangenheit hat einen solchen Klang in der Gegenwart wie dieser. Eine tiefe Wirkung, die von der Gestalt des Königs auch heute noch ausgeht.

Und doch ist das Fachurteil der Gelehrten und Politiker, seiner Zeitgenossen und der Nachfahren über den König durchaus nicht immer so einheitlich und gleichmäßig gewesen. Selbst in diesem Jubiläumsjahr 1936 kann man in den Veröffentlichungen noch etwas von dieser Zwiespältigkeit spüren. Man hat dem Urteil, daß Friedrich der Schöpfer der Großmachtstellung Preußens gewesen sei, entgegengesetzt, daß er nichts wäre ohne das Werk seines gewiß lang unterschätzten Vaters, des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm. Und der großen Leistung, durch sein Leben der Welt das Vorbild des rastlosen Einfaches für den Staat, der Unterordnung des Einzelwohls unter die verantwortliche Aufgabe an der großen Allgemeinheit gegeben zu haben, wurde der Nachweis entgegengesetzt, wie viele wesentliche Süge dieser preußische Staat mit allen den anderen, am Beispiel Frankreichs und Ludwigs XIV. ausgefakteten absolutistischen Staaten gemeinsam hatte.

Niemand war sich tiefer bewußt, mit seinem Werk nicht nur aufzubauen auf dem Fundament, das die vorhergehende Generation geschaffen hatte, sondern darüber hinaus Glied einer unerschöpflichen Kette von Generationen, Glied zwischen Vergangenheit und Zukunft zu sein, als gerade dieser König, der für seinen Bruder und mutmaßlichen Nachfolger mitten in aller staatsmännischen Arbeit „Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Hauses Brandenburg“ schrieb. Was sah er denn anderes in der Geschichte seines Staates als eine einzige große Verpflichtung gegenüber der Zukunft, in die niemand stärker und härter genommen war als der verantwortliche Leiter dieses Staates selbst. Aber nicht wer das Schwert geschmiedet hat, sondern wer es zu führen weiß, entscheidet den Sieg. Sicherlich haben seine Kritiker darin recht, daß es kein besseres Beispiel als gerade Friedrich dafür gibt, wie selbst der größte Geist bei aller Genialität im Denken seiner Zeit wurzelt und wie gerade an dieser Genialität die Schwächen der Zeit, die auch ihm anhaften, nur noch deutlicher werden. Der Hinweis auf die Einseitigkeit der aufklärerischen Philosophie und die Ueberschätzung der französischen Kultur, der Friedrich verfallen war, mag als Beispiel genügen.

*

Es war kein leichtes Erbe, das der 28jährige junge König am 31. Mai 1740 antrat. Ein zerrissenes Staatsgebiet, dessen Kern die Mark zwischen Oder und Elbe war, dessen äußerste Grenzen aber bis an die Maas und bis an die Memel reichten, uneinheitlich noch, durch seine ausgedehnten Grenzen und seine Zerstückelung

militärisch und wirtschaftlich leicht zu gefährden. Ein junges Königtum, mehr Ausdruck eines äußeren Anspruches als einer wirklichen politischen Kraft, vom Kaiser zwar anerkannt, von der römischen Kirche aber noch bestritten. Sein Vater hatte dieser äußeren Würde durch eine gesunde Verwaltung und eine sorgsam durchgebildete Armee einen inneren Rückhalt zu geben versucht. Aber gerade dieser Vater hätte spüren müssen, wie sehr dieses Preußen von den Großmächten noch als eine zweitklassige Macht behandelt und übervorteilt wurde. Und in dem Kronprinzen hatte sich dieses Erlebnis, mit welchem Hochmut und mit welcher Treulosigkeit die Mächte dem Vater gegenübergetreten waren, tief und nachhaltig eingepägt. Er erfuhr, daß man sich nicht auf Bündnisse und Verträge, sondern einzig auf die eigene Kraft verlassen durfte. Er wußte, daß durch die vorsichtige Politik seines Vaters nicht nur in Wien der Eindruck entstanden war, daß Preußen wohl eine Armee besäße, im entscheidenden Augenblick aber immer zögere, dieses Machtmittel auch wirklich einzusetzen. Doch gleich die erste politische Handlung des neuen Königs war geeignet, diesen Eindruck preußischer Entschlußlosigkeit zu zerstören. Der Bischof von Lüttich maßte sich im äußersten Zipfel Preußens, im Ländchen Herstal, Rechte an, die mit der Souveränität des Königs unvereinbar waren. Der Einmarsch von 3 Bataillonen Grenadiere und einer Schwadron Dragoner in die Grafschaft Hoorn bewies dem Bischof und der Welt nachdrücklichst, daß Friedrich gewillt war, auch im letzten Winkel Herr des eigenen Hauses zu sein.

Diese erste, wie alle Welt glaubte, jugendlich übereifrige Tat war nur das Vorspiel für einen wirklich entscheidenden Schritt. Am 20. Oktober 1740, wenige Monate nach Friedrichs Regierungsantritt, starb Kaiser Karl VI. und mit ihm erlosch der Mannesstamm des Hauses Habsburg. Ein Ereignis von weltgeschichtlicher Tragweite, auf das sich seit Jahren alle Spieler und Gegenspieler auf der politischen Bühne sorgsam vorbereitet hatten, um das die Diplomatie schon vorher eine eifrige Tätigkeit entfaltet und ein System der Verträge aufgebaut hatte. Niemand erkannte besser, was ein solcher Augenblick für einen aufstrebenden Staat bedeutete, als Friedrich II. Für ihn war es „der Augenblick der völligen Umwandlung des alten politischen Systems“. Und hier setzte er ein, um einen alten Rechtsanspruch des Hauses Brandenburg auf Schlessen, den der Große Kurfürst und Friedrich Wilhelm I. nicht durchzukämpfen vermocht hatten, zu verwirklichen. Mit genialer Sicherheit schritt der junge König gegen die Ratschläge seines Ministers Podewils an die Durchführung dieses Planes, der für sein ganzes Leben, für die ganze Epoche, für die Durchsetzung Preußens als Großmacht, für die weitere geschichtliche Entwicklung des deutschen Volkes und damit Europas von entscheidender Bedeutung sein sollte. Er wußte aus den Erfahrungen, die seine Vorgänger gemacht hatten, wie wenig Verhandlungen allein in dieser Frage zum Ziele führen konnten; und deshalb gingen seine Anweisungen dahin, Tatsachen durch vollzogene Besitzergreifung schon vor den Verhandlungen zu schaffen.

Friedrich hatte gelernt, daß er sich nur auf sich selbst verlassen durfte. Die Zahl der Eingeweihten wurde so gering wie möglich gehalten, die Vorbereitungen in aller Heimlichkeit durchgeführt, so daß es selbst dem in der Maske des Freundes auftretenden Voltaire nicht gelang, den Plan auszufundstachen. Enttäuscht reiste der Spion-Philosoph wieder ab. Die Diplomaten bemühten sich vergeblich hinter das undurchdringliche Geheimnis zu gelangen. Am Vorabend des Aufbruches, am 12. Dezember, veranstaltete der König noch eine Maskerade, an der die Generalität teilnahm, um am anderen Morgen zum Marsch nach Schlessien, zum Marsch „nach Ruhm“ aufzubrechen.

Diese Undurchdringlichkeit blieb ein Wesenszug der Diplomatie des Königs. Mit allen Mitteln haben seine Gegner immer wieder versucht, hinter seine Pläne zu kommen. Noch einmal, im Herbst 1743, wurde Voltaire von der französischen Staatsführung auf Kosten der Staatskasse nach Preußen entsandt, um einen Blick hinter die Kulissen zu tun. Aber auch diesmal wieder vergeblich. Auch diesmal mußte er enttäuscht abziehen; der Täuscher war durchschaut worden. Der König war zu mißtrauisch, selbst gegen seine engsten Freunde, wenn es sich um Fragen der Politik handelte. So wie er den Kreis der Rheinsberger Freunde nach der Thronbesteigung in ihren ehrgeizigen Erwartungen enttäuschte, so war er auch jetzt den Menschen gegenüber, die er persönlich schätzte, vorsichtig. Und das, was ein Bericht über sein politisches Verhältnis zur Königin und zu den Frauen sagte: „weder sie noch irgendeine Frau sonst auf der Welt hat bisher einen Schatten von Macht über diesen Fürsten gewonnen“, das gilt in gleichem Maße von jenen Gelehrten und Literaten, Weisen und Spöttern, die er um sich zu versammeln liebte.

Mit dieser Undurchdringlichkeit steht ein zweiter Zug in Zusammenhang, den Gegner nicht nur zu überraschen, sondern ihm auch zuvorzukommen und damit das Geschehen zu diktieren oder — von der Diplomatie in die Kriegskunst übertragen — „den Kampfplatz zu bestimmen“. Am bekanntesten ist in diesem Sinne sein Einmarsch am 29. August 1756 in Sachsen, durch den er den Gegnern zuborkam und sich zugleich die günstigste Operationsbasis schuf. Auch die Konvention von Kleinschnellendorf, die im Oktober 1741 die kriegerischen Auseinandersetzungen mit Oesterreich für kurze Zeit während des Ersten schlesischen Krieges unterbrach, war nichts anderes als ein politischer Überraschungszug gegen den eigenen unzuverlässigen Bundesgenossen Frankreich. Dabei war aber Friedrich immer bemüht, die Gegenspieler glauben zu machen, „daß sie uns leiten“. Weil er wußte, wie groß die Eigenliebe der Franzosen war, frisierte er ihnen seine eigenen politischen Gedankengänge und Vorschläge als die ihren. — Seine Begeisterung für französische Kultur und Sprache ist niemals von Einfluß auf seine politische Haltung gewesen. Lange genug hat der König gezögert, bevor er das Bündnis mit Frankreich abschloß. Aber genau so wie sein Vater durch die Haltung des Kaisers in der Süllich-Bergischen Erbfrage zu einer Annäherung an das

von ihm so gehaßte Frankreich gezwungen worden war, genau so erging es jetzt dem Sohn. Der Weg zu Frankreich war ihm erst der zweite, erwogen nur für den Fall, daß der Weg gegen Frankreich nicht zu beschreiten war. Aber auch nach Abschluß des Abkommens vergaß der König niemals die wahren Motive der französischen Politik. Mehr als einmal hat er mit Bedauern darauf hingewiesen, daß die Bestimmungen des Westfälischen Friedens, die Maßnahmen der Habsburgischen Politik, vor allem die Garantie für die „Pragmatische Sanktion“ erst den französischen König in die Lage versetzt hätten, sich in Fragen einzumischen, die „eigentlich nur das Reich angehen“. In seinen „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand des europäischen Staatenkörpers“ erhob Friedrich die eindringliche Frage: „Sieht man nicht, mit welcher Schlaubeit es Uneinigkeit unter den Fürsten des Reichs erregt, wie geschickt es vorgeht, um die Freundschaft derjenigen Souveräne zu erlangen, die es am nötigsten braucht, wie es arglistig die Intressen der kleinen Fürsten gegen die mächtigeren zu stützen versucht?“ Der Wille Frankreichs war auf nichts anderes gerichtet, als die Kräfte in Deutschland sich gegenseitig aufheben zu lassen und auf diesem Gleichgewichtszustand seine eigene politische Vormachtstellung zu festigen. Friedrich ging sogar so weit, anzunehmen, daß der völlig falsche Feldzugplan der französischen Heerführung im Ersten schlesischen Krieg auf solche politischen Pläne, in deren Interesse ein möglichst langes Aufrechterhalten des Kriegszustandes lag, zurückzuführen sei. Er traute diesem Bundesgenossen in keinem Augenblick. Er ließ in Holland zu Rüstungen raten, um unter Umständen einen neuen Bundesgenossen gegen den bisherigen gewinnen zu können.

*

Diese Erkenntnisse stehen im schärfsten Gegensatz zu der nur zu oft aufgestellten Behauptung, Friedrich dem Großen habe jeglicher Sinn für eine gesamtdeutsche Politik gefehlt. Es ist selbstverständlich, daß dem König in dieser Zeit des Verfalls des Reichsgedankens das preußische Staatsinteresse höher stand als ein Reich, dessen Schwäche nicht mehr zu überbieten war. Der Kaiser war für ihn nur *primus inter pares*, nicht anderes.

Einmal jedoch — zur Zeit des unglücklichen Bayernkaisers Karls VII. — hat Friedrich den Versuch unternommen, das Reich von der Wehrverfassung her auf eigene Kraft zu stellen und dabei Preußen eine entscheidende Vormachtstellung zu geben. Der Anstoß wurde durch eine scharfe Erklärung Maria Theresias an den Reichstag gegeben, und Friedrich hoffte diesen Schimpf im Sinne seiner Pläne auswerten und eine allgemein deutsche Koalition zur Stärkung des Kaisertums und zur Wahrung der Reichsverfassung zustande bringen zu können. Für sich selbst hatte er den Posten eines ständigen Generalleutnants der Reichstruppen begehrt. Dabei kam es ihm nicht so sehr auf die Größe der Truppenkontingente an, die von den einzelnen Staaten gestellt wurden — Preußens Streitmacht würde schon stark genug sein und die anderen sollten nur der Form wegen ein paar Soldaten stellen —, wichtiger war dem König, den Versuch zu unternehmen,

die Reichsangelegenheiten ohne ausländische Einmischung allein durch Deutsche zu regeln.

In der gleichen Richtung lagen die für Karl Eugen von Württemberg bestimmten Worte des „Fürstenspiegels“, wo es heißt: „Trennen Sie sich nie von dem Reich und seinem Oberhaupt . . . Seien Sie immer ein Feind dessen, der das Reich umstürzen will.“ Aber der Plan Friedrich des Großen scheiterte am Einfluß Frankreichs, dessen Interesse es nur war — wie der König feststellte —, einen zweiten Rheinbund, eine schwächliche Liga der deutschen Fürsten zu bilden, „um sie mit der Ausführung seines Willens zu betrauen“, nicht aber eine Wehrverfassung des Reiches, die die Anerkennung der Wehrmacht Preußens enthalten hätte. Das ganze Ergebnis dieses großzügigen Planes war schließlich am 22. Mai 1744 der Abschluß eines Vertrages zwischen dem Kaiser und Preußen, Hessen und der Pfalz. Wer wollte es da Friedrich noch verübeln, daß er an eine Zukunft dieses Reiches nicht mehr glaubte und nur ein Ziel kannte: Preußen — als den größten rein deutschen Staat!

Die Befehung Schlesiens durch preußische Truppen im Dezember 1740 war der Vorstoß des jungen Königreiches zur Großmachtstellung. Dreier großer Kriege hat es bedurft, um diesen neuen Besitz zu behaupten. Und manchmal drohte es mehr eine Gefährdung des Bestandes Preußens überhaupt als ein Aufschwung zu neuer Machtstellung zu werden. Sieben Jahre hat dieser kleine Staat Preußen dann im letzten der drei Kriege gegen die Großmächte Europas — von einer wirklichen Unterstützung durch England konnte ja nicht die Rede sein — um seine Existenz kämpfen müssen und häufig genug nahe am Abgrund gestanden: Das Heer vernichtend geschlagen, die Hauptstadt in der Hand des Feindes, eine ganze Provinz seit Jahren schon in russischer Verwaltung. Aber selbst in dieser tiefsten Not, in diesem völligen Zusammenbruch aller Hoffnungen besaß der König noch die Kraft, an eine Wendung zu glauben und zähe weiterzukämpfen, bis ein „Zufall“ ihm half. Am 5. Januar 1762 starb seine große Gegnerin Elisabeth von Rußland und räumte dem Verehrer Friedrichs, dem Herzog von Holstein-Gottorp, den Platz als Zar Peter III. Friedrich war so tief in die Verzweiflung herabgesunken, daß er nichts anderes zu sagen wußte als: „Ich bin in diesem ganzen Kriege so unglücklich gewesen, mit dem Schwert und mit der Feder, daß mir das bei jedem Anlaß großes Mißtrauen einflößte und ich nur noch meinen Augen und meinen Ohren traue.“ Aber bereits am 27. Januar erhielt er in Breslau die zuversichtliche Nachricht, daß der russische Oberst Gudowitsch als Sonderbote des Zaren unterwegs sei, und wenig später kam von Sir Robert Keith die Mitteilung, daß die russischen Generale schon die notwendigen Befehle zur Herstellung des Waffenstillstandes erhalten hätten. Niemand, selbst der König und sein englischer Freund Pitt nicht, hatte mehr daran geglaubt, daß ein Friede unter Wahrung des alten Besitzstandes noch möglich sein könnte. Aber diese kurze Regierung Peters III., der am 19. Juni 1762 ein Bündnis mit Preußen schloß, um im gleichen Monat noch entthront und durch seine Gattin, eine scharfe Gegnerin Friedrichs, ersetzt zu werden, genügte, um diesen für



Friedrich der Große – wie ihn Adolph von Menzel erlebte



Zeitgenössisches Gemälde von Georg von Knobelsdorff (um 1740)



Ein zeitgenössisches Portrait des Königs von Johann Georg Liesenius (um 1750)



Ein wenig bekanntes zeitgenössisches Aquarell von Jakob Asmus Carstens (um 1790)

unmöglich gehaltenen Frieden vorzubereiten. Als am 15. Februar schließlich auch der Frieden mit Oesterreich unterzeichnet werden konnte, da schrieb der König: „Es ist doch ein gutes Ding um den Frieden, den wir abgeschlossen haben, aber man muß sich das nicht merken lassen.“ Die eigentliche Frucht dieses für damalige Zeiten unerhörten Ringens war fast ein Jahrzehnt später, die friedliche Erwerbung einer zweiten neuen Provinz, Westpreußen, das die Verbindung, die Brücke zwischen den beiden großen Landstücken des Königreiches herstellte. Preußen hatte sich als gleichberechtigte Großmacht durchgesetzt gegen den vereinigten Abwehrwillen Europas.

*

Dieser Erfolg war besonders ein persönlicher Erfolg des Königs, ein Erfolg des unerhörten Einsatzes seiner Person und der Willensenergien, die in diesem kleinen, zähen Körper zusammengeballt waren. Dieser König lebte seinen Soldaten das Leben, das er von ihnen verlangte, vor. Der französische Marschall Belle-Isle, der zu Beginn des Ersten schlesischen Krieges den König im Feldlager besuchte, war verwundert über das spartanisch harte Leben, das der König und seine Generale führten, war verwundert über die Schlichtheit der Kleidung, den Mangel an Bequemlichkeit, den hohen persönlichen Einsatz aller preussischen Heerführer im Dienst. Dieses Bild war etwas Unerhörtes für die damaligen Vorstellungen. Auf die Anfrage des Kommandanten der belagerten Festung Prag, der ritterlich Friedrichs Hauptquartier während der Beschießung des Lagers schonen wollte, gab der König nur die Antwort: Mein Hauptquartier ist überall im ganzen Lager! Und als man ihm beim Gottesdienst in der schlesischen Hauptstadt einen Thron am Altar hergerichtet hatte, da erklärte Friedrich nur knapp: „Ich bin ein Mensch wie ein anderer und will also nur eine gewöhnliche Bank haben.“ In der allgemeinen Auflösung und Flucht bei Kollin setzte der König sich an die Spitze eines kleinen Häufleins, um das Geschick noch zu wenden, bis ihm einer seiner Adjutanten zurief: „Sire, wollen Sie die Batterie allein erobern?“ Ähnliche Züge des großen Königs lassen sich noch in großer Fülle zusammentragen. Verbunden mit diesem Einsatz war der unerschütterliche Glaube an den endgültigen Sieg seiner Sache, der sich immer wieder, selbst nach der schwersten Niederlage, durchsetzte und nach Kollin in dem Satz seinen Ausdruck fand: „Wer dem Unglück nicht zu widerstehen vermag, verdient kein Glück.“

Seinen höchsten Ausdruck fand dieser unerhörte Kampfwille des Königs aber in dem berühmten Wort, das zwar die Verzweiflung des Augenblicks, aber auch die Kraft seines Willens wiedergibt: „Es ist nicht nötig, daß ich lebe; wohl aber daß ich meine Pflicht tue und für das Vaterland kämpfe, um es zu retten, wenn es noch zu retten ist.“ In diesem Charakterzug liegt das Wunder der Wirkung seiner Persönlichkeit, das seine Soldaten mitriß, das seine Offiziere zum höchsten Einsatz anspornte und seinen Namen bis heute im deutschen Volk wie keinen anderen der Vergangenheit lebendig hält.

Was für den Führer im Kriege galt, das war auch seine Richtlinie im Frieden. Ein Grundsatz seines Staatsdenkens! Und hier, und nicht in irgendwelchen theoretischen Konstruktionen, liegt der wesentliche Unterschied zwischen

seinem Staatsideal und dem Ludwigs XIV. In dem „Essay über die Regierungsformen und die Pflichten der Könige“ hat Friedrich die Grundgedanken seiner Politik niedergelegt und vom Herrscher verlangt, daß er nicht glauben solle, der Staat wäre für ihn geschaffen, sondern daß er „der Vater seines Volkes“ sein müsse: „Der Herrscher repräsentiert den Staat; er und sein Volk sind nur ein einziger Körper, der nur so lange gedeihen kann, wie sie miteinander einträchtig sind.“ In diesem Sinne wollte der große König den Satz: „Es gibt nur ein Interesse, das des Staatsganzen“ begriffen haben. Jeder aus dem Volke, gleichgültig welchen Standes, konnte zum König und ihm ein Anliegen vorbringen, ein Gesuch überreichen. Friedrich duldete nicht, daß ihm solche Beschwerden — und mochten sie auch noch so unbegründet sein — vorenthalten wurden. Er wollte die Zustände in seinem Staate, die Bedürfnisse seiner Untertanen kennenlernen. Wer ihm zum Vorwurf macht, daß er nicht richtig deutsch gesprochen hätte, daß er französisch schrieb und französische Bücher las, darf darüber auch nicht vergessen, daß er mit dem Volk in des Volkes Sprache sprach, seinen Ton traf.

Bezeichnend ist auch, wie er die neueroberte Provinz Schlessen für sich gewann. Rein Habsburger hatte sich dort seit mehr als einem Jahrhundert setzen lassen, Friedrich aber besuchte die Provinz alljährlich auf längere Zeit, ging zu den Menschen, die seine Armee ihm erobert hatte, um ihre Herzen zu gewinnen. Auch hier erregte die Schlichtheit seines Auftretens, seine Abneigung gegen alle gespreizte Etikette und umständliche Zeremonie Aufsehen und freudiges Erstaunen. Er schaltete die Ministerialbürokratie zwischen sich und der neuen Provinz aus, sprengte damit zwar das Verwaltungssystem, aber stand den Räten und Wünschen seiner neuen Untertanen persönlich näher, konnte ohne Umständlichkeiten regelnd und ordnend eingreifen. Bei dieser Methode der Staatsführung konnte er mit ruhigem Gewissen in sein Politisches Testament vom Jahre 1752 eintragen: „In Preußen sind Parteilungen und Auflehnungen nicht zu fürchten. Eine milde Regierung genügt, und nur in wenigen Fällen ist Strenge angebracht.“

*

Eine Frage bereitet dem König zunächst in Schlessen gewisse Schwierigkeiten: das konfessionelle Problem. Zum ersten Male wurde Preußen eine Provinz eingefügt, in der wesentliche Bevölkerungsteile katholisch waren. Mit Gewalt war — besonders in Oberschlessen — bisher der Protestantismus unterdrückt und zurückgedrängt worden. Beim Widerstand Maria Theresias und der Ablehnung jeder Verhandlung hatte nicht nur das kämpferische Wellenblut in der Kaiserin eine Rolle gespielt, sondern auch die „seelische Bedrängnis“, katholische Untertanen einem protestantischen Herrscher überlassen zu müssen. Der stärkste Halt ihrer Widerstandsneigung war der Eiferer und Konvertit Bartenstein. Und in Sachsen spielte der Jesuitenpater und Beichtvater des Königs Guarini eine entscheidende kriegshegemonische Rolle, bei dem wohl ähnliche Motive „seelischer Bedrängnis“ ausschlaggebend waren und in dessen Behausung dann auch am 10. April 1741 in Gegenwart der diplomatischen Vertreter Englands, Hollands und Rußlands der sächsisch-österreichische

Bündnisvertrag paraphriert wurde. Die überwiegend protestantische Bevölkerung Schlesiens, in ihrer Religionsausübung gewaltsam behindert, begrüßte die preußischen Eroberer, denen bald für die hirtlosen protestantischen Gemeinden Pfarrer nachfolgen, als Befreier. Dies trug natürlich die Gefahr in sich, daß die große katholische Minderheit nun ihrerseits in religiöse Märtyrerstimmung gesetzt wurde, wofür zunächst auch alle Anzeichen vorhanden waren. Aber Friedrich, für den der Krieg nicht das geringste mit Konfession zu tun hatte, verfuhr nach der Lehre, die er 1744 dem jungen Herzog von Württemberg mit auf den Weg gab: „Ueberlassen Sie die geistliche Religion dem höchsten Wesen. Wir sind alle samt Blinde über diesen Gegenstand, nur durch manchen Irrtum Betörte. Wer unter uns ist so verwegen zu behaupten, erkenne den rechten Weg?“ Mit größter Genauigkeit hat er denn auch die entsprechenden Bestimmungen des Breslauer Friedens, oft zum Leidwesen der Protestanten, innegehalten. Ohne Konflikte mit Rom ging es trotzdem nicht ab. Das Ziel seines Ministers Cocclji, einen vom König einzusetzenden Generalvikar als oberste Instanz für die geistliche Gerichtsbarkeit zu schaffen, war durch die von Maria Theresia durchgesetzten Bestimmungen des Friedensvertrages zunächst vereitelt worden. Die Befürwortung des Ministerplanes durch den Kardinalerzbischof von Breslau brachten diesen in Rom nur in den Ruf, eine zu große Selbständigkeit zu erstreben. Der König selbst stellte die Nachfolgefrage für Kardinal Singendorff in den Vordergrund und wollte diese durch Einsetzung eines ihm genehmen Koadjutor im voraus regeln. Der Widerstand des Papstes und des Kapitels gegen seinen Kandidaten reizte Friedrich nur dazu, den Nachweis zu führen, daß er der souveräne Herr Schlesiens sei. Er ließ einfach die Ernennung seines Schütlings am 16. März 1744 verkünden und nach dem Tode des Erzbischofs 1747 sofort den Koadjutor in die weltliche Verwaltung des Bistums einführen. Man beugte sich schließlich 1748 den vollzogenen Tatsachen. Die Erfahrungen aber, die der König mit seinem Schütlings dann gemacht hat, waren es vielleicht, die ihn in seinem Politischen Testament schreiben ließen: „Doch rate ich der Nachwelt, dem römischen Klerus nur zu trauen, wenn überzeugende Beweise seiner Treue vorliegen.“

*

Das Beispiel Podewils und Coccljis zeigt, wie falsch die Behauptung ist, die Minister des großen Königs seien nichts anderes gewesen als bessere Schreiber. Der König fühlte sich als Träger der Staatseinheit, in seiner Hand, nicht in der von Ministern sollten alle Fäden der Staatsführung zusammenlaufen. Die Zahl seiner Minister war so groß, daß schon allein dadurch jede Gefahr einer Nebenherrschaft, durch die er den Ueberblick verlor, beseitigt war. Ein Zusammentritt des Gesamtministeriums ist wohl nie erfolgt. „Große Versammlungen fassen nie weise Beschlüsse.“ Aber dieser Regierungsmethode konnte der Staatsapparat nur bei dem gleichen unerhörten persönlichen Einfluß seines Führers, wie dieser ihn schon in den Feldzügen gezeigt hatte, funktionieren.

Vier Aufgabengebieten hat der König seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet: der Armee und den Staatsfinanzen, der Befundung des Bauerntums und dem Aufbau einer selbständigen Volkswirtschaft. Friedrich war eigentlich erst der Schöpfer des preußischen Offizierkorps, er sorgte für eine Vertiefung der allgemeinen und militärischen Ausbildung, Soldat und Offizier zu sein wurde unter ihm die höchste Ehre im Staate. Die Waffenpflicht des Bauern erhöhte dessen Bewußtsein, Glied des Staates zu sein. In seinen 3 Kriegen hatte der König erkannt, daß eine geordnete Finanzlage und ein großer Staatsschatz erst die volle Kriegsbereitschaft gewährleisten. Der von seinem Vater übernommene Bestand von etwa 8½ Millionen Taler war während der beiden schlesischen Kriege fast völlig aufgebraucht worden. Die Friedensjahre hatten dann dazu gedient, diese Rücklage wiederherzustellen, so daß schließlich die Barbestände in den Kriegskassen fast 30 Millionen Taler betragen. Selbst nach dem Siebenjährigen Kriege war die Finanzlage Preußens sehr günstig. Bereits im März 1763 wurden die bei den Ständen aufgenommenen Anleihen zurückerstattet. Man denke daran, welche ganz anderen Möglichkeiten allein für die Führung außenpolitischer Verhandlungen auf dieser Grundlage gegeben waren.

Das wirtschaftliche Aufbauprogramm Friedrich des Großen ist in seiner weitblickenden Zielsetzung bis zu den großen Maßnahmen des Nationalsozialismus beispiellos in der deutschen Geschichte. Die Neubildung deutschen Bauerntums wurde von ihm aufgenommen, er bekämpfte das Bauernlegen, das Frontwesen und die anderen schweren Mißstände auf dem flachen Lande, einen wirklich nachhaltigen Erfolg erzielte er mit der Neuansetzung deutscher Kolonisten. Während Friedrichs Regierungszeit sind rund 300 000 Kolonisten eingewandert, 1786 waren mindestens $\frac{1}{10}$ der Bevölkerung Kolonisten und deren Nachkommen. Binnen weniger Jahre waren 90 000 Morgen Neuland gewonnen, innerhalb von 6 Jahren 20 000 Morgen loser Sand mit Kiefern bepflanzt worden. Das ganze war nur ein Teilausschnitt aus dem Kampf des Königs um die wirtschaftliche Selbständigkeit Preußens. Er kümmerte sich um alles, kritisierte die Fehler der herkömmlichen Landwirtschaft, suchte die Leistungen zu steigern, setzte den Anbau neuer Früchte durch, Jahr für Jahr wurde die Buttereinfuhr vermindert, die Eierproduktion gesteigert, um den Bedarf Berlins aus eigener Wirtschaft zu decken. Das gleiche vollzog sich in der gewerblichen Wirtschaft

Preußen war eine Macht geworden durch das Lebenswerk dieses Königs, eine rein deutsche Großmacht, die sich gegen Europa behauptet hatte. Aus dem preußischen Staatsbewußtsein, das Friedrichs Taten geschaffen hatte, aus dem preußischen Stolz konnte später das deutsche Volksbewußtsein erwachen und sich heute vollenden. Das Königtum dieses Mannes, so wie es aus dem Echo seiner Zeit in uns aufsteht, umschließt ein schlichter Spruch, mit dem Friedrich einst in Ostfriesland begrüßt wurde:

„Meer Vater in ons Hart,
Als Koning van ons Land.“

In diesem Volkskönigtum ruht das Geheimnis, das ihn zur ewigen Führergestalt in der deutschen Geschichte berufen hat.

Eine Randbemerkung des Großen Königs

present: In city of 1740.

des Königs Kappe wurde
 in Frankreich, dieses allgütig,
 vortrefflich, communicirung fehrig abgerichtet: von Herrn
 auf ober. Finanzkammer, Directorio des Abenteurer
 von ober. Lieutenant v. Götterow v. Hellenberg,
 Bataillon, wie haben dann? A resoluirt, daß es mit
 des Hilfs, des unterofficiers und gewinnung des Grenn,
 die Compagnie. das muß doch gefaslicht, nicht ohne
 Ansehnung auf die Sache, wenn es gefaslicht, was es soll, es
 ist wegen der nicht zu vermeiden, regulirt
 werden. Altpen 20. octobr: 1740

„Sie Sollen mehr
 fordernsamt we-
 gen die Remis-
 sions einschiken
 und nicht so faul
 seindt, nicht so
 viel reisen, son-
 dern mehr arbel-
 ten, auf das bei
 Sachen, dar es so
 höchst nöthig ist,
 das prompte hül-
 fe geschlihet, sol-
 ches nicht ver-
 seumet wirdt.
 aber sie delibe-
 riren heute, was
 sie schon vohr-
 gestern heten
 thun sollen. die-
 Bes ist vorseste
 eine erinnerung,
 sie Sollen sich
 inacht nehmen,
 das es nicht
 schlimer kömt.“

Die Dollen mußte fordern
 wegen die Remissions nicht
 und nicht so faul seindt nicht
 Das wird nicht sein fordern muß
 erbitte auf das bei Dollen
 das es so gefaslicht wüßig ist
 das prompte fulge gefaslicht
 folgend nicht zu vermeiden
 aber die deliberriren für die was die
 die Dollen nicht sein
 Dollen. die Dollen nicht sein
 die Dollen nicht sein
 die Dollen nicht sein

Hans Karl Leistritz:

Im Kampf gegen die Jurisprudenz **Ueber das Rechtsdenken des Großen Königs**

Das deutsche Recht war im Mittelalter übel zugerichtet worden.

Der genossenschaftliche Ort der Rechtsbegrenzung, das Ding der freien Männer, war zerstört, und die juristische Amtsstube war an seine Stelle getreten. Das rechtsschöpfende und unrechtsabwehrende Ehrenwort, wie es sich in der Gestalt des Reinigungseides abgeschwächt und umgedeutet noch bis in die Peinliche Gerichtsordnung Karls V. vom Jahre 1532 erhielt, war mehr und mehr durch den römischen Prozeßapparat unerheblich und kraftlos geworden. An die Stelle der alten Gottesprobe waren die Folterqualen getreten, und selbst unschuldigen Deutschen wurden Leib und Seele grausam zerbrochen. Der Weg des Rechtes führte immer tiefer ins Dunkel. Schließlich verrichteten deutsche weltliche Gerichte die Schergenwerke römischer Inquisitoren. Rechtlos und ohnmächtig stand das Volk dem Hegenwagne gegenüber. Ehre, Anstand und Scham wurden mit Füßen getreten. Die nordische Bluts substanz wurde gemindert. Das Wort galt nichts mehr und jeder war verdächtig. Aber ein graufiges Nordbuch wie der Hegenhammer der römischen Inquisition galt alles und war Rechtsbuch geworden. Das war die Verschüttung der deutschen Seele und die totale Verfinsternung des Rechtes. Die Prozeßstube war juristische Dunkellammer.

Noch im Jahre 1749 wurde in Würzburg eine Siebzigjährige als Heze verbrannt; noch im Jahre 1756 in Landsbut eine Dreizehnjährige enthauptet; und noch im Jahre 1782 wurde in Glarus in der Schweiz eine Magd als Heze hingerichtet. Das waren die letzten Blutopfer mittelalterlicher Verfinsternung. Und nur deshalb waren sie die letzten, weil zuvor ein neuer politischer Ordnungskern der deutschen Substanz entstanden war und mit Macht und planvollem Geschick den Boden bereitet und gesichert hatte, auf dem die deutsche Auffassung vom Rechte wachsen konnte. Im Jahre 1714 beseitigte Friedrich Wilhelm I. die Hegenprozesse und ordnete die Wegnahme der Brandpfähle an. Und im Jahre 1740 schaffte Friedrich der Große die Folter als übliche Prozeßeinrichtung ab. So war es das Zweigestirn der großen Preußenkönige, das die entscheidendsten Schläge gegen die römische Verdunkelung des Rechtes führte und damit — weit seiner Zeit voraus — auch auf dem Gebiete der Rechtserneuerung eine Größe erwieß, wie sie ihm erst durch die nationalsozialistische Geschichtsbetrachtung auf allen Gebieten der völkischen Daseinsgestaltung vorbehaltlos zuerkannt wird.

Das deutsche Wesen hatte wieder politische Macht gewonnen. Der Sehnsucht des mittelalterlichen Deutschen wurde Erfüllung. Die Wirklichkeitsgestaltung großer deutscher Männer warf nach und nach die Krusten der römischen Ueberfremdung ab und leitete das geschichtliche Rechtswerk ein, das in den Jahren unseres Daseins der letzten entscheidenden Handgriffe wartet. In keinem Deutschen vor Adolf Hitler feierte das deutsche Recht größere Siege als in Friedrich dem Großen. Kein

Deutscher zuvor hat entschlossener die römische Jurisprudenz vom Richterstuhle gejagt. Aber auch keinem war es vom Schicksal beschieden, im Alter so einsam zu bleiben und im Ruhe nach dem völkischen Gemeinrecht von den Rechtsbessenen seiner Zeit so wenig verstanden zu werden. Friedrich der Große sah klar, was Volksrecht bedeutet, weil er sich auf sein Soldatenherz verlieh, das den Bauer kannte und den Arbeiter ebenso wie den gelehrten Rat. Aber wenn er als letzter Hüter irdischer Gerechtigkeit eingriff und mit kristallklarem Gedankengange das intellektuelle Hin und Her römischer Jurisprudenz vom Verhandlungstische legte, da besaßen seine rechtsgelehrten Zeitgenossen nicht mehr die seelische Kraft, mitzugehen und Gefolgschaft zu leisten. Im Falle des Müllers Arnold, dem berühmtesten Rechtsfalle der deutschen Geschichte, sei gezeigt, wie tief sich die römisch-juristische Infektion in die Herzen charaktvoller deutscher Männer gefressen hatte, um sie untauglich zu machen, ihre geschichtliche Stunde durch ihren großen König zu verstehen. Nachfolgend das Protokoll, das der große Friedrich bei dieser Gelegenheit aufnahm. Es soll dem Leser selbst berichten, wo der Kämpfer für das Volksrecht stand und welche Männer — ohne es in der ganzen geschichtlichen Weite selbst zu begreifen — die Positionen des Fremdrechtes verteidigten.

„Von seiner Königl. Majestät höchst Selbst abgehaltenes Protokoll den 11ten Dezember 1779. Ueber die drey Cammer-Gerichts-Räthe Friedell, Graun und Ransleben.

Auf die Allerhöchste Frage: Wenn man eine Sentenz gegen einen Bauern sprechen will, dem man seinen Wagen und Pflug und alles genommen hat, wovon er sich nähren und seine Abgaben bezahlen soll: Kann man das tun? ist von selbigen mit Nein geantwortet.

Ferner: Kann man einen Müller, der kein Wasser hat, und also nicht mahlen, und auch nichts verdienen kann, die Mühle deshalb nehmen, weil er keine Pacht bezahlt hat: Ist das gerecht? wurde auch mit Nein beantwortet.

Hier ist nun aber ein Edelmann, der will einen Teich machen, und um mehr Wasser in den Teich zu haben, so läßt er einen Graben machen, um das Wasser aus einem kleinen Fluß, der eine Wassermühle treibt, in seinen Teich zu leiten, der Müller verliert dadurch das Wasser und kann nicht mahlen; und wenn es noch möglich wäre, so ist es, daß er im Frühjahr 14 Tage, und im späten Herbst auch etwa 14 Tage mahlen kann: Dennoch wird prätendiert, der Müller soll seine Zinsen nach wie vor geben, die er sonst entrichtet hat, da er noch das volle Wasser von seiner Mühle gehabt; er kann aber die Zinsen nicht bezahlen, weil er die Einnahme nicht mehr hat: Was tut die Cüstrinsche Justiz? Sie befiehlt, daß die Mühle verkauft werden soll, damit der Edelmann seine Pacht kriegt: und das hiesige Kammergerichtstribunal approbirt solches! Das ist höchst ungerecht und dieser Ausspruch seiner Königl. Majestät Landesväterlichen Intentionen ganz und gar entgegen: Höchstdieselben wollen vielmehr, daß jedermann, er sei vornehm oder geringe, reich oder arm, eine prompte Justiz administriert und einem jeglichen Dero Unterthanen, ohne Ansehen der Person und des Standes durchgehendst ein unparteyisches Recht widerfahren soll: Se. Königl. Majestät werden daher, in Ansehung der wider den Müller Arnold aus der Pommertziger Krebsmühle in der Neumark abgeprochenen und hier approbirten höchstungerechten Sentenz ein nachdrückliches Exempel statuiren,

damit sämtliche Justiz-Collegia in allen Dero Provinzien sich daran spiegeln, und keine dergl. grobe Ungerechtigkeiten begehen mögen: denn sie müssen nur wissen, daß der geringste Bauer, ja was noch mehr ist, der Bettler, ebensowohl ein Mensch ist, wie Se. Majestät sind, und dem alle Justiz muß widerfahren werden, indem vor der Justiz alle Leute gleich sind, es mag sein ein Prinz, der wider einen Bauer klagt, oder auch umgekehrt, so ist der Prinz vor der Justiz dem Bauer gleich; und bei solchen Angelegenheiten muß nur nach der Gerechtigkeit verfahren werden, ohne Ansehn der Person. Darnach mögen sich die Justiz-Collegia in allen Provinzien nur zu richten haben, und wo sie nicht mit der Justiz ohne alles Ansehn der Person und des Standes gerade durch gehen, sondern die natürliche Billigkeit bei Seite setzen, so sollen sie es mit Sr. R. M. zu tun kriegen. Denn ein Justiz-Collegium, das Ungerechtigkeiten ausübt, ist gefährlicher und schlimmer wie eine Diebeshande, vor die kann man sich schützen; aber vor Schelme, die den Mantel der Justiz gebrauchen, um ihre üble Passiones auszuführen, vor die kann sich kein Mensch hüten. Die sind ärger wie die größten Spiszbuben, die in der Welt sind, und meritiren eine doppelte Bestrafung.

Uebrigens wird den Justiz-Collegiis zugleich bekannt gemacht, daß Se. Maj. einen neuen Groß-Canzler ernannt haben; Höchstselben werden aber demohneraachtet in allen Provinzien sehr scharf dahinter her sein, und befehlen auch hiermit auf das nachdrücklichste:

Erstlich: Daß alle Prozesse schleunig geendiget werden.

Zweitens: Daß der Name der Justiz durch Ungerechtigkeiten nicht profanitet wird.

Drittens: Daß mit einer Egalité gegen alle Leute verfahren wird, die vor die Justiz kommen, es sey ein Prinz oder Bauer, denn da muß alles gleich seyn.

Wosern aber Se. Königl. Majestät in diesen Stücken einen Fehler finden werden, so können die Justiz-Collegia sich nur im voraus vorstellen, daß sie nach Rigueur werden gestrafet werden, sowohl der Präsident als die Rätthe, die eine so üble mit der offenbaren Gerechtigkeit streitende Sentenz ausgesprochen haben. Wornach sich also sämmtliche Justiz-Collegia in allen Dero Provinzien ganz eigentlich zu richten haben.

Berlin, den 11. Dezember 1779.

Friedrich."

Darum ging es also: Der Müller Arnold hat eine an einem kleinen Flusse bei dem Dorfe Pommerzig gelegene Mühle; oberhalb von dieser sog. Krebsmühle geht der Fluß durch das Grundstück eines Edelmannes, des Landrates von Gersdorff, der dem Müller durch die Anlage eines Karpfenteiches Wasser entzieht; trotzdem sollen die Verpflichtungen des Müllers in gleicher Höhe bestehen bleiben wie zu der Zeit, in der er noch voll arbeiten und verdienen konnte! So hatte das Kammergericht entschieden.

Das Kammergericht hatte römisch begründet; denn das war kein deutsches Recht. Nach deutschem Recht kann einer nicht ohne Rücksicht auf seine Nachbarn mit seinem Gute anstellen, was ihm beliebt! Deutsches Recht heißt Rücksichtnahme auf den Volksgenossen! Und nur Fremdrecht kann die schrankenlose Willkür erlauben.

Ihr habt „meinen Namen cruel gemisbraucht!“ schrie Friedrich die Kammergerichtsrate an, die er vor sich zitiert hatte. Denn am Kopse des Urteils stand, wie üblich, zu lesen: „In Sachen . . . erkennen Wir, Friedrich von Gottes Gnaden, König von Preußen . . . hiermit für Recht . . .“ Aber diese Männer, die das Recht „ge-

lernt“ hatten, verstanden ihn nicht. Sie kamen sich vor wie die Märtyrer einer guten Sache. Sie waren im römischen Rechte erzogen und ihr Denken verlief fortan nach anderen Gesetzen. So mußten sie unverföhnlich und unvereinbar aufeinander stoßen, diese Juristen und der König.

Friedrich sagte es in einem Schreiben an den Etats-Minister von Jedlich vom 27. Dezember, nach welchen Gesetzen er dachte: „Wenn Soldaten was untersuchen und dazu Ordre kriegen, so gehen sie den geraden Weg und auf den Grund der Sache . . . Ihr Könnet das nur gewiß sein, daß ich einem ehrlichen Officier, der Ehre im Leibe hat, mehr glaube, als alle Eure Advocaten und Rechte.“ Und so urteilte er im gleichen Schreiben über diese Juristerei: „Das Federzeug versteht nichts.“ Eigenhändig setzte er noch hinzu: „Der Herr wird mir nichts weiß machen. Ich kenne alle Advokaten-Streiche und lasse mich nicht verblenden. Hier ist ein Exempel nötig, weil die Canaillen enorm von meinem Nahmen Mißbrauch haben, um gewaltige und unerhörte Ungerechtigkeit auszuüben. Ein Justitiarius, der Schanzen thut, muß härter als ein Straßen-Räuber bestraft werden. Denn man vertraut sich am erstern, und vor letztern kann man sich hüten.“ Und als die Juristen ihren Widerstand gegen den König nicht aufgaben, als die Akten anschwellen, als der juristische Scharffinn jede nur denkbare Begründung gegen den König aufgeboten hatte, als der Kriminal-Senat des Kammergerichts sogar das Verhalten der Räte ausdrücklich billigte und diese Billigung wieder mit einer dicken Begründung verfab — da hatte der König, sicher und unbeirrbar durch alles Gerede, nur Verachtung: „ . . . ich lasse mich nicht soppen. Wenn ihr nicht erkennen wollt, so werde ich selbst erkennen . . .“, so schrieb er das eine Mal an Jedlich, und ein anderes Mal schrieb er an den Rand: „Fiscaquereien bei den Herren, weiter nichts.“

Wie war es möglich, daß dieser große gerechte König von seinen rechtskundigen Zeitgenossen nicht verstanden wurde? Wie kam es, daß die Bauern, Arbeiter und Soldaten ihrem Alten Friesen, für den sie auf zahllosen Schlachtfeldern Leib und Leben eingesetzt hatten, brausende Ovationen darbrachten, als sein Protokoll in der Müllerfache veröffentlicht wurde — während die sog. gute Gesellschaft den abgesetzten Räten Demonstrationen veranstaltete, um sie ihres Mitgeföhls zu versichern?

Hier stießen Welten aufeinander. Auf der einen Seite stand, was nach den theoretisch unsaßbaren Gesetzen des Lebens und Erlebens im soldatischen Einjase zu Führung und Gefolgschaft zusammengeschweift war, da stand der unverbildete gesunde Instinkt des Volkes für Recht und Gerechtigkeit, und da gab es nur den Beifall. Auf die andere Seite hatte das Schicksal beordert, was noch das Mittelalter in dieser Zeit vertrat und sich, bewußt und unbewußt, hindernd auf den Weg in die Wirklichkeit, den dieser König aus der Finsternis ging, stellen mußte. Und da war allerlei beieinander: Eigennuß und Intrigue, Irrtum und Unfähigkeit, aber auch falsch geleiteter guter Wille und ehrlicher Zweifel. Da standen die beim Geruche der neuen Zeit nervös gewordenen Vertreter der mittelalterlich gewohnten Feudalität zusammen mit deutschen Männern, die das Gute wollten, aber vom Fremden intellektuell angegriffen waren, die an Charakter nicht schlecht, aber durch die

übermächtige Autorität eines fremden Denksystems gehemmt und so zu schwach geworden waren, die Autorität einer mittelalterlichen Wissenschaft gegen die Autorität des im härtesten Einsaße um Land und Ehre bewährten Königs einzutauschen.

Wir wollen uns diese römisch-rechtliche Denkweise etwas näher ansehen. Zu diesem Zwecke sei aus dem die Räte freisprechenden Bericht des kammergerichtlichen Kriminal-Senats, der die rechtliche Seite der Angelegenheit am ausführlichsten behandelt, einer der Kernpunkte herausgegriffen. Es heißt darin, daß die von Friedrich kassierten Kammergerichtsräte „aus dem gemeinen Römischen Recht“ und „mit Beifall der berühmtesten Rechtslehrer“ folgendes „als einen richtigen Rechtsfaß“ annahmen:

„daß ein jeder Eigenthümer oder Gutsherr auf seinem Grund und Boden nach Gefallen bauen und Anlagen machen, folglich auch das Wasser eines durch sein Gut strömenden Fließes nach Gefallen nutzen und anwenden könne, ohne sich an die Convenienz seiner Nachbarn zu kehren, insofern nicht Landespolizeigesetze oder Verträge und Conventionen mit Nachbarn ihm Grenzen setzen.“

Das war der Eigentumsbegriff der römischen Jurisprudenz! Jeder kann mit seinem Eigen nach Belieben schalten und walten — ja, er kann auch seine Nachbarn hierdurch beliebig schädigen und belästigen, es sei denn, ein Gesetz oder ein nachbarlicher Vertrag hindere ihn daran. Was heißt das? Es bedeutet, daß es nur insoweit Grenzsetzung für die Willkür gibt, als es gesetzliche oder vertragliche Regelung gibt — mit anderen Worten: daß es nur insoweit Recht gibt, als es ausdrücklich geregelt und in Bestimmungen gefaßt ist. Das ist tiefster Verfall! Denn damit ist alles nicht positiv geregelte menschliche Verhalten, insbesondere das Verhalten, das „nur“ vom Gewissen und Anstandsgefühl und nachbarlichen Gemeinfinn gefordert wird, grundsätzlich ungeschützt. Ohne den Paragraphen kein Recht — das ist die Folgerung. Ohne den gesetzlichen oder vertraglichen Tatbestand keine Rechtshilfe. Ehre und Gewissen und Gemeinfinn sind ohne jede unmittelbare Rechtskraft.

Denn sie sind durch keinen Kodex ersetzbar. Keine Tatbestandsammlung, kein Paragraphensystem kann an die Stelle des natürlichen Gemeinschafts- und Ehrgefühls gesetzt werden; denn das Leben ist vielfältiger, als es der fähigste spekulierende Intellekt ersinnen kann. Ehre, Recht, Moral, Weltanschauung sind Verhaltensweisen, die des Instinktes und des Herzens bedürfen und die gewöhnlich dann unsicher und außer Kraft gesetzt sind, wenn es des Nachschlagens bedarf, um ihrer gewiß zu werden. Wenn deshalb ein Denken, das sich als Rechtsdenken ausgibt, in seiner Grundhaltung den Schwerpunkt auf die — vertraglich oder gesetzlich — durch den Intellekt bewirkte Regelung legt, so zeigt es gerade dadurch seine innere Unfähigkeit, für Ehre und Gemeinfinn, diese edelsten Seiten unserer Weltanschauung, einzutreten und sie zu schützen.

Und diese Unfähigkeit ist das Kennzeichen der römischen Jurisprudenz, gegen die wir Nationalsozialisten uns ebenso empören, wie es der große Friedrich getan hat. So werden wir ebenso zum Gegner des juristischen Eigentumsbegriffes, wie es der große Friedrich war, der von dem adligen Eigentümer verlangte, daß er die nachbarliche Rücksicht zum Rechtsgesetze seines Verhaltens mache und nicht die juristisch

verbriefte Willkür. Und wir sind damit ebenso wie der große Friedrich nicht Gegner des Eigentumes, sondern Verfechter eines tieferen Eigentumsbegriffes als ihn die Jurisprudenz aufzuweisen hat. Wie wir die Eigentümlichkeit unseres Daseins darin sehen, daß es ganz und gar zum Volke gerichtet ist und aus dem Volke seinen Sinn und seine Kraft empfängt, so sehen wir die Eigentümlichkeit des Rechtsbegriffes darin, daß er sich im Einklange weiß mit der Volksordnung unserer Gegenwart und mit der Geschlechterfolge unserer Zukunft. Der Nationalsozialismus hat mit dem Erbhofe einen zum Volke hin vertieften Eigentumsbegriff geschaffen. Und weil diese Vertiefung unserer Rechtsgestaltung nur Ausdruck einer Vertiefung unserer gesamten Denkweise ist, — deshalb verstehen wir Friedrichs berechtigten Eingriff in die Kammergerichtliche Rechtsprechung heute mehr denn je. Weil wir uns zur artgemäßen Weltanschauung durchgerungen haben, begreifen wir, daß hier nicht „Kabinettsjustiz“ vorfiel, wie es vom liberalen juristischen Geschrei seit anderthalb Jahrhundert verbreitet wird, sondern daß dieser König auch in diesem Falle der erste Beauftragte des Volkswillens war. Das Kammergericht dachte freilich anders:

„War es richtig“, so führte der gelehrte Senat nach viel Kopfzerbrechen aus, „daß kein Landesgesetz und kein widriger Vertrag mit Nachbarn der natürlichen Freiheit und Befugnis des v. Gersdorff, seinen Grund und Boden nebst dem durchströmenden Fließ zu nützen, Gräben setzte, hatte er vielmehr das Dokument 1566 als einen alten nachbarlichen Vertrag vor sich, nach welchem ihm von den damaligen Besitzern von Pommerzig die Haltung, freie Nutzung und Disposition eben des jetzt quaeft. Leiches ausdrücklich zugestanden war, und befand er sich seit mehr als 200 Jahren in dem Besitz dieses landesherrlich bestätigten Rechts, so konnte ihm solches so wenig jetzt als jemals rechtlich bestritten und entzogen werden. Er gebrauchte sich nur seines Rechts, und nach den Naturrechten und den Gesetzen gilt der Rechtsfax: Wer sich seines Rechts bedient, thut Niemanden Unrecht.“

Friedrich fing sein Denken anders an: bei der Pflicht. Und wir haben durch Adolf Hitler dieses Denken gelernt und es als die uns zuinnerst gemäße Verhaltensweise erkannt. Wir sagen deshalb: Wer pflichtgemäß handelt, kann nicht unrecht handeln. Und so liegt uns von vornherein nicht das Pochen auf Berechtigungen. Und so lag auch dem großen Friedrich nicht das Pochen des v. Gersdorff auf seinen schon arg verschimmelten Vertrag aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, vor allem, weil die Existenz einer arbeitsamen Familie auf dem Spiele stand. Und da schließlich der Müller unter den veränderten Umständen, die seine Arbeitsmöglichkeiten einengten, die gleichen Lasten tragen sollte, machte der König einen biden Strich durch die Ungerechtigkeit, die sich voreilig mit seinem guten Namen geschmückt hatte.

Friedrich setzte dem juristischen Eigentume des v. Gersdorff die Grenzen des Gemeinfinnes. Der unbegrenzten Willkür des juristisch getarnten Ich legte er kraft seiner hoheitlichen Macht ein wirksames Zaumzeug an. Er erhielt einer Familie, deren Oberhaupt noch dazu treu gebienter und bewährter Soldat war, die Existenzgrundlagen. Und doch schrie die ganze rechtsgelehrte Welt um Hiesel Männer, die der König als sorgsame bedächtige Mitarbeiter schäzen

gelernt hatte, verstanden ihn nicht. Sie zitierten alte Gelehrte des römischen Rechtes und waren blind geworden für die Notwendigkeiten volksnahen Lebens.

Der König war fünf Jahre vor seinem Tode wieder allein. Riesenhaft war er in die neue deutsche Wirklichkeit volksgenössischen Lebens hineingewachsen. Und klein blieben die Gebildeten zurück. Nur von ferne jubelte das Volk.

Friedrich dem Großen blieb vor der Geschichte nichts erspart. Ein schwaches Nachfolgekönigtum bewilligte die Wiederaufnahme der Arnoldschen Sache und tat ein übriges, um das Recht wieder in Jurisprudenz und die Schuld wieder in Unschuld zu verwandeln. Bereits am 13. November 1786 berichtete der Brandenburgische, „daß der gütige König (Friedrich Wilhelm II.), der die furchtbare Größe seines Oheims wohl nie erreichen wird, aber in Güte des Charakters und Herzens und in wirklicher Beglückung seiner Untertanen ihn weit zurückläßt (!), der Witwe des unterdeß verstorbenen unglücklichen Cammergerichts-Rats . . . eine jährliche Pension bewilligt hat . . .“. Und dann schwamm die Jurisprudenz wieder oben. Das war der „Triumpf der beleidigten Gerechtigkeit“.

Er war gründlich. Das beweist der § 903 des Bürgerlichen Gesetzbuches, das am 1. Januar 1900 in Kraft trat. Er lautet: „Der Eigentümer einer Sache kann, soweit nicht das Gesetz oder Rechte Dritter entgegenstehen, mit der Sache nach Belieben verfahren und andere von jeder Einwirkung ausschließen.“ Dasselbe hatte das Kammergericht bereits am 26. Dezember 1779 gesagt: „daß ein jeder Eigentümer . . . auf seinem Grund und Boden nach Gefallen bauen und Anlagen machen . . . könne, ohne sich an die Convenienz seiner Nachbarn zu kehren, insofern nicht Landespolizeigesetze oder Verträge und Conventionen mit Nachbarn ihm Grenzen setzen.“

So war Friedrich vergangen und die Jurisprudenz verblieben.

Wilhelm Münstermann:

Weltanschauliche Gegner Preußens **Friedrichs Kampf mit Papst, Jesuiten und Juden**

Der Papst sah die Neuformung des protestantischen Preußen mit Schrecken. Mit wahrer Selbstbefriedigung klammerte er sich an die großen Staats- und Heerführer Maria Theresias. Den Feldmarschall Daun nannte er „seinen heißgeliebten Sohn in Christo“. Er beschenkte diesen Sieger von Kolin und Hochkirch mit einem von seiner Hand gesegneten Degen und Feldherrnhut. Doch der Segen war nicht von ewiger Natur. Bald war er erschöpft, und der „Rebellenblut trinkende Degen“ zerbrach bei Torgau und Burkersdorf an der heroischen Leistung des Preußentums.

Der Angriff des Papstes konnte das im eigenen Lebenskampf gewonnene Staatsverständnis Friedrichs des Großen nicht erschüttern. Der König kannte die

wahren Ziele des Papsttums. Er charakterisierte sie so: „Demütig und sanft zur Zeit der Verfolgung, aber herrschsüchtig, nachdem sie sich einmal durchgesetzt hatten, gingen sie selber zur Verfolgung über.“ Er warnte Europa vor der despotischen Welt Herrschaft der Päpste.

Wenn Friedrich der Große sich auch stets als der politische Führer des Protestantismus fühlte, so stand er doch geistig und persönlich über den „Konfessionen“. Spionage katholischer Geistlicher, von Mönchen und Jesuiten gab ihm aber Anlaß, dem Papsttum ein besonderes politisches Interesse zu widmen. In dieser Politik gegenüber dem Papsttum zeigt uns Friedrich der Große einen tiefen Grundzug nordisch-germanischer Seelenhaltung, die mit in seine politische Verantwortlichkeit hineingenommen war. Die Duldung. Völlige Neutralität des Herrschers den verschiedenen religiösen Bekenntnissen seines Volkes gegenüber und die völlige Gleichberechtigung in ihrer Behandlung seitens des Staates hielt er für den Grundsatz, danach ein Staatsmann und Herrscher handeln müsse — und er selbst handelte. Den König trieb nicht der Aufklärungsfanatismus des „Pazifisten“ Voltaire. Seine Duldung, die in dem Toleranzgedanken der Aufklärung ihren Anfang nahm, war bestimmt von der Verantwortung vor dem Staat und vor dem Volk. Sie war in dieser Erkenntnis begründet: „Nur das Volk ist auf die Dauer gerecht. Es schätzt jeden nach seinem Verdienste ein. Bisweilen fällt es übereilte Urteile, aber die Zeit führt es immer wieder zur Wahrheit zurück.“ Der König duldete sogar die Jesuiten, obwohl er sie als „die gefährlichste Gattung unter allen Mönchen“ kannte. Er duldete sie ebenso wie die übrigen Katholiken — aus innerpolitischen Gründen, gegenüber der vorwiegend katholischen Bevölkerung Schlesiens. Den politischen Grundsatz bestimmte aber das Volk. Der König schrieb: „So mag man sie dulden, solange sie das Volk will . . . sobald ein Krieg in Aussicht steht, muß man die Verdächtigsten festnehmen und sie bis zum Frieden“ auf Festung setzen.

Das Bahnbrechende dieser Leistung ist: hundert Jahre nach den religiösen Hahnkämpfen gelang es ihm, mit der Verwirklichung zu beginnen, daß die Gemeinschaft des Volkes über den Interessengemeinschaften der Konfessionen steht.

Die Gründe für die duldbare Behandlung der Jesuiten durch Friedrich den Großen sind von den politischen Einsichten her durchaus stichhaltig, verkennen jedoch den wesentlichen Charakter des Jesuitentums. Hier fehlte dem König unser heutiges umfassenderes Wissen von den internationalen Machtbestrebungen der Jesuiten. — Wesentlicher aber als alle wissende Erkenntnis bei Friedrich dem Großen festzustellen, ist die wollende Ahnung, die den König trieb: die Duldung — die der Jesuiten eingeschlossen — war bestimmt durch die geistige und seelische Wappnung des Volkes zu einer geschlossenen völkischen Gemeinschaft. Vom nationalsozialistischen Erkennen her sehen wir: Hier liegt der Anfang des Mühens und Gestaltens der deutschen Volksseele.

Diese Erkenntnisse halten ihre Vertiefungen und Rechtfertigungen durch die Stellung Friedrichs des Großen zu den Juden. Der König duldete auch den mosaischen Kult und gestattete ihm öffentliche Predigt. Den Juden aber verwarf er.

Die Abneigung gegen das Judentum war also nicht religiöser Natur. Sie äußerte sich vielmehr im Sozialpolitischen. Der Kern liegt tiefer. Natürlich waren auch hier Friedrich dem Großen unsere heutigen rassepolitischen Erkenntnisse versagt. Seine Ablehnung geschah aus einem rassistischen Urinstinkt. Friedrich der Große schrieb: „Wenn das Vaterland von uns fordern kann, unser Leben zu opfern, so darf es erst recht verlangen, daß wir ihm durch unsere Dienste nützlich werden.“ Von den Juden aber verbat er sich diesen Dienst. Nachdem er nämlich ihre wirtschaftlichen „Dienste“ an Preußen erfahren hatte, lehnte er ihre Mitarbeit im Staatsleben bedingungslos ab. Er deckte ihre krämerische Haltung des Schachers auf und mußte bald um ihr Streben, das wirtschaftliche Leben des Volkes in ihre Gewalt zu bringen. So ordnete er an, sie in ihrem Leben zu überwachen, und schon bald stellte er sie unter ein kündbares Fremdenrecht.

Aus rassistischem Selbstgefühl stellte er die Juden außerhalb der Gemeinschaft des Volkes. Den Zusammenhang der Freimaurerei mit dem Judentum hat er erst im Alter erkannt. Ein tiefer Einblick in das Logenwesen fehlte ihm, obwohl er sich im Alter von der Loge trennte und sie auch in Zeiten, in denen sie sich seines Schutzes erfreute, niemals Macht über ihn gewann. —

„Ich kenne Gott nicht, aber ich verehere ihn jeden Tag ganz aufrichtig.“

„Meine Pflicht zu tun, ist meine Gottheit.“

Friedrich der Große hatte den Mut, er selber zu sein. Ein heroischer Wille, der über Schicksal und Tod erhaben ist. Er verehrte einen Gott, den er nicht in den Kirchen fand. Einen Gott, dessen Zeugnis das Leben selber ist in seiner ganzen Härte, Wirklichkeit und Unbedingtheit. Einen Gott, der seiner Seele eingab: Ich will.

Kleine Beiträge

Eine Anekdote und ihre Anwendung

Ein blutjunger Maler hatte eine Verabredung mit der „kleinen Erzellenz“, Wolph Mengel. Der Termin der Verabredung war bereits um eine Stunde überschritten, als der junge Maler außer Atem das Zimmer des berühmten Freundes betrat. Er stammelte

Entschuldigungen und sagte, daß er unterwegs einen Zusammenstoß mit einem anderen Gefährt gehabt hätte. Mengel ging mit ausgestreckten Händen auf ihn zu und rief: „Zeigen Sie her! Zeigen Sie her!“

Der tiefe Sinn dieser Anekdote darf seine Forderung bis in unsere Zeit erheben. Mengel, der ganz in die Erlebniswelt des

Potsdams Friedrichs des Großen eingedrungen war, hat aus ihr das Friederizianische schlecht hin gestalten und schaffen können. Und zwar in solchem Maße, daß unsere Vorstellung vom Großen König, von seinem Leben, seinen Freunden usw. eins geworden ist mit den Werken eines genialen, erlebnisfähigen Malers. Die „Tafelrunde“ oder das „Flötenkonzert“ sind Werke, die jeder Deutsche kennt. Heute gerade kann uns Menzel Vorbild für jenen Typ des Malers sein, der aus einem echten Erlebnis heraus Ewiges und Eältiges schafft. Er hat Jahr um Jahr in Potsdam gearbeitet, hat sich in diese einzigartige Welt — eine Stadt nur, deren Gesicht und Charakter aber für ein ganzes Volk bestimmend wurde, eingelebt und eingefühlt. Der Genius Friedrichs des Einzigen nahm den genialen Maler in Bann.

Nun schuf Menzel aus diesem Erleben aber nicht Schlachtenbilder am laufenden Band oder malte Porträts, die irgendwo Windspiele sichtbar werden ließen. Seine Feder und sein Stift gestalteten das Alltägliche. Sie erfahnten die letzten Ausstrahlungen des königlichen Lebens. Vor diesem Leben wurde das Genie Menzel demütigt. Er hätte mit seinem Können eine neue Konzeption vom frischen Potsdam wagen dürfen. Allein, man muß seine vielen tausend Studienblätter kennen, um zu wissen, wieviel Fleiß er aufwandte, um — ausgestattet mit dem Erleben dieser Welt — sie im Sachlichen zu fassen. Die Möbel, die Geschirre, all die vielen Gegenstände der königlichen Räume hat er gezeichnet, ehe er aus ihnen das Ganze zusammensetzte. Aber eben darum, weil alles dem Tatsächlichen entsprach, fingen seine Bilder wirklich alles das ein, was wir in das frische Potsdam hineindenken. Mit dem großen Erlebnis hat sich bei Menzel der unerhörte Fleiß gepaart. Und beide erst konnten ihm den Mut eingeben, eine so gewaltige Zeit wie die des Großen Königs künstlerisch nachzugestalten.

Dieses „Zeigt her!“ Menzels wollen wir auch unseren jungen Malern zurufen. Sie

haben das unschätzbare Glück in einer großen Zeit zu leben. Aus ihr müssen sie gestalten können, wenn in ihnen das Erlebnis ist, das sich mit ihrem Künstlerium paaren kann. Der erlebnisstarke Augenblick muß dem Künstler auch heute und erst recht heute Feder und Pinsel in die Hand zwingen. Er hat es weihgott nicht nötig, nach „Motiven“ zu suchen. Dieses Suchen nämlich läßt immer und immer wieder Dorfidsylle und Bauernhöfe, Wälder, Wiesen und blonde Köpfe entstehen. Das sind „Gemälde“, die vor hundert Jahren ebenso gut oder schlecht wie heute gemalt sein können.

Ein Epitaph gab dem Biedermeiertum Gestalt im Bilde — ein Lenbach war der Maler des Bismarckschen Reiches. Eine Reihe guter Maler gaben dem Krieg und der nachfolgenden Zeit der Gärung bildmäßigen Ausdruck. Wo aber sind die Maler, die auch nur den Versuch wagen, die Größe unserer Zeit künstlerisch zu gestalten? In den ersten beiden Jahren nach der deutschen Revolution kam eine Flut von Konjunkturerzeugnissen. Führerbilder ersprossen in einer Massenproduktion und Silhouetten, die im aufgehenden Morgenrot die Embleme des Dritten Reiches stolz zeigten. Wir wehrten uns aus Anstandsgefühl und aus Verantwortung vor deutscher Kunst vor diesen Machwerken. Wir können aber nicht glauben, daß die Posaunen, die gegen den Ritsch aufriefen, auch die Künstler erschreckt haben könnten.

Damit ist nichts getan, daß sich unsere jungen Maler darauf berufen, sie schafften aus dem Erlebnis, um mit solcher Behauptung weiterhin ausschließlich Feld — Wald und Wiesen — Prachtschinken und Stilleben (gegen die an sich nichts gesagt sein soll) anzubieten.

Erlebnis, Können und Mut müssen den Künstler adeln. Wir wissen, daß alle drei Tugenden des Künstlers in manchen unserer jungen Kameraden steden. Sie müssen sich jener im Innersten bewußt werden. Dann

werden sie mit ihren Mitteln an dieser Zeit mitgestalten können und wenn ein Menzel ruft: Zeigt her!, dann werden sie stolz auf ihr Werk weisen können. W. U.

Königliche Worte an preussische Generale

Der Zweite Schlessische Krieg war siegreich beendet; aber schon bald nach seiner Rückkehr vom Felde traten bei Friedrich zum ersten Male Gicht und andere körperliche Beschwerden auf, die ihn lebenslänglich plagten, und am 13. Februar 1747 erlitt der erst 35jährige einen leichten Schlaganfall. Mit ungeheuerem Pflichtgefühl aber raffte der König sich auf und schrieb, häufig von Fieberanfällen unterbrochen, aus verantwortungsbewußter Sorge für den Fortbestand der Stärke Preußens, sein militärisches Testament, die „Instruktion“, als „Unterweisung für die Generale, die preussische Detachements, Flügel, zweite Treffen und Armeen führen“. Wieder gefunden, arbeitete er 1748 die Schrift zu den „Generalprinzipien des Krieges“ um, die er dem Thronfolger und 1753 seinen Generalen zu deren Erziehung übergab.

Die von Richard Fester besorgte Neuausgabe der Instruktion erscheint in dem Verlage E. S. Mittler & Sohn zum 17. August mit der Widmung: „Dem Schöpfer der neuen Deutschen Wehrmacht Adolf Hitler am 150. Todestage Friedrichs des Großen gewidmet vom Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands.“ Denn die neue Veröffentlichung der Schrift ist, wie Dr. Walter Frank in seinem Vorwort sagt, „ein Bekenntnis zum Führertum der großen, schöpferischen Persönlichkeit — zum Führertum, das wir grüßen in jenem König, der vor einhundertundfünfzig Jahren die Augen schloß — und in jenem Kanzler, der unser Volk aus der Niederung der Erbärmlichkeit wieder hinausgeführt hat auf die Höhe neuer Größe.“

War die Schrift des Königs seinerzeit nur auf die Erziehung eines kleinen Kreises auserwählter Offiziere beschränkt, so wendet sie sich heute, wie der Herausgeber ausführt, als nationalpädagogische Anregung und Mahnung an die ganze wiederauferstandene deutsche Nation, der die Aufrichtung der neuen Wehrmacht zur Lebensaufgabe geworden ist.

Wohl sind manche Beispiele in der Instruktion zeitgebunden, überall aber finden wir bereits die großen Gedankengänge des Königs, hier zum ersten Male und noch ungefeilt, in voller Ursprünglichkeit aufgeführt, die für die weitere Entwicklung des preussischen Geistes leitend waren und deren Richtigkeit zwei Jahrhunderte preussisch-deutscher Kriegsgeschichte bewiesen haben.

Es ist bezeichnend, daß Friedrich seine Instruktion mit der Forderung zur Sicherung fester Manneszucht beginnt, und daß es die Erfüllung seines Testaments bedeutet, „daß unser Führer die einzige verläßliche Bürgschaft unerschütterlicher Disziplin der neuen deutschen Wehrmacht in der Disziplinierung des ganzen deutschen Volkes gesucht und gefunden hat.“

In den zahlreichen Kapiteln, die nebeneinander aus der französischen, Friedrich geläufigeren, Originalfassung und der deutschen Uebersetzung bestehen, befinden sich viele Richtlinien, die nicht nur für die Soldaten, sondern für den kämpferischen Deutschen schlechthin maßgebend sind. Wir haben erfahren, daß ihre teilweise Nichtbeachtung sich bei uns bitter gerächt hat:

„Die größte Stärke der preussischen Armee ist jene strenge, durch lange Übung zur Gewohnheit gewordene Zucht, pünktlicher Gehorsam und Tapferkeit der Truppen . . . Der Gehorsam der Offiziere und die Unterordnung ist so streng, . . . daß man niemals verzweifelt. . . Die Preußen sind ihren Feinden an Ausdauer überlegen.“

„Um Feldzugspläne machen zu können, muß man seine Feinde kennen, . . . muß

wissen, was man von seinen Freunden zu erwarten hat, welche Hilfsmittel man selbst besitzt" . . . Man muß „an die Verpflegung denken. Ohne sie ist keine Armee tapfer. Mit den Menschen wird man durch Hunger eher fertig, als mit Tapferkeit“.

Ein General soll, schrieb der König, nicht so sehr an das denken, was er zu tun gedenkt, als vielmehr daran, was sein Gegner tun wird“. Friedrich verlangt von ihm, „daß er niemals diesen Gegner unterschätzen soll. Man muß gegen sich selbst aufrichtig sein; denn es ist gefährlich, sich zu schmeicheln“.

„Haltet Eure Kräfte beisammen“, rät Friedrich seinen Offizieren. „Kleine Geister möchten alles erhalten, Kluge behalten die Hauptsache im Auge . . . Wer das beste Augenmaß besitzt, gewahrt auf den ersten Blick die schwache Stelle des Gegners und greift ihn dort an. . . Die Stärke der Preußen liegt im Angriff . . . im allgemeinen zwingt der zuerst angriffslustige von beiden Heerführern seinen Gegner fast immer zur Defensiv und zur Abhängigkeit von seinen Bewegungen. Alles, was dem Feinde unerwartet ist, gelingt am besten . . . weil der Angreifer kühner ist, als der Verteidiger. . . Man muß sich also schlagen, aber im richtigen Augenblick und unter Wahrung aller Vorteile.“

Scharf wendet der König sich gegen falsche Vertrauensseligkeit: „Das Mißtrauen ist die Mutter der Sicherheit. Nur die Narren trauen ihren Feinden, der Kluge traut ihnen nie. . . Ein General muß sich verstellen . . . die Kunst seine Gedanken zu verbergen . . . immer mißtrauisch . . . stets darauf aus, den Gegner zu täuschen und auf der Hut, daß er nicht selbst überlistet wird.“

Wie völlig modern, weil auf wahrer Menschenkenntnis beruhend, Friedrich der Große denkt, zeigen seine Schlußbetrachtungen: „Unsere Armee ist deshalb so diszipliniert, daß sie schneller handelt, als die anderen. . . Je rascher eine Schlacht ent-

schieden ist, desto weniger Leute verliert man.“ Den Angriff der Kavallerie glaubt er „lebhaft und geschlossen gestalten zu müssen“, denn es „soll diese starke Bewegung den Feigling mit dem Tapferen mitreißen. . . Die Infanterie rückt im Geschwindigkeitsschritt, aber in Ordnung vor. Ich will nicht, daß sie feuert. Ihre Haltung wird den Gegner schlagen. . .“

Immer steht im Mittelpunkt der königlichen Instruktionen die Moral des Kämpfers und manche vergangene Epoche wird klarer und verständlicher, wenn wir Friedrichs Worte in die Gesetzmäßigkeit der Geschichte übersehen: „Eine Schlacht wird weniger durch Menschenverlust als durch Entmutigung verloren. Ich flehe zum Himmel, daß die Preußen nie zu einem solchen Rückzug gezwungen werden!“

P.-S. R.

„Rechtfertheits meines politischen Verhaltens“

Friedrich der Große schreibt im Juli 1757: „Fast stets wird behauptet, die Könige schuldeten Gott allein Rechenschaft für ihr Handeln. Das ist aber nur im Sinne ihrer unbeschränkten Machtvollkommenheit zu verstehen. Kein anderer Fürst kann sie für ihre Handlungen verantwortlich machen; die Stände haben kein Recht, sie über die Gründe ihrer Entschlüsse zu befragen. Gleichwohl vergibt ein guter Fürst seiner Würde nichts, ja er folgt nur seine Pflicht, wenn er sein Volk, dessen Haupt oder erster Diener er nur ist, über die Gründe aufklärt, die ihn mehr zu dem einen als zu dem andern Entschlusse bewogen haben. Was mich betrifft, der ich Gott sei Dank weder den Hochmut des Gebieters noch den unerträglichen Dünkel der Königswürde besitze, so trage ich keinerlei Bedenken, dem Volke, zu dessen Herrschaft mich der Zufall der Geburt gemacht hat, Rechenschaft über mein Verhalten abzulegen. Meine Absichten waren lauter, meine Pläne bezweckten nichts, als

die Ruhe und den Frieden des Staates zu sichern. Mein Gewissen ist so rein, daß ich mich nicht scheue, meine Gedanken laut auszusprechen und die geheimsten Triebfedern meiner Seele offen darzuliegen.“

Ein Bildwerk über Friedrich II.

Zum rechten Zeitpunkt erscheint die kleine Schrift Siegfried Eberhards „Friedrich der Große“. (Verlag Der Eiserne Hammer, Karl Robert Langewiesche, Königstein i. Taunus.)

Das kleine, auf Kunstdruckpapier zusammengestellte Bildwerk, das mit leicht-

verständlichen, das Wesentliche herausarbeitenden Text ausgestattet ist, sei dem empfohlen, der mit geringem Kostenaufwand ein wertvolles Werk über die Persönlichkeit des großen Königs sein eigen nennen will. Je eine Bild- und eine Textseite lösen sich ab. Nur zeitgenössische Bildwerke hat Eberhard hier gesammelt, um seine Arbeit auch dem Historiker, Kunst- und Bücherfreund wertvoll werden zu lassen. Die schönsten Gemälde von Antoine Pesne, von v. Knobelsdorff, Georg Liefenius, Dorothea Herbusch, Anton Graff, die zeitgenössische Marmorbüste und Bronzestatue von Gottfried Schadow enthält das schmale Buch. Wir wünschen ihm einen breiten Weg ins Volk.

Hinweis

Die Kunstdruckbeilage zeigt drei zeitgenössische Bilder Friedrichs des Großen. Georg Wenzeslaus von Knobelsdorff (1699 bis 1753) hat den König, dessen Freund er war, als jungen Herrscher gemalt. Das Gemälde atmet noch ganz die Grazie der Rheinsberger Welt. Im Auftrage Friedrichs baute Knobelsdorff später die Goldene Galerie am Schloß Charlottenburg, das Stadtschloß in Potsdam und Schloß Sanssouci. Sein schönstes Werk im Zentrum Berlins ist das Opernhaus. — Das Portrait von Johann Georg Liefenius entstand um 1750. Es zeigt den König, der bereits die

Sorgen und Mühsale des ersten schlesischen Krieges bestanden hat. — Das wunderbare Aquarell Jakob Alsmus Carlens (1754 bis 1798) ist nur sehr selten veröffentlicht worden. Es stellt die Schlacht bei Rossbach dar. Wir sehen Friedrich mit seinen Generälen Plüthen und Seydlitz. Als wahrscheinlicher Zeitpunkt der Entstehung des Aquarells wird das Jahr 1791 angegeben. — Die erste Seite der Kunstdruckbeilage zeigt eine Federzeichnung der kleinen Erzherzogin Adolph von Menzel. So wie er im zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts Potsdam und seinen König erlebte, so ist sein Bild in das Bewußtsein aller Deutschen eingegangen.

Hauptredakteur und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Günter Kaufmann. Stellvertreter: Wilhelm Utermann. Anschrift: „Wille und Macht“, Reichsjugendführung, Berlin NW 40, Kronprinzenufer 10. Tel. D 2 5841. Verlag: Deutscher Jugendverlag G. m. b. H., Berlin W 36, Lüchowstr. 66, Tel. B 2 Köpen 9006. — Verantw. für den Anzeigenteil: Kurt Otto Arndt, Berlin. — D. A. II. Bl. 36: 14 850, Bl. Nr. 5. — Druck: Theodor Abb Buchdruckeret, Berlin SW 68. „Wille und Macht“ ist zu beziehen durch den Deutschen Jugendverlag oder jede deutsche Buchhandlung sowie durch die Post. Postbezug vierteljährlich RM. 1,80 zuzügl. Bestellgebühr. Bei Bestellung von 1 bis 3 einzelnen Nummern bitte den Betrag in Briefmarken beizulegen, da Nachnahmezahlung zu teuer ist und diese Bestellung sonst nicht erledigt werden kann. Massenbezug durch den Verlag laut besonderen Bezugsbedingungen.



Sportler

stärkt Euch

durch

Knorr Suppen

Left und verbreitet

„Wille und Macht!“



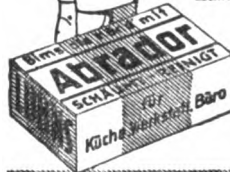
F. Hoffstätter, Bonn
Email-Abzeichen, Medaillen für Sportfeste
Plaketten für Aufmärsche, Gedenkfeiern usw.
Fernruf 2110, Postfach 85
Vertragslieferant der RZM. Nr. 15

Mutter soll die Hände nicht sehen?



Zu verbergen hat er eigentlich nichts. Nur... bei Sport und Spiel gibt's eben schmutzige Ploten und auch schmutzige Knie. Einsichtsvoße Mütter schimpfen nicht, denn alles wird doch so schnell u. gründlich wieder sauber durch Abrador.

Mütter und Vater brauchen für ihre Hände auch Abrador. Man wäscht damit herunter Die Spuren der Haushaltsarbeit, Oel, Schmiere, Nikotinflecken, Erdschmutz, Harz, Tinte, Farbe.



Abrador
kostet 20 Pfg.,
ist also nicht teurer als gute Toilette-Seife!

LUHNS Seifen- & Glycerin-Fabriken-Ges. 1869 - Wuppertal (Rheinland)

Soeben erschien:

Hans Christoph Raergel

Einer unter Millionen

Roman

Hans Christoph Raergel schrieb mit diesem Amerika-Roman sein erlebnis-
trächtiges Buch. Vor dem Hintergrund der Wollenträger New Yorks, inmitten
einer pausenlos abrollenden, meisterhaft geführten Handlung, die alle Höhen
und Tiefen des Erlebens durchläuft, eingehüllt in die Erzählung einer Liebe,
die zu den innigsten und partesten unserer Dichtung gehört, entwickelt sich um
Martin Winded ein deutsches Schicksal, wie es Tausenden und aber Tausenden
widerfuhr. Zwar schlägt sich Winded drüben leidlich durchs Leben: heute
Eisbiter, morgen Totengräber, dann Stalkunge und Milchtaucher. Aber er wird
nicht glücklich dabei. Denn erst jetzt, erst hier im fremden Land, im Strom des
Weltstadt fühlt er, wie tief er Deutschland liebt, und daß er sich nie von ihm
lösen kann, um Amerikaner zu werden.

Dappband RM. 3,60 / Ganzleinen RM. 4,80

Zeitgeschichte

Verlag und Vertriebs-Gesellschaft m. b. H., Berlin W 35



Der Braune Buch-Ring

Die Buchgemeinschaft unserer Zeit

Die im Braunen Buch-Ring zusammengeschlossenen Männer und Frauen sehen im Buch das wirksamste Mittel, die nationalsozialistische Weltanschauung zu vertiefen und das wiedergewonnene deutsche Lebensgefühl zu stärken.

Der Braune Buch-Ring bringt grundsätzlich nur Erstveröffentlichungen, also keine Nachdrucke und keine Neuauflagen bereits erschienener Werke, und unterscheidet sich dadurch von allen anderen deutschen Buchgemeinschaften.

Der Braune Buch-Ring zählt Zehntausende deutscher Volksgenossen aller Stände und Berufe zu seinen Mitgliedern.

Der Braune Buch-Ring liefert für den geringen Monatsbeitrag von nur 1,15 RM. jährlich 4 umfangreiche, wertvolle Bücher sowie 24 Hefte der reich bebilderten Zeitschrift „Der Braune Reiter“.

Der Braune Buch-Ring nimmt zu jeder Zeit neue Mitglieder auf. Ein Eintrittsgeld wird nicht erhoben.

Auch Ihr Buchhändler besorgt Ihre Anmeldung.

An den Braunen Buch-Ring
Berlin W 35, Lützowstraße 66

Ich bitte um kostenlose und unverbindliche Zusendung von Druckschriften.

Name:

Beruf:

Ort und Tag:

Straße:

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend



Aus dem Inhalt:

v. Meyenn / Die politische Feier

Kaufmann / Der Auftrag an Wehrpflichtige und Wehrmacht

Gespräche mit französischen Volksfrontministern

Menzel / Der frohe Gott der Völker — Utermann / Der Anfang zu neuem Theater —
Des Seidenfadens Mönchsbrevier — „O du mein heiß Verlangen . . .“

Inhalt

Die politische Feier	Hans-Werner v. Meyen
Der frohe Gott der Völker	Serybert Menzel
Der große Auftrag	Günter Kaufmann
Der Anfang zu neuem Theater	Wilhelm Utermann

Außenpolitische Notizen:

Gespräche mit französischen Volksfrontministern

Kleine Beiträge:

Des Seidenfadens Mönchsbrief

„O du mein heiß Verlangen . . .“

Bildbeilage: Die politische Feier

(Aufnahmen: Reichsbildstelle der SS, Föschag, Leitner, Borchmann)

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

Jahrgang 4

Berlin, 1. September 1936

Heft 17

Hans-Werner von Meyenn:

Die politische Feier

Die vor einiger Zeit ergangenen offiziellen Anordnungen über die Verwendung von Sprechhören hat die Aussprache über die Fei ergestaltung von neuem in Fluß gebracht. Und nachdem die verschiedenen Gliederungen der Bewegung sich alle, jede in ihrer Weise, in der vorangegangenen Zeit mehr oder weniger nachdrücklich der praktischen Arbeit der Fei ergestaltung hingegeben hatten, durfte man jetzt mit Fug und Recht erwarten, daß die Aussprache über die Fei ergestaltung sich nunmehr einmal auf das Inhaltliche, auf den weltanschaulichen Hintergrund und die allein dadurch bedingte Gestaltung erstrecken würde, nicht aber wiederum im rein Formalen und Äußerlichen stecken bleiben würde.

Um so erstaunter ist man, aus den verschiedenen Stimmen zu den Anordnungen über die Verwendung der Sprechhöre entnehmen zu müssen, daß daraus der Schluß gezogen wird, es sei nun mit der Fei ergestaltung überhaupt vorläufig vorbei, oder aber man müsse sich auf das hin und wieder von Musik unterbrochene Vorsprechen von Gedichten beschränken. Daß beides ein grundsätzlicher Irrtum und auch eine Fehldeutung der offiziellen Anordnung über die Verwendung von Sprechhören ist, leuchtet jedem ein, der praktisch an der Fei ergestaltung der Formationen mitgewirkt hat. Aus dieser Einsicht in die praktischen Notwendigkeiten und Möglichkeiten einer Fei ergestaltung heraus ist als eine der ganz wenigen wirklich beachtenswerten und den Grund der Sache berührenden Stimmen der Auffaß von Obergebietsführer Cerff in Heft 6 der „Spielschar“ zu verstehen. Denn obwohl hier noch der Sinn des Sprechchors als „nichts anderes als der natürliche Ausdruck der Gemeinschaft“ bezeichnet wird, wird dieser natürliche Ausdruck doch „abgeleitet von dem Bekenntnis zum Volk und zur Gemeinschaft“. Damit ist ganz klar zum Ausdruck gebracht, und das ist das Bemerkenswerte an diesen Ausführungen,

daß die bisherige Form des Sprechchors dadurch zur Unmöglichkeit wurde, daß sie eben einfach ein mehr oder weniger begründetes gemeinsames Sprechen der zur Aufführung einer Dichtung zusammengeschlossenen Mannschaft war. Denn ein ‚Bekennnis‘ ist ja eben nicht etwas, was auf- oder vorgeführt werden könnte und daher auch nicht nur eine Angelegenheit der eine Dichtung aufführenden und vortragenden Mannschaft, sondern es muß, wenn man den Sinn dieses Wortes überhaupt beibehalten will, eben das Bekennnis aller Anwesenden sein und daher, soweit irgend möglich, der zwar geregelten und geordneten aber doch immer noch freiwilligen Zustimmung der Anwesenden überlassen bleiben. Ein Bekennnis läßt sich nicht ‚einüben‘ und nicht ‚einstudieren‘, es muß immer, wenn es echt und wahr sein soll, den Charakter des Spontanen behalten. Urbild dieses Bekennnisses ist das am Schluß jeder öffentlichen Versammlung ausgebrachte „Sieg Heil!“ auf den Führer. Dieses ist wirklich als spontanes ‚Bekennnis‘ entstanden, zur Tradition geworden, ohne ‚Formalität‘ zu werden, und braucht niemals geübt zu werden, weil es natürlich bedingt ist und daher von selber ‚in Ordnung geht!‘.

Daß dieses aber auch im Bereich der Feiergegestaltung nicht etwa nur eine blasse Theorie, sondern eine stets mit größtem Erfolg und nachhaltiger Wirkung erprobte und bewährte Möglichkeit ist, beweisen die vielen öffentlich veranstalteten Morgenfeiern, die mit der HJ, der SA und den Werkchoren der Deutschen Arbeitsfront, in Sonderheit aber mit dem Reichsarbeitsdienst in allen Gauen des Reiches unter Hilfestellung des Rundfunks veranstaltet wurden. Es ist daher besonders begrüßenswert, daß der oben zitierte Aufsatz sich ebenso zu dieser praktisch bewährten Möglichkeit bekennt und damit einer Entwicklung Vorschub leistet, die nicht von der Theorie, sondern von der Praxis her ihren Ausgang genommen hat.

Das mag all denen zunächst nicht einleuchten, die den Sprechchor nur im Zusammenhang einer Dichtung oder als Ausdruck einer politisch propagandistischen Meinungsäußerung gesehen haben. Denn diese zwei Formen des Sprechchors gibt es nur:

Einmal die dichterische und ästhetisch wirkende und bestimmte Form des Chores, der seine Vorbilder in der griechischen Tragödie und etwa in Schillers ‚Braut von Messina‘ hat, oder aber die Form der Sprechchor-Propaganda, die besonders in den Jahren des nationalsozialistischen Freiheitskampfes ihren lebendigen und nachhaltigen Ausdruck gefunden hat. Im ersteren Falle steht der Sprechchor im Dienste der durch die Dichtung und die ästhetische Wirkung bestimmten Gesetze und muß ebenso wie der Einzelsprecher, der eine Dichtung zur Wirkung bringen soll, von geschulten und eigens zu diesem Zwecke geübten Kräften zum Leben erweckt werden. Im zweiten Falle ist der Sprechchor lediglich eine Verstärkung der einzelnen menschlichen Stimme, um einer kurzen und knappen propagandistischen Parole den nötigen Widerhall zu verschaffen. Auch dieser Chor muß eingeübt werden, er ist allerdings nicht gebunden an irgendwelche ästhetischen oder künstlerischen Ausdrucksfähigkeiten der einzelnen Sprecher, sondern hauptsächlich an die klare, knappe und möglichst laute

Aussprache der Einzelnen. Im ersteren Fall ist der Sprechchor ein künstlerisches Ausdrucksmittel an der Grenze von Wort und Musik, im zweiten Fall ist er lediglich eine durch den Straßenkampf bedingte propagandistische Zweckmäßigkeitsercheinung. Beide und jeweils nur in ihrem eigenen Gebiet berechtigten und anwendbaren Formen des Sprechchors haben aber ganz und gar nichts zu tun mit dem gemeinsam gesprochenen Bekenntnis, das erstens nicht Dichtung, zweitens nicht Propaganda und drittens nicht einzustudieren ist. Daher ist es auch nicht richtig, in diesem Falle überhaupt noch von Sprechchor zu reden und von Sprechchören überhaupt noch im Zusammenhang mit dem zu sprechen, was wir unter der ‚Politischen Feier‘ verstehen.

*

Es ist gebräuchlich geworden, daß man im Zusammenhang mit der Fei-
gestaltung von ‚Kantaten‘, von Dichtung und ähnlichen Dingen redet, ohne sich dabei
klarzumachen, daß eine Dichtung zwar dem einmaligen künstlerisch empfundenen Er-
lebnis des Dichters seinen Ursprung verdankt und mittels der künstlerischen Ge-
staltung auch die zum Anhören dieser Dichtung versammelte Zuhörerschaft ergreifen,
niemals aber die lebendige und wirkliche Beteiligung der anwesenden Fei-
ergemeinde erreichen kann, es sei denn durch Beifallsäußerung, die aber gerade ein völlig feier-
fremdes Element ist.

Die Bezirke der Kunst und der Feier sind ihrer Substanz nach verschieden.
Daher kann auch eine Kantate oder Dichtung immer nur die Umrahmung oder aber
das festliche Vor- bzw. Nachspiel einer aus irgendeinem Anlaß veranstalteten Feier
sein, nicht aber selber in sich schon das sein, was wir unter ‚Feier‘ verstehen müssen.
Abgesehen davon, daß die Wort-Kantate unserer Zeit überhaupt nur noch im über-
tragenen Sinne etwas mit der überlieferten Form der Kantate zu tun hat, die
hauptsächlich auf das Musikalische gestellt war, muß man sich noch dessen bewußt
sein, daß auch früher die Kantate, etwa die Bach'sche Kantate, nur zur be-
sonderen ‚Aus schmückung‘ der kirchlichen Gottesdienste diente, nicht aber
für sich selbst etwa statt des Gottesdienstes existierte. Erst einer späteren und für
diese Dinge verständnislosen Zeit blieb es vorbehalten, vielleicht gar unter dem
Namen eines ‚Kirchenkonzertes‘, etwa Bach'sche Kantaten als eine Konzertdarbietung
aufzuführen. Uebrigens hat es schon zu Zeiten Bachs, ebenso wie in den folgenden
Jahren nicht an Stimmen gefehlt, die die Kantate überhaupt als einen Fremdkörper
in der geschlossenen Ordnung des kirchlichen Gottesdienstes ansahen.

Über an diese von der eigentlichen organisch bedingten Grundordnung der kirch-
lichen Gottesdienste schon losgelösten und nur noch als ‚Konzertstück‘ existierenden
Kantaten haben sich dann leider auch viele unserer gegenwärtigen Wort-Kantaten
angelehnt, die dann als Dichtung erscheinen und jeweils zu einem beliebigen Zweck
‚dargeboten‘ werden können. Diese Kantaten aber sind ihrer Anlage
nach auch meist schon so gestaltet, daß sie eben als dichterische
und künstlerische Formen gewertet werden müssen, nicht aber
als eine feierliche Handlung, in der irgendein weltanschauliches Thema

oder ein politischer Anruf die versammelte Gemeinde von neuem auf die Grundelemente der völkischen Gemeinschaft verpflichtet. In dieser Richtung bewegt sich als eine der wenigen in dieser Art angelegten Dichtungen wenigstens in den Hauptteilen die leider noch nicht genügend beachtete Jungbannsfahnenweihe auf der Marienburg „Die Verpflichtung“*) von Eberhard Wolfgang Moeller, in der die versammelte Mannschaft auf die Worte und den Anruf des Einzelsprechers wirklich als eigenständiges Element selbständig und gemeinsam antwortet, in der also eine Handlung dargestellt wird zwischen dem Einzelnen und der Mannschaft. Das aber muß auch das Vorbild und die Grundlage einer Feierordnung überhaupt sein. Denn auch die politische Feier ist gebunden an die ewig gültigen und ewig wirksamen Gesetze der liturgischen Ordnung, die einer völlig anderen Sphäre angehören als die Gesetze der künstlerischen Aesthetik. Welches aber sind nun diese Gesetze und die Ordnungsbegriffe einer solchen politischen Feier und worin unterscheiden sie sich grundsätzlich von allen anderen Formen der kirchlichen oder auch der — wie man sagt — ‚bürgerlichen‘ Feier des vergangenen Jahrhunderts?

Der Gedanke der ‚politischen Feier‘ konnte erst in dem Augenblick entstehen, als die ‚Politik‘ erlöst war aus dem Bereich der diplomatischen Intrigen, der parlamentarischen Interessen und der Beherrschung bestimmter faktischer Kniffe und Praktiken, d. h. also in dem Moment, als Politik wieder die einheitliche Ordnung und Ausrichtung aller Gebiete des menschlichen Lebens unter dem Blickpunkt einer alles umfassenden Weltanschauung wurde.

Es ist daher auch einleuchtend, daß zur Zeit der Verhaftung der Politik an den Bannkreis der parlamentarischen Interessenkämpfe kein vernünftiger Mensch auf den Gedanken verfiel, diese angeblich ‚politischen‘ Zustände, die der Umwelt und dem Leben unseres Volkes nur Leid und Unglück brachten, nun auch noch in einer feierlichen Handlung besonders zu verherrlichen.

Wenn aber Politik wieder ausgerichtet ist an einer auch das gesamte seelische und geistige Leben des Volkes ergreifenden und neu bestimmenden Weltanschauung und damit auch die einzelnen Bereiche der täglichen und kleinsten Sorgen des menschlichen Lebens neu ausgerichtet und bestimmt sind, dann wird diese Politik wieder zu einem alles umfassenden Element des völkischen Lebens und die die Politik ausrichtende Weltanschauung ist dann nicht mehr eine Angelegenheit philosophischer oder theoretischer Erkenntnis, sondern eine jeden einzelnen bis in die kleinsten Lebensäußerungen berührende Notwendigkeit. Auf dieses Element des völkischen Lebens sich zu besinnen und die Forderung der politischen Weltanschauung auf die einzelnen Erfordernisse und die Bereiche des menschlichen Lebens anzuwenden, muß aber das dringende Anliegen sowohl der Gemeinschaft des Volkes, als auch des einzelnen Menschen sein. Diese Besinnung auf die Grundlagen unserer Existenz, in der wir gewissermaßen vor der Forderung der ewig gültigen Gesetze und vor dem Angesicht und dem Anruf des Ewigen stehen, ist aber eine Angelegenheit, die nicht all-

*) Theaterverlag Langen-Müller, Berlin.

täglich und — falls dies sogar öffentlich, also gewissermaßen angeichts der Gesamtheit des Volkes geschieht — nicht in den üblichen Formen einer Versammlungsrede oder gar mit den Worten einer nüchternen Zwiesprache vor sich gehen kann. Inhalt und Absicht bestimmen auch die Form. Und ein feierlicher und ernsthafter Anlaß muß auch feierliche, und wenn man so will, sakrale, d. h. ehrfürchtige Formen finden. Nicht um zu entlehnen, oder gar einen ‚Ersatz‘ mit den gleichen Mitteln und auf der gleichen Ebene zu schaffen, sondern nur um form-geschichtliche Zeugen zu haben, sollen die seit Jahrhunderten und Jahrtausenden überlieferten und in ihrer psychologischen Wirkung bewährten Formen des kirchlichen Gottesdienstes hier einmal verglichen werden mit den zwar verwässerten aber den Grundgesetzen einer solchen Feierordnung doch noch irgendwie hörigen Formen der ‚bürgerlichen‘ Feier des vorigen Jahrhunderts und den Notwendigkeiten für die Gestaltung einer politischen Feier der Gegenwart und Zukunft.

Die Ordnung des kirchlichen Gottesdienstes ist über alle Veränderungen durch Geschichte und dogmatische Entwicklung hinaus von dem einen christlichen Grundgedanken bestimmt, daß der Mensch ein Sünder ist und der Erlösung bedarf, die ihm im Glauben an Christus zuteil wird. Diesen Mittelpunkt des christlichen Glaubens in jedem kirchlichen Gottesdienst von neuem herauszustellen und auf die einzelnen Gebiete des menschlichen Lebens und Strebens anzuwenden und immer von neuem einen Hinweis zu geben auf die im Glauben an Christus verkündete und erschienene Erlösung ist der Grundgedanke der kirchlichen Ordnung. Daher steht auch, ganz gleich welches Thema den einzelnen Gottesdienst jeweils bestimmt, am Anfang der gottesdienstlichen Handlung immer das Sündenbekenntnis der versammelten Gemeinde, im Mittelpunkt Verkündigung, Auslegung und Anwendung des Schriftwortes und als Abschluß und Krönung des Gottesdienstes erfolgt jedesmal das gemeinsame Gebet und der Segen als erneutes feierliches Bekenntnis und segnende Bestätigung der dadurch im Glauben erneuerten Gemeinschaft. Das ist mit kurzen Worten der Grundaufbau eines christlichen Gottesdienstes.

Man sieht also daran deutlich, daß im Anfang der Gottesdienstordnung, in dem Sündenbekenntnis der Mensch sich ‚als Sünder‘ selber als außerhalb der Gemeinschaft der ‚Erlösten‘ befindlich bekennt — und zwar immer mit denselben, seit Jahrhunderten festgelegten Worten — daß dann mit der Verlesung, Deutung und Anwendung des Schriftwortes der Anruf an diesen ‚sündigen‘ Menschen ergeht und damit der bisher Außenstehende zur Aufnahme in die Gemeinschaft der ‚im Glauben Erlösten‘ gerufen wird. Der ‚Erfolg‘ und der Schluß dieser Feier ist dann das in Gebet und Segen vollzogene und bestätigte Bekenntnis zu dem Herrn und Glauben der Kirche.

Bei dieser Gelegenheit muß auch einmal darüber gesprochen werden, was es denn eigentlich mit der ‚Liturgie‘, mit der ‚liturgischen‘ Ordnung auf sich hat, von der heute bei den Ausprüchen über Feiergusaltung so viel gesprochen wird und zwar in einem Zusammenhang, die manchmal Zweifel darüber entstehen läßt, ob man sich denn wirklich darüber klar ist, was mit diesem Worte gemeint ist. — Der

‚Liturge‘ ist nach antiker Ueberlieferung der Bürger, der für den Staat, d. h. also für das Gemeinwesen stellvertretend einen öffentlichen Dienst persönlich übernommen hat. Dies ist dann übertragen auf die kultische und kirchliche Feier nun einfach zu einer Bezeichnung geworden für den Träger der kultischen Handlung. Wo daher der Liturge innerhalb des Gottesdienstes oder einer feierlichen Handlung spricht, spricht er nicht für sich, sondern stellvertretend für alle. Und die liturgische Ordnung ist dann diejenige Ordnung, durch die bestimmt wird, durch wen und in welcher Weise die Elemente der feierlichen Handlung stellvertretend wahrgenommen werden. — Wenn man also meint, daß etwa der Sprechchor ein Element der ‚liturgischen‘ Ordnung sein könnte, so geht aus dieser Erklärung deutlich hervor, daß dies ein Irrtum ist, denn die liturgische Ordnung beruht ja gerade auf dem Gedanken der Stellvertretung durch den einzelnen Sprecher, den ‚Liturgen‘, und die Gemeinschaft äußert sich nur in kurzen Worten des Anrufens und des Bekenntnisses, oder aber in der natürlichsten Form der Gemeinschaftsäußerung, im Lied. Jeder, der sich mit diesen Dingen einmal unvoreingenommen beschäftigt, wird erkennen, daß dies keineswegs dogmatisch oder gar konfessionell bestimmte Formen sind, sondern einfach eine Ordnung, die auf Grund psychologischer Erkenntnisse und Erwägungen entstanden ist.

Die sogenannte ‚bürgerliche Feier‘ des vorigen Jahrhunderts ist natürlich nur noch ein ungeheuer verzerrtes und verwischtes Schattenbild dieser kirchlichen Ordnung und zwar einfach deswegen, weil dieses Jahrhundert und gerade das kapitalistische und liberale Bildungsbürgertum, das diesem Jahrhundert das Gepräge gab, keinen einheitlichen weltanschaulichen oder auch religiösen Zusammenhang mehr hatte, der ihm das Verständnis für Notwendigkeit, Inhalt und Form einer religiösen oder gar politischen Feier hätte geben können. Dennoch, wenn auch in nur verwässerter Form, sind die Grundelemente einer solchen Ordnung auch hier noch zu finden, wenn man sich einmal klar macht, welches der Mittelpunkt der Lebenshaltung dieses Jahrhunderts war. Er war gekennzeichnet durch die beiden Symbole ‚Geld‘ und ‚Bildung‘. Diese beiden Symbole, soweit man hier nicht besser von ‚Götzen‘ redet, erschienen bei jeder feierlichen Veranstaltung irgendwie im Mittelpunkt und versuchten, die Einheit der Gemeinschaft durch diese Prinzipien neu zu begründen. Eine feste Ordnung kann man — wie schon angedeutet — einfach deswegen in dieser Zeit nicht feststellen, weil das Verständnis für die Gemeinschafts-Feier und ähnliche Dinge überhaupt nicht vorhanden war. Aber dem aufmerksamen Beobachter wird es nicht entgehen, daß alle festlichen Veranstaltungen dieser Zeit entweder zum Mittelpunkt ein bombastisches und den kapitalistischen Hintergrund deutlich zur Anschauung bringendes Schauspiel militärischer oder künstlerischer Natur hatte, oder aber, wie es noch üblicher war, ihre Ordnung in einem mit dem raffiniertesten Zauber der Küche zusammengestellten Prunkessen fanden.

Es ist interessant, daß das Wort ‚militärisches Schauspiel‘ aus dieser Zeit stammt und die so gekennzeichneten Paraden und Aufmärsche in den meisten Fällen damals

nichts mit politischen Demonstrationen oder mit symbolischen Äußerungen der Kraft und des Stolzes einer Nation zu tun hatten. Sie waren eben ein ‚Schauspiel‘ zur Darstellung des Reichtums und des Glanzes einer Herrschaft, eine Tatsache, die sich bis in den Stil der Uniformen verfolgen ließe. Aber selbst bei der Vereinsfeier irgendeines Bildungs- oder Vergnügungsvereins kleinsten Ausmaßes wurde der Einzelne, der vielleicht aus einem ganz ‚ärmlichen‘ Hause kam, durch einen den meisten sogar unverständlichen ‚gebildeten‘ Vortrag, die ‚Festrede‘, oder aber durch die Teilnahme an einem solchen feierlichen Essen oder auch nur durch die Möglichkeit an solch einem bombastischen Schauspiel teilzunehmen, einbezogen in die Gemeinschaft derjenigen, die diesem Jahrhundert und daher auch dem Staat und den Menschen ihr Gepräge gaben, in die Gemeinschaft der ‚Gebildeten‘ und ‚Vermögenden‘ mit dem ‚Erfolg‘, daß der Einzelne zum Schluß einer solchen Feier in dem erhabenen Bewußtsein nach Hause gehen konnte: „Ich gehöre auch dazu!“

Also, wenn auch in schattenhaften Umrissen, ist doch auch hier die Grundordnung einer solchen Feier noch zu erkennen, die darin besteht, daß der zunächst Außenstehende, in diesem Falle also — und das ist bezeichnend für das vorige Jahrhundert — der in bezug auf Bildung und Vermögen ‚Arme‘, durch den Anruf des Schauspiels oder der prunkhaften Veranstaltung einbezogen wird in die Gemeinschaft der ‚Führenden‘, d. h. der ‚Reichen‘. Diese Grundordnung ist sogar, wenn man so will, auch noch zu erkennen bei den Versuchen der marxistisch-proletarischen Fei ergestaltung, soweit man davon überhaupt reden kann, in der dasselbe, allerdings eben so vergeblich, versucht wurde, hier aber natürlich mit einem negativen Vorzeichen und der Absicht, die Gemeinschaft der ‚Ausgebeuteten‘, der ‚Armen‘ immer von neuem herzustellen und zum Kampf aufzurufen.

Der Nationalsozialismus hat durch die Neuordnung und Neubestimmung des Wesens der Politik ein Symbol ersichtlich aufgerichtet, das nicht durch die materialistischen Begriffe ‚Geld‘ oder ‚Bildung‘ bestimmt ist, sondern gestaltet wird durch eine Weltanschauung, die zum Maß und zur Richtschnur die ewig gültigen Grundelemente des menschlichen Daseins hat, die Elemente ‚Volk‘ und ‚Rasse‘. Diese Elemente finden ihr Symbol in der ‚Fahne‘ und ihren Sprecher in dem ‚Führer‘. Bei jeder Gestaltung einer politischen Feier müssen daher auch diese beiden Elemente die Ordnung bestimmen und die Gemeinschaft erneuern, die zwar als solche, als Gemeinschaft ohnehin besteht, aber vertieft und immer von neuem erweckt werden muß durch die immer stärkere und nachhaltigere Anwendung der allgemeinen Prinzipien der Weltanschauung auf die konkreten Lebensverhältnisse des täglichen Daseins. Die großen Werte müssen die einzelnen Fragen und Probleme des täglichen Lebens beleuchten und ausrichten zum Gesamtbilde der umfassenden Weltanschauung.

Die beiden Pole also, die die Ordnung der politischen Feier bestimmen, sind nicht, wie bei dem kirchlichen Gottesdienst ‚der Sünder‘ und ‚der

Erlöste' und nicht, wie bei der ‚bürgerlichen Feier‘, der ‚Arme‘ und der ‚Reiche‘, sondern der einzelne aus der Volksgemeinschaft losgelöste oder aber zum mindesten an ihr zweifelnde Mensch und die aus den Grundelementen des Volkes, aus Rasse und Boden lebende und immer neu sich gebärende Gemeinschaft des Volkes.

Der Einzelne wird durch die Verkündigung des Führerwortes angerufen in seinem Einzeldasein, ihm werden die mit seinem Volke auch ihm gegebenen Grundelemente zum Bewußtsein gebracht und dadurch wird in ihm der Wille zur Gemeinschaft und der Wille zum Bekenntnis und zur Verpflichtung auf diese Gemeinschaft und deren Symbole erweckt.

Diese geordnete und in ihrem Wesen bestimmte ‚politische Feier‘ unterscheidet sich also ganz deutlich von der kirchlich-konfessionellen Feier darin, daß sie sich bewußt auf die Gestaltung des irdischen Lebens, auf die Gestaltung der politischen und sittlichen Lebensordnung des Volkes beschränkt, während die kirchlich-konfessionelle Feier, der ‚Kirchengottesdienst‘, die Gemeinschaft der erlösten Sünder und ihr Heil in der Ewigkeit zum Ziele hat. Die politische Feier bewegt sich bewußt und deutlich in der Sphäre des Ethisch-Sittlichen, die allerdings in der Ausrichtung an den ewig gültigen Normen eine Angelegenheit der Verantwortung vor dem Willen und dem Schicksal der immer waltenden Vorsehung ist, nicht aber die Bezirke von ‚Sünde‘ und ‚Erlösung‘ berührt, in denen sich jeder Einzelne ‚privatim‘ zur Verantwortung gerufen fühlen mag. Damit ist der Bezirk und die Aufgabe der politischen Feier klar erkannt, welches aber ist nun ihre Ordnung?

*

Einer der üblichen Einwände gegen eine ‚Ordnung‘ der politischen Feier ist der, daß man meint, wichtig sei allein das einmalige, mitreißende und zündende ‚Erlebnis‘, nicht aber die stetig wiederkehrende Regelmäßigkeit einer einmal eingeführten und als richtig erkannten Ordnung. Es ist natürlich richtig und versteht sich eigentlich von selbst, daß jede Feier, ganz gleich von wem und bei welcher Gelegenheit sie veranstaltet wird, die Absicht hat, eine Wirkung und damit also ein Erlebnis bei den Hörern oder der versammelten Gemeinschaft zu erzielen. Man muß aber klar unterscheiden zwischen dem subjektiven ‚Erlebnis‘, das immer den Charakter des Zufälligen und Unvorhergesehenen und vielleicht auch sogar des Abenteuerlichen hat, also zwischen dem Begriff des Ausspruches: „Ich habe heute ein Erlebnis gehabt!“ und dem großen ‚Erleben‘. Das subjektive ‚Erlebnis‘, das immer etwas abenteuerlich gefärbt ist, kann man niemals vorhersehen und daher natürlich auch nicht vorbereiten. Dieses ‚Erlebnis‘ ist eine Erscheinung, über die wir überhaupt nicht verfügen können. Das ‚Erleben‘ aber ist eine objektive Größe und wirkt dadurch, daß es kraft seiner immerwährend tätigen lebenszeugenden und lebensstärkenden Substanz die einzelnen Menschen in die Gemeinsamkeit des uns alle umfassenden Lebensgrundes führt. Dies ‚Erleben‘ kann daher auch

wohl vorbereitet sein, es wird aber wirksam gerade nicht durch das Sensationelle, Abenteuerliche und Zufällige, sondern dadurch, daß es dem einzelnen Menschen die tiefsten Grundlagen seiner Existenz ins Bewußtsein bringt und ihn dadurch in Pflicht und Aufgabe weist. Dies ‚Erleben‘ muß man sogar vorbereiten mit aller Verantwortung und Sorgfalt, weil es einer starken, vorbereitenden Befinnung und Sammlung bedarf bei denen, die dieses ‚Erleben‘ anderen juteil werden lassen wollen.

Damit ist aber auch gleichzeitig der Einwand hinfällig, daß man für die Veranstaltung einer Feier immer einen ‚Anlaß‘ haben müßte. Zu einem besonders festlichen und nur selten wiederkehrenden Anlaß eine Feier zu veranstalten, ist — wenn überhaupt die Fähigkeit dazu vorhanden ist — verhältnismäßig einfach. Die Schwierigkeit besteht erst darin, dem ‚ständigen Anlaß‘ gerecht zu werden, die allgemeinen Prinzipien der nationalsozialistischen Weltanschauung auf die ständig wiederkehrenden und die Gemeinschaft immer von neuem bedrohenden Nöte und Sorgen des täglichen Lebens anzuwenden, d. h. also, die Nöte und Sorgen des täglichen Lebens, alle Fragen des Einzeldaseins etwa Beruf, Pflicht, Eigentum, Erwerb, Liebe, Ehe, Treue, Kameradschaft usw. herauszureißen aus der natürlichen Beschränkung der einzelnen individuellen Betrachtung und auszurichten unter dem Blickpunkt der alles begründenden und umfassenden Weltanschauung. Und wer wollte bestreiten, daß ein Anlaß dazu immer besteht und zwar häufiger sogar als wir Sonntage oder sonst Gelegenheit im Jahre zu ‚Feiern‘ haben.

Es ist ja gerade die Aufgabe der politischen Feier, nicht in künstlerischer und dichterischer Form nur immer die allgemeinen Grundbegriffe wie Volk, Fahne, Blut, Rasse usw., die mindestens dem Wissensschah jedes Zeitgenossen heute gegenwärtig sind, zu besingen, sondern nunmehr an die Anwendung dieser Grundlagen des gemeinsamen Lebens auf die einzelnen konkreten Verhältnisse zu gehen. Denn sonst schaffen wir allmählich einen Zwiespalt zwischen dem öffentlichen und offiziellen Dasein der Menschen, das angesichts dieser allgemeinen politischen Grundbegriffe sich ordnet, und dem ‚privaten‘ Dasein, das sich ‚hinter den Türen‘ nur zum Teil und soweit es die Öffentlichkeit bemerkt verantwortlich fühlt.

Wir müssen, wenn anders die Fei­er­ge­stal­tung und die damit zusammenhängende politische Erziehungsarbeit überhaupt einen Sinn haben soll, in diese ‚privaten‘ Verhältnisse hineinsteigen und sie unter das klärende und wehende Licht der Gesamtanschauung des Nationalsozialismus führen, damit ein jeder weiß, was er hier und dort zu tun habe.

Wenn vorher ein Vergleich mit den Ordnungen des kirchlichen Gottesdienstes oder auch mit der ‚bürgerlichen‘ Feier an­ge­stellt wurde, so ist damit, wie schon betont, keineswegs gesagt, daß wir irgendwelche Entlehnungen vornehmen wollen. Im Gegenteil! Entscheidend ist nicht, daß man gewisse notwendige Voraussetzungen

einer Ordnung als allgemein verbindlich anerkennt, sondern entscheidend ist, wie man sie nachher verwendet, auswertet und einsetzt. Alle Dinge, ob es nun Ackerbau, Physik, Volkswirtschaft oder Kunst sei, haben ihre natürlichen Grundordnungen und -bedingungen, diese stehen aber gar nicht in Frage, sondern allein die Art ihrer Bewertung, Ausnutzung und Zusammenstellung. So auch hier. Wir können sicher und selbstverständlich nicht zum Anfang einer politischen Feier eine Art ‚Sündenbekenntnis‘ derer, die noch nicht ‚dazu gehören‘ bringen, da keiner so überheblich sein könnte oder wollte, zu behaupten, daß er im vollsten Sinne des Wortes ‚dazu gehöre‘. Wir können in einer solchen Feier nur die Gesamtheit des Volkes und in ihrer Vertretung die Gesamtheit der versammelten Feiergemeinde ansprechen und damit auch alle diejenigen, die etwa meinen, es nicht mehr nötig zu haben. Es gilt auch hierfür das Wort des Führers:

„Parteienoffe kann man durch Einschreiben werden. Nationalsozialist jedoch nur durch eine Umstellung des Sinnes nach einem eindringlichen Appell an das eigene Herz.“ Die ‚politische Feier‘ ist nichts weiteres als der ständige Anlaß zu diesem immer erneuerten Appell an das eigene Herz. Und die Umstellung des Sinnes ist nie und nimmer ein einmal erworbener Zustand, in dem man sich ausruhen könnte.

Der Nationalsozialismus ist und bleibt eine Angelegenheit des Willens und der ständigen Anstrengung für die Erneuerung aller.

Die Feier wird daher am besten beginnen mit einem gemeinsamen Lied, das die Tatsache der Gemeinschaft zum Ausdruck bringt. Dann aber muß als Ausgangspunkt jeder Feiergestaltung ein zu dem ausgewählten Thema des Tages passendes Führerwort kommen, das ausgedeutet und angewendet wird auf dieses besondere Thema. Dieses Wort des Führers wird dann von der anwesenden Feierversammlung bestätigt, wie in folgendem Beispiel, das wir einer Morgenfeier von Heinz Schwickel ‚Wer leben will, der kämpfe!‘*) entnehmen:

Sprecher:

Der Führer spricht: Wer leben will, der kämpfe!
Denn wer nicht strecken will in dieser Welt
des Kampfes, der verdient das Leben nicht.
Wagt das Unmögliche! Wenn einer zaghaft ist,
wird er das Mögliche selbst nicht gewinnen.
Die ihr hier steht in dieser Feierstunde!
Ist einer unter euch, der das nicht wußte,
als er zu euch in eure Reihen trat?
Den eine Eitelkeit, ein falscher Glaube
getrieben hat, vielleicht ein vor schnel Wort?
Ist einer unter euch, der selge ist
und träge des bequemen Erbes harret?
Der trete vor und spreche!

Alle:

Keiner ist.

Sprecher:

Denn eure Reihen sind dem Wort verschworen,
dem Wort vom Kampf, das euer Führer spricht,
damit es allen auch im Herzen brenne.
Das wüßtet ihr.

Alle:

Wir werden's immer wissen.

Sprecher:

Wenn aber einer ist, der dem nicht glaubt,
abseits mag er behaglich träumend leben.
Doch glaubt er's nicht, und tritt er doch zu euch,

*) Verlag Arwed Strauch, Leipzig. Diese Feier wurde im November 1935 vom Gebiet Berlin der NS als öffentliche Feierveranstaltung mit dem Deutschlandsender durchgeführt. Die Ansprache hielt Eberhard Wolfgang Müller.

trägt euer Zeichen ohne euren Mut,
auch das Unmögliche selbst noch zu wagen:
der läßt sich selbst und euch und uns und sei
verachtet und verdammt und ausgestoßen
für jetzt und alle Zeit.

Alle:

Für jetzt und immer.

Sprecher:

Der Führer spricht: Wer leben will, der kämpfe!
Denn wer nicht Krotten will in dieser Welt

des Kampfes, der verdient das Leben nicht.
Wagt das Unmögliche! Wenn einer zaghaft ist,
wird er das Mögliche selbst nicht gewinnen.
Denn euer Ziel, das Gott euch hingeküßt,
ist hoch; und schwer und hart, es zu erlangen.
Wer jagt und wer nicht wagt, der fällt.
Und nur den Starken kann der Sturm gelingen.
Es ist kein Erbe, das man faul genießt.
Zerbrech'n würden unter seiner Last die Schwachen.
Es ist das Reich, das groß und heilig ist.
Das soll euch heiliger und größer machen.

Oder aber das Führer-Wort wird durch ein stets wiederkehrendes Lied bestätigt, wie es z. B. der Reichsarbeitsdienst zu tun pflegt, der an dieser sinngemäßen Ausgestaltung der politischen Feier einen hervorragenden Anteil hat. Hier wird ständig nach der Verkündung des Führerwortes gesungen:

Treu dem Befehl des Führers,
Stoßtrupp der Arbeit zu sein,

ziehen wir mit Hade und Schaufel und Spaten
Kolz in die Zukunft hinein.

Nach dem Wort des Führers erscheint als zweiter großer Hauptteil der Feier ‚die Frage‘, bei der nun einer aus der Mannschaft vortritt und gewissermaßen von seiner eigenen Einzeleristenz her entweder Zweifel oder auch Bedenken und Widerspruch ‚ anmeldet‘, weil ihm, dem einzelnen Menschen, noch nicht der Zusammenhang der großen Gesamtziele des Nationalsozialismus mit der einzelnen ihn berührenden Not und Frage klar geworden ist. Als Beispiel dafür entnehmen wir den Abschnitt ‚die Frage‘ einer Feier von Heinz Schwizke*):

Frager:

Ich muß dich fragen, Kamerad, in dieser Feiertunde . . .
Du sprachst, die Arbeit für das Volk sei Ehre
und höchstes Glück und höchstes Ziel des Lebens.
Hier meine beiden Hände sind voll Schwielen
und mein Gesicht voll Furchen, die wie Räder
der Schweiß durchströmt, wenn ich am Wertplatz stehe.
Glaubst du, daß diese Zeichen hier das Spiel,
das Glück, die Laß eingrub? Glaubst du, die Wunden
sind nicht erobert reblich vor dem Feind,
der unsre Arbeit ist? Was willst du mir
für Antwort geben, wenn ich dir nun sage:
Arbeit ist Laß und Mühe und ist Kampf,
ein schwerer Kampf, den man nur ächzend zwingt.

Sprecher:

Ich sage denn, Kamerad, der Kampf ist schwer.
Doch grade an des Laß, die einer trägt,
zeigt sich des Willen, der sich keinem beugt,
zeigt sich die Kraft des Trägers und des Stolz.
Glaubst du, es gäbe Grotes in der Welt,
das nicht erst Wunden schlug, eh' man es zwang?
Die Größe eines Zieles messen wir
auch an der Opfers Größe, die es fordert.
Das geb ich dir zur Antwort, Kamerad.

Frager:

Und doch. Steh dich doch um. Die Opfer sind
vom Schicksal schlecht und ungerecht vergeben.
Warum trägt der so leicht und ich so schwer?
Warum muß ich denn meinen Rücken krümmen,
und der geht frei und aufrecht und spürt nichts?

Sprecher:

Du sollst nicht rechten, Kamerad! Ein jeder
steht, wo er stehen muß. Und jeder kämpft
den Kampf, den es und seine Kraft verträgt.
Wer faul ist aber, und wer abseits steht,
der wird auf immer abseits stehen bleiben,
ihm selbst zum Fluch. Er hat am Volk nicht teil.
Euch aber, die ihr mitkämpft an dem Reiche,
nicht rechtend und nicht richtend, sondern Kolz
und voller Opfer, euch wird es gehören.
Und eure Kinder und die Kindeskinder
noch werden euer Beispiel rühmend preisen
und werden weiter bauen an dem Werke,
bis seine Spitze in den Himmel reicht.
Und werden auch, wie ihr, um Lohn nicht rechten.
Das Reich wird ihnen Lohn und Arbeit sein.

*) Heinz Schwizke „Unser Glaube ist Arbeit“, Verlag Arwed Strauch, Leipzig; als öffentliche Veranstaltung durchgeführt von den Werkcharen der DAF mit dem Deutschlandsender in der Montagehalle der Junkers-Flugzeugwerke in Dessau unter starker Beteiligung der Wehrmacht und der Bevölkerung.

F r a g e r :

Kamerad, da du von unsern Kindern sprichst ...
Ich selber habe Weib und habe Kinder.
Die sind zu Haus und warten auf den Vater,
der für sie fleißig schafft. Sie brauchen Brot
und wollen für unser Volk auch Männer werden,
gesund am Körper und gesund am Geist.
Soll ich für die nicht zeihen und das Geld
verachten, das ich ihnen bringen kann?

S p r e c h e r :

Wer sagt, daß du das Geld verachten sollst?
Du sollst es nur nicht lieben, und dein Herz
soll nicht am Gelde hängen und dein Werk. —

Was du an deinen Kindern tußt, das tußt
du auch an deinem Volk, wie deine Arbeit.
Das sollst du lieben. Und dein Denken soll
und auch dein Herz nach solchen Dingen trachten,
die Saat ist für die Zukunft, der wir dienen.
So wie ein Schiff auf hohem Ozean
nach Osten fährt. Und hinterm Horizont
ist schon ein roter Streifen Sonnenlicht.
Am Steuer aber steht der Kapitän.

Noch ist der Nachwind kühl und schlägt ihm Gischt
und Schaum in seine Augen, daß sie brennen.
Doch weiß er eins: er fährt dem Licht entgegen,
und groß und herrlich wird der Morgen sein.

Es folgt dann der dritte Hauptabschnitt ‚die Ansprache‘, die nun auch von dem Wort des Führers ausgehend die Anwendung des Führerwortes auf die einzelnen täglichen Dinge bringen soll, also auch nicht eine politisch-propagandistische Ansprache im Stile der großen Volksversammlungsreden sein soll, sondern eine weltanschauliche Ansprache mit der deutlichen Absicht, eine Klärung, eine erziehende und ausrichtende Wirkung herbeizuführen.

Der vierte und abschließende Hauptteil wäre dann ‚das Bekenntnis‘, das wir ebenfalls der Feier „Unser Glaube ist Arbeit“ entnehmen:

S p r e c h e r :

Ihr habt das Wort, das ich euch sprach, gehört.
Die Frage ist getan, die Antwort ist verklungen,
der Zweifel ist zerstreut, der Sinn geklärt.
Ihr habt das Lied von Volk und Werk gesungen.
Nun steht ihr schweigend, und ihr seid bereit,
euch zu bekennen und euch zu verpflichten.
Und was ihr schwört, das soll in Ewigkeit
euch und die Arbeit, die ihr tun wollt, richten.
So sprecht: Wir glauben, daß Gott diese Welt
geschaffen hat, damit wir weiter schaffen,
nicht für Besitz und für Gewinn und Geld,
nicht daß wir zeihen und damit wir raffen.
Wir glauben, daß Gott jeden Hammerschlag,
der in den Sälen und den Hallen hier
erklingt, als ein Gebet am Arbeitstag
für Volk und Heimat zählt.

Alle Anwesenden :
Das glauben wir.

S p r e c h e r :

Wir wissen: Gott gab Kraft und Mut und Willen,
goß uns das gleiche Blut ein, dir und mir,
als gleiche Pflicht. Und wenn wir sie erfüllen,
dann wird Gott mit uns sein.

Alle :

Das wissen wir.

S p r e c h e r :

Drum fordern wir, daß keiner absetzt Rehe,
wenn ihn sein Volk ruft, und daß nicht mit Reib
der eine auf des andern Hände setze,
und jeder schaffe, was ihm Gott verleiht.
Drum fordern wir: Ihr alle sollt es mehrern
durch eure Arbeit, dieses Reich, dem ihr
und wir für alle Ewigkeit gehören
bis in den Tod.

Alle :

Das fordern wir.

S p r e c h e r :

Und jede Hand soll uns gesegnet sein,
die sich für Deutschland rührt.
Und jeder Hammer soll geheiligt sein,
den solche Hand geführt.
Und jedes Werk soll ewig fruchtbar sein,
das dieser Hammer schuf,
und soll ein ew'ges Zeichen sein.
Und sei ein ew'ger Ruf.

Oder aber ein sehr viel kürzer gefaßtes Bekenntnis, wie etwa in einer Feier des Reichsarbeitsdienstes von Dr. Will Deder, die bei der letzten Wintersonnenwende veranstaltet wurde:

S p r e c h e r :

Wir glauben, daß es hell in Deutschland wird,
wenn wir das Gute tun und alles Schlechte lassen.

Alle Anwesenden :

Wir glauben.

Sprecher:

Wir fordern, daß der Wille zu dem Guten
sich nie in Worten, sondern nur in Taten zeige.

Alle:

Wir fordern.

Sprecher:

Wir wissen, daß die Finsternis dann nie
das Licht in Deutschland mehr besiegen kann.

Alle:

Wir wissen.

Sprecher:

So stehen wir zur Winter Sonnenwende
als Fadelträger ewigen Lichtes hier.
Wir sind zu einer Mannschaft fest verschworen,
die immer gut und sauber bleiben will
und die darum bekennt:
Wille zum Guten ist Wille zum Licht.
Licht über Deutschland! — Heißt unsre Pflicht.*)

Den Abschluß bildet dann etwa im Reichsarbeitsdienst das auf dem Nürnberger Reichsparteitag 1935 zum ersten Male gejungene „Feierlied der Arbeit“:

Gott, segne die Arbeit und unser Beginnen,
Gott, segne den Führer und diese Zeit!
Steh uns zur Seite, Land zu gewinnen,
Deutschland zu dienen mit all unsern Sinnen,
mach' uns zu jeder Stunde bereit.

Gott, segne die Arbeit und all unser Ringen,
Gott, segne die Spaten mit blankem Schein,
Werk unsrer Hände, laß es gelingen,
denn jeder Spatenstich, den wir vollbringen,
soll ein Gebet für Deutschland sein.

Dieses Lied kann natürlich für andere Gliederungen der Bewegung und andere Zwecke durch jedes passende Lied ersetzt werden.

Zwischen die einzelnen Hauptteile wird man um einer lebendigen und frischen Wirkung willen geeignete Lieder der HJ, der SA oder des Arbeitsdienstes einfügen.

Diese einfache und klare Anordnung der Feier hat den Vorteil, daß sie vor allem die Dichter bzw. die Autoren der Mühe und der Sorge enthebt, um jeden Preis und ständig etwas ganz „Neues“ erfinden zu müssen. Außerdem ist es für diese Form nicht unbedingt nötig, daß nun immer die Worte von hervorragender dichterischer Vollendung sind, sondern auch ruhig einmal in der Sprache einer edlen Prosa gestaltet werden können, wie es zum Beispiel viele Männer aus dem Reichsarbeitsdienst schon mit großem Erfolg getan haben. Wichtiger als alles dieses aber ist, daß die Hörer und die zu einer öffentlichen Feierveranstaltung — und man sollte sinngemäß diese Feiern eigentlich nur öffentlich veranstalten — versammelten Volksgenossen allmählich die sich bildende Tradition der politischen Feier kennenlernen und dann in verhältnismäßig kurzer Zeit wissen, wann die Wortverkündung oder das Bekenntnis innerhalb der einzelnen Feier kommt und ihre bestätigende bzw. bekennende Anteilnahme verlangt. Dasselbe gilt natürlich auch für die Auswahl der Lieder, von denen man natürlich möglichst viele neue und für eine solche Feier geeignete Lieder schaffen soll, deren Hauptzweck doch aber darin besteht, daß allmählich der größte Teil dieser Lieder so allgemein bekannt ist, daß sie von allen Anwesenden und nicht nur von der die Feier durchführenden Mannschaft mitgesungen werden können. Solange das nicht der Fall ist, für eine erste Ueber-

*) Ähnliche Feiern wurden gestaltet von Heribert Menzel, Thilo Scheller, Gerhard Schumann und vielen anderen, mit Musik von Georg Blumensaatt, Dietrich Steinbede, Erich Ernst Buder usw.

gangszeit also, wird man allerdings bis auf das stets von allen zu sprechende allgemeine Bekenntnis und das ständig wiederkehrende Schluslied darauf angewiesen sein, daß eine aufmarschierte Mannschaft stellvertretend die Rolle der anwesenden Feierversammlung übernimmt. Im ganzen muß man sich aber auch an dieser Stelle darüber klar sein, daß wichtiger als das ‚Neue um jeden Preis‘ die sich bildende Gewohnheit und die lebendige Tradition ist.

Es wird die Aufgabe aller zur Bewältigung dieses großen nationalsozialistischen Zieles einer politischen Dauergestaltung zusammenschlossener Kräfte sein, jeder zu seinem Teil daran mitzuhelfen, daß die hier aufgezeigte Form und Ordnung einer politischen Feier möglichst vielfältige Ausgestaltung erfährt und nicht durch unverständige und sture Nachahmung der Sinn dieser Grundordnung entstellt und zur ‚Formalität‘ verbildet wird. Die hier aufgewiesene Ordnung einer politischen Feier zeigt gewissermaßen nur die unbedingt notwendigen Elemente einer Feier und läßt daher natürlich jedem eigenen schöpferischen Antriebe völlig freien Lauf, sofern diese Elemente nur überhaupt noch irgendwie als bestimmende Richtpunkte der Gesamthandlung einer solchen Feier beachtet werden.

*

Der Gedanke der politischen Feier entspringt der Notwendigkeit einer ständigen, richtungweisenden, vorbereitenden und sinngemäß ausgestalteten Aussprache über die Dinge des täglichen Lebens. Der Gedanke kommt daher einem immer wieder auftauchenden Begehren des größten Teiles unseres Volkes entgegen, nämlich dem Begehren, so etwas wie eine stete und allen Sorgen und Nöten gerechtwerdende Lebensführung zu erhalten.

Es ist nicht jedem — und man kann wohl sagen nur den wenigsten — gegeben, aus eigener Kraft und eigener Erkenntnis allen Schwierigkeiten und Widrigkeiten des Daseins auf nationalsozialistische Weise gerecht zu werden. Es gebraucht ein jeder die klärende, mahnende und zur Verantwortung rufende Stimme derer, die um die Nöte des einzelnen Menschen ebenso gut wissen, wie um die Gesamtaufgabe des Volkes und unserer Existenz. Daß wir mit allen Volksgenossen durch den „angewandten Nationalsozialismus“ aus den Schwierigkeiten, Nöten und Sorgen zur Freude und frohen Lebensbejahung eines tätigen und freien Volkes geführt werden, muß die Absicht und Mühe aller sein, die an der Gestaltung der ‚politischen Feier‘ arbeiten. Nicht ‚Trost‘ und billige ‚Moral‘ wollen wir spenden, sondern jeden einzelnen in die Gemeinschaft der innerlich Starken und Wohlgerüsteten einbeziehen, um mit ihnen in freudigem Mut und tapferem Glauben das Schicksal zu zwingen, wo immer es uns bedrängt. Dieser Gedanke, all denen, die danach verlangt, eine ständige Lebenshilfe zu geben, ist die große und durch keine Widerstände, Bedenken und Zweifel zunichte zu machende Aufgabe der politischen Feier.

Wer das Ziel einmal erkannt und sich klar gemacht hat, um welche Dinge es dabei geht, der wird formalen, organisatorischen und menschlichen Widerständen

zum Troß sich ebenso heftig und leidenschaftlich um die Bewältigung dieser Dinge bemühen, wie wir Nationalsozialisten es seinerzeit in dem Kampfe um die politische Macht getan haben. Die politische Feier ist, wie hier deutlich betont wurde, nicht eine Angelegenheit der künstlerischen Ästhetik und daher auch nicht den Fragen und Problemen der Kunst unterworfen. Sie ist und bleibt Aufgabe der politischen Führung und der durch die politische Weltanschauung ausgerichteten und bestimmten Lebenshilfe für alle Deutschen, denen es um die Verwirklichung des Nationalsozialismus auch in den kleinsten Dingen des Alltags ernst ist.

Herybert Menzel:

Der frohe Gott der Völker

Vom Erlebnis Olympias, das in uns weiterlebt

Dies, glaube ich, schrieb ein Franzose: „Wenn man jemanden mit verbundenen Augen zum ersten Male aufs Reichsportfeld führte und löste dann die Binde, er würde glauben, auf einem anderen Planeten zu sein.“

Es stehen die erstaunlichen Bauten auf unserer märkischen Erde, grau und kühn und stolz. Es schuf sie einer, der dieser Landschaft Sohn ist, der hier aufwuchs, dessen Väter schon um große Bauten sann. Wir fühlen es alle, diese Türme, diese freien Ränge, diese Opferschale, sie sind längst von dieser Landschaft erträumt. Aber wir fühlen auch dies: aus anderen Seiten, aus anderen Ländern lange schwebte, wie ein verjagter Vogel, wie eine fast verklungene Sage über Trümmern, über einer chaotischen Welt der Geist Olympias, keine Stätte findend und keine Männer und Herzen, kein Volk wie einst, bis ihm hier nun erbaut wurde die neue Statt für Kämpfe und Siege, wie sie die Welt verändern sollen.

Und wir Deutschen wissen es stolz, und unsere Gäste erahnen es: all dies ist schlicht und erhaben, fordert Größe und Opfer und konnte sich so nur verwirklichen in einem Volke, das ein Beispiel zu geben bereit ist, das zu kämpfen, zu fliegen, und wenn es sein muß, tapfer und edel zu erliegen, freudig sich auserwählt fühlt.

Auf einem anderen Planeten!

Aus 52 Nationen kamen sie zu uns, vier Jahre lang erwartet, über drei Jahre lang freudig erwünscht, seit der Führer ein neues Volk, ein neues Deutschland erschaffen, von dem sie alle erzählten, das wir selbst noch immer wie ein Wunder bestaunen und das zu zeigen, um es so selbst erst ganz zu besitzen, wir ganz erwartungsvoll waren.

Und nun schlug sie, die Stunde, nun klang sie, die Glocke mit der einzigen Stimme „Ich rufe die Jugend der Welt“. Die festliche Hymne stieg auf und die Fanfaren befangen den Beginn des großen Friedensfestes, wir alle von 53 Nationen in dem überfüllten Stadion standen auf, da der Schirmherr der XI. Olympiade in Berlin, der Führer, das Stadion betrat. Nach seinem Willen bekamen diese

Spiele ihre Bedeutung und ihren Glanz für eine ganze Welt. Wir nahmen ihn Schritt für Schritt in uns auf und standen ergriffen, da ihm Spirion Louis, der Marathonläufer, der alte Hirte aus Griechenland, den Delzweig, das Symbol des Friedens, überreichte. Wir sahen die Tauben schweben über dem weiten Oval des Stadions, sie flogen in alle Welt.

Ein Licht war entzündet und eine Fadel entflammt von der Sonne Griechenlands und getragen dann von Hellas Söhnen und der benachbarten Länder über Felsen und Ströme, durch Tag und durch Nacht aus dem Süden nach der Mitte Europas, die heilige Flamme Olympias, auf die wir warteten. Einer würde sie hereintragen, einer, ein Junger. Hell schlug es auf in dem Tor: das Feuer, die heilige Fadel. Wer war, der da stand und verharrte und schweigend grüßte? Der Bote Olympias, der Bote der Götter. Wie er die Stufen hinabließ, wie er das Stadion durchmaß, wieder Stufen hinauf und noch einmal uns grüßte mit erhobener Fadel und das Feuer uns gab und uns wieder verließ, lautlos und licht, wie er gekommen, da schlugen Zeiten zusammen, da waren Völker verbunden in einem Traum von Sekunden, der uns die Schönheit menschlichen Leibes und menschlicher Seele gezeigt in dem Jüngling mit der Fadel, der durch die Hunderttausende lief und sie erheben ließ in dem Glück, das sie alle besaßen, das sie alle verloren, das sie alle gewinnen könnten.

Dann zogen sie ein, die Kämpfer der Erdteile, junge Männer und Mädchen, ihre Fahnen voran, von allen Nationen begrüßt und der eine von ihnen sprach den Schwur für sie alle, ehrlich und rein zu kämpfen zur Ehre des Heimatlandes. Die Fahnen stiegen auf überm Stadion. Wir waren mit diesem Schwur mitverpflichtet, die Leistung zu achten, den Kampf zu ehren und des Schönen und Erhabenen uns zu erfreuen in Sieg und Niederlage.

Wir kamen und gingen, Hunderttausende täglich. Das herrliche Stadion, die weiße Fahne mit den fünf Ringen, das Feuer Olympias, die Kämpfe auf dem Rasen, auf der Bahn und im Wasser hielten uns in Bann, vierzehn Tage lang. Und der Führer war bei uns. Auch von fern her waren Regierende aus fremden Staaten und Völkern erschienen.

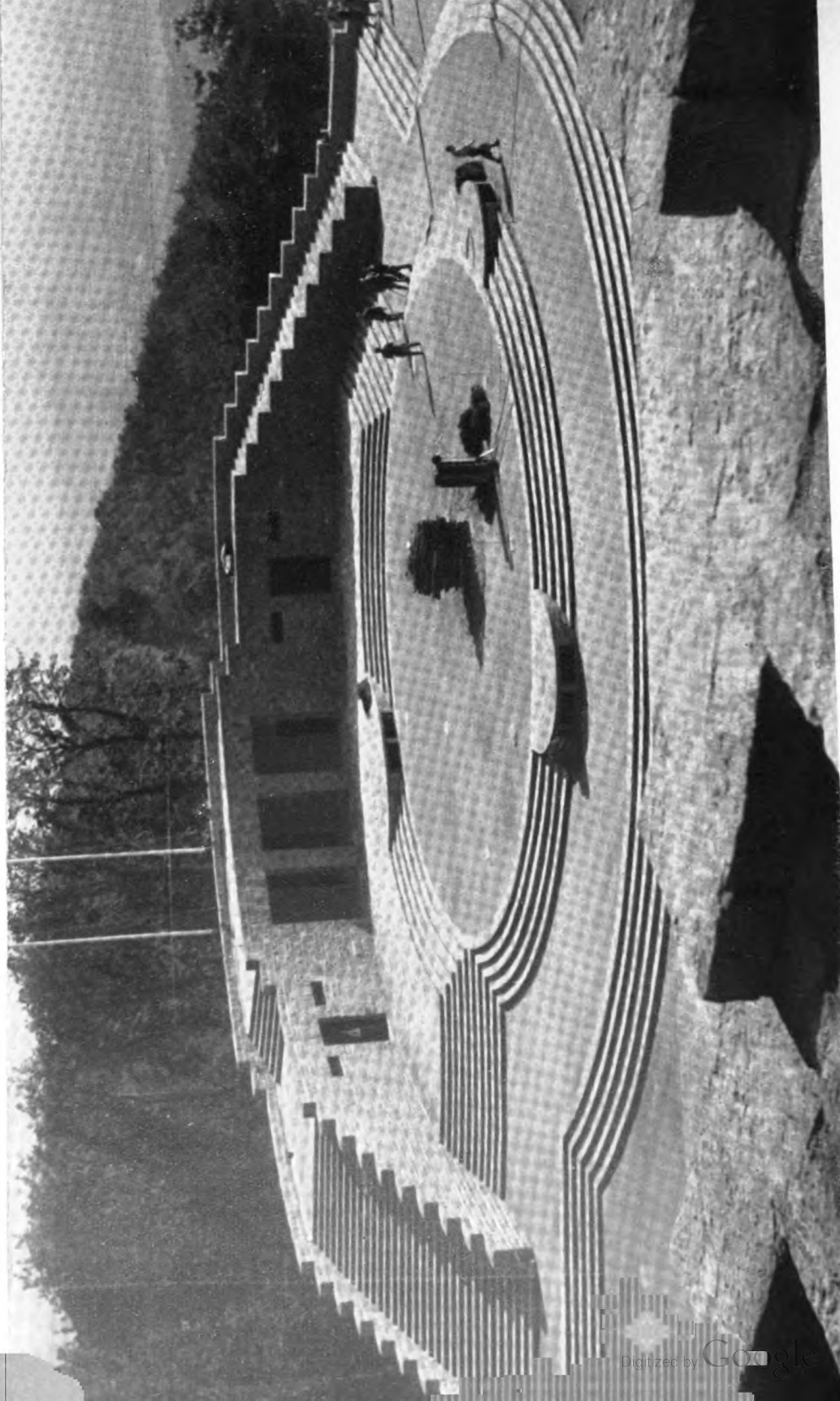
Wir kämpften alle mit, wir hangten alle mit, wir bebten und jubelten, wie ein Herz, wie ein Mund: wir feuerten an und erstarrten. Glücklich und ergriffen die Nation, deren Hymne erklang, deren Fahne am Siegesmast hochstieg und sich entfaltete.

Wir Deutschen waren sehr glücklich, unsere Männer und Frauen so tapfer kämpfen und so oft siegen zu sehen. Aber wir freuten uns auch mit den Gästen, wenn sie das gleiche erlebten.

Wir waren viele und so wurden die deutschen Hymnen vom Sturm getragen. Wir sahen alle voll Glück zur Fahne und zum Führer und zu denen, die für Deutschlands Ruhm auf den Ehrenstufen standen. Aber es ergriff uns nicht minder, wenn ein Nachbar, fast allein, nur da und dort ein anderer seines Landes noch mit sich suchenden, fast verlorenen Stimmen die fremde Hymne sangen, fern ihrer Heimat, aber in diesen Herzsclägen ganz für die Heimat da, ihre Stimme im Rund, die sich stolz nun erheben durfte, da die anderen in Ehrfurcht schwiegen.

Die politische Feier

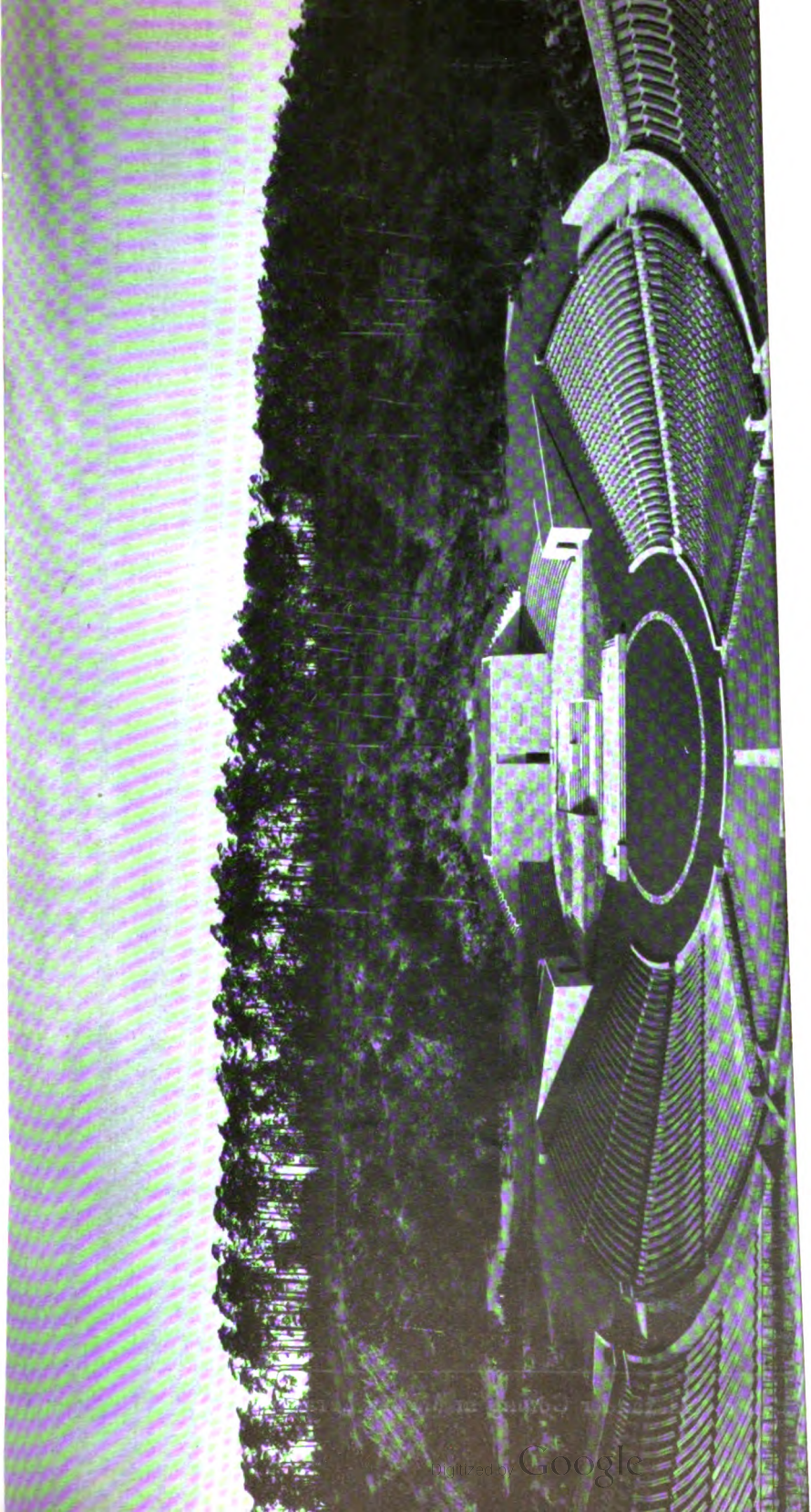




Linkes Bild
Feierstätte
dem H
Be
(Heide

Rechtes Bild
Dietl
Eckart-

te auf
iligen
g
berg)



nd:
rich-
-Bühne



r Herbersdorfer (Alexander Golling in Möllers „Frankenburger Würfelspiel“)

92
werden
gaben
hatten
selbst
nicht a
er lief
musste
ein
ein
müssen
aber
als je
in 25
gefüh
war.
je be
es ist
jelle
das
fort
das
30.
20.
mit
Ge
be
be
A
m
b
E
3
3

Nicht nach den Goldmedaillen, die eine Nation gewonnen, soll allein gemessen werden. Es waren die Kämpfer von 53 Nationen angetreten und diese Kämpfer gaben alle sich ganz. Sie konnten so viel nur immer einsehen, wie sie selbst Kraft hatten und wie ihr Land ihnen Kraft gab. Das spürten wir alle und wir Deutschen selbst haben am glücklichsten damals jubelt, als der eine von uns nicht als Erster, nicht als Zweiter ans Ziel kam, sondern als Dritter sich herrlich selbst übertraf, als er lief wie er niemals gelaufen, als er sich mehr abforderte, als die vor ihm das mußten.

Wir wußten, hier hatten wir mitgesiegt, hier hatte das neue Deutschland dem einen die Kraft gegeben. Wir können viel mehr als wir meinen, wenn wir nur müssen, wenn wir nur wollen.

Im Siegen froh beieinanderzustehen, das ist nicht schwer. Rein Augenblick aber während der ganzen Spiele hat es mehr gezeigt, wie wir zusammengehören, als jener, da der Führer von den vier deutschen Mädchen zurückkam, die noch gestern in Weltrekordzeit ihren Staffellauf gewannen und die ihn nun soeben durch Mißgeschick verloren hatten. Wir saßen noch wie gelähmt, denn wir liebten sie ja, diese vier. Wie traurig sie sein mußten, das sagte uns unser eigenes Herz. Da rief sie der Führer zu sich, da ging er zu ihnen, und als er zurückkam, da dankten wir es ihm jubelnd.

Wir erlebten auch, wie anderen Freude und Sieg zerbrach, und wir sahen, wie selbst Sieger zusammenbrachen und Siegerinnen weinten.

Nicht die Sekunden, die einer schlug, nicht die Rekorde, die eine brach, brachte das Licht in hunderttausend Gesichter. Wer nicht mehr gesehen und erlebt, der ging fort ohne dabei gewesen zu sein.

Nicht, daß einer siegte, war das Entscheidende, einer mußte es sein, sondern daß dann der Unterlegene zu ihm kam, ihm die Hand gab und es gern bekannte: Ja, du bist der bessere gewesen, ich freue mich unseres Kampfes, ich gratuliere dir! Das hat uns so glücklich gemacht.

Nicht die Goldmedaillen sind es gewesen. Der Rausch erfasst wohl, aber wir müssen bald höher stehen.

Seht die Türme des Stadions, seht die erhabenen Kämpferbilder und das Feuer, das retne und heilige, und hört noch einmal den Jubel aller, da der eine der Offiziere aus dem Stadion ritt. Nicht für eigenen Sieg hatte er gekämpft, der war ihm verloren, den Sieg der Mannschaft nur konnte er noch retten.

Er war ein Deutscher. Aber wer sah nicht auch den Japaner, der, schon unterlegen, immer noch seinem Kameraden Mut und Kraft zusprach, damit er wenigstens siegte? Wer sah nicht die drei Finnen, mit Stolz und Glück, wie sie zuerst an den dreifachen Sieg ihrer Mannschaft und dann an den eigenen dachten?

Wir spürten es alle beglückt, wie der Führer unseren Kämpfern die Kraft zum Siege gab. Aber da stand keiner allein, um ihn war immer sein Volk, hoch in der Reihe der anderen wehte seine Fahne. Und wir sahen mit Ergriffenheit die Japaner, wie sie das ganze Stadion vergaßen, wie sie still in sich versanken, im

Gebet wohl zu dem Gott, zu dem Genius ihres Volkes, wie sie dann sich lösten und nun Sehne waren und Schwung und hinüberschossen ins Ziel.

Man sagt, zu Spielen wären sie hier zusammengekommen. Wir aber erlebten mehr. Hier feierten Nationen den Gott der Freude, den Gott des Mutes und der Kraft und Schönheit, der hohen Tugenden der Menschheit, im frohen Wettstreit, im Spiel, in tapferem Kampf, in der Anmut der Jugendschöne.

Wir wissen nicht, mit welchen Gefühlen und Erkenntnissen unsere Gäste von den Stätten dieser Kämpfe und Spiele, von diesem wahren Fest der Völker scheiden, doch wir hören noch immer den Jubel der Hunderttausende, und in uns allen zittert noch die Stunde nach, da die Fahne still sich senkte und das Feuer erlosch, dafür über uns allen die Kuppel des Lichtes im Strahlenbündel der Scheintwerfer sich wölbte und eine Stimme verhieß: „Ich rufe die Jugend der Welt nach Tokio!“

Günter Kaufmann:

Der große Auftrag

Der Erlass vom 24. August bedarf kaum einer langatmigen politischen Begründung. Wer sich noch der diplomatischen Gesechte im Schatten der Abrüstungskonferenz erinnert und im Gedächtnis behalten hat, wie das neue Reich anfangs auf dem Boden einer allgemeinen Abrüstung das Versailler Gleichberechtigungsversprechen zu verwirklichen suchte, wie dann der Führer bereit war, unter gewissen Gegenleistungen der anderen sich mit einer effektiven Erhöhung der damaligen Reichswehr auf 300 000 Mann zu begnügen und wer die intransigente Ablehnung aller dieser Vorschläge durch Frankreich und seine Verbündeten im Bewußtsein hat, ist nicht im unklaren darüber, welcher Seite im Mächtespiel Europas die Verantwortung für die vermehrte Wehrbereitschaft der Völker und Staaten zufällt. Bekanntlich wurde im Frühjahr 1935 die Zurückweisung der deutschen Gleichberechtigungsforderung durch das englische Weißbuch und die französische Regierungserklärung vom 15. März 1935 über die Einführung der zweijährigen Dienstpflicht in Frankreich unterstrichen. Die am Tage darauf erfolgte Wiederherstellung der deutschen Wehrhoheit war also in ihrer ganzen Tragweite durch die alte Versailler Mächtegruppe ausgelöst worden. Frankreich hat aus seinen Fehlern, die zum 16. März 1935 führten, nichts gelernt. Als Antwort auf den deutschen Schritt wurde am 2. Mai 1935 der französisch-russische Militärpakt abgeschlossen, dem das tschechisch-russische Abkommen und die Abreden zwischen Moskau und Bukarest folgten. Die Folge war, daß Deutschland durch den Entschluß vom 7. März d. J. die entmilitarisierte Rheinlandzone nicht mehr als Aufmarschgelände für Frankreichs Armeen im Bündnisfall Paris—Prag—Moskau zur Verfügung stellte und seither für den ausreichenden militärischen Schutz des deutschen Westens Sorge trägt.

Der französisch-russische Militärblock hat auch aus diesem Akt deutscher Entschlossenheit, die eigene Unversehrtheit und Sicherheit gegen fremde Angriffsabsichten zu schützen, nichts gelernt. Die alten politischen Methoden der Vorkriegszeit und der Versailler „Friedensmacher“ haben in Genf und Paris auch durch die nationalsozialistische Staatsführung keine Wandlung erfahren können. Sie halten sich krampfhaft mit einer Generation alter Berufspolitiker gegen Vernunft und das lebendige Beispiel der deutschen Politik im Sattel. Sowohl am 16. März 1935 wie am 7. März d. J. hatte Adolf Hitler den Versuch, Europa in die Vorherrschaft Moskaus und Paris' aufzuteilen, jedenfalls für die politische Stellung des Reiches deutlich genug abgewiesen. Er hat gleichzeitig in seinem großen Vorschlag eines 25jährigen europäischen Friedens, gesichert durch zweiseitige Nichtangriffspakte, der Welt ein Ordnungssystem für Europa unterbreitet, das durch eine allseitige Gleichberechtigung die Gefahrenmomente ausschalten soll, die für den Frieden Europas in dem Kampf um die Vorherrschaft einer Staatengruppe und die Gegenwehr der davon Betroffenen liegen. Der Hegemoniewillen des alten Frankreichs und das weltrevolutionäre Streben der Sowjetunion, das sich der sozialen Unzufriedenheit der Arbeitermassen der ganzen Welt um eigensüchtiger Ziele Rußlands willen bedient, glauben trotz der Unnatürlichkeit ihrer politischen Ehe vor dem deutschen Anspruch einer allgemeinen Gleichberechtigung in Europa noch nicht kapitulieren zu müssen. Das Schwergewicht der Entscheidung aber wandert von Frankreich, das fast alle seine verfügbaren politischen Kräfte bereits mobilisiert hat, auf Rußland über.

Die internationale Gründung von „Volksfronten“ in allen Staaten, die Volkshewisierung des Westens soll in erster Linie den Druck auf Mitteleuropa, den das Militärbündnis Paris—Prag—Moskau ausübt, erhöhen und die militärischen und weltanschaulichen Fronten auf einen Nenner bringen. Die spanische Tragödie und die innerpolitische Entwicklung in Frankreich und Belgien zeigen, daß die Moslauer Strategie am Ausbau dieses Aufmarschgeländes noch beschäftigt ist. Als weiteres Mittel zur Sicherung dieser Herrschaft warf Rußland den Trumpf seines Menschenreichtums in die politische Waagschale Europas und erhöhte den Bestand der regelmäßig unter Waffen stehenden Mannschaften der Roten Armee auf 2 Millionen. Berücksichtigt man, daß Frankreich, die Sowjetunion und die übrigen Bundesgenossen seit 1919 während einer aktiven Dienstpflicht von mehr als einem Jahr ausgebildete Reserven besitzen, Deutschland aber im Zeitpunkt der Ablösung des ersten militärisch ausgebildeten Jahrgangs nur über eine unvergleichlich schwache Reserve und in den neuen Rekruten über eine militärisch zunächst so gut wie wertlose stehende Truppe verfügt, so waren wir einem völlig unhaltbaren Zustand ausgesetzt. Der Entschluß vom 24. August ist aus der politischen Entwicklung*) seit dem Zusammenbruch der Abrüstungskonferenz heraus verstanden eine Selbstverständlichkeit. Der Imperia-

*) Wir empfehlen in diesem Zusammenhang demjenigen, der ein gewissenhaftes politisches Studium dieser Entwicklung nicht scheut, die beiden hervorragenden Bände des Handbuches der Sicherheitsfrage und der Abrüstungskonferenz „Abrüstung und Sicherheit“ von Dr. R. Schwendemann (Weidmannsche Buchhandlung, Berlin).

lismus unserer Gegner im Westen und Osten hat das Reich gebieterisch zu Maßnahmen gezwungen, die die deutsche Volksgemeinschaft in Europa und den nationalsozialistischen Staat vor dem Vernichtungswillen der roten Front sichern und jeden Gegner in Schach halten. Das Bewußtsein der deutschen Stärke sichert heute in Europa noch jene Rechte und Grundsätze, die einst vom Jahre 1789 ausgingen, auf den Schild aller Demotrationen erhoben wurden und heute im Zuge ihrer Entartung entstellt und vergewaltigt werden.

Aus dem politischen Freiheitswillen der deutschen Menschen und der Sicherung des rastlosen Aufbauwerkes unserer Bewegung will also die Erhöhung der Militärdienstzeit auf 2 Jahre durch den Erlaß des Führers vom 24. August verstanden werden. Die Notwendigkeit dieses Opfers der an politischen Dienst gewohnten Jugend ist klar — bleibt also noch, über den großen Auftrag an uns Wehrpflichtige und den ebenso großen Auftrag an die Wehrmacht einiges zu sagen.

Die politische Erziehung und der Gemeinschaftswille unserer Jugendbewegung sichert von vornherein die Bereitschaft zur Erfüllung dieser staatspolitischen Pflicht in einem Maße, um das wir von der Sowjetunion, Frankreich und anderen Ländern mit einer zweijährigen Militärdienstpflicht der Jugend gewiß beneidet werden. Wir, als nationalsozialistische Jugendbewegung, schaffen Jahr um Jahr durch unsere soldatische Geschlossenheit und unsere politische Willensbildung eine wesentliche psychologische Voraussetzung für die Art der Bereitschaft unserer Generation, die Dienstpflicht zu erfüllen und auch erhöhte Opfer willig auf unsere jungen Schultern zu nehmen. Warum? Eben weil wir, unter den Gesetzen des politischen Lebens gesehen, die Wertlosigkeit des Einzelwillens und Einzelzieles kennen und uns keine Grundlage unserer Lebensexistenz und überhaupt keine Gewähr für Freiheit und Brot außerhalb der nationalsozialistischen Gemeinschaft vorstellen können, eben weil wir als junge Menschen schon so tief in die Geschichte unseres Volkes eingedrungen sind, um dem Niedergang und Zusammenbruch immer dann in den Jahrhunderten begegnet zu sein, wenn das Volk der Deutschen nicht in einer Front stand und nicht zum letzten Opfer bereit war. Weil wir nicht den Bequemlichkeitsanspruch des „Ich“ über das politische Gebot der Gemeinschaft stellen und nicht das persönliche Glückstreben für das kommende Jahr mächtiger werden lassen als den Willen an der Zukunft eines ganzen Volkes zu schaffen und die schwer errungenen Erfolge des Führers nicht durch Lässigkeit und Willensschwäche wieder preisgeben — eben darum wird das große Opfer auch von einer großen Jugend übernommen, der große Auftrag von einer bereiten Generation erfüllt werden. Das Vorbild unserer Väter, die 4 Jahre die deutsche Zukunft verteidigten, d. h. deren Einsatz die elementarsten Voraussetzungen unserer Gegenwart schuf, und die noch Kraft genug fanden, um die Grundmauern des neuen Reiches zu errichten, wird bei jedem Opfer, das von unserer Generation einmal gefordert werden wird, so

m ächtig in uns werden, so ehrfurchtsvoll uns erfüllen, daß wir nur in der Selbstverständlichkeit des Dienstes und der Pflichterfüllung uns diesem Vorbild würdig erweisen können. Denn um so williger unsere Leistung, um so freudiger unser Opfer gegeben wird, und um so zähbarer unser kleines rebellierendes „Ich“ sich verhält, um so gewaltiger ist die Stärke und Unangreifbarkeit unseres Volkes und damit um so gewisser unsere Zukunft und das Reich.

Wir verschließen die Augen nicht gegenüber dem Opfer, das nicht nur dem einzelnen selbst, nicht nur dem jungen Ernährer mancher Familie, nicht nur dem beruflichen Ausbildungsstand des jungen Wirtschaftsnachwuchses, nicht nur dem raschen Nachstoßen eines wissenschaftlich reifen nationalsozialistischen Nachwuchses an den Hochschulen und im ganzen Leben des Volkes auferlegt wird. Wird dieses Opfer nicht auch in erster Linie von unserer Jugendbewegung übernommen? Haben wir nicht bei dem fortschreitenden Anwachsen unserer Formationen und den immer härter werdenden Anforderungen an unsere junge Führerschaft auf manchen Kameraden gezählt, der im Herbst 1935 wieder in die politische Gemeinschaft unserer Jugendbewegung zurückkommen sollte und, durch die Schule von Arbeitsdienst und Heer geschritten, reiche Erfahrungen seiner politischen Führeraufgabe in der Jugend zugesellen sollte? Aber auch dieses Opfer, das eine nationalsozialistische Erziehungsgemeinschaft auf sich nimmt und das nicht mit dem privaten Willen und Wünschen des einzelnen verglichen werden darf, kann keineswegs in ihrer Selbstverständlichkeit dem geringsten Zweifel unterliegen.

Wir haben oben von dem hohen Vorbild gesprochen, dem wir uns bei der Erfüllung des großen Auftrags verpflichtet fühlen. Diese Ehrfurcht verbindet sich mit der Hoffnung, daß Erfahrungen, die in der Vergangenheit gemacht werden konnten, in unserem Tornister auf dem Marsch in die Zukunft mitgegeben werden. Dem Auftrag an uns, unserem Opfer, entspricht der Auftrag an die Wehrmacht. Zu ihrem militärischen Ausbildungsprogramm tritt stärker, als es mangels erforderlicher Zeit bei einjähriger aktiver Dienstzeit möglich gewesen ist, die Erziehungsaufgabe. Und diese Aufgabe besitzt sie jetzt für die vielleicht entscheidendsten Jahre im Alter des jungen Menschen. Ihre Bedeutung als Schule neben der Wehr des nationalsozialistischen Reiches wächst damit um ein Vielfaches. Außer der Beherrschung aller militärischen Mittel werden diese beiden Jahre die Werkzeuge seelischer Bereitschaft und damit auch den politischen Willen, wie wir ihn heute als leidenschaftliche Verpflichtung gegenüber der Volksgemeinschaft empfinden, stärken und schärfen müssen.

Es wird an Stelle eines auf die Dauer wirkungslosen vaterländischen Unterrichts eine politische Ausrichtung treten müssen, die eine Fortsetzung des von der HJ und dem Arbeitsdienst geschaffenen Erziehungswerkes bedeutet. Die zwei Jahre dürfen keinen Bruch in dem großen politischen Erziehungswerk ausmachen, sondern müssen sich harmonisch einfügen in die große Lebensschule der Bewegung. Wenn bisher ein solcher Gedanke einer politischen

Ausrichtung nicht in den Vordergrund getreten ist, so wohl auch deshalb, weil die militärischen Spezialaufgaben schon für die Zeit eines Jahres knapp genug bemessen waren. Der größere Zeitraum der zweijährigen Dienstpflicht läßt größere Möglichkeiten, um auch die seelische Widerstandskraft und politisch-weltanschauliche Sicherheit des einzelnen zu festigen. Wir wollen dem politischen Soldaten — nicht dem politisierenden das Wort reden. Voraussetzungen hierfür müssen gewiß geschaffen werden, damit alle im tiefsten Sinne, so wie Leistikow im „Staatshandbuch des Volksgenossen“ sagt, „Erfolgsmänner Adolf Hitlers werden, die in der Führung der Kriegswaffe ausgebildet sind“.

Es bedarf gewiß nicht des Hinweises auf die Schrift „Der totale Krieg“ des Generals Lubendorff, um eine solche Notwendigkeit zu beweisen. Die Schrift, welche Adolf Hitler und seine Bewegung in die deutsche Geschichte eingegraben haben, enthält eine viel eindrucksvollere, weil lebendige Beweiskraft für eine derartige Notwendigkeit. Auch für den weltanschaulichen Kampf müssen wir alle nur möglichen Kräfte mobilisieren und hart machen können. Kommende Auseinandersetzungen werden von denen entschieden, die eine totale Bereitschaft, nicht nur eine militärische, in die Waage der Entscheidung zu werfen vermögen.

Der Auftrag an die Wehrmacht ist unter diesem Gesichtspunkt ein gewaltiger. Die Leistungen, die sie in den letzten Jahren vollbracht hat, verdienen eine so ungeheure Bewunderung, daß wir der Erfüllung dieses Auftrages ebenso zuversichtlich gewiß sein können — ebenso gewiß, wie wir unserer selbst gegenüber dem Ruf an unseren Einsatz und unsere Kraft sind. Die Wehrmacht, die mit der zweijährigen Dienstpflicht ganz andere Möglichkeiten der Ausbildung und Erziehung besitzt, über die irgendwelche Worte zu verlieren müßig wäre, weil sie aus der praktischen Erfahrung und Bewährung heraus verwirklicht werden, hat im politischen Leben der Nation einen hervorragenden Platz erhalten. Sie wird sich in das nationalsozialistische Erziehungsprogramm einreihen, das von uns Jungen aufgenommen, im Arbeitsdienst fortgesetzt wird, im Heer seine Früchte trägt und in den Formationen der Bewegung im reifen Mannesalter erhalten wird — um des ewigen politischen Bereitseins, um der Wache für Deutschland willen.

Jugend und Wehrmacht sind die stärksten Pfeiler eines Reiches. Sie ergänzen, erfüllen und durchdringen sich gegenseitig. Angesichts der Feindschaften, denen wir vor den Toren des Reiches begegnen, angesichts des unbeugsamen Aufbauwillens der Bewegung empfinden sie gemeinsam den Auftrag des Führers vom 24. August als hohe Verantwortung und Verpflichtung. Daß des Führers Macht auf unseren jungen Schultern ruht, ist ein beseeligendes Gefühl für uns alle, die in seinen politischen Formationen und in seinem Heer Dienst leisten. Der große Auftrag ist gegeben. Er umschließt gewaltige Möglichkeiten, die soldatische und seelische Stärke des Volkes zu einem einzigen Block, härter noch wie Kruppstahl, zu schmieden — und daran laßt uns alle, Soldaten und Nichtsoldaten, Jungen und Männer, Arbeiter, Akademiker und Offiziere, mitwirken!

AUSSENPOLITISCHE Notizen

Gespräche mit französischen Volksfront-Ministern

Unser Pariser n-Mitarbeiter besuchte in unserem Auftrag einige französische Volksfrontminister. Er gibt im folgenden Eindruck aus den Gesprächen und die vorgefundenen Meinungen in Kreisen der verantwortlichen Pariser Männer wieder. Nur als solche wollen sie gewertet werden.
Die Schriftleitung.

Annäherung möglich

Der Verfasser der kommenden Ausführungen muß den Leser, der hier politische Offenbarungen erhofft, enttäuschen, denn die zahlreichen Unterredungen mit den Führern der französischen Volksfrontregierung, die dem Auffass zugrunde liegen, hatten zwangsläufig eine persönliche und inoffizielle Note, wodurch sich gewisse Beschränkungen in der Wiedergabe ergeben. Um objektiv zu sein, müssen wir auch vorausschicken, daß die Ergebnisse dieser Fühlungsnahme uns nicht dazu berechtigen, einen einheitlichen Eindruck wiederzugeben, nicht einmal unter der ausschließlichen Berücksichtigung der deutsch-französischen Problematik, die seit dem Machtantritt Léon Blums mit einem quälenden Fragezeichen versehen ist und in der Weltöffentlichkeit allein unter dem diplomatischen Gesichtspunkt betrachtet und beurteilt wird. Die innerpolitischen und sozialen Schwierigkeiten, vor die sich das neue Kabinett von Anfang an gestellt sah, waren zu schwerwiegender Natur, als daß dem Außenminister Delbos die Möglichkeit gegeben wäre, die europäische Konstellation anders zu betrachten, als unter dem Blickwinkel einer traditionellen Rechtsformalistik, die eine abwartende Haltung, vorsichtiges Abwägen und vor allem Zeitgewinn garantieren sollen.

Es ist begreiflich, daß sich die Franzosen unsere These nicht von heute auf morgen zu eigen machen, nach der eine Vereinerung der schwülen Atmosphäre unseres Erdteils ausschließlich in der psychologischen Annäherung der deutsch-französischen Stand-

punkte — außerhalb der juristischen Dialektik — erfolgen kann. Die neue Regierung hat uns aber zu danken gewußt — und dies ist bei den meisten Unterredungen zum Ausdruck gekommen —, daß wir unseren westlichen Nachbar bei seinen Stabilisierungsbestrebungen nicht gestört haben, daß unsere Presse das innere Ringen des Volksfrontkabinetts und die Experimentalpolitik seines Ministerpräsidenten mit Sachlichkeit behandelt hat und daß Deutschland sich, in Erinnerung seiner eigenen überwundenen Spannungen, nicht zum weltanschaulichen Lehrmeister über Frankreich aufschwang, in einem Augenblick, in dem das Land von sozialen Kämpfen erschüttert war.

Zwei Lager innerhalb der Volksfront

Diesen klaren Erwägungen, die im gegebenen Augenblick als günstiger Ausgangspunkt für einen Ausgleich zwischen Deutschland und Frankreich anzusehen wären, standen zur Zeit der Besuche bei den französischen Ministern jene sieberhaften Agitationen linksradikaler Kreise gegenüber, die den spanischen Bürgerkrieg dazu auszunutzen versuchen, weiteste Kreise der französischen Öffentlichkeit gegen Deutschland und den „Faschismus“ überhaupt einzunehmen; es kann in dieser Betrachtung leider nicht verschwiegen werden, daß sich die Polemiken nicht nur auf kommunistische und einen wesentlichen Teil der sozialistischen Presse beschränken, sondern daß neben dem Gewerkschaftsführer Jouhaux, dessen Druck auf die Regierung immer deutlicher zutage tritt, auch einige Mitglieder des Kabinetts — wie es etwa in der Rede des Innenministers Salengro in Lille zum Ausdruck gekommen war — einer ähnlichen Politik Vorschub leisten. Damit ist aber gesagt, daß innerhalb der französischen Regierung zwei gegensätzliche Lager bestehen, deren Machtprobe allgemein für den Herbst nach Zusammentritt der beiden Kammern erwartet wird: Während die Mehrheit der Regierung sich die Auffassung des Ministerpräsidenten Blum und des Außenministers Delbos zu eigen gemacht hat, die auf das schärfste eine „europäische Blockbildung zweier welt-

anschaulicher Komplex von „Faschisten“ und „Antifaschisten“ ablehnt, versuchen einzelne Minister der Forderung zum Siege zu verhelfen, daß Frankreich zugunsten der spanischen Volksfrontregierung intervenieren müsse, um den „Vormarsch des internationalen Faschismus aufzuhalten, und damit auch das Bestehen der französischen Regierung zu garantieren“.

Besonders interessant ist hierbei die Taktik der Dritten Internationale, die ihren Einfluß auf die Regierung heute dadurch geltend macht, daß sie sich zum Beschützer und Sachwalter der „legalen“ Belange aufgeschwungen hat; und die Arbeit der Herren Duclos und Thorez war in den letzten Tagen vor dem Beginn der hinausgeschobenen Parlamentsferien fieberhaft und eindeutig. Ich sah sie übrigens zum ersten Male im Salon des Ministerpräsidenten, als sie gerade wieder einmal „in Sachen Intervention“ bei Léon Blum vorsprachen. Blum hat bisher allen Druckversuchen mit eiserner Ruhe widerstanden, auch die Tatsache, daß man in den Korridoren der Kammer bereits von einem „neuen Ministerpräsidenten“, der sich besser dem Willen der Kommunisten fügen würde, spricht und sogar bestimmte Kandidaten ankündigt, läßt ihn vorläufig kalt. Was uns betrifft, so haben wir im Augenblick keinen Anlaß, auf Kombinationen dieser Richtung einzugehen, denn die Position Blums ist im gegenwärtigen Zeitpunkt nicht als schwach zu bezeichnen. Bedenklich stimmt allein die Tatsache, daß die innere Solidarität im Kabinett, das ja bekanntlich auf der Grundlage der „bürgerlichen Demokratie“ gebildet und in diesem Sinne von den einzelnen Mitgliedern anerkannt worden war, Risse aufzuweisen scheint, und dafür soll das folgende Beispiel Zeugnis ablegen.

Sellier lehnt den Ausgleich ab

Gesundheitsminister Sellier, der meinen Empfang dazu benutzte, um sich in grundsätzlichen antifaschistischen Ausführungen zu ergähen, ist der typische Vertreter einer oppositionellen Richtung, die ihrem Standpunkt innerhalb des Kabinetts zum Durchbruch zu verhelfen bemüht ist. Auf meine Frage, was er „von einer Verschiebung des Gleichgewichts innerhalb der Regierung halte, die von Radikalsozialisten mehr oder weniger deutlich gefordert werde“, antwortete er mir in sehr temperamentvoller Form, daß diese Aenderung zweifellos erfolgen werde, aber nicht so, wie ich aus den Gerüchten zu schließen glaubte, sondern in der umgekehrten Richtung: — zu Gunsten der Kommu-

nisten! Der Minister ließ dabei keinerlei Zweifel darüber aufkommen, daß er persönlich einer solchen „Neuorientierung“ keineswegs abgeneigt gegenüberstehe. Hierbei muß natürlich eingefügt werden, daß diese Spekulation nur eine symptomatische Bedeutung haben kann, und daß die Kommunisten nach wie vor entschlossen sind, die augenblickliche Regierung aus taktischen Gründen zu tolerieren und in absehbarer Zeit nur die Möglichkeiten wahrnehmen werden, die Regierung von außen her so stark wie es die „objektiven“, durch die „Reife der Zeit“ bedingten Konstellationen zulassen, ins Schlepptau zu nehmen. Die Haltung Selliers ist aber ein deutlicher Beweis dafür, daß die Angstpsychose vor der „faschistischen Gefahr“ bis an die verantwortlichen Männer des Kabinetts Blum heranreicht. In diesem Sinne waren auch die übrigen Erklärungen Selliers mir gegenüber gehalten: Er gab wohl zu, daß ihn der „Deutsche Gemeindetongreß“ in Berlin, den er als Vertreter der französischen Regierung vor einigen Wochen besucht hatte, sehr interessiert habe und daß er die hygienischen Einrichtungen unseres Landes für sehr gut halte, aber er zeigte keinerlei Verständnis für unsere Bevölkerungspolitik, die nach seiner Meinung allein auf den „Krieg berechnet sei“, und die in sich ein „typisches Merkmal der faschistischen Mentalität“ berge. Meine Frage, ob der Minister jenseits der weltanschaulichen Verschiedenheiten eine Möglichkeit friedlichen Nebeneinanderlebens und fruchtbarer Zusammenarbeit unserer beiden Länder erblicke, verneinte er kommentarlos!

Bessere Nerven am Quai d'Orsay

Bei keiner meiner übrigen Unterredungen habe ich eine ähnliche Einstellung widergefunden, wenn hier auch betont werden muß, daß im Vordergrund der Erörterungen das deutsch-französische Problem stand, und die Frage der spanischen Intervention, die in jenen Tagen eine so vielfältige und widersprechende Problematik nach sich zog, wenigstens soweit sie die Stellung der französischen Regierung betraf, bewußt nicht berührt wurde. Am Quai d'Orsay wurde mir versichert, daß die grundsätzliche deutsche Neutralitätserklärung in der spanischen Angelegenheit, die an dem Tage meines Empfanges gerade bekannt wurde, die Atmosphäre im wesentlichen bereinigt habe, und daß nunmehr eine französische Aussprache mit Deutschland positive Perspektiven eröffne. Auf meine Frage, wie die Einigung zwischen Deutschland und Oesterreich vom offiziellen Frankreich be-

urteilt werde, erhielt ich eine typisch diplomatische Antwort: „Dazu kann eine endgültige Stellungnahme seitens unseres Landes erst dann erfolgen, wenn die Normalisierung der Relationen in der Praxis ihren Niederschlag finden wird; sollte es sich nach einiger Zeit ergeben, daß die Vermutung, die vielfach vorgebracht wird, Deutschland beabsichtige mit seiner Maßnahme eine neue europäische Blockbildung, nicht zu Recht besteht, dann werden wir diesen Schritt mit Freude als einen Beitrag zur Befriedung Europas begrüßen.“ Im übrigen hatte ich von meinen Besprechungen im Außenministerium den Eindruck, daß das Vertrauen Deutschland gegenüber, im Vergleich zur Stimmung vor zwei Monaten, im Anwachsen begriffen ist. Diese Beobachtung scheint mir um so interessanter zu sein, als sich augenblicklich in der engeren Umgebung des Außenministers zwei Persönlichkeiten befinden, die unser Land aus eigener Anschauung genau kennen und bei denen man für die Beurteilung der innerdeutschen Vorgänge mehr sachliche Anvorenommenheit und — was mir im Augenblick noch wichtiger scheint — guten Willen erwarten sollte: es ist der Unterstaatssekretär Pierre Viénot, der viele Jahre in Deutschland lebte, unsere Sprache perfekt beherrscht und das interessante Buch „Incertitudes allemandes“ geschrieben hat, in dem er zum Ausdruck bringt, daß ihm die deutschen „Unsicherheiten“ lieber sind als die französischen „Gewissheiten“. Ferner der Rabinettsschef Armand Bérard, der noch vor kurzem Sekretär an der französischen Botschaft in Berlin gewesen ist. Welbos selbst ist darüber mit seinem Regierungschef vollkommen einig, daß Frankreich in der spanischen Frage eine strikte Neutralitätspolitik einhalten müsse, um den gefährlichen internationalen Verwicklungen aus dem Wege zu geben, deren Risiko bestimmte radikal-marxistische Gruppen, von Agenten aufgehebt, für den Preis einer antisowjetischen Demonstration bedenkenlos auf sich nehmen. Seine Zielsetzung geht aber darüber hinaus: es ist sein ehrlicher Wunsch, die schwebenden Fragen zwischen Berlin und Paris zu klären, um die Hände für eine aktive Außenpolitik frei zu bekommen. Wird er dazu stark genug sein?

Pierre Cot für Garantie im Osten

In die gleiche Richtung weisen auch die Erklärungen, die mir vom Luftfahrtminister Pierre Cot und seinem Rabinettsschef Puge t gegeben wurden. Der Minister gilt

heute allgemein als ein Anhänger der gefährlichen Interventionspolitik zugunsten Spaniens. Sollte er schon vergessen haben, daß man ihm noch vor nicht allzu langer Zeit den Vorwurf gemacht hatte, faschistische Tendenzen in Frankreich zu verfolgen, weil er den Staat auf die Organisation der gewerkschaftlichen Kräfte gründen wollte? Die Aussprache mit mir war von gutem Willen geleitet, denn der Minister zeigte Verständnis für innerdeutsche Angelegenheiten. Pierre Cot ist — wie die Mehrzahl seiner Kollegen im Kabinett — strenger und konzeptionsloser Anhänger der kollektiven Sicherheit und des „unteilbaren Friedens“. Solange Deutschland nicht bereit sei, „gewisse Garantien im Osten“ zu geben, könne keine wirksame Friedenssicherung in Europa erfolgen. Wenn zwischen Deutschland und der Sowjetunion ein Krieg ausbrechen würde, so würde, nach der Ueberzeugung des Ministers, Europa über Nacht in Flammen stehen, da Frankreich keinen Augenblick zaudern würde, seinem Verträge treu, den Sowjets zu Hilfe zu eilen. Frankreich sei davon überzeugt, daß Deutschland ehrlich bemüht sei, mit seinem westlichen Nachbarn in Frieden zu leben, und es bestehe keinerlei Anlaß, an den ehrlichen Absichten des Hitlerplanes zu zweifeln, dennoch könne er solange nicht von der französischen Regierung als Verhandlungsbasis akzeptiert werden, als bis die „Lücke“ — die Einschränkung im Osten betreffend — ausgefüllt werde. Herr Cot wies mich auf die Stärke der Sowjetluftflotte hin, der weder die deutschen noch die französischen Kräfte gewachsen seien. Die Auffassung, die der Luftfahrtminister zum Ausdruck brachte, geht dahin, daß die deutsch-französische Problematik „allein von der Lösung des Ostproblems abhängt“. Hier ist von meiner Seite auf den Vertrag von Rapallo hingewiesen worden, der ja zwischen Deutschland und Rußland besteht, er wurde aber sofort „als nicht ausreichend“ abgelehnt. Pierre Cot verfolgt die von uns oft genug verworfene These der alleinmachenden kollektiven Sicherheit, die, in der Praxis durchgeführt, Deutschland innerhalb des französischen Paktsystems vollkommen mattsetzen würde; unser Beitritt zu diesem System, der von den Franzosen so sehnlich herbeigewünscht wird und für das sie manches Opfer zu tragen bereit sind, würde der Uebernahme von Verpflichtungen gleichen, die mit einem „modernen Versailles“ zu bezeichnen wären. Hier aber liegt des Pudels Kern und der letzte, noch nicht

beseitigte Schatten zwischen Deutschland und Frankreich.

Wie sehr unsere westlichen Nachbarn bemüht sind, uns zum Nachgeben zu bewegen, mögen die folgenden Ausführungen des Luftfahrtministers mir gegenüber beweisen: Wenn Deutschland „durch einen Schritt zu einer Klärung des Horizonts“ beitragen würde, würde die Angstpsychose, die über Europa lastet, behoben sein, und dann könne es auch mit einer entgegkommenden Haltung Frankreichs rechnen. Frankreich kenne die wirtschaftlichen Sorgen seines östlichen Nachbarn, und es bestehe bei ihm Bereitschaft, Deutschland zu helfen, um seiner ökonomischen Entwicklung „normale“ Bahnen zu garantieren. Auch in der kolonialen Frage könne Deutschland mit der Unterstützung Frankreichs rechnen, denn in weitesten Kreisen, die für Politik entscheidend seien, habe sich die Meinung durchgesetzt, daß eine Großmacht, die durch einen verlorenen Krieg und andere innere Schwierigkeiten aus dem wirtschaftlichen Gleichgewicht geraten sei, sich nur dann normale und „natürliche“ Lebensmöglichkeiten schaffen könne, wenn sie in den Besitz von Rohstoffgebieten käme und wenn ihr äußere Absatzmärkte eröffnet würden. Deutschland würde bei der Austrohung des kolonialen Problems Frankreichs Unterstützung finden, falls eine andere europäische Macht den deutschen Ansprüchen entgegenreten würde. Pierre Cot sprach noch von moralischen Konzessionen, die zu einer Bereinigung der Atmosphäre beitragen sollten und die wir hier nur stichwortartig nennen wollen: Erziehung der Jugend im Sinne der Vorschläge des deutschen Friedensplanes und Aufgabe jener Mentalität, die bei uns „der Geist von Versailles“ genannt werde. Schließlich streifte der Minister — noch das Problem der Luftabrüstung, wobei er die sehr wichtige Eröffnung machte, daß Frankreich im Falle „ausreichender deutscher Garantien“ für seinen „Friedenswillen gegenüber Rußland“ bereit sei, seine Luftflotte dem deutschen Bestande anzugleichen. „Wir würden mit einer solchen Maßnahme nur der Logik gehorchen, denn: ich kann Herrn Göring niemals daran hindern, mit der deutschen Luftflotte nach Frankreich hineinzufliegen und französische Städte zu zerstören, auch wenn unsere Luftmacht dreimal so stark wäre; auf der anderen Seite würde es auch Herrn Göring niemals gelingen, uns an der deutschen Grenze aufzubalancen und unsere Zerstörungsarbeit an deutschen Städten zu verhindern.“ — Aus allen diesen Eröffnungen des jungen französischen Luft-

fahrtministers geht mit Deutlichkeit hervor, daß unser Nachbar die Bereitschaft vorzeigt, sich unsern Beitritt zum Sicherheitssystem Frankreichs etwas kosten zu lassen.

Bastid für Vernunft

Ein weiterer Besuch gilt dem Handelsminister Paul Bastid, der der radikalen Gruppe angehört und der bisher den Vorsitz des auswärtigen Ausschusses der Kammer innehatte. Bastid war von jeher für eine Vereinerung der deutsch-französischen Beziehungen eingetreten, die er aber heute als „historisch bedingt“ resigniert hinzunehmen scheint. Er ist ein typischer Realpolitiker, dem alle „Mythen“, die in der Politik aller Länder Europas zu ausschlaggebenden Faktoren geworden sind, fernliegen, und der sich am liebsten auf seine logischen Erkenntnisse beruft. Allein unter diesem Gesichtspunkt betrachtet er die Möglichkeiten einer wirtschaftlichen Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich, die wegen der Krise des Reichsbankdirektors Schacht nach Paris zu zahlreichen Betrachtungen und Kombinationen in der Presse Anlaß gegeben hatten. Herr Bastid ist in einem entscheidenden Punkte mit der obersten Leitung der Reichsbank einer Auffassung: Wenn heute Wirtschaftler verschiedener Länder miteinander Fühlung nehmen, so geht es nicht um die Erörterung von Teilgebieten, sondern um die allerersten Probleme, die wegen ihrer Eindringlichkeit einen völlig klaren und einfachen Charakter erhalten haben. Es gilt die Kriegspsychose durch eine gesunde Solidarität zwischen den Ländern abzulösen, um dadurch die erschütterte Kreditfähigkeit unseres Erdteils wiederherzustellen.

Léon Blum ohne Ressentiments

Der letzte Besuch galt dem Hotel Matignon, dem Arbeitsitz des Ministerpräsidenten Léon Blum. Ich möchte nur ein wesentliches Moment von dem Empfang in diesem Hause hervorheben: Es fand eine Versicherung, die mir von zahlreichen Ministern vorher gegeben worden war, hier ihre Bekräftigung: der Präsident habe keinerlei persönliche Ressentiments gegenüber dem neuen Deutschland, und die Regierung wünsche in „ihrer Gesamtheit“ ein möglichst baldiges Uebereinkommen mit Deutschland. Unterstaatssekretär François de Tessan, der zu den engsten Mitarbeitern Léon Blums zählt — man sagt, daß der Ministerpräsident über keine der schwebenden internationalen Fragen eine Entscheidung fälle, ohne die Meinung de Tessans befragt zu haben —, sprach mir über die

französische Volksfrontpolitik, der er einen nationalen Charakter zu verleihen versuchte. Man müsse auch die Streikbewegungen nicht, wie es vielfach in Deutschland geschehe, nach politischen, sondern nach sozialen Gesichtspunkten beurteilen. Es sei auch falsch, die Arbeiterbewegung als ein Mißtrauensvotum gegenüber der neuen Regierung zu betrachten, denn erstens seien ja die Streiks noch zu Regierungszeiten Sarrauts ausgebrochen, und zweitens seien sie aus einer neuen Konzeption der Fabrik, die von den arbeitenden Massen als „Arbeitsbörse“ aufgefaßt würde, organisch entstanden. „Ob das Experiment der Regierung, das ich mit dem Experiment des amerikanischen Präsidenten Roosevelt vergleichen möchte, zum Erlolge führt, weiß niemand zu sagen, aber die Regierung hat weitesten Kreisen der Arbeiterschaft, die sich jahrelang vergessen und vernachlässigt glaubte, neue Hoffnung gegeben, und diese Erwägung war entscheidend für die Maßnahmen des Kabinetts, die von der Opposition als übereilt, riskiert, unberechenbar, ja — als bloßes Wabanquespiel bezeichnet wurden. Die soziale Haltung des Arbeiters ist mit einer unblutigen geistigen Revolu-

tion zu bezeichnen, dieser Tatsache hat Léon Blum nachgegeben, um zu sozialen Reformen zu schreiten, die allein durch ihr Tempo schon jetzt als historisch bezeichnet werden können.“

Nach Berlin über Moskau?

Für die Außenpolitik erhob Herr de Tesson die gleichen Forderungen, die schon bei der Unterredung mit Pierre Cot ausführlich geschildert wurden; und es scheint uns, daß erst an dem Tage, an dem Frankreich für eine endgültige Vereinigung des deutsch-französischen Verhältnisses nicht mehr unsern Beitritt zum gefährlichen Paktssystem, in dem wir wie eine Fliege in einem Spinnennetz gefangen wären, als *conditio sine qua non* fordern wird, ein geschichtlicher Wendepunkt in der Politik Europas erfolgen kann. Und über die freundlichen Worte hinaus, die man auch vom Mann auf der Straße in Paris hören kann, muß Frankreich endlich den Mut zur Tat besitzen. Der Weg über Moskau dürfte dabei zu weit sein. Zwischen Saarbrücken und Metz besteht eine kürzere Verbindung. Vielleicht kommen die Geographen den Politikern noch einmal zu Hilfe.

Kleine Beiträge

Der Anfang zu neuem Theater Möllers „Frankenburger Würfelspiel“

Die stolzeste und beste Auszeichnung im Bereich des Wortes, politischer Dichter zu sein, steht Eberhard Wolfgang Möller zu. Sein Werk ist in jedem Abschnitt Erfüllung der Forderungen, die die Zeit gebietet. Der Mut des großen Gestalters adelt seine Dichtung. Wahrhaftig, es ist leichter, sich im Wortgeflingel lyrischer Verse zu betun, die nicht immer in einer Bindung zur Gegenwart stehen müssen — oder besinnliche Prosa zu schreiben, die auch vor 20 Jahren schon geschrieben sein könnte. — Möller hat Mut und Kraft, die Stimme dieser Zeit im dichterischen Worte zu bändigen.

Für den, der das Werk Möllers kennt, bedeutet es kein Wunder, daß diesem Dichter der mutigste Schritt, der getan werden konnte, gelang: die Erfüllung des Theaters mit einem neuen Sinn. Zu jeder Stunde seines Schaffens ist Möller ganz dem politischen Leben seines Volkes verhaftet. Als Schüler erlebt er das Ende des Krieges. Die Männer kehren heim von der Front, sie glauben an den Frieden und müssen doch verwundert in eine Welt der geifernden Zwietracht blicken. Da schreibt der Schüler für eine Laienaufführung seiner Kameraden sein erstes Schauspiel „Aufbruch in Kärnten“. Es schließt die

Bitternis dieser Jahre ein, bekennt sich aber auch mit dem untrüglichen Glauben der Jugend zu neuer Einheit des Volkes: als die Slaven das Kärntner Land bedrohen, findet der Feind die deutschen Bauern in einem starken Bündnis bereit. — Dies Wackhalten des Geistes der Front ist auch Sinn des Heimkehrerstückes „Douaumont“, das alle Welt auf den Dramatiker Möller aufmerksam machte. Möller klagt die Heimat an, die den Heimkehrern keinen Dank weiß, und beschwört die Ehre der Männer, die „der Krieg nicht entlassen hat“. — Die Jugend spürte in diesen Revolutionsjahren, daß die Soldaten ohne den Dank blieben, der ihnen doch gewiß sein sollte. Möller sprach ihn für sie aus.

Die Jugend, die um der Ehre und Freiheit des Vaterlandes willen zu sterben bereit ist, erkennt, daß jeder Krieg seinen Sinn verloren hat, wo er um der Börsengewinne der Schieber wegen geführt wird. Diese wachsende Macht des Kapitalismus, die Völker gegeneinander in Kriege zu stellen vermag, zeigt Möller in seinem Schauspiel „Rothschild siegt bei Waterloo“. Er prophezeit dem Kapitalismus das Ende durch den Beweis seiner sich selbst erledigenden, menschenmordenden Methode. 1815 „siegte“ Rothschild bei Waterloo — Pierpont Morgan „gewann“ den Weltkrieg.

Die „Kalifornische Tragödie“ ist auch Antwort auf die Stimmen jener Jahre: die Sucht nach Gold, das Amerika verheißt. Der „Panamaskandal“ ist die Anklage gegen die korrupte Politik der Mächte, die die Parlamentäre kaufen, damit ihnen die Völker Spielball sind.

Zwei große Themen jener Jahre, die als Mahnung immer gültig bleiben, hat Möller in diesen Schauspielen gestaltet und zu politischen Gleichnissen erhöht. In seinem Luther-Schauspiel „Die höllische Reise“ widmet er sein Wort dem Ringen um den Glauben. In mächtigerer Weise klingt dieser Anruf in dem ersten

Weißespiel unserer Zeit, im „Frankenburger Würfelspiel“, auf.

Die Tatsache, daß diese Dichtung und die Dietrich-Eckart-Bühne zu gleicher Zeit entstanden, ist wohl der schönste Beweis dafür, wie mächtig das Gesetz künstlerischen Schaffens in unserer Zeit gebietet. Diese Weißesstätte mit ihrem wuchtigen Halbrund, das über 20 000 Feiernden Platz bietet, hat nichts mehr gemein mit dem, was wir als Theater oder Bühne im überlieferten Sinne zu bezeichnen pflegen. Die Einheit von Weißesstätte und Dichtung unter dem Gewölbe des Himmels läßt uns zum ersten Male den Eindruck einer Kirche des Nationalsozialismus erleben.

Die Dreiteilung der Weißesstätte, die Orchestera, auf der sich Spieler und feiernde Gemeinde treffen, die Rundtreppen und Seitenpodien und die Empore finden ihre Anwendung in der Möllerschen Dichtung.

Zuschauer oder Publikum gibt es hier nicht. Möller setzt die politische feiernde Gemeinschaft als aktiven Teil in seine Dichtung ein. Stimme der 20 000, die an dem Gerichtstag teilnehmen, ist der Chor, der Recht spricht, im Namen des Volkes der Deutschen. Auf der Empore der Spielfläche, erhöht über der Szene des Tribunals, sitzen die sieben Weltrichter. Auf der Ebene zwischen diesen und der Orchestera treffen sich Kläger und Ankläger des Spiels, das diesen historischen Hintergrund hat:

Am 15. Mai 1625 lud der Statthalter Ferdinands II., Adam von Herbersdorf, eine Schar auffälliger Bauern, die unbewaffnet erscheinen sollten, nach Frankenburg. Straffreiheit war ihnen versprochen. Trotzdem ließ der von Herbersdorf sie von seinen Truppen umstellen. Ihre Führer forderte er. Die sollten anstatt aller den Tod erleiden. Doch er wollte seinem Versprechen möglichst treu bleiben: die Bauernführer sollten zu zweien und zweien um Leben oder Tod würfeln. So wurden um 1625 der Hälfte dieser aufrechten Bauernführer Köpfe

und Hände abgeschlagen und ein Jahr lang als Warnung auf Pfähle gespießt und an die Straßen gestellt.

Jene unermessliche Tat war Anlaß zum letzten Bauernaufstand, der sich im Gegenfaz zu den Vorläufern durch Ordnung und Schlagkraft auszeichnete.

Diese Historie hat Möller zu einem gewaltigen Symbolspiel gestaltet. Das Spiel beginnt, wie er selbst sagt, mit einem „Lokaltermin“, der heute stattfindet. Die Gemeinschaft hört die Anklage gegen Maximilian, Ferdinand und den von Herbersdorf. Die Entscheidung, die sie fällt, geschieht im Angesicht der Geschichte unseres Volkes. Die Richter der Gegenwart zittern die Vergangenheit, die politische Feieryemeinschaft erlebt in einer großen Vision das, was war —, um dann wieder aus dem Erleben der Einheit unserer Gegenwart das Urteil zu sprechen.

Die höhere Gerechtigkeit, die ein Recht hat, vor unserer Volksgeschichte gutzuheißen oder zu verdammen, erscheint als eine Gestalt in schwarzer Rüstung in dem Augenblick, als die Bauern auf die Gunst der Würfel verzichten und bereit sind, alle zu sterben. Der schwarze Ritter fordert den Kaiser, die Räte, den Statthalter zum Würfelspiel. Der Einsatz ist ihr Leben und ihre Leistung. Der schwarze Ritter würfelt: Unendlichkeit. Vor diesem Einsatz — dem ewigen Bestand des Volkes — verlieren sie alle. Die höhere Gerechtigkeit, eben das Volk, hat den Sieg behalten. Der Verbrecher am Volk vom Jahre 1625 wurde vor das Volk von heute zur Aburteilung gestellt. Damit ist Möller die unerhörte Tat gelungen: ein Zeitgeschehen in das Urteil der Jahrhunderte zu rücken.

Das Symbolspiel gibt uns allen, dem Volk, das heute über die Vergangenheit zu Gericht sitzt, die Mahnung, daß einmal über unsere Leistung eine spätere Zeit urteilen wird. Wir wissen, in dieser politischen Feier wieder ganz bewußt, daß es auf die Bewäh-

rung jeder Generation für ihr Volk ankommt. Das immer gewärtig zu haben, mahnt uns diese Möllersche Dichtung.

Wilhelm Utermann.

Des Seidenfadens Mündsbrevier

Das August/September-Heft der Zeitschrift „Das deutsche Volksspiel“ bringt uns zur Vervollständigung der Aussprache über die politische Feierygestaltung einen Auszug aus einer „Deutschen Litanei“, die Theodor Seidenfaden der Hitler-Zugend schenkte. Ein Beispiel möge den Charakter dieses Wertes veranschaulichen:

„Gott unserer Kraft,
Alleiner, unendlicher Gott . . .

Hilf und schenke uns Mut!

Gott unseres Glaubens,
Strom, der uns trägt . . .

Hilf und hilte die Fahrt!

Gott unserer Hoffnung,
Segel, das welt- und
himmelwärts treibt . . .

Halte das Steuer und lenke
den Kiel!“ usw.

In der Tat hat Theodor Seidenfaden damit Wesen und Form der in der katholischen Kirche überlieferten Litanei außerordentlich gut getroffen. Denn über das Wesen der Litanei sagt uns die Fachliteratur folgendes: „Die Litanei ist nur im übertragenen Sinne ein eintöniges, endloses Jammern. In Wirklichkeit ist sie ursprünglich ein Kettengebet aus Anrufungen und Lobpreisungen, das mit dem immer wiederkehrenden ‚Herr, erbarme dich‘ in der Vesper der Griechen 120mal nacheinander, in der Vigilienfeier in Rom sogar 300mal hintereinander gesungen wurde. Die Litanei findet sich sowohl als Prozessionsgesang, als auch als Mesalitanei. In beiden Formen ist sie orientalischen Ursprungs und von dem orientalischen Opferzeremoniell nicht zu trennen. Der Priester nannte ursprünglich

stellvertretend für die Gemeinde die einzelnen Opferstücke, später die einzelnen zu bekennden Sünden, deren jede einzelne Nennung von der Gemeinde mit dem einköntigen und hundertfältig wiederkehrenden „Herr, erbarme dich“ beantwortet wurde.“ —

Angeichts dieser Aussage der Fachliteratur kann man zu dem Vorschlage von Theodor Seidenfaden, diese Mönchsübungen der Hitlerjugend als mögliche Form einer politischen Feiiergegestaltung anzubieten, allerdings nur die gemeinsame Wiedergabe der „Herr, erbarme dich!“ anstimmen. Weniger erstaunlich ist indessen die Tatsache, daß dieser Vorschlag in der Zeitschrift „Das deutsche Volksspiel“ wirklich ernsthaft zur Ausdrache gestellt wird, denn in einem grundsätzlichen Aufsatz über die „Fehler der Feiiergegestaltung“ schreibt Josef Bauer in dem gleichen wunderlichen Heft folgende höchst beachtlichen Sätze:

„Verfasser sein im wortkünstlerischen Bereich bedeutet Diener und Vollstrecker der Reichsverfassung zu sein. Und es ist sinnvoll, daß er (Der Verfasser) in der Reichsschrifttumskammer unmittelbar der Staatsregierung unterstellt ist. Jeder Spiel- und Feierverfasser muß Reichsverfasser sein, oder die Reichsregierung wird ihn ablehnen.“

Auf diese Sätze können wir unsererseits nur mit einigen Anfragen antworten:

1. Von welcher Reichsverfassung ist hier die Rede? Wenn eine neu zu schaffende gemeint ist, bitten wir um Auskunft, nach welchem Paragraphen für die Herstellung einer Reichsverfassung die Reichsschrifttumskammer zuständig ist. Sollte indessen die vergangene Weimarer Verfassung gemeint sein, möchten wir klargestellt wissen, auf welche parlamentarische Stimmenmehrheit sich dieser Vorschlag des Autors beruft. Ist etwa angeichts der im gleichen Heft erschienenen Seidenfadenlitanei damit gerechnet worden, daß die toten Manen des

Zentrums auch ungefragt und unerschieden ihre Zustimmung erteilen?

2. Wenn jeder Feierverfasser gleichzeitig Reichsverfasser ist, mit wie vielen Verfassungen werden wir zu rechnen haben?

3. Wo befindet sich der Ort, wo man fernab aller Ereignisse der letzten drei Jahre so ungestört und unberührt überwintern konnte?

Genug des bösen Spiels! Man sollte die ernsthafte und dringliche Frage der Gestaltung einer „politischen Feier“ weder durch Unverstand noch durch Bosheit kompromittieren. Diese Dinge sind zu ernst, als daß sie dem Zugriff törichtem Geschwäzes offenstehen dürfen.

Wir wollen weder mönchische Gebetsübungen noch politische Spielereien dem deutschen Volke zumuten (und davor sollte sich auch „Das deutsche Volksspiel“ hüten). Wir wollen mit Leidenschaft, aber klaren Kopfes, mit gesundem Geist und hellem Verstande darangehen, eine dem deutschen Wesen entsprechende nationalsozialistische Feiiergegestaltung zu finden. Wir wollen nicht Theoretiker und Mönche werden, sondern einer neuen Zeit tätige Zeugen! v. M.

O, du mein heiß' Verlangen . . .

Eine neue deutsche Nationalhymne empfiehlt man uns in einer „Zeitschrift für Musik“. Solchen Vorschlägen stehen wir von Hause aus mißtrauisch gegenüber: im Gefolge derartiger Versuche pflegt meist der musikalische Kitsch und der hochgestellte patriotische Reim einherzuschreiten. Immerhin, was hier empfohlen wird, ist nichts weniger als ein Text von Hoffmann von Fallersleben, der auf eine sehr schöne Weise von Händel gesungen werden soll. Also ein Vorschlag, der Anspruch auf eine ernsthafte Stellungnahme zu erheben scheint und angeichts der Gedentwoche des kleinen lüneburgischen Landstädtchens Fallersleben vielleicht manchen schwärmerischen Sänger auf den Plan ruft. Die Gelegenheit, Hoff-

mann von Fallersleben mißzudeuten, ist günstig.

Wir haben bekanntlich zwei Nationalhymnen: das Deutschlandlied und das Horst-Wessel-Lied. Daß wir eine neue Nationalhymne nötig haben, ist zu entdecken ein Verdienst der genannten Zeitschrift. Wir wären darauf gar nicht gekommen. Aber wer eine Neuerung einführen will, muß ihre Notwendigkeit begründen. Der geistreiche Schreiber tut dies, indem er behauptet, unserm Volke sei „eine der eigenen Volksseele erwachsenen Nationalhymne bis heute verfaßt geblieben“. Beweis: „Heil dir im Siegerkranz“ wurde vom englischen „God save the king“ übernommen und — nun kommt eine überraschende Behauptung — die Originalmelodie des Deutschlandliedes sei ein kroatisches Volkslied, das Josef Haydn zu seinem „Gott erhalte“ benutzt habe!

Bevor wir auf den weiteren Inhalt des Vorschlages eingehen, ist zu dieser Behauptung sachlich festzustellen: Es besteht tatsächlich eine Übereinstimmung der ersten Takte des Deutschlandliedes mit den ersten Takt eines kroatischen Volksliedes. Daraus jedoch die Folgerung abzuleiten, unsere Nationalhymne sei im Ursprung ein kroatisches Lied, ist albern. Denn einmal ist in dem, was wir über Haydns Leben und Schaffen wissen, nirgendwo ein Anhalt dafür zu finden, daß er jemals eine fremde Melodie bewußt übernahm; die Tatsache, daß Haydn gerade dieses Lied unter seinen Schöpfungen besonders geliebt hat, es sich in seinem hohen Alter immer wieder vorspielen ließ und Motive daraus auch in anderen Werken verwandt hat, spricht ebenfalls dagegen. Zum andern ist, was die übereinstimmenden Takte betrifft, die Priorität des kroatischen Liedes absolut nicht nachweisbar, es wäre sogar viel eher denkbar, daß die im Bereich der Habsburger Monarchie überaus populäre Kaiserhymne ihren

Niederschlag auch in dem Volksliede eines ihrer Völkerstämme gefunden hat. Auch daß ein Rondo von Telemann, einem Zeitgenossen Bachs, in den Anfangstakten ein verwandtes Motiv bringt, spricht gegen kroatischen Ursprung. Schließlich aber, wie es auch immer mit dieser Übereinstimmung stehen mag, die Art, wie Haydn diese Melodie, die gar keine slawischen Motive besitzt, durchführte, ist in jedem Falle sein geistiges Eigentum und damit eine Leistung unserer deutschen Volksmusik. Damit entfällt die Unterstellung eines fremden Ursprungs und eigentlich auch die Voraussetzung für den Vorschlag einer neuen deutschen Nationalhymne, denn „Heil dir im Siegerkranz“ dürfte ja wohl heute nur noch von ganz wenigen aufrechten Untertanen gesungen werden. Das Horst-Wessel-Lied hat der Verfasser offenbar noch gar nicht gehört.

Betrachten wir uns den eigentlichen Vorschlag näher, so stellen sich auch hier Unmöglichkeiten heraus. Zunächst die Verse Hoffmann von Fallerslebens. Der erste lautet zum Beispiel:

O, du mein heiß Verlangen,
du meiner Wünsche Spiel.
Du meines Herzens Bangen,
du meiner Hoffnung Ziel.
Seit ich dich such und fand,
gibt's Schöneres nicht auf Erden,
als dich, als dich, mein Vaterland,
als dich, mein Vaterland.

Bei aller Wertschätzung, die wir Hoffmann von Fallersleben entgegenbringen, können wir diese Verse in keiner Weise mit denen des Deutschlandliedes vergleichen. Sie besitzen nicht im entferntesten die Schlagkraft und den Gedankenreichtum seiner bekannten Dichtung, die unser heutiges Deutschlandlied wurde, und zudem passen sie mit ihrem für die damalige Zeit bestimmten Pathos ganz und gar nicht zu uns. Sind diese Verse

als Text einer neuen Nationalhymne vorzustellen, ist eine Unmöglichkeit. Zum allerwenigsten ist dem deutschen Dichter selbst bei dem Niederschreiben dieser Verse eine solche Schnapsidee gekommen.

Die zu diesem Text vorgeschlagene Melodie Georg Friedrich Händels ist groß und edel. Der Artikelschreiber glaubt die leichte Popularisierung dieser Melodie durch einen Hinweis auf ihre Abstammung von einem katholischen Marienlied (1) zu beweisen. Wir ergänzen dazu, daß auch ein Herz-Jesu-Lied: „Dem Herzen Jesu singe mein Herz in Liebeswonn“ nach dem Urbild dieser Melodie gesungen wird, die Händel offenbar dem Volke abgelauscht und in einem seiner Oratorien verwendet hat. Die besondere Eignung der Weise eines katholischen Marien- und Herz-Jesu-Liedes für die Weise einer neuen Nationalhymne vermögen wir allerdings nicht einzusehen. Außerdem gibt die politische und nationale Rolle der katholischen Kirche im Leben der Deutschen keinerlei Veranlassung, nun Melodien dieser Kirche zum Inbegriff des Nationalbewußtseins und seines klangvollen Ausdrucks zu erheben.

Wenn der Verfasser des Vorschlags zum Schluß die Frage aufwirft: „Was nun steht dem eigentlich im Wege, daß die Händelsche Melodie und der Hoffmannsche Text offiziell zur deutschen Nationalhymne erhoben werden?“, so kann man darauf nur ant-

worten: „Viel, sehr viel, verehrter Herr!“ Erstens, daß kein Mensch die Notwendigkeit einer neuen Nationalhymne empfindet und die angeführte Begründung sich als nicht stichhaltig erweist, zweitens, daß Text und Melodie des vorgeschlagenen Liedes für eine Nationalhymne denkbar ungeeignet sind, drittens aber die Unmöglichkeit, eine Nationalhymne überhaupt einzuführen, zu distutieren oder zu propagieren. Ein solches Bekenntnislied, Gipfel der Erhebung in einer feierlichen Stunde, muß lange im Volk gewachsen sein, es muß als ein Schicksalslied aus seiner Not und seiner Erhebung geboren sein und muß durch Jahre und Jahrzehnte ein Volk in wechselvollen Erlebnissen begleitet haben, dann reißt es zur Nationalhymne. So war es mit dem Deutschlandlied und dem Horst-Wessel-Lied. Ohne eine solche Tradition und ein solches Erlebnis ist eine Nationalhymne nicht denkbar. Der Herr, der das Deutschlandlied und Horst-Wessel-Lied abscheu will, möge sich wieder in Not vergraben und über die Tasten seines Flügels streichen, seine Finger an der melodischen Erneuerung des neuen Reiches aber lieber nicht verbrennen. Mag es ihn auch traurig stimmen, daß an seinem Grabe vielleicht einmal unser Volk einem verkannten Genie mit einem „kroatischen Volkslied“ statt mit einer katholischen Nationalhymne die verdiente Ehre erweist. R. L.

Hauptkassierer und verantwortlich für den Gesamthalt: Günter Kaufmann. Stellvertreter: Wilhelm Utermann. Anschrift: „Wille und Macht“, Reichsjugendführung, Berlin NW 40, Kronprinzenufer 10. Tel. D 2 5841 Verlag: Deutscher Jugendverlag G. m. b. H., Berlin W 35, Lützowstr. 66, Tel. B 2 Lützow 9006. — Verantwortl. für den Anzeigenteil: Kurt Otto Arndt, Berlin. — D. A. II. Bl. 36: 14 850, Bl. Nr. 5. — Druck: Theodor Abb Buchdruckerei, Berlin SW 68. „Wille und Macht“ ist zu beziehen durch den Deutschen Jugendverlag oder jede deutsche Buchhandlung sowie durch die Post. Postbezug vierteljährlich RM. 1,80 zuzügl. Bestellgeld. Bei Bestellung von 1 bis 3 einzelnen Nummern bitte den Betrag in Briefmarken beizulegen, da Nachnahmezahlung zu teuer ist und diese Bestellung sonst nicht erledigt werden kann. Massenbezug durch den Verlag laut besonderen Bezugsbedingungen.

Soeben erschien:

P A U L H E R R M A N N

Das große Wagnis

6000 Jahre Kampf um den Erdball

Das vorliegende Werk hat das Ziel, durch die Wiedergabe einer Reihe besonders eindrucksvoller Entdeckungsfälle einen Ueberblick über die Eroberung der Erde durch den Menschen zu geben und in lebendiger, abwechslungsreicher Form von dem großen Einsatz, dem hohen Ziel zu berichten, das immer wieder und zu allen Zeiten an die Erforschung unseres Planeten gesetzt wurde. Dabei ist es aber keinesfalls Absicht dieses Buches, eine lädenlos-lehrhafte Geschichte der Erdforschung zu geben. Nicht zu belehren, sondern vielmehr zu erheben, ist seine Aufgabe. Daher läßt es die großen Forscher und Entdecker an den entscheidenden Wendepunkten ihrer Schicksale selbst zu Worte kommen. Von der Königin Hatschepsut von Aegypten, die um 4000 v. Chr. auszog, das geheimnisvolle Land Punt im südlichen Afrika zu erkunden, bis zu Richard C. Byrd, der den Südpol überflog, zieht eine lange Reihe bewegter, abenteuerlicher und gefährvoller Leben an uns vorüber; aus den Originalberichten ihrer Helden — mögen es nun jene Wikinger sein, die 500 Jahre vor den Spaniern Amerika entdeckten, mag es sich um Griechen und Römer handeln, um die Seefahrer aus dem Jahrhundert des Kolumbus, um Polarforscher und Wüstenreisende, um Bergsteiger, Flieger und die Helden afrikanischer Urwälder — zittert Hochspannung durch dieses Buch und bis in unsere Tage. Ein wildes, starkes, männliches Lied klingt in seinen Seiten auf, ein Heldenlied von menschlicher Größe, unerschrockenem Mut, Todesverachtung und Kameradschaft, ein lodendes Lied von der Weite der Welt, von Kampf und Gefahr.

395 Seiten

Text / 100

Abbildung.

RM

5,50

Ganzleinen

Zeitgeschichte, Verlag und Vertriebsgesellschaft, Berlin W 35



Der Braune Buch-Ring Die Buchgemeinschaft unserer Zeit

Die im Braunen Buch-Ring zusammengeschlossenen Männer und Frauen sehen im Buch das wirksamste Mittel, die nationalsozialistische Weltanschauung zu vertiefen und das wiedergewonnene deutsche Lebensgefühl zu stärken.

Der Braune Buch-Ring bringt grundsätzlich nur Erstveröffentlichungen, also keine Nachdrücke und keine Neuauflagen bereits erschienener Werke, und unterscheidet sich dadurch von allen anderen deutschen Buchgemeinschaften.

Der Braune Buch-Ring zählt Zehntausende deutscher Volksgenossen aller Stände und Berufe zu seinen Mitgliedern.

Der Braune Buch-Ring liefert für den geringen Monatsbeitrag von nur 1,15 RM. jährlich 4 umfangreiche, wertvolle Bücher sowie 24 Hefte der reich bebilderten Zeitschrift „Der Braune Reiter“.

Der Braune Buch-Ring nimmt zu jeder Zeit neue Mitglieder auf. Ein Eintrittsgeld wird nicht erhoben.

Auch Ihr Buchhändler besorgt Ihre Anmeldung.

**An den Braunen Buch-Ring
Berlin W 35, Lüchowstraße 66**

Sch bitte um kostenlose und unverbindliche Zusendung von Druckschriften.

Name:

Beruf:

Ort und Tag:

Straße:

em

Wille und Macht

Leitungsorgan der nationalsozialistischen Jugend



aus dem Inhalt:

Leistriz / Entrechtung der Jurisprudenz

Nationalsozialismus und Oesterreichs Eigenstaatlichkeit

Edding / Schlagwort Liberalismus!

Känitzer / Der politische Dichter C. F. Meyer — Schenke / Exportpolitik der heilsamen Kompromisse — Bastian / Reform, Reaktion oder Sowjetdiktatur in Genf — Keppler / Grabbe — Heinrich Anackers dichterisches Tagebuch unserer Zeit — Kunstschaffen im Westen — Neue Blicke

Halbmonatsschrift / Heft 18

Berlin, 15. September 1936

Preis 30 Pf.

Digitized by Google

Inhalt

Entrechtung der Jurisprudenz	Dr. jur. S. R. Leiffers
Schlagwort Liberalismus!	Friedrich Ebbing
Wachsein ist alles!	Gedicht v. S. Anacker
Der politische Dichter C. F. Meyer	Willi Fr. Königer
Nationalsozialismus und Oesterreichs Eigenstaatlichkeit	* * *
Grabbe	Ernst Reppner

Außenpolitische Notizen:

England und Aegypten

Reform, Reaktion oder Sowjetdiktatur in Genf?

Kleine Beiträge:

Heinrich Anackers dichterisches Tagebuch unserer Zeit

Kunstschaffen im Westen

Neue Bücher

Bildbeilage: Kunstschaffen im Westen

Wille und Macht

Leitungsorgan der nationalsozialistischen Jugend

Jahrgang 4

Berlin, 15. September 1936

Heft 18

Hans Karl Leistritz:

Entrechtung der Jurisprudenz

Vom Verfasser dieses Aufsatzes erscheint in Kürze unter obigem Titel eine größere Arbeit (Wirtschaftsverlag A. Sudau, Berlin-Südende), die dem Obersten Parteirichter, Pg. Walter Buch, gewidmet sein wird. Die im folgenden entwickelten Gedanken finden in dieser Veröffentlichung eine weitere Bereicherung.
Die Schriftleitung.

Das An-Sich

Es ist die Eigenart des theoretischen Geistes, von allem absehen zu können, was der lebhaften Lebenswirklichkeit zugehört — ja, Stärke darin zu vernehmen, keiner solchen Lebensbesonderheit zuinnerst verpflichtet zu sein und hoch über allem vielfältigen Besonderen das **Allgemeine** zu entdecken. Diese Entdeckung des Allgemeinen hält der Geist für die Entdeckung des Wesens, des Grundes, des Sinnes alles Seins. Das ist sein Irrtum und seine abgründige Gefahr.

Der unerreichte Meister geisttheoretischer Befinnung ist Hegel. Von seiner Plattform wurden die wirksamsten Raubzüge in den Bereich des Lebens unternommen. Der Jude Ferdinand Lassalle gibt glänzende Beispiele, wie richtig Hegel begriffen worden und wie rein hier zur Eigenart des theoretischen Geistes gefunden war. Hier ist der theoretische Geist in kaum zu überbietender Richtigkeit am Werke. Nehmen wir Lassalles Vortrag „Ueber Verfassungswesen“. Lassalle erklärt sich für „jene Klarheit des Denkens, welche, ohne irgendeine Voraussetzung zu machen, Schritt für Schritt alles aus sich selbst ableitet“. Wenn mir ein angesehener Universitätslehrer der Jurisprudenz Anfang 1933 sagte, daß es nun wohl nicht mehr auf das Denken ankomme, sondern „das Gefühl“ auch die wissenschaftlichen Entscheidungen mehr oder minder sicher bestimmen solle, so ist zu bemerken, daß die Zeit jenes sich selbst überlassenen Denkens in der Tat abgelaufen ist. Trotzdem ist es grundsätzlich,

wenn sich die Verfallswissenschaft, sobald ihr zu Leibe gerückt wird, mit dem Märtyrerschein der sterbenden Denker umgibt und verbreitet, daß mit ihr die letzten Denker vergingen und von nun an die Wissenschaft ohne Denken auskomme. Nicht „das“ Denken wird angegriffen, sondern eine Denkungsart, jene durchsichtige Denkmethode, die hartnäckig leugnet, daß nur die Wirklichkeit zum Wesentlichen führt, und ihre Entscheidungen, daß Wesentliches vorliege, ausdrücklich fernab aller Wirklichkeit ermittelt. „Der Nationalsozialismus hat erkannt, daß Wissenschaft ohne Voraussetzungen und ohne wertmäßige Grundlagen überhaupt nicht möglich ist . . . Gegen die Lehre vom abstrakten, theoretischen Subjekt, gegen die Zerreißung des wirklichen Lebens stellt der Nationalsozialismus seine Einsicht, daß der Mensch auch als Erkennender Glied einer natürlichen und geschichtlichen Ordnung bleibt und niemand eine Wirklichkeit zu erkennen vermag, zu der er nicht in einer inneren Bindung steht.“

Die Jurisprudenz ist das fähigste Kind vom reinen Geiste. Bereits ihre Sprache verrät es. Die Wendungen „an sich“ und „als solches“ sind seit jeher Ausdrücke des juristischen Fachkönnens. Sie sind die erste juristische Ernte des jungen Studenten und das geläufige Handwerkzeug des routinierten Juristen. Eine juristische Erörterung ist um so fertiger, je weniger sie von Zweifeln an der Wirklichkeit jener Begriffswelt des An-Sich begleitet ist. Der Zweifel an der Tragfähigkeit des juristischen Begriffes für das wirkliche Leben ist für den, der Jurisprudenz will, nur Belastung. Der fertige Jurist ist von allem, was die Wirklichkeit dem Menschen als Sorge, als Aufgabe, als Erfüllung, als Schicksal auferlegt, unberührt. Es ist seine Art, die „Probleme nicht in bezug auf Blut und Boden, sondern rein abstrakt zu behandeln, als seien Begriffsbestimmungen etwas „an sich Bestehendes“. Es ist seine Art, die Dinge herankommen zu lassen und ihnen mit einer Entscheidung zu begegnen, die deren Seinsart in keiner Weise zuinnerst verbunden oder gar verpflichtet ist. Es ist sein Kennzeichen, aus einer anderen Welt zu entscheiden. Indem er das als seine Stärke und Bestimmung ausgibt, hat er sich bereits gegen alle Einwände, die ihm aus der Wirklichkeit gemacht werden, gewappnet. Gleichzeitig hat er damit eine Stellung bezogen, die gegenüber anderen zu Eingriffen in die Wirklichkeit zu bevorzugen scheint: sie verleiht das Aussehen des gerechten Gottes, der „über“ allem schwebt und in diesem Darübersein durch nichts von seiner reinen Linie abgelenkt werden kann. Aus diesem Schein des Gerechten ist der Rechtschein der Jurisprudenz.

Der Gesichtspunkt

Zur Verantwortung ziehen bedeutet, an den ganzen Menschen Hand anlegen, und es bedeutet nicht nur, an einen behenden Geist eine flüchtige Frage richten. Wer mit dem Hin und Her verschiedener Gesichtspunkte, Zuständigkeiten, Standpunkte, Eigenschaften antwortet, der hat sich als ganzer Mensch noch nicht gestellt

— er hat nur mit dem Geiste eine Wendung vollzogen. Verantwortung ruht nie auf einem beweglichen Geiste, der sie nie zu tragen vermöchte, sondern immer auf einem wirklichen Menschen, einem Leibhaften, einem bestimmten, einem besonderen Menschen. So vermag die bloße Einrede des Betroffenen, er habe als dieser, als jener, als solcher oder an sich gesprochen, nicht von Verantwortung zu lösen. Sie ist Ausrede, wenn nicht aus der bestimmten Lebenswirklichkeit des Redenden die Rechtfertigung jenes Standortes als seiner Lebenswirklichkeit sichtbar ist; denn dann erst hat er die Verantwortung auf sich genommen.

So wird der Gesichtspunkt zum ersten Mittel der Tarnung. So wird er zur Tarnkappe, die den verbirgt, der die Folgen zu tragen hätte. Und jener flinke Geist, aus dem er vorgeschützt wird, ist dem gegenwärtigen Menschen durch lange intellektuelle Verbildung und den hiervon erfüllten städtischen Raum so sehr zur gewohnten Maske und angelernten Fertigkeit geworden, daß sich an seine Beherrschung die Vorstellung der Klugheit anschließt und an seine Nichtbeherrschung durch den einfachen bäuerlichen Menschen die Vorstellung der Dummheit. So entsteht die Rede vom klugen Städter und vom dummen Bauern. Ihr liegt der Irrtum zugrunde, daß die geschickte Wendung und „Ver“wendung des Wortes von besonderer Güte des Geistes zeuge und die Bezeichnung als klug rechtfertige. Daß die Fähigkeit zum mundgerechten Wort genüge, einen wahrhaft klugen Menschen auszumachen. Wieviel wird in dieser Vorstellungswelt verschüttet! Der einfache, ehrbewußte, wortfarge und wortarme Mensch hat seine Geltung verloren.

Die Sachlichkeit

In der Entgegensetzung des Geistigen zum Körperlichen ist die Zerspaltung unseres Daseins ausgesprochen. Ueberall kehrt sie wieder in den Spaltungen Theorie/Praxis, subjektiv/objektiv, sachlich/persönlich. Persönlich bedeutet unsachlich. Objektiv ist höchste Sachlichkeit. Wo leidenschaftslos berechnende und berechenbare Kälte waltet, ist Sachlichkeit. Wo ganz eigenes, ganz leibhaftes Leben, wo innerste Notwendigkeit leidenschaftliche Erfüllung heißt, ist Unsachlichkeit. Wo innerste Beteiligung herrscht, ist Unsachlichkeit. Der Sachliche ist innerlich unbeteiligt. Das ist wiederum eine Erscheinung des An-Sich, des Selbstseins vom ganz Lebendigen. Es ist ein Beispiel des reinen Geistes. Was seiner Art ist, das ist sachlich. Was der Art des Lebens ist, das ist roh, gewalttätig, willkürlich, eigenmächtig. Ist es verwunderlich, daß in jenem Vorstellungszusammenhange der leibliche Einsatz von oben herab besehen wird, daß der leibliche Einsatz des SA-Mannes der Kampfzeit als rohe Barbarei verfahren wurde? Ist es verwunderlich, daß der germanische Rechtsgang, der völlig auf dem Einsatz des ganzen Menschen, also auch seiner Leiblichkeit, aufgebaut ist, von der ganzen Rechtsgeschichtswissenschaft einer vergangenen Zeit quinnerst nie recht begriffen wurde?

Der gegenwärtige Prozeß ist nicht auf dem Einsatz des ganzen Menschen aufgebaut. Er entspricht der bürgerlichen Welt, die jeden, der sich einsetzt, wie einen Ausfälligen behandelt, es sei denn, er habe die Macht. Das zeigt sich am aufdringlichsten beim Beweise. Der Sachverständige gilt mehr als der Kläger oder der Beklagte. Jene sind zu subjektiv und persönlich zu sehr beteiligt. Das genügt, um Mißtrauen zu rechtfertigen. Am meisten gilt das Wort, wenn es keinem einzelnen mehr wirklich gehört, wenn es von allem Lebendigen gelöst ist: wenn es durch eine Urkunde auftritt. Papier ist ein festerer Grund als ein Mensch. Das ist die totale Entrechtung des Lebens. Wer sich attennmäßig gesichert hat, ist ganz und gar geborgen. Wer nur auf seine Ehre und die Ehre anderer vertraut, der muß sich sagen lassen, daß er seine Beweislast noch zu erfüllen habe. Und er muß bemerken, daß er rechtlich noch ungeborgen war. Das ist die Geborgenheit des Bürgers. Es ist Geborgenheit in einem Sachzusammenhange. Das treffendste Wort über bürgerliche Geborgenheit findet sich in den Sprüchen Salomonis: „Das Gut des Reichen ist ihm wie eine feste Stadt und wie eine hohe Mauer um ihn her.“ Mit der Sachhaftigkeit wächst hier die Kraft. Handelt es sich in diesem Falle um Sachhaftigkeit in Gestalt des Geldes, so ist es im Falle des gegenwärtigen Prozesses die Sachhaftigkeit in Gestalt des Papiers. Wer sein Rechtsmollen mit Urkunden untermauert hat, setzt sich durch. Wer sich nur auf seine Ehre beruft, ist noch bloßgestellt.

Ehre gilt nur im Lebenszusammenhange. Der Kamerad vertraut dem Worte des Kameraden und mangelte es in allem Sachhaften. Gerade das macht den Kameraden aus. Es unterscheidet den politischen Soldaten vom Bürger. Die Jurisprudenz des Bürgers ist eine Welt des Mißtrauens. Sie ist Ergebnis bloßer Sacherfahrung. Reaktion nennt sie Lebenserfahrung. Es ist der „Boden der Tatsachen“. Und Gleichgültigkeit gegenüber aller Ehre. Es ist die Welt, der bloßer Sachgewinn oder bloßer Sachverlust Existenzsteigerung oder Existenzminderung zu sein vermögen. Jene Sachhaftigkeit überdeckt alles lebendige Dasein. In ihr wird das Innere ängstlich verborgen. Werden charakterliche Werte zum rechtlichen Vordergrunde, so wird der Bürger zum Angeborgenen. Er wird hilflos. Und seine Blößen kommen ans grelle Licht. Ein Volk, das wieder zum Lebenszusammenhange zusammenwächst und aus einer starken Ehrauffassung die Sachenordnung unerbittlich vollzieht, wird das bürgerliche Recht nicht mehr brauchen können. Nicht mehr zur sachhaften Errichtung eines Anspruches wird der Rechtsgang gerichtet, sondern charakterliche Störung wird zum Grunde jedes echten Rechtsfalles. Der Rechtsgang gibt den Schlüssel zur Verpflichtung der deutschen Sachwelt an das deutsche Dasein. Das erfordert den Durchbruch einer anderen Rechts-erheblichkeit. Die Rechts-erheblichkeit der Ehre tritt an die Stelle der Ausschließlichkeit des bürgerlichen Sachbeweises.

Der Willensakt

Die Jurisprudenz vermag die rechtliche Substanz menschlichen Verhaltens bereits allein darin zu sehen, daß es willensaktig ist. Ihre auf diesen Willen „an sich“ zugeschnittene wesentlichste Denkfigur ist die Willenserklärung. Der juristische Vertrag ist kein Ehrenwort der Genossen einer Ordnung, sich in bestimmter Sache in bestimmter Weise verhalten zu wollen, sondern das intellektuelle Schema, das allen Vereinbarungen angelegt wird, um deren Wirklichkeit auf den Nenner des Formalen, des An-Sich, zu bringen. Daß sich leibhaftige konkrete Menschen geeinigt haben, daß es etwa zwei Bauern waren, ist durch diesen Denkanfaß so gleichgültig, daß es auch irgendwelche anderen hätten sein können. Oder daß der eine ehrlich, der andere unehrlich, der eine erfahren, der andere unerfahren, daß der eine vertrauensfelig, der andere hinterhältig, der eine hochwertig, der andere niederträchtig war — das ist unerheblich geworden. Ueber Ehrliche und Unehrlische, über Gerissene und Arglose breitet der Jurist sein willensaktiges Schema und macht sie dadurch alle gleich. Was sie alle gemeinsam haben können, das Formale des Willensaktes, das ist rechtlicher Vordergrund. Was aber diesen Willensakt zeugte, das wird zum bedeutungslosen Motiv.

Denn die Jurisprudenz vermeidet es, zu den Bereichen vorzudringen, in denen alles Verhalten, in besonderem Maße das willentliche, seine Herkunft hat: zum Charakter. Ihre intellektuelle Oberflächentkonstruktion macht das Unmögliche, Ungleiche als Gleiche zu behandeln, möglich. Was die Natur an Vielfalt geschaffen, das weicht der juristischen Einfalt, die sich als rechtsklug ausgibt. Jeder ist Rechts-subjekt. Und die charakterliche Leere ist Prinzip.

Als Begegnung von Rechtssubjekten wird der Vertrag begriffen, nicht als Begegnung der Genossen einer Ordnung. Das macht ihn zur beweglichen bindungsfreien Aktion und versagt ihm jeden tieferen Schwerpunkt im Dasein der Menschen. Wird er gebrochen, dann ist die Ordnungseristenz des Vertragsbrüchigen noch nicht betroffen. Vertragsbruch zieht nur Schadenersatz nach sich, der eine Minderung des Geldbeutelns bedeutet, nicht aber eine Minderung des ganzen Menschen. So ist das Einstehen für den Vertrag dem rein geschäftlichen Gedankenspiele preisgegeben. Die Aussicht eines vorteilhafteren Vertrages wird dem bestehenden Vertrage zur Gefahr. Ein Mann — ein Wort wird zum geschäftlichen Verlust. Der ist vermeidbar, da im Denken des Juristen der Wortbruch nicht als Rechtsverlust erscheint, der aus der Ordnung scheidet.

Doch der Jurist ist folgerichtig. Er sieht vom Mann ja nur das Rechtssubjekt, und das bedeutet Willensfähigkeit, nicht Ordnungsfähigkeit und Ordnungsbindung. Er sieht im Worte nicht die Ehre. Er sieht es bloß als Willensakt. Und so paßt eins zum andern.

Das Dritte

Der Widerspruch gegen das „Dritte“ ist nicht schlecht hin gleichbedeutend mit einem Widerspruche gegen den Dritten, gegen den Richter. Es ist lediglich die Abwehr jenes unpersönlichen anonymen „Es“, das sich der Rechtsschöpfung seit einem Jahrtausend deutscher Rechtsgeschichte bemächtigte. Diese Abwehr geschieht durch den rechtsgeschichtlichen Verweis auf die germanische Art der Rechtsfindung, die sich ganz begegnungsunabhängig — und damit wirklichkeitsnah — zwischen Kläger und Beklagtem vollzog; ihr Sinn war nicht Entscheidung um jeden Preis, sondern wirkliche Auflösung der Streitbegegnung, wirkliche Beseitigung der menschlichen Zwietracht, und wir gewannen uns Verständnis für deren ernsteste und unerbittlichste, aber auch edelste Form, den Rechtskampf. Wenn nun die Rechtsgeschichte untrüglich zeigt, daß das Anwachsen des Fremdrechtes sich in der Abdrängung der Streitbegegnung von der Rechtsschöpfung und in der Errichtung eines wirklichkeitsabgewandten Richtertums bot, wenn sie weiter zeigt, daß der Fremdbegriff der Gerechtigkeit, der Sachlichkeit, der Rechtserheblichkeit seine Kraft gerade aus einer — als unvoreingenommen ausgegebenen — Anwendung von der Streitwirklichkeit gewinnt, wenn sie schließlich diese wirklichkeitsfeindliche Haltung im propagierten Typ des „weltentrückten“ und nicht volkstümlichen Richters zeigte, so dürfte für die Gegenwart einzusehen sein, daß es nicht um den Dritten, nicht um die Gestalt des Richters „überhaupt“ geht, daß es nicht darum geht, behaupten zu wollen, wirkliche Rechtsschöpfung vollzöge sich nur zwischen Parteien und bedürfe keines Richters. Es geht um keine Form „als solche“, sondern darum, dem Richter die unpersönliche Entgegensetzung zu den streitenden Menschen zu nehmen. Der Richter muß volkstümlich sein. Der Richter muß zutiefst in der Streitwirklichkeit stehen. Der Richter muß vom Unrechte getroffen sein, wie der Mensch, der als Kläger oder Beklagter dem Unrechte wehrt. Der Richter muß Genosse sein wie die Menschen, die im Streite sind. Der Richter muß mit Vertrauen umgebene Volksgestalt sein. Das ist nicht mehr Jurisprudenz.

Es ist Volksrecht. Die juristische Unabhängigkeit des Richtertums war die anonyme daseinslose Dritteigenschaft. Die volkrechtliche Unabhängigkeit des Richtertums ist richterliche Freiheit durch überlegenste Teilhaberschaft an der völkischen Wirklichkeit. Mit den Worten des Reichsrechtsführers Hans Frank am 14. Januar 1936: „Der Nationalsozialismus wird keine weltanschaulich losgelöste, über uns flatternde und in diesem Sinn unabhängige Rechtsprechung im zeitlosen Raum dulden können, sondern er muß verlangen, daß auch die Rechtsprechung des Dritten Reiches ein Bestandteil der Gemeinschaftsgliederung unsers Volkes ist.“

Der Tatbestand

Die Aussonderung sachhafter Merkmale aus dem Lebensvorgang schafft den Tatbestand. Er sammelt, was nach Anlegen des juristischen Maßstabes von Sachlichkeit, von Rechtserheblichkeit, übrigbleibt, was sich im Siebe der Jurisprudenz erhält, was grobkörnig genug ist, um zurückzulieben.

Die Entscheidung des Juristen fällt dann nicht mehr über den ursprünglichen Lebensvorgang, sondern über jenen auf den Nenner des juristischen Denksystems gebrachten Verhalt. Trotzdem wird die derart zweitrangig gewonnene Entscheidung dann unter die Menschen gestellt.

Es gibt einen vorwiegend sachhaften Bereich unseres Lebens, in dem diese Methode ungewisselhaft unschädlich und richtig ist. Ueberall, wo sich das menschliche Tun ausschließlich nach „gemachten“ Gesetzen als richtig oder unrichtig beurteilen läßt. Etwa im Falle des Straßenverkehrs. Die StraÙe als Ort menschlicher Begegnung bewirkt mit Recht ein Absehen vom Ganzen des Menschen. Das verkehrsrichtige Verhalten des auf der StraÙe befindlichen Menschen kann keinen Einfluß durch die verschiedene Daseinswirklichkeit gerade jenes Menschen erfahren. Der Sachverhalt StraÙe macht die Menschen ganz gleich. Der Mensch ist hier in jedem Falle Verkehrsfigur, und zwar einer wie der andere. Wer ein Kraftfahrzeug bedient, kann aus der Eigenschaft als Bauer oder als Filmstar keine andere Behandlung seiner Verkehrswidrigkeit erlangen als jener, der im Lebensberuf angestellter Schöfför ist. Jedes Zugeständnis an außerhalb des „bloßen“ Verkehrsachverhaltes gegründete Eigenheiten des Menschen bewirkt Verkehrsunsicherheit; denn der entgegenkommende Motorradfahrer wird eben nicht als Bauer oder städtischer Angestellter oder Kaufmann oder Filmstar beurteilt, sondern eben nur als Motorradfahrer. Dieses sachhafte Verkehrsmerkmal als Motorradfahrer bewirkt mit vollstem Recht ein Absehen von allem anderen.

Aber das Leben ist keine VerkehrsstraÙe. Das Volksleben vollzieht sich nicht nach technisch gemachten Gesetzen, sondern nach der theoretisch unfaßbaren raffischen Verhaltensweise, wie sie uns im Bekenntnis zur nationalsozialistischen Weltanschauung sicheres Leitbild geworden ist. Ist es im Verkehr ausschließlich richtig, die Menschen ganz und gar in den Verkehrsstatbestand eingehen zu lassen und sie darin alle gleich zu machen, so bedeutet diese Methode, sofern sie an alle Fälle, die menschliche Klage erfahren, angelegt wird, lebensvernichtende Gleichmacherei. Das Leben erschöpft sich nicht in sachhaftkausaler Berechenbarkeit! Der Lebensverhalt ist nicht einem berechenbaren Sachverhalte gleichzusetzen. Die Wirklichkeit ist kein zählbarer Tatsachenhafen.

Die Wachstumsgesetze des Volksrechtes

Seit dem Jahre 1933 wurde das Gesicht Deutschlands ein anderes. Der deutsche Mann ist in den großen Männerbänden der NSDAP formiert und im gleichen Schritt und Tritt mit den Genossen seines Volkes. Der Sieg des Jahres 1933 brachte nicht wie die Siege nach 1813 und 1870 die bürgerlich-individuelle Zusammenhanglosigkeit, sondern die mannschaftliche Geschlossenheit der deutschen Männer. Und das war nicht nur ein äußeres Bild des Gleichschritts. Es ergriff die Lebensform im ganzen. Denn der Nationalsozialismus betrachtet das Braunhemd nicht als Aufpuß und nicht als nur erinnerndes Zeichen, sondern als täglich verpflichtendes Symbol des nationalsozialistischen Gleichklangs der deutschen Herzen. So wurden

Hakenkreuz und Braunhemd zum Bekenntnis zur artgemäßen und artbewußten Lebensform. Sie sind das Zeichen der Erhaltung der mannhaftlich-soldatischen Ausrichtung des völkischen Daseins, das Zeichen für den entschlossenen Willen, die Gesetzmäßigkeiten mannhaftlich-soldatischer Art auch in den Arbeitswerken des Friedens gelten zu lassen.

So ergreift die Neugliederung des deutschen Volkes jeden Genossen des Volkes. Durch die Formation der deutschen Männer in den Mannschaften der großen nationalsozialistischen Gefolgschaft wird der Boden bereitet, aus dem allein Gemeinleben leben kann. Und es wird damit auch der Boden bereitet, auf dem allein das deutsche Gemeinrecht entstehen kann. Die Rechtsgeschichte zeigte uns, daß der Wandel deutscher Ordnungswirklichkeit immer den Wandel deutscher Rechtswirklichkeit nach sich zog. Für die Rechtsgegenwart entnehmen wir daraus, daß die nationalsozialistische Rechtsgestaltung in ihrem Umfange und in ihrer Tiefe davon abhängt, in welchem Ausmaße und mit welcher Innerlichkeit die Deutschen Nationalsozialisten sind. Das bedeutet, daß der Vollzug des deutschen Rechtsneubaues mit keinerlei rein hochschulmäßiger Betriebsamkeit, mit keiner Hochflut an Dissertationen oder sonstiger Rechtsliteratur, überhaupt mit keinerlei Bemühungen zu leisten ist, die nicht zur ganzen Lebensform vorstoßen und nur in einer Fachebene verlaufen, welche sich noch in Absonderung von der politischen Wirklichkeit der Deutschen hält. Es bedeutet weiter, daß der deutschen Hochschule solange die tätigen Leistungen am Werke des Gemeinrechtes versagt bleiben müssen, als sie nicht zum Orte eines die mannhaftliche Lebensform als Wirklichkeit darstellenden politischen Soldatentums von Lehrern und Lernenden geworden ist. Und es bedeutet drittens, daß wir das deutsche Volksrecht erst in dem Umfange unser eigen nennen, in dem wir die konkrete nationalsozialistische Gemeinschaft besitzen.

So war es ein Ablauf eherner Gesetzmäßigkeit, daß die Erneuerung der deutschen Rechtsfrage zuerst in dem Orden der Nationalsozialisten zur Tat wurde. Die NSDAP, die wie in jedem Falle der völkischen Not nicht warten konnte, bis die Hochschulwissenschaft unter sich einig und ausgerichtet war, padte auch hier entschlossen zu und gab ihrer Rechtsfrage jene Zucht und Ordnung, die dem alten Volksrechte in seiner Denkart entspricht.

Die Parteigerichtbarkeit setzt die Rechtsfrage nicht von einem Rechtssubjekte an, sondern von dem Manne deutschen Blutes und deutscher Ehre. Sie bildet ihr Denken nicht nach einem Gedanken ich-anspruchsvoller Herrschaft, wie ihn das subjektive Recht verkörpert, sondern nach den klaren Wertungen volksordentlichen Verhaltens, wie sie die nationalsozialistische Weltanschauung ausspricht. Hier hat ein genossenschaftliches Rechtsleben seine politisch machtvolle Gestaltung gefunden, die in ihrer inneren Denkstruktur bei der Wirklichkeit ansetzt und nicht bei theorisierten Gedanken, die von aller Wirklichkeit freigemacht sind. Das ist Entrechtung der Jurisprudenz. Es ist die Entrechtung des An-sich.

Diese denkstrukturelle Verlagerung der Rechtsfrage vom theorisierten Rechtsgedanken zur konkreten Rechtswirklichkeit ist Kennzeichen aller Rechtsordnungen der nationalsozialistischen Gefolgschaft. Hier ist in jedem Falle die Rechtsfrage konkrete Ordnungsfrage, die den ganzen Menschen anpaßt und bei jeder Sachfrage, sei sie klein oder groß, prüft, ob der Mann Genosse geblieben ist oder nicht. Der Rechtsgang wird wieder zum Ordnungsvorgang germanischer Art, zur Sicherung des volksgenösslichen Zusammenklangs, zum zuverlässigen Ausscheidungsmittel derer, die sich nach dem Blutsgesetz deutschen ehrenhaften Lebens nicht verhalten können. Hier handelt es sich darum, die Genossen von den Ungenossen zu scheiden. Das ist germanische Rechtsart. Und sie wird nur dadurch möglich, daß dem Rechtsdenken der ganz und gar unjuristische begriffliche Denkansatz in der Wirklichkeit wiedergegeben ist.

Das zeigt den Weitergang des Weges zum Volksrechte. Die genossenschaftlich auf Blut und Ehre gegründete Rechtsfrage ist nur in dem Umfange zu stellen, in dem die mannschaftlich-soldatische Lebensform blutsgenossenschaftlicher Art Wirklichkeit ist. Damit sind die Wachstumsgesetze der nationalsozialistischen Bewegung zugleich die Wachstumsgesetze des Volksrechtes. Fortschreitend in dem Maße, in dem jeder deutsche Junge und jeder deutsche Söngling und jeder deutsche Mann in den Mannschaften Adolf Hitlers formiert ist und hier das Seinsgesetz deutschen Blutes und deutscher Ehre zur Wirklichkeit der täglichen Lebensform erhebt, fortschreitend mit der Vollandung und Vertiefung dieses Vorganges wird es möglich sein, jeder Sachfrage den Volksrechtscharakter dadurch zu verleihen, daß sie als Ehrenfrage unter Blutsgenossen begriffen wird. Nur auf dem Boden des lebendigen mannschaftlichen Lebens wird dem Rechtsworte die Rechtskraft des Ehrenwortes, dem Klagevorwurf die Tiefe des Ehrvorwurfs, der Beurteilung die Schwere der Entehrung.

Friedrich Edding:

Schlagwort Liberalismus!

Von selder falschen und richtlgen Deutung

Es läßt sich nicht leugnen, die Verwendung der Worte liberal, liberalistisch, Liberalismus wird in steigendem Maße als phrasenhaft empfunden. Sie stehen in Gefahr, die Symbolkraft zu verlieren, mit der sie unserer jungen Sehnsucht in den Kampffahren das Wesen der feindlichen Gegenwelt heraufbeschworen. Läßt man diese Entwicklung so fortgehen, könnte nur allzu leicht das Verblässen des Wortes auch das Wissen vom Gegner schwächen.

Abhilfe kann nur kommen aus der Erkenntnis der Ursachen dieses Sinnverlustes. Da liegt nun auf der Hand, daß einmal die übermäßig häufige, sozusagen ausdrucksfaule oder gedankenlose Verwendung des Begriffs liberal verantwortlich zu

machen ist. Soll der Ausdruck den Zweck erfüllen, in dem Angeredeten eine Vorstellung zu erwecken, die ihn befähigt, das Gemeinte überall dort auch wirklich zu erkennen, wo es ihm im Leben entgegentritt, so wird man ihn behutsamer anwenden müssen, als es bislang geschieht. Es wird gut sein, ihn so oft als möglich durch deutsche Worte zu umschreiben. Anstatt z. B. von einer liberalen Pädagogik zu sprechen, sollte man sich jedesmal die Mühe machen, das gerade Gemeinte deutsch zu bezeichnen, also etwa von einer wertfreien, ordnungsfeindlichen, zucht- und haltungslosen, zersfahrenen, unorganischen oder abstrakt geistigen Erziehung reden. Hat man das Gemeinte zuvor ausreichend umschrieben, liegt nichts im Wege, zurückweisend den Sammelbegriff Liberalismus zu benutzen. Grundsätzlich aber ist zu sagen, daß alles, was von dem Gebrauch der dem Nationalsozialismus heiligen Begriffe gilt, ebenso bei der Verwendung der von ihm zur Bezeichnung des Gegners gewählten Worte beachtet werden muß: Hüten wir uns überall vor den Gefahren des Schlagwortes!

Der zweite Hauptgrund des Sinnverlustes, dem das Wort Liberalismus zu unterliegen droht, liegt sehr viel tiefer. Er ist in der historisch falschen und darum mit einem schlechten Gewissen verbundenen Verwendung des Begriffs zu suchen. Der Ausdruck Liberalismus hat in der nationalsozialistischen Revolution eine idealtypische Bedeutung bekommen. Er meint die aus dem großen Vorgang der Zersetzung des mittelalterlichen Reiches und seiner tragenden Idee herrührenden Triebe und Wunschbilder, wie sie, insbesondere seit 1789, individualistisch, unorganisch, formhassend und glaubenlos die Menschheit dem Niedergang zuführten. Liberalismus ist uns der Inbegriff aller dieser zersetzenden Richtungen. Unsere Revolution braucht ein solches Wort, das kurz und eindeutig die eine große Front der Reichsfeinde umreißt. Diese Wirkung des Wortes wird aber geschädigt, wenn man, wie es nur allzuoft geschieht, die Mehrzahl der Reformbestrebungen eines ganzen Jahrhunderts deutscher Geschichte als Liberalismus abtut, und somit die Kämpfe und Leiden mehrerer Generationen schlechthin der Verdammung preisgibt.

Man hat versucht, dies unterschiedslose Urteil abzuschwächen, indem man von einem älteren, gesunden Liberalismus sprach, der dann in jüngerer Zeit entartet sei. Von anderer Seite wurde dem noch hinzugefügt, daß man nur erst die heute herrschende Reaktion gegen die Entartungserscheinungen des Liberalismus vorübergehen lassen müsse. Danach wurde es möglich sein, den Begriff wieder zu Ehren zu bringen. Wir sind vielmehr der Ansicht, daß es notwendig ist, auch in der Namensgebung die aus dem großen Zerfallsprozeß erwachsenden, positiven, alle künftige Entwicklung unterbauenden Reformkräfte des 19. Jahrhunderts scharf zu sondern von dem stets negativen, die Zersetzung vollendenden Liberalismus.

Sehen wir uns nämlich die unter dem Namen „älterer Liberalismus“ zusammengefaßten Parteien der ersten Jahrhunderthälfte genauer an, so entdecken wir, daß negative und positive Elemente in ihnen in bunter Mischung nebeneinander wirken. Wir entdecken aber ferner, daß es schon damals wie auch im weiteren Verlauf des Jahrhunderts ein beliebter Trick der Reaktion war, alle ihr nicht genehmen Be-

ftrebungen in Bausch und Bogen als liberaliftifch hinzustellen. Es find der reakti-
näre Jardefche Wochenblattkreis und die bigotte Kamarilla um Friedrich Wil-
helm IV., die im Vormärz ein verdächtiges Interesse daran zeigen, die Ideen der
gegen die dynaftifche Unordnung vorrückenden Bewegungspartei fchlechthin als weft-
liche Importartikel zu verdächtigen. Miffen wir zugeben, daß diefer Vorwurf zum
Teil berechtigt ift, fo führt uns doch zu vollftändiger Erkenntnis erft die Erinne-
rung an die Zeit unmittelbar nach den Freiheitskriegen, wo das Verlangen des
zum nationalen Bewußtfein erwachten Volkes von derfelben reaktionären Partei
als franzöfifcher und alfo verwerflicher Demokratismus bezeichnet wird. Wir halten
uns dagegen an die uns vorliegenden Zeugnisse jenes vor allem in Stein, Arndt,
Görres und der Urburschenschaft verkörpertem Strebens und finden, daß es aus den
edelsten Quellen deutſchen Geiftes genährt wird. Der jeder blinden Parteinahme
unverdächtige Verleger Pettehes prägt damals gegen die reaktionären Anwürfe den
Satz: „Ich kenne kein demokratiſches Streben in Deutſchland, wohl aber ein Drängen
und Treiben nach einer Ordnung für das Gesamt Vaterland.“ Es ift ein tieftragifches
Geſchick, daß diefe nach Erfüllung des völkifchen Lebensgefes drängende deutſche
Bewegung keinen deutſchen Einheitsſtaat vorfindet, den ſie durchdringen könnte,
daß ſie vielmehr in einem generationenlangen Kleinkampf gegen die ihr Interesse
verteidigenden Dynaftien und ihren Anhang ſich aufreibt und dabei allerdings nun
weitgehend liberaler Verfälfchung erliegt. Nach den erften Demagogenverfolgungen,
denen ſelbſt Männer wie Arndt und Görres nicht entgehen, liegt es klar zutage,
daß die Deutſche Bewegung in den Regierungen einen rückſichtsloſen Gegner hat.

Hören wir wiederum einen unverdächtigen Zeugen. „Sie müffen wiſſen,“ ſchreibt
Görres damals, „daß deutſch jezt wieder wie vor 1813 ehrlos heißt.“ Mit Schmerzen
ſieht er, wie nun die Jugend die Ideen der franzöfifchen Revolution aufgreift, wie
der Geiſt der Burschenschaft ſich mit individualiftiſchen Ideen durchſetzt, wie grund-
fäßliche Staatsfeindſchaft und internationales Parteinehmen ſich ausbreitet: „Die
Jugend wächſt gegen alles Alte in einem Haſſe auf, den die Schuſte und Loren, die
in deſſen Verteidigung ſich teilen, mehr und mehr rechtfertigen.“ Aus dieſer Lage
heraus ift es zu verſtehen, wenn auch die große Zahl der Männer, die wie Görres
im bewußten Gegenſatz zum weſtlichen Denken ſteht, ſich überwiegend zu jener Partei
hält, die nach dem Beiſpiel der ſpaniſchen Kämpfer gegen den Abſolutismus ſich
„liberal“ nennt. In dieſem Sinne ſchreibt Görres ſchon 1819: „Was ich von dem
Liberalismus dieſer Zeit halte, habe ich deutlich ausgeſprochen, aber es gilt Tyrannie
gegen Tyrannie.“ Die ungeſchiedene Maſſe der ſo gegen den Druck der Reſtaura-
tionsmächte ſich verbündenden Kämpfer — wir nennen ſie die vormärzliche Be-
wegungspartei — beginnt ſich erſt im Revolutionsjahr 1830 zu teilen in eine volks-
treue, gemäßigtere Richtung, die eine Reform im Geiſte Steins und der engliſchen
Verfaſſung erſtrebt und eine international ſich verbündende, überwiegend zerſetzend
wirkende Gruppe. Dieſe Gegenſätze kommen 1848 erſtmalig zum Austrag und laſſen
das Werk der Paulskirche ſcheitern. Sie beſtimmen die geſamte ſpättere Partei-
entwicklung.

Nur reaktionäre Parteiblindheit konnte und kann die ganze Vielfalt dieser Kämpfe um Einheit und Freiheit mit einem Begriff abtun wollen. Die Erkenntnis der Entstehung dieser Begriffsverwendung sollte uns davor bewahren, sie zu übernehmen. Es erscheint vielmehr geboten, künftig, wo nicht die historisch festliegenden Fraktionsnamen gewählt werden, im Blick auf das ganze Jahrhundert zu unterscheiden zwischen einer bürgerlichen Reformpartei und einer demokratischen Partei. Diese Namen halten sich an die politische Grundentscheidung. Eine „Konstitution“ wollen beide Richtungen, aber die eine will sie mit den Fürsten vereinbaren, will eine starke monarchische Regierungsgewalt, während die andere in folgerichtiger Vertretung der westlichen Idee der Volkssouveränität die Republik, mindestens aber eine Wahlmonarchie erstrebt. Bürgerlich ist die Reformpartei vor allem darum zu nennen, weil sie die nichtbesitzenden Massen von der Teilnahme an der politischen Willensbildung ausschließen möchte. Sie steht damit im Gegensatz zur demokratischen Partei, die für das allgemeinste Wahlrecht, ja für den unmittelbaren Volksentscheid in allen Grundfragen kämpft.

Sind somit die Hauptrichtungen im Hinblick auf die äußere Staatsverfassung bezeichnet, findet man bei Betrachtung der nationalen, sozialen und kulturellen Ideen der Oppositionsparteien charakteristische Grundrichtungen, die sich durchaus nicht mit den erstgenannten decken. Hier kann nun das Wort Liberalismus richtig verwendet werden, d. h. überall da, wo wirklich die ewige Spannung von Freiheit und Form einseitig zugunsten der Freiheit entschieden ist, wo die Idee der Persönlichkeit nicht gemeinschaftsbildend, sondern gemeinschaftsprengend wirkt, wo die Parteidoktrin stärker ist als die völkische Bindung. Man wird also, um etnige Beispiele zu geben, die Rotted, Börne, Ruge, Vogt, Simon, Jacoby nebst der Mehrzahl ihrer Parteigenossen bis hin zu Theodor Wolff als liberale, rationalistische, pazifistische, volks- und staatsfremde Demokraten bezeichnen können. Andererseits wird man zu sprechen haben von dem lebensfördernden, gestalthaften und volkstreuem Demokratismus eines Freiligrath, Uhland, Wischer, Friedrich Naumann. Ebenso wird zu unterscheiden sein zwischen dem organischen, formliebenden, das Reich erstrebenden Reformwillen der Pfizer, Gagern, Dahlmann, Droysen, Treitschke, Bennigsen und dem liberalen, interessenbestimmten Auknationalismus der Hausmann, Lasker, Bamberger. Die deutsche Sprache bietet genug Möglichkeiten, jeder politischen Schattierung gerecht zu werden. Nehmen wir also den Bewegungsparteien des vergangenen Jahrhunderts insgesamt den Namen Liberalismus und verwenden wir ihn, wie angedeutet, nur dort, wo er als historischer Begriff sich deckt mit der idealtypischen Bedeutung, die er in der nationalsozialistischen Revolution gewonnen hat.

Dieser Vorschlag einer Beschränkung der Anwendung des Begriffs Liberalismus geschieht in voller Erkenntnis des Umbruchs, der uns auch von den positiven Reformkräften des 19. Jahrhunderts trennt. Der letztlich führungsunfähige Bildungsidealismus insbesondere der bürgerlichen Reformbewegung, dessen Volksgedanke in der Ehe mit dem Etatismus des Bismardreiches sich befriedigt fühlen konnte, ist geschichtlich gerichtet und wird überwunden werden durch eine Bewegung,

die wieder angeknüpft hat an das bluthafte und erdnahe Volksleben der Urndt, Sahn, Görres um 1813. Entscheidend hinausgeführt über die nationalen Reformbestrebungen des 19. Jahrhunderts sind wir ferner durch die Erkenntnis der erbbiologisch-rassistischen Seite des völkischen Lebensgesetzes. Die hiermit angedeuteten Grundmängel aber teilen die Parteien, die man bisher unterschiedslos liberal nannte, mit der gesamten wirksamen Ideenwelt ihrer Zeit. Sie können deshalb nicht maßgebend sein für die Begriffsbestimmung. Man müßte sonst folgerichtig auch Bismarck dem Liberalismus zurechnen. Sprechen wir also künftig von bürgerlichen Reformparteien oder demokratischen Parteien des 19. Jahrhunderts, so dürfte das uns geschichtlich von ihnen Trennende genügend klar bezeichnet sein. Aufgabe der Forschung ist es, aus neuer Sicht die bauende oder auflösende Bedeutung der in diesen Parteien vereinigten Elemente zu klären. Wird bei solcher Beurteilung der Sammelbegriff Liberalismus verwandt, so sollte künftig kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß eine Grundhaltung gemeint ist, die die Opfer und Beherrschung fordernde Idee des politischen Volkes wesensmäßig verneinen muß und keinen Zugang hat zu jeder vergangenen wie kommenden Schau eines verpflichtenden völkischen Lebensgesetzes.

Wachsein ist alles!

Was du erstritten hast,
 Heiß dir erlitten hast,
 Mag dir zerrinnen.
 Laß es begraben sein —
 Alled nur die Kraft noch dein,
 Neu zu beginnen.

Wer nicht nach Wunden fragt,
 Kluglos das Letzte wagt,
 Geht nicht verloren.
 Wird wie die Phönixbrut
 Aus der verlohten Blut
 Wiedergeboren.

Wenn du lebendig bist,
 Hart und beständig bist,
 Lachst du des Falles;
 Sindest den Gipfelpfad —
 Glaub es mir Kamerad:
 Wachsein ist alles!

Heinrich Anacker

Willi Fr. Köntzer:

Der politische Dichter C. F. Meyer

„Doch besser als ein König und allein
Ist, eines großen Ganzen Glied zu sein.“

(Aus „Suttens letzte Tage“)

Es ist erstaunlich und zugleich bedauerlich, daß man heute dem Namen des Dichters Conrad Ferdinand Meyer so selten begegnet. Vielleicht liegt es an einem falschen Vorurteil, da mancher glaubt, er taue nicht für die breite Schar der Leser, sondern nur für solche, die in Beschaulichkeit oder nur zu stillem Genuß Bücher lesen. Dieses Vorurteil jedoch ist unberechtigt. Vielleicht liegt darin aber auch noch das Erbe einer vergangenen Zeit. Dem 19. Jahrhundert galt ein Ferdinand Freiligrath als politischer Dichter, weil er als Mitarbeiter von Karl Marx, Lassalle u. a. parteipolitische Verse geschrieben hatte. Wen unser Jahrhundert bis 1933 unter die politischen Dichter zählt, bedarf keiner Erörterung mehr. Jedenfalls war weder hier noch dort für C. F. Meyer als politischen Dichter Platz.

Erst die nationalsozialistische Weltanschauung hat den Begriff des politischen Dichters erweitert. Zwar spukt bei Fernerstehenden wohl auch heute noch bisweilen die Erbschaft der vergangenen Zeit, daß ihnen ein Dichter nur insofern als politischer Dichter gilt, als er politische Kampflieder geschrieben hat. Doch mögen diese Fernerstehenden kommen oder bleiben — wir wissen, daß überhaupt der Dichter als politisch zu werten ist, der bewußt und seinem Ziel verpflichtet in seinem Werk Fragen stellt, beantwortet, gestaltet, die das Leben des Volkes angehen, selbst wenn nirgends ein sog. politischer Ausdruck oder Begriff bei ihm zu entdecken wäre.

Politischer oder historischer Dichter?

Unter diesen Fernerstehenden sind auch die Schriftsteller zu suchen, die wissend oder unwissend ihrer Arbeit in den vergangenen zwei, drei Jahren einen neuen, aber sicheren Hafen suchten, indem sie sich dem geschichtlichen Roman, der Biographie, dem biographischen Roman zuwandten, im Glauben oder in der Hoffnung, die Geschichte sei ein verhältnismäßig objektives Gebiet. Wie sehr in dieser Hinsicht geündigt worden ist, hat nicht zuletzt das Urteil der Leser selbst entschieden, die sich bald überfüllt fühlten. Das sagt nichts gegen das gute geschichtliche Buch, wie es etwa Burckhardt in seinem „Röchelieu“ geboten hat, aber alles gegen Nachwerke, wie sie zahlreich aus scheinbar gewichtigter Berechnung erwachsen. Es mag, um ein Beispiel zu nennen, ein gutes Jahr her sein, daß eine Biographie des Pontius Pilatus angekündigt wurde. Ich weiß nicht, ob sie überhaupt erschienen ist, jedenfalls hat sie kein Aufsehen erregt. Daher sei nichts gegen das Buch selbst gesagt. Aber die Stoffwahl? Gibt es wirklich nichts anderes zu schreiben, was uns näherläge?

Das eine haben uns diese Jahre beigebracht: nicht jeder historische Schriftsteller ist darum im Sinn einer neuen Kulturauffassung, im Rahmen der nationalsozialistischen Weltanschauung politischer Dichter, einwandfrei „deutsch“, weil er plötzlich eine geschichtliche Über in sich entdeckt hat und meint, es sei eben das Kennzeichen des Nationalsozialismus, daß er geschichtlich denkt. Mancher unter diesen Schriftstellern ist insofern eine Belastung für das neue deutsche Schrifttum, als er den Begriff des historischen Stoffes zu weit faßt und ihn überall da behaft, wo er nur irgendwie „interessant“ ist. Andere wiederum sind in den gegenteiligen Fehler verfallen, den Begriff zu sehr zu verengen und Dinge zu be-

handeln, die sich leichter oder schwerer auf unsere Zeit umbiegen, zu ihr in Beziehung setzen ließen. Beides ist falsch und trifft nicht die Vorstellung, die wir vom politischen Dichter haben, nicht die Forderung, die wir an ihn stellen.

Ein namhafter deutscher Verlag wies vor kurzem die in ausgesprochen dichterischer Form gestaltete Darstellung eines geschichtlichen Stoffes mit dem Bemerkten zurück, an einem geschichtlichen Stoff lasse sich nicht ermesen, ob der Verfasser wirklich dichten könne, da er ja dabei nicht aus sich heraus, sondern nur nachschaffe. Da das Werk inzwischen vielseitige und maßgebende Anerkennung gefunden hat, und zwar als Dichtung, muß an diesem Urteil etwas falsch gewesen sein. Die Frage nach diesem Fehler wird durch die Betrachtung des Wertes C. F. Meyers ebenso beantwortet wie die nach dem politischen Dichter.

Dichtung: Erdichtung oder Verdichtung?

Es ist von C. F. Meyer bekannt und oft betont worden, daß er nur sehr selten und dann nur als Lyriker aus seiner Phantasie allein heraus geschaffen hat. Als Epiker brauchte er den großen Vorwurf, die geschichtliche Persönlichkeit oder die politischen Zusammenhänge, die er dann im eigenen Schöpfungsprozeß umformte, nach ihm eigenen, oft eigenwilligen Gesetzen gestaltete. Es wäre müßig, das bestreiten zu wollen, jedoch lächerlich, ihn darum nicht Dichter zu nennen. Denn weder bei Meyer, wenn er große Menschen oder bekannte Menschen großer Zeiten, noch bei Gottfried Keller, wenn er unbekannte Menschen aus einem der Millionen Bauernhäuser oder aus einer der hunderttausend Werkstätten schildert, ist der Dargestellte einmalig, in sich selbst begrenzt und genug. Stets ist er Träger einer Kraft, die nicht nur in ihm wirksam ist, vom politischen Führer ab gerechnet, in dem Kräfte und Wollen seines Volkes zusammenschließen, bis zum Menschen der Straße, des Dorfes, abseits alles großen Geschehens, in dem doch zum mindesten die Kraft des Blutes bewußt oder unbewußt lebendig ist, die ihn wie seine Mitmenschen erfüllt.

Mag ein Dichter wie Keller mehr aus der Phantasie, ein anderer wie Meyer mehr aus dem aufnehmenden Erleben geschaffen haben — nie wird es einen Dichter geben, dessen Phantasie von allem Erfahrungsmäßigen völlig losgelöst ist. Irgendwo muß er stets den Gesetzen des Lebens verhaftet bleiben, und eine gänzliche Erdichtung ist nicht nur ein logischer Unsinn, sondern wäre darüber hinaus für uns ein Hinweis darauf, wie ein Dichter eben als Dichter nicht schreiben kann.

Wir suchen beim Dichter vielmehr die Verdichtung einer Frage, die uns alle mehr oder weniger angeht oder angehen kann. Wir erwarten von ihm, daß er uns Lebensprobleme und ihre Lösung dadurch bewußt macht, daß er sie in Gefühl, Rede, Handlung auf die eindringlichste und klarste Formel bringt, sie also verdichtet. In diesem Sinn ist uns der Dichter Sprecher des Volkes. Denn nur wenn er wirklich im Volk steht, sein Empfinden, Hoffen, Glauben in sich trägt, wird sein Ohr die Frage hören, die das Volk bewegt, und sein Mund die Worte finden, die das Volk hört und versteht. Hier läuft die Grenze zwischen Dichter und Nichtdichter: dieser steht in einer eigenen, losgelösten, volksfremden Welt, jener steht im Volk, in seiner Brust die Welt des Volkes begreifend. Ob im dichterischen Schöpfungsprozeß selbst die Phantasie oder ein Vorwurf aus dem Schatz eines reichen Wissens überwiegt, ist lediglich Kennzeichen für verschiedene Begabung, niemals aber Maßstab für die Beurteilung der Dichtung in ihrem Wert.

Es schien notwendig, dies gerade einmal in Zusammenhang mit C. F. Meyer auszusprechen, denn es gibt nicht wenige Menschen, die ihm gegenüber von einer gewissen Ueberheblichkeit sind, weil sie bei ihm eben nur dieses Nachschaffen sehen wollen.

Heute muß uns Meyer besonders nahe sein, denn gerade er ist als Dichter Deuter der politischen Persönlichkeit.

Sofern wir die politische Persönlichkeit als Träger des Volkswillens, als Verkörperung dessen betrachten, was aus Rasse, Herkunft, Erbe in das Volk hineingelegt ist und in der Geschichte sich entwickelt, im Sinne der Geschichte erfüllt, können wir für einen Dichter keine höhere Aufgabe erkennen, als daß er in der Deutung dieser Persönlichkeit das Volk seiner selbst sich bewußt macht.

Wenn wir C. F. Meyer unter dieser Erkenntnis begegnen, ist offensichtlich, daß er uns heute mehr bedeuten muß, als man noch immer gemeinhin spürt.

Man könnte billig mit Zitaten beginnen, um zu beweisen, wie sehr er in seiner Anschauung als Voraussetzung seines Schaffens der unserer Zeit entspricht. Da sei nur auf das Wort aus „Hutten's letzte Tage“ verwiesen, das an den Anfang gestellt wurde.

Es trifft sich inhaltlich sehr nahe mit jenem andern, in dem Hutten in „Konsultation“ seinem Arzt auf den Rat, sich nicht nur mit dem Leib, sondern auch mit der Seele auf die Alpen zu beschränken, antwortet:

„Freund, was du mir verschreibst, ist wundervoll:

Nicht leben soll ich, wenn ich leben soll!“

Es kann keine treffendere Antwort für alle die geben, die meinen, ein Dichter könne auch ohne Volk leben. Und zugleich ist damit eine Deutung des Politischen gegeben, wie Meyer es begreift: der Mensch lebt nur dann, wenn er in sich alles das lebt und miterlebt, was seinem Volk widerfährt, er kann nur, um mit jenem Satz zu sprechen, als „eines großen Ganzen Glied“ leben. Daß das in vordringlicherem Maße für den Dichter gilt, ist selbstverständlich, da er ja nur das Leben der anderen in gesteigerter Form lebt, in größerer Dichte.

Gerade Meyers Hutten-Dichtung ist reich an solcher Erkenntnis, mag sie sich auf die Wissenschaft oder Volk und Reich, auf Rom oder die Bilderstürmer beziehen. Wer so wie Meyer die Persönlichkeit des Kämpfers Hutten deutet, ihm etwa solche Worte an Erasmus, den Wissenschaftler um des Wissenschaftlens willen, in den Mund legt:

„Dein edles Wissen, sprach ich, liegt dir tot,
Du bietest Gold, und wir bedürfen Brot!“

der hat uns als politischer Dichter viel zu sagen.

Abgesehen von allen anderen Werken, in denen reiches politisches Wissen und Wissen um die Gesetze des politischen Denkens und Handelns in dichterische Form geprägt ist, sei hier auf die beiden großen Dichtungen verwiesen: den „Jürg Jenatsch“ und „Die Versuchung des Pescara“.

Wohl ist die dichterische Form des „Jürg Jenatsch“ nicht abgeschlossen und ausgereift genug, aber in keinem anderen seiner Werke sind die politischen Probleme in solcher Weite und Tiefe beschworen und aufgerollt. „Die Versuchung des Pescara“ ist Meyers reifste und dazu im bezeichneten Sinn politische, also mehr als schlechtthin geschichtliche Dichtung. Das Problem des „Jürg Jenatsch“ läßt sich am besten in jenem Gespräch zwischen Jenatsch und Lucretia Planta begreifen, in dessen Verlauf Jenatsch sagt: „Wenn ich nicht meine Vergangenheit zerstöre und mein altes Ich von mir werfe, so kann ich nicht meines Landes Erlöser sein, und Bünden ist verloren. . . . Darum laß uns nicht kleiner sein als unser Los! Ich stehe am Steuer und lenke Bündens Schifflein durch die Klippen mit schon längst blutüberströmten Händen.“

Es ist etwas anderes als grausame Offenheit, mit der Jenatsch hier zu der geliebten Lucretia spricht, deren Vater er ermordet hat und die er nun dennoch als seine Beauftragte

Kunstschaffen im Westen



Viegner: Rübenzieher



Josef Pieper: Gruppenbild



B. H. Hundt: 2 Teile von seinem „Triptychon der Arbeit“



J. Ensling: Grabmalplastik

im politischen Spiel gegen Richelieu verwenden will. Er ist nicht nur für Lucretia, sondern auch für uns ein Mörder, wenn wir ihn mit allgemeinem Maßstab messen. Dazu ist er Verräter an dem edlen Herzog Rohan, der die Bündner auf Befehl Richelieus in ihrem Abfall von Spanien-Habsburg unterstützt hat.

Die Lösung des Rätsels Jenatsch gibt uns ein Wort seines Jugendfreundes Waser: „In einem Stück wenigstens überragt Georg Jenatsch unsere größten Zeitgenossen — in seiner übermächtigen Vaterlandsliebe. Wie ich ihn kenne, so strömt sie ihm wie das Blut durch die Adern. Sie ist der einzige, überall passende Schlüssel zu seinem vielgestaltigen Wesen.“

Jenatsch will sein Land Graubünden, ein Fleckchen dieser Erde, das aber dennoch als Schlüsselstellung im Kampf zwischen Frankreich und Spanien-Habsburg von besonderer Bedeutung ist, zur Selbständigkeit retten. Er hat in diesem Ringen keinen geringeren Gegner als den Kardinal Richelieu, der genau erkennt, daß es in Graubünden nur den Protestantismus als einzigen Verbündeten geben kann, da die von Planta geführte katholische Partei zu Habsburg hält. Es gelingt ihm, die von dem Planta-Mörder und ehemaligen protestantischen Pfarrer Jenatsch geführte Bündner Freiheitsbewegung mit dem Sonderauftrag des von ihm gesandten protestantischen Herzogs Rohan zusammenzutoppeln. Aber es gelingt ihm nicht, Jenatsch über das Endziel seines Plans zu täuschen. Er will ein französisches, Jenatsch will ein freies Bünden. In diesem nur von ihnen beiden, nicht einmal von Rohan erkannten Zweikampf siegt Jenatsch nur dadurch, daß er alles einsetzt: er ist der erste Bündner, der den Kampf um die Freiheit seines Volkes bewußt über den religiösen Gegensatz stellt; er vertauscht darum die Bibel mit dem Schwert; er nimmt das Mißtrauen des Volkes auf sich, das in Rohan seinen Retter sieht und, über Richelieus dunkle Pläne nicht im klaren, Jenatsch für einen Judas halten muß, als er Rohan fallen läßt; er erschlägt den Vater seiner Geliebten, da dieser der Führer der katholisch-habsburgischen Partei im Lande ist, die Bündens Selbständigkeit zu hindern sucht; er bezahlt sogar den schweren Preis des Glaubenswechsels, um die Franzosen mit Hilfe der Spanier aus dem Land zu zwingen, durch sie Bündens Autonomie gewährleisten zu lassen. Das alles läßt Jenatsch dem oberkächlichen Bild als gewissenlosesten Menschen erscheinen. Und doch ist es anders. Jenatsch spricht es selbst aus, daß zur Erfüllung dieser gewaltigen Aufgabe „eine gewöhnliche Vaterlandsliebe und ein haushälterisches Maß von Opferlust“ nicht genügen. Um seines Landes willen nimmt er die schwerste Schuld auf sich, er opfert das Höchste, was er besitzt, sein gutes, reines Gewissen. Nachdem er seinen Weg erkannt hat, bekennt er sich zu seinem Loß. Er ist bereit, als Verrüchter unterzugehen, wenn nur sein Land dadurch befreit wird: Bünden braucht „einen Menschen, der sein Vaterland ganz und völlig retten wird — koste es, was es wolle! Das ist mein Schicksal, und ich will es erfüllen“ — so lautet sein Schwur.

Hier führt uns Meyer mitten hinein in das Problem der Politik jenseits von Gut und Böse, für die nicht allgemeinsittliche Maßstäbe gelten, sondern allein Freiheit und Wohl des Volkes. Jenatsch hat den Mut zur Verantwortung, wie vielleicht kaum ein zweiter Mensch in jedem Jahrhundert. Nie gab es Zweifel am hohen Wert des leiblichen Opfers für das Volk. Aber ist dies Seelische, das Jenatsch ihm bringt, nicht noch größer, da er außer der eigenen persönlichen Schuld auch noch den Verzicht auf das Verständnis, das ihm das Volk entgegenbringen könnte, in Kauf nehmen muß? Ein Opfer ist seine Schuld zweifellos, denn er begeht sowohl Mord wie Verrat bewußt und aus voller Verantwortung, wie sehr sie auch seiner Natur widerstreben. Als gewissenlosem Menschen hätte ihm nie der Ehrentitel eines Retters seines Volkes gebührt.

Den großen Politiker als Führer seines Volkes zeichnet der Mut zur letzten Verantwortung aus. Aber das Urteil über ihn sprechen nicht die Zeitgenossen aus dem Horizont ihrer sittlichen Begriffe, sondern das fällt allein die Geschichte, die nach Erfolgen und Mißerfolgen wertet und nach der Erfüllung des Sinnes im Werden eines Volkes.

Zum Mut der Verantwortung gehört aber auch der Mut zum Verzicht, wo sich eine Grenze aufstut. Da liegt das Problem der „Versuchung des Pescara“, in den Grenzen der politischen Persönlichkeit.

Pescara, der Sieger von Pavia und Statthalter des Kaisers in dem zerrissenen, uneinigen Italien, wird vor die größte Versuchung geführt, die ihm widerfahren konnte: er soll Italien die Einheit schenken. Daß er dazu als Politiker wie als Feldherr in der Lage wäre, steht fest. Dennoch entzieht er sich diesem scheinbar so herrlichen Auftrag. Er hat aus seiner Verantwortung heraus den Mut zum Verzicht. Das erhebt ihn in unseren Augen zu einem Führer, der sein Recht und die Grenzen seiner Verantwortung kennt. Er weicht ja doch nicht aus Bequemlichkeit, Furcht oder einem anderen verachtenswerten Grund dem Auftrag aus, der ihm von einzelnen Fürsten, darunter dem Papst als dem Führer der Liga, angeboten wird. Er durchschaut diese Machiavellisten, die genau wissen, daß er einer anderen, durchscheinenderen Begründung ihrer Absicht nicht zugänglich sein würde. Die Einheit des Volkes ist ihnen nur Mittel zum Zweck. Sie glauben selbst nicht daran und können sie aus eigennütigen Erwägungen heraus nicht wünschen. Pescara erweist sich als Führer, der das rechte Maß kennt. Er deutet es den Versuchern: „Wie wird verlorene Freiheit wiedergewonnen? Durch einen aus der Tiefe des Volkes kommenden Stoß und Sturm der sittlichen Kräfte.“ Das Volk, seine Nöte, seine Kräfte sind ihm nicht nur Steine im Schachspiel, zu dem er sich auf dem Plan der Welt mit anderen Großen niedergelassen hat. Das Volk führen, heißt für ihn nicht: das Volk benutzen. Da er erkannt hat, daß es zu seiner Freiheit und Einheit noch nicht reif ist, daß es selbst noch nicht danach verlangt, weiß er, daß die Zeit zum Handeln für ihn noch nicht gekommen ist. Seine einzige Aufgabe könnte der Ruf an das Volk sein, daß es allmählich sich auf dieses Ziel besinne.

Pescara hätte eine glückliche und durchaus glaubhafte Ausflucht für seine Weigerung finden können: seit der Schlacht bei Pavia leidet er an einer unheilbaren Wunde, die ihn ohne Aufhören an seinen baldigen Tod erinnert. Dennoch weicht er nicht aus, entzieht er sich nicht leichtsin seiner Verantwortung. Das erhebt ihn, bewegt und erfährt uns an seiner Gestalt, daß er aus einer unbeirrbaren sittlichen Sicherheit heraus handelt und in seiner Entscheidung nicht schwankt. Wir spüren, Pescara hätte auch als gesunder Mensch nicht einen Augenblick gezögert, ebenso zu handeln.

So erkennen wir in Pescara die Grenze der politischen Persönlichkeit. Sie liegt da, wo es nicht mehr möglich ist, den Willen zum politischen Handeln und die Berechtigung zu politischen Entscheidungen aus dem Volke selbst — wenn ihm auch unbenutzt! — herzuleiten. Der wahre Führer hält sich seinem Volke für verpflichtet und verantwortlich, für einen Dichter an seiner Geschichte und einen Beauftragten seines Geistes.

Es ist für den Dichter C. F. Meyer bezeichnend, daß er niemals geschichtliche Ereignisse in ihrer ganzen Breite darstellt, sondern stets nur in der Zuspitzung, die sie in großen, führenden Persönlichkeiten gefunden haben. Diese Menschen stehen für ihn im Schnittpunkt mehrerer Kraftlinien, fassen einmal das Geschehen in sich zusammen und gestalten es zum andern aus ihrer politischen Kraft und ihrem geschichtlichen Auftrag heraus. Er sieht damit die Geschichte in unserm Sinn — von den verantwortlichen Menschen her und also politisch.

AUSSENPOLITISCHE Notizen

Nationalsozialismus und Oesterreichs Eigenstaatlichkeit

In Klagenfurt hat kürzlich Bundeskanzler Dr. Schuschnigg die Frage der Stellung des Nationalsozialismus in Oesterreich zur österreichischen Eigenstaatlichkeit aufgeworfen. Seine Ausführungen, die uns nicht befriedigen konnten, gab die Presse wieder. Um eine Aufklärung über dieses Thema zu geben, wandten wir uns an eine maßgebende Persönlichkeit des nationalsozialistischen Lagers in Oesterreich, deren Antwort nicht nur aufklärend, sondern auch im Geiste des Abkommens vom 11. Juli dem Bestreben dient, die Annäherung und Harmonie unter dem deutschen Volke in beiden deutschen Staaten zu fördern.

Die Schriftl.

Beim „Pag-Romana“-Kongress in Klagenfurt stellte Bundeskanzler Dr. Schuschnigg bei der Behandlung des Problems Nationalsozialismus folgende Frage: „Ist die Gruppe, deren politische Orientierung der Nationalsozialismus ist, zum Gedanken eines selbständigen und freien Oesterreichs, wie wir es sehen und wollen, positiv eingestellt oder nicht?“ Und der Bundeskanzler beantwortete selbst seine Frage mit folgenden Worten: „Da dies nicht der Fall ist, ist hier ein Kompromiß völlig ausgeschlossen.“

Der Bundeskanzler ist kaum dazu berufen, seine eigene Frage namens der Gruppe, deren politische Orientierung der Nationalsozialismus ist, zu beantworten. Er kann höchstens von seinem gegnerischen Standpunkt aus eine Feststellung machen — und gewiß wollte er nichts anderes —, wie er nach seinen Informationen sich die Haltung der Nationalsozialisten vorstellt. Die Antwort selbst können nur wir Nationalsozialisten erteilen. Sie lautet:

Der österreichische Nationalsozialismus ist zum Gedanken Oesterreichs, zum Gedanken eines freien und selbständigen Oesterreichs positiv eingestellt!

Diese Einstellung ist nicht erst eine Frucht des 11. Juli 1936. Sie war im Grunde genommen gegeben, seit es Nationalsozialisten in Oesterreich gab. Sie wurde von der verantwortlichen Parteileitung seit Herbst 1934 in Wort und Schrift vertreten und auch dem Herrn Bundeskanzler zur Kenntnis gebracht. Es ist nicht unsere Schuld, wenn die österreichische Regierung jede politische Aeußerung von unserer Seite, mag sie positiv oder negativ lauten, als Hochverrat durch ihre Polizeibehörden und Strafgerichte behandeln ließ, statt sie zur Kenntnis zu nehmen und daran die Anbahnung des Friedens zu knüpfen. Die NSDAP in Oesterreich hat zuletzt in einer großzügigen Manifestation im Jänner 1935 ihren politischen Standpunkt zu einem freien und selbständigen Oesterreich feierlich verkündet. Sie hat anlässlich des Abkommens vom 11. Juli 1936 in aufklärenden Flugblättern neuerdings ihr positives und konstruktives Verhältnis zum Staate kundgetan. Ihr Verhalten seit dem unglückseligen Juli 1934, dessen Ereignisse wahrhaft niemand mehr bedauert, als sie selbst, liegt einwandfrei auf dieser Linie. Man verweise nicht auf die Tatsache der Aufrechterhaltung einer geheimen Organisation. Sie mußte aufrechterhalten werden, da sie eben in der Oeffentlichkeit verboten war. Wir haben eine zu hohe Meinung von der Ueberzeugungstreue des Herrn Bundeskanzlers, um nicht zu wissen, daß er genau so wie wir für seine Ueberzeugung bis zum letzten eintreten würde, und, wenn der Gegner dies verbieten sollte, auch in

der Illegale. Die Illegale ist kein Ausdruck unseres Wesens, sie ist nur die uns vom Gegner aufgezwungene Kampfesform. Niemand würde lieber aus ihr heraussteigen als wir.

In der Frage des Herrn Bundeskanzlers ist allerdings noch ein Nachsatz enthalten, „eines freien und selbständigen Oesterreichs, wie wir es sehen und wollen“. Wir lieben keine Unklarheiten. Dem Belieben wandelbarer Menschen wollen wir die Auslegung unserer obigen Antwort nicht überlassen. Wer ist berechtigt, den Begriff Oesterreich authentisch zu interpretieren? Ist es Herr Professor Dietrich von Hildebrand in seiner Revue „Der Christliche Ständestaat“? Dann sagen wir nein! Sollen wir uns zu dem Oesterreich positiv einstellen, das Erzherzog von Wiesner und Otto von Lothringen-Habsburg meinen und in Oesterreich propagieren? Soll es jenes Oesterreich sein, das drei Jahre lang an der Spitze aller deutschfeindlichen Mächte gegen das Deutsche Reich stand, nur deshalb, weil dieses Reich von einem Manne, der zwar Oesterreicher, aber Nationalsozialist ist, geführt wird? Jenes Oesterreich, das trotz schärfster Regierungszensur ungehindert bis 11. Juli 1936 in den Spalten der österreichischen Regierungspresse und der jüdischen Wiener Asphaltpresse in Erscheinung trat? Welches Oesterreich verstehen Sie darunter, Herr Bundeskanzler? Wir hoffen jenes, das Sie jetzt in Ihren Reden darstellten . . .

Wir wollen ein freies und selbständiges Oesterreich. Wir wollen das Oesterreich, das das Abkommen vom 11. Juli 1936 mit dem Deutschen Reiche schloß. Wir stehen in Liebe und Begeisterung zu einem Oesterreich, das sich innen- und außenpolitisch der Tatsache bewußt ist, daß es ein deutscher Staat ist. Von dem Oesterreich, dessen Entwicklung seit 1932 wir miterleben mußten, können wir dies bei Gott nicht behaupten. Aber wir wollen Vergangenes nicht aufrühren. Es liegt am Bundeskanz-

ler selbst, daß der weltanschauliche Kampf von nun an auf der ihm allein angemessenen hohen geistigen Ebene und der politische Kampf mit Mitteln geführt wird, die nicht Galgen und Böller sind. Wir sind bereit und stehen zu den Worten, die Bischof Dr. Hudal am 5. August 1936 in der „Reichspost“ schrieb: „Die besondere Sendung Oesterreichs im Donaauraum ist uns allen tiefe Ueberzeugungssache. — Allein viel wichtiger und wertvoller als das Reden ist das Handeln für diese Sendung und Aufgabe. Diese ist auch zu erfüllen in der großen geistigen Auseinandersetzung, die zu führen ist, damit die Welt wieder zum Rechten finde, sie ist zu führen, aber nicht bloß mit Negation und Kritik, sondern mit Sachlichkeit und mit — Großherzigkeit, die ihre Sicherheit durch den Besitz der Wahrheit empfängt und zu gewinnen vermag.“

So werden wir den Kampf weiterführen als eine positiv zum Staate Oesterreich eingestellte und konstruktive Opposition. Als Opposition in der Illegale nur deshalb, weil Sie, Herr Bundeskanzler, uns als Nationalsozialisten noch nicht zur Verantwortung zulassen! Um ein Kompromiß geht es uns nicht. Wir Nationalsozialisten erstreben genau so, wie es der Führer im Reiche tat, daß das ganze Volk im Vertrauen zu uns steht, so wie es heute schon überwiegende Teile tun, was Sie ja in diesen Wochen beobachten konnten. In unserem Zeichen möge sodann jener Satz Wahrheit werden, den Sie in Klagenfurt gesprochen haben: „Wenn aber in unserem Lande der Wille zum freien Staat mit dem Sinn, damit dem Frieden Europas zu dienen, einhellig ist, dann glaube ich, daß unser Oesterreich mehr als je seiner Aufgabe nachgehen kann, völkerverbindende und daher völkerveröhnende Brücke und Träger deutscher Geistigkeiten zu sein, ohne damit fremde Sprache und fremde Völker, wo immer sie leben, zu kränken.“

England und Ägypten

Die Empirepolitik der heilsamen Kompromisse

Ein Staat A hat das Protektorat über ein Land B, an dem der Staat C, der zu A im Gegensatz steht, ebenfalls ein Interesse hat. B empfindet die Oberherrschaft als drückend, strebt nach Selbständigkeit und ist geneigt, die Hilfe von C gegen A anzurufen, obwohl er das nur ungern tut in der Ahnung, daß C nicht aus uneigennütigen Motiven handelt. Da erkennt A die Gefahr und gibt B die Selbständigkeit, wodurch B nunmehr zu seinem Verbündeten gegen C wird.

Als vor einem Jahre die Amerikaner den Philippinen die Selbstverwaltung zugestanden, sahen das viele Leute als einen Rückzug der USA aus dem Pazifik auf und sahen im Geiste bereits die japanische Fahne in Manila wehen. In Wirklichkeit haben die Vereinigten Staaten heute in den Philippinen einen Bundesgenossen gegen Japan, während sie früher im Falle von Auseinandersetzungen das Auffladern einer philippinischen Unabhängigkeitsbewegung zu fürchten hatten.

Es gab auch Stimmen, die in dem englisch-ägyptischen Vertrag, der vor einiger Zeit unterzeichnet wurde, eine Schwäche Englands erkennen wollten. Das ist eine völlige Verkennung der Lage, denn der englisch-ägyptische Vertrag ist im Gegenteil eins der wenigen wirklichen Meisterwerke, die die englische Diplomatie nach dem Kriege noch vollbracht hat, ja zum Teil bereits ein Ausweichen der in Abessinien erlittenen Scharte und außerdem ein Glied in der neuen Empirepolitik, die man beinahe die „Politik der heilsamen Kompromisse“ nennen möchte. Gerade diejenigen in England, die das Wort von den Notwendigkeiten des Empire dauernd im Munde führen, jene diehards, die mit denselben Argumenten auch gegen den deutschen Kolonialanspruch operieren, haben den Vertrag, der Ägypten seine Souveränität gibt, kritisiert. Sie beweisen damit, daß sie immer noch völlig in der Vorkriegsmentalität befangen sind, indem sie heute dieselben Methoden anwenden möchten, wie in den Zeiten Rhodes und Gladstones und vergessen, daß veränderte Umstände veränderte Maßnahmen erfordern. Sir Miles Lampson, der Oberkommissar von Ägypten, hat sich das große Verdienst erworben, eine Lösung der beinahe unlösbaren Frage zu finden und einen Vertrag auszuarbeiten, der die Wünsche beider Vertragspartner erfüllt:

Ägyptens Nationalisten können sich jetzt als Bürger eines freien Staates fühlen, und England weiß den Suezkanal und den Sudan ebenso gesichert wie vorher. England und Ägypten werden jetzt dort gemeinsam gemeinsame Interessen verteidigen, wo noch vor einem Jahre beide in blutigen Unruhen aufeinandertrafen.

Seit Kriegsende wird der Zusammenbruch des britischen Imperiums prophezeit, und in der Tat sind überall in den Kolonial- und Protektoratsvölkern nationalitische Freiheitsbewegungen entstanden, Bewegungen aus dem natürlichen Leben erwachsen und nicht ohne weiteres allein mit Maschinengewehren zu bekämpfen. Maschinengewehre gegen Inder, Araber und Ägypter, das müßte das baldige Ende des Empire sein, denn es müßte die Kluft erweitern, die Gegensätze zwischen Briten und ihren Kolonialvölkern ins Unüberbrückbare steigern. Aus diesen Überlegungen entstand jene neue maßvolle Linie der Empirepolitik, die wir vorher als die Politik der heilsamen Kompromisse bezeichnet haben. Sie gibt den eingeborenen Nationalisten ihr Recht und weiß auf der anderen Seite die militärischen und wirtschaftlichen Interessen Englands zu wahren. Es ist die Politik, in deren Gefolge die Souveränitätserklärung des Iraks und Transjordanien, die Verfassung für Indien und jetzt die Souveränität für Ägypten liegen. Nur in Palästina scheint dieses Mittel der Empirepolitik zu versagen und durch Gewalt der Widerstand gegen britischen Hoheitswillen gebrochen zu werden.

Für die ägyptische Lösung war es die letzte Stunde, und Sir Miles Lampson hat sich für das Empire Verdienste erworben, die vielleicht erst dann richtig gewürdigt werden, wenn das englisch-ägyptische Bündnis einmal seine Probe bestanden haben wird. Der Blick aller nachdenklichen Menschen sollte nun auf Palästina fallen. Für Ägypten war es beinahe zu spät, und die Unruhen vom vorigen Jahre wären fast zur ewigen Feindschaft geworden, wenn England nicht so gehandelt hätte, wie es das jetzt tat. Noch scheint es möglich, die Araber zu gewinnen. Wenn aber englische Gewehre noch lange zum Schutze der Juden auf Araber schießen, dann kann ihre Feindschaft nur zu leicht eine ewige werden und dann erst zu einer wirklichen Gefahr für das Empire, eine Gefahr, wie sie durch den klugen Vertrag für Ägypten durch überwunden wurde. Wolf Schenk.

Reform, Reaktion oder Sowjetstatus?

Der Völkerbund vor einer Entscheidung!

Am 18. September tritt der Völkerbunds-rat am Genfer See zusammen, um die 17. Vollversammlung für den 21. September vorzubereiten, auf deren Tagesordnung, wenn nicht zum Schluß unter englischer Führung noch eine Abänderung erfolgt, als wichtiger Punkt die von der letzten Konferenz am 4. Juli eingeforderten Vorschläge zur Reform der Liga der Nationen für die Debatte vorgesehen sind. Nicht nur Europa steht, wie es der „Parteitag der Ehre“ warnend und enthüllend der Welt verständlich machte, am Scheideweg, sondern auch das Leben des Wilsonschen Sorgenkinds ist in großer Gefahr. Die politische Fieberkurve hat seit Jahren eine beängstigend steigende Tendenz und ist in den letzten Monaten in jene Höhe geschneilt, in der der Patient die Krise überwinden oder ihr verfallen muß. Ärztliche Kunstgriffe sind vergeblich, wenn die Natur veragt.

Auch in der großen Politik gibt es Naturgesetze, denen sich auf die Dauer kein Staatsmann verschließen kann, wenn er nicht Reaktionen oder Revolutionen auslösen will, die ihn und sein System erbarmungslos überrennen. Da es sich aber in der letzten Auswirkung seines verantwortungsschweren und historischen Amtes weniger um ihn als das von ihm vertretene oder gar geführte Volk handelt, muß er sich in entscheidenden Situationen der Tragweite seiner Entschlüsse bewußt sein. Bei der das Abendland bedrohenden Gefahr des Bolschewismus richtet sich die Warnung in letzter Minute an alle für das Völkerbunds-schicksal verantwortlichen Staatsmänner.

Die Entmachtung von Genf

25 Mißerfolge seit Bestehen der Liga kennzeichnen den weltpolitisch „bedeutsamen“ Weg, den der Völkerbund gegangen ist. Von 33 Konflikten gelang ihm die Beilegung von 2 harmlosen Grenzstreitigkeiten und 4 belanalogen Differenzen, während er bei den restlichen Aufgaben auf der ganzen Linie versagte.

Genf hat die Erwartungen Deutschlands hinsichtlich einer „Erfüllung“ der verbrieften „Gegenleistungen“ des Versailler Diktates weder zu befriedigen noch sich dafür einzusehen gewagt. Der Völkerbund ließ sich vielmehr zum einseitigen Vollzugsorgan einer

kleinen Staatengruppe degradieren. Er verkörpert die Reaktion von Versailles. Das nationalsozialistische Reich zog schließlich den Schlußstrich unter dieses unmögliche Kapitel, als der Führer am 14. Oktober 1933 die vor nunmehr 10 Jahren — am 10. September 1926 — aufgenommene Mitgliedschaft Deutschlands im Völkerbund kündigte, die sachungsgemäß nach 2 Jahren — am 21. Oktober 1935 — ihr definitives Ende nahm.

Dieser ebenso lähne wie staatsmännisch weitblickige Entschluß Adolf Hitlers traf die Genfer Institution bis in ihr innerstes Mark. Japan hatte im gleichen Jahr bereits die „geheiligten Hallen“ verlassen. Die Methode vorgefaßter Beschlüsse und damit die praktische Untergrabung einer viel gefeierten theoretischen „Kollektivität“ erwies sich langsam, aber sicher als ein Auflösungsmittel.

Deutschland hatte freie Hand. Die Genfer Bemühungen um die Erhaltung der alten Politik einer Diffamierung des Reiches als eine Macht zweiten Ranges beantwortete die Reichsregierung durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht sowie der vollen Souveränität über das ganze Reichsgebiet durch die Befestigung der Entmilitarisierung der Rheinlandzone als lebensnotwendige Folge des am 2. Mai 1935 abgeschlossenen und am 28. Februar 1936 ratifizierten sowjetrussisch-französischen Beistandspaktes.

Der Zwang zur Reform

Das Tempo der Entwicklung steigerte sich. Bereits im Jahre 1934 wurde der Bolschewismus im Völkerbunds-rat für salonfähig befunden und konnte hinfort seine zielklare Arbeit beginnen, für die es im Kreml an dem notwendigen Eifer nicht fehlt. Moskau hatte eine neue Bastion im kapitalistischen Europa gewonnen. Litwinow-Wallach wurde bald zum Mittelpunkt der völkerbündlichen Diplomaten-gesellschaft. Aber auch er vermochte nicht, im Falle des italienisch-abessinischen Krieges die Liga zu einer Aktionsfähigkeit anzukurbeln, die irgendwie entscheidend ihrer ursprünglichen Mission Ehre gemacht oder Geltung verschafft hätte. Die Elementarpolitik eines Mussolini war erfolgreicher als das Debatel des Genfer Forums.

Nun ist offenbar für die Genfer Teilnehmer eines nicht mehr liquiden Unternehmens die Zeit gekommen, in eine Erdrerung über das Problem der Völkerbundsreform einzutreten. 11 Vorschläge einer Satzungsrevision sind beim Generalsekretariat eingegangen. Man würde jedoch weit fehlen, wollte man annehmen, daß diese An-

regungen etwa 11 verschiedene Auffassungen darstellten. Die kollektive Devise, um nicht Phrasen zu sagen, hat auch bei der Selbstkritik Pate gestanden.

Zwei Staatengruppen nehmen grundsätzlich verschiedene Standpunkte ein, von denen die eine Gruppe quantitativ gewissermaßen den Völkerbund darstellt, während die andere Gruppe von zweieinhalb Mächten qualitativ der Genfer Einrichtung ihr Gepräge gibt und ihre Regie in der Hand hat.

Aus Wilsons Ideologie — Stalins Werkzeug?

Es ist für die politische Gesamtsituation überhaupt bezeichnend, daß man die größere und zum Revisionsproblem positiv stehende Gruppe in den politischen Kreisen des Auslandes als die „Neutralen“ charakterisiert, während Sowjetrußland und Frankreich als Partei gelten und demgemäß einen Entwurf unterbreiten, der zum entscheidenden Schritt für die Beseitigung der Wilsonschen Patenterfindung ansetzt, indem man sowohl auf der Sowjet- wie auch auf der Volksfrontseite die Kollektivität abzulösen und durch das Regionalpaktssystem, d. h. die eigenen Militärpakte, zu ersetzen bemüht ist.

Den Auftakt für diese Entwicklung bot bereits die letzte Genfer Konferenz, in der der französische Außenminister Delbos in seiner Rede am 3. Juli wörtlich ausführte: „In der Organisierung von neuen Ententen oder in dem festeren Zusammenschluß der bereits bestehenden kann nach unserer Meinung eine Lösung gefunden werden. Und mit regionalen Ententen meinen wir jede Machtgruppierung, deren Vereinigung sich auf der geographischen Lage aufbaut oder auf einer Gemeinsamkeit der Interessen.“ Mehr Offenheit kann man nicht verlangen. Am 28. August hat schließlich Herr Litwinow den sowjetrussischen Vorschlag zu einer Neugestaltung des Völkerbundes eingereicht und in elf Punkten den Standpunkt Moskaus präzisiert und die Ankündigungen von Delbos in ein System gebracht. Sinn und Bedeutung des Kreml-Planes ist die Ablehnung einer grundsätzlichen Völkerbundsreform und zugleich der Versuch, den Russen-Pakt so in das Genfer Statut einzubauen, daß die Bundesexekution auf die Allianzen übergeht. Man beschäftigt sich sowohl in Moskau wie in Paris lediglich mit einer Verschärfung der Sanktionsartikel 10 und 16 der Satzungen. Die Punkte 4, 6, 7, 9 und 11 des sowjetrussischen Entwurfes haben keinen anderen Zweck, als die bolschewistische Diktatur mit französischer Unterstützung im Völkerbund und damit zunächst diplomatisch in Europa sicherzustellen. Rußland und Frankreich wollen für sich in Anspruch nehmen, Ankläger und Richter in einer Person zu sein sowie die europäische Polizeigewalt noch vor dem ev. endgültigen Beschluß des Rates im Sinne ihres Bündnisvertrages auszuüben, während Genf für ihre Eigenmächtigkeit den Schein des Rechts und die Sympathie der Weltöffentlichkeit sichern soll. Die „Organisierung des Krieges gegen den Krieg“ ist nicht der Weisheit letzter Schluß irgendwelcher imperialistischen Politiker, sondern eine der getarnten sowjetrussischen Maßnahmen zur bolschewistischen Revolutionierung des Abendlandes.

Der Damm der Neutralen

Es ist verständlich und begreiflich, daß die sogenannten „Neutralen“ eine solche verhängnisvolle Politik nicht ohne weiteres unterstützen. Von den restlichen beim Genfer Generalsekretariat eingegangenen Entwürfen verdienen sowohl die Vorschläge der nordischen wie auch der südamerikanischen Staaten Beachtung, die sich für die Ausgestaltung der Universalität des Völkerbundes durch die Möglichkeit von Konsultativverhandlungen mit Nicht-Mitgliedern bei entsprechenden Streitfällen einsetzen und auf diesem Wege eine Erweiterung des Völkerbundes bzw. die Rückkehr ausgedehnterer Mächte erhoffen. Eine Reform der Liga halten sie nur für möglich, wenn, wie der dänische Außenminister Munch darlegt, der Völkerbund eine internationale Zusammenarbeit auf den Gebieten der Rüstung, Währung und des Zuganges zu den Rohstoffquellen gewährleistet.

Den entscheidendsten Schritt fordert Neuseeland mit der notwendigen und endgültigen Trennung des Genfer Statuts von den Verträgen des Jahres 1919. Es heißt in der fraglichen Denkschrift: „Wir sind der Ansicht, daß man nicht das System der Kriegsverhütung verstärken sollte, ohne gleichzeitig ein Organ für die Untersuchung und, wenn möglich, Beilegung internationaler Beschwerdebegründe zu schaffen, und befürworten deshalb die Errichtung eines Gerichtshofes für diesen Zweck. Wir glauben, daß die Friedensverträge in sich den Reim zukünftiger Streitfälle tragen. Wir sind uns der ungeheuren, aber nicht unüberwindlichen Schwierigkeiten bewußt,

die einer Abänderung des von diesen Verträgen geschaffenen Rechtszustandes im Wege stehen, und sind bereit, aufrichtig und weitberzig eine Revision zu unterstützen. Als erste Maßnahme sind wir bereit, uns einem Vorschlag auf Trennung des Paktes von diesen Friedensverträgen anzuschließen. Wir wünschen, daß alle Nationen der Welt, ob sie dem Völkerbund angehören oder nicht, zur Prüfung dieser Frage herangezogen werden.“

Wohin pendelt England?

In eine ähnliche Kerbe, wenn auch wesentlich zurückhaltender, schlagen bekannte englische Politiker. So stellte Lord Beaverbrook fest, „daß der Völkerbund zusammengebrochen sei, nachdem er für eine andere Abicht, als Deutschland niederzuhalten, gebraucht wurde“. Lord Lothian führte in seiner aufsehenerregenden Chatham-House-Rede bereits am 25. März aus, daß es drei Möglichkeiten einer europäischen Neuordnung gäbe: Die Vorherrschaft Frankreichs — die in den letzten Monaten an Sowjetrußland überzugehen beginnt —, das System eines europäischen Gleichgewichts unter Einschaltung Deutschlands oder die Reformierung des Völkerbundsystems, aus dem sich für Lothian eine vernünftige Friedensordnung ergeben könnte. Seine Auffassung über die Notwendigkeit zur Verhütung militärischer Angriffe und zur Schaffung eines Gleichgewichts durch Revision und Abriistung kleidet er in die Worte: „Ich würde es absolut klarmachen, daß der Casus foederis niemals in einem Kriege gegeben sein würde, der aus Verträgen zwischen Frankreich und anderen Ländern entstanden wäre.“ Lloyd George ergänzt gewissermaßen in seinen Memoiren diese Feststellung mit der Bemerkung, daß der Weltkrieg nie ausgebrochen wäre, „wenn England seine Bindungen auf dem Kontinent klar und offen definiert hätte“. Leider ist die Sinneswandlung dieses Mannes noch nicht zu einem Allgemeingut der englischen Diplomatie geworden.

London hat es in kritischen Situationen fast immer für richtig gehalten, seine Stellung hinter der Front zu beziehen und durch die Politik des Abwartens und Abwägens zu einem Zeitpunkt auf der Bildfläche zu erscheinen, in dem ihm die weitgehendste Sicherung der englischen Interessen am aussichtsreichsten erschien. Auch bei der von England selbst angerechneten Völkerbundsreform hält sich die Downingstreet klug und bescheiden zurück, und es ist bezeichnend, daß vor Beginn der Ratstagung

aus Genf die Mitteilung kommt, England beabsichtige keine Vorschläge zur Reform des Völkerbundes einzubringen, sondern werde seine Auffassung während der Aussprache in der Versammlung darlegen. Da auch der französische Vorschlag im Gegensatz zu dem sowjetrussischen Entwurf, der zwar völlig auf der Linie der Pariser Volksfront liegt, über kurze und unbestimmte Anregungen nicht hinausgeht, vertritt man in Genfer politischen Kreisen die durchaus begriffliche Meinung, daß in der Reformfrage auf der bevorstehenden Tagung kaum etwas Bestimmtes oder Entscheidendes zu erwarten ist. Es ist gewiß, daß, obwohl Paris und Moskau in Genf ein und dasselbe Ziel verfolgen, der Quai d'Orsay die Fühlungnahme mit London nicht verlieren möchte und daher diese beiden Regierungen zunächst die Entwicklung bis zur geplanten Zusammenkunft der Locarnomächte abwarten wollen, ehe sie ihren Feldzug weiterführen.

Das große Fragezeichen über Genf

Man scheint sich an der Themse und der Seine noch nicht darüber im klaren zu sein, unter welchen Bedingungen sich eine Rückkehr Deutschlands in den Völkerbund bewerkstelligen läßt. Die Beantwortung dieser Frage ist sehr einfach, wenn das französisch-sowjetrussische Unternehmen in Genf glückt. In Nürnberg hat das Reich seine Haltung gegenüber Europa klar und überzeugend formuliert. Der Nationalsozialismus lehnt jedes Faktieren mit dem Bolschewismus ab.

Genf steht im Zeichen der Revision, der Reaktion oder der Sowjetdiktatur. Eine Revision, wie sie beispielsweise Neuseeland befürwortet, eröffnet einen Weg, auf dem zu einer Neugestaltung Europas geschritten werden kann. Eine Reaktion, die im wesentlichen nicht nur den Status quo aufrechterhalten, sondern zu einer noch größeren Komplizierung des europäischen Kräfteverhältnisses hinführen würde, versperrt endgültig den Weg zu einer Rückkehr des Reiches an den Ratstisch. Die drohende Sowjet-Diktatur von Genf aus würde Europa auflösen und den Völkern dieses Erdteils eine Katastrophe bescheren. An einer Illustration hierfür fehlt es nicht. Die Gefahren, die das Revisionskapitel der Genfer Völkerbundsatzungen in sich schließt, sind offensichtlich und lassen sich nur beseitigen, wenn das Vertrauen gegenüber Deutschland wächst und der Abstand gegenüber dem Bolschewismus zur Richtschnur der Entschlüsse der europäischen Diplomatie wird.

Walter Bastian.

Kleine Beiträge

Grabbe

„Lapp, das ist gut, daß der Unhold tot ist“, soll seine Frau gerufen haben, als Christian Dietrich Grabbe am 12. September 1836 gestorben war. Mit ihm schied ein Schnapsäufer aus dem Leben, der trotz mancherlei Förderung durch einflussreiche Gönner es nie zu etwas bringen konnte. Chaotisch, unzuverlässig und recht zweifelhaften Lebenswandels starb er als 35jähriger, nur wenigen bekannt als Verfasser einer Handvoll unaufführbarer Dramen.

Wenn jetzt sein 100jähriger Todestag gefeiert wird, wenn in seiner Vaterstadt Detmold die großen Bühnen des deutschen Westens in einer Grabbe-Festwoche einen großen Teil seines Lebenswerkes zur Darstellung bringen, so dürfte der Argwohn naheliegen, daß hier nur gefeiert wird, weil der in den Büchern verzeichnete Name nun einmal nicht umgangen werden kann, daß es sich höchstens um einen für Feinschmecker interessanten Gedenktag handelt, und daß vor allem wir nur an eine auch heute noch lebendige Tradition gebundenen Nationalsozialisten mit dem Dichter und seinem Werk nichts mehr zu schaffen haben. Er stellte ja in seinem kurzen Dasein so ungefähr das Gegenteil von dem dar, was wir von einem Manne und vor allem von einem Dichter an Lebensformung fordern.

Und doch liegen die Dinge anders!

Grabbe war mit seinem größeren Vorgänger Kleist der einzige, der den entscheidenden Schritt aus seiner Zeit heraus wagte. Die Klassik hatte mit der Wucht des Genies eines Goethe und Schiller die Nachfolger in Bahnen gelenkt, die sie wohl in

den leichter erreichbaren Bezirken eifrig verfolgten, deren heilige Stationen ihnen aber verschlossen bleiben mußten, da diese eben nur dem Genie zugänglich sind.

Durch diesen Widerstreit mit seinem Jahrhundert wurde die Seele des unseligen Detmolders der Schauplatz für Kämpfe, an denen er zerbrechen mußte, da die Zeit noch nicht erfüllt war.

Wenn auch auf anderer Ebene und zu einer Zeit, die für Entscheidungen reifer war, socht Nietzsche ein halbes Jahrhundert später diesen Kampf weiter. Er, der „gekreuzigte Dionysos“, war an dasselbe schräge Kreuz gefestigt wie Grabbe. Seiner Seele war der Schnittpunkt dieser erregenden Linien, um deren Verlauf in Deutschland gerungen wurde, seit es Dichter und Denker gab. Die Pole dieses Kreuzes sind Realismus und Romantik einerseits und Nationalismus und Demokratie andererseits. Das in den Freiheitskriegen herrlich erstandene Vaterlandsgefühl hatten Grabbes Zeitgenossen in die bequemen Kanäle der Romantik geleitet oder sie glitten von ihrem Realismus zum ersten Male in ein Fahrwasser, das später folgerichtig zum marxistischen Sozialismus führen mußte.

Ganz außerhalb seiner Zeit versuchte er als einziger diese Gegensätze zu versöhnen. Es ist ihm nicht gelungen, da seine Gestaltungskräfte nicht so groß war wie seine Phantasie, aber der blutrote Widerschein dieses Titanenkampfes leuchtet uns unverlierbar aus seinem Werke. Wir können nur ahnen, welche Qualen dieser frühzeitige Versuch eine Synthese, die erst hundert Jahre nach seinem Tode gelingen sollte, der Synthese von Gefühl und Verstand, von Nationalis-

mus und Sozialismus, dem Dichter bereiten mußte. Schon der 26jährige schrieb hierüber einmal in einem Briefe an seinen Verleger: „Meine jahrelange Operation, den Verstand als Scheidewasser auf mein Gefühl zu gießen, scheint ihrem Ende zu nahen: der Verstand ist ausgegossen und das Gefühl zertrümmert.“

In den grauenvollsten Jahren des Zerfalls deutscher Kunst, nach der Inflation, schien das Werk des unglücklichen Dichters zum ersten Male zur Geltung kommen zu wollen. Der Expressionismus umfelligen Angedenkens glaubte in den chaotischen Blöden der Grabbeschen Dramen mit ihren revolutionären Szenen wesensverwandte Seiten zu entdecken. So wurde damals sein „Napoleon“ einer der größten Theatererfolge der Nachkriegszeit. Doch sehr gegen den Willen der expressionistischen Spielleiter setzte sich gerade die Seite Grabbes durch, auf die sie im Grunde gar keinen Wert legten; die Zuschauer entdeckten den glühenden Nationalisten Grabbe.

Der lateinische Spruch: „Großes gewollt zu haben, ist genug“ hat sonst in der Kunst keine Geltung, doch bei Grabbe sind wir berechtigt, eine Ausnahme zu machen, und es ist eine schöne Aufgabe für das heutige Theater, die in dem ungeheuren Verbrennungsprozeß entstandenen Schlacken aus Grabbes Werk behutsam zu entfernen, damit das reine Erz zur Geltung komme.

Ernst Reppner.

Heinrich Anaders dichterisches Tagebuch unserer Zeit

Dietrich Edart und Baldur von Schirach sind die Wegbereiter nationalsozialistischer Dichtung. Ihre Verse haben zuerst dem unbändigen Glauben der Gefolgschaft des Führers im dichterischen Wort Gestalt gegeben. Hier gefellte sich, wie Rainer Schöller sagt, zur Echtheit der Bestimmung die Be-

herrschung der Form. Edart und Schirach gaben der Kampfzeit und unserer großen Gegenwart in überzeitlicher Dichtung die Erklärung. Diesen beiden Nationalsozialisten schloß sich Heinrich Anader in Erfüllung seines inneren Auftrages an. In den frühen Kampffahren der nationalsozialistischen Bewegung fanden seine ersten Verse Eingang in die Gemeinschaft der neuen Zeit. Waren Edarts Gedichte Sturmsignale großer Themen und die Strophen Schirachs Epigramme der umfassenden Gedanken unserer Weltanschauung und unseres Erlebens, die ihre tiefwirkende Kraft in alle Zukunft senden, so erfüllte Anader den zweiten, auch Erfüllung heischenden Auftrag, der Verdichtung der täglichen großen und kleinen Erlebnisse.

Diese Gedichte Anaders liegen uns in den Gedichtbänden „Die Trommel“ und „Die Fanfare“ (alle Bücher Anaders erschienen im Verlag Franz Eher Nachf., München) vor. Wir spüren es heute, daß sie uns mehr sind als ein kaleidoskopartiger Rückblick. Anaders Lyrik ist das dichterische Tagebuch der Kampfzeit.

Die Stunde des Sieges findet den Dichter mit im Freudentaumel der Millionen, die dann am Tage danach den einzelnen vor neue politische Aufgaben stellt, die ihm der Führer zuweist. Wieder ist Anader bereit, mit seinem Wort dem Aufbau der Nation zu dienen. Die Marksteine der Jahre 1935 und 1936 sind Anlaß zu neuen Dichtungen. Der Tag der deutschen Arbeit, die Nürnberger Festtage, der Tod Hindenburgs, die Wiederkehr des 30. Januar, der Erntedanktag — das sind die Themen seiner Lieder. Im Gedichtband „Der Aufbau“ sind sie gesammelt. Dem Dichter gelingen Strophen von vollkühler Schlichtheit und Innigkeit. Der Name des Preisträgers von Nürnberg wird mit der Geschichte unserer Bewegung aufs engste verbunden bleiben und im Buch der Dichtung unserer Zeit einen hervorragenden Platz einnehmen. W. U.

Kunstschaffen im Westen

Sur Ausstellung „Freie Kunst im neuen Staat“ in Essen

Wenn eine große deutsche Kunstausstellung in diesem Jahre besonderes Interesse erweckt, ist es die umfassende Schau westdeutscher Kunst im Rahmen der Ausstellung „Freie Kunst im neuen Staat“, die gegenwärtig in der Metropole des Ruhrgebietes, in Essen, gezeigt wird. Es handelt sich hier um eine Vereinigung von Kunstwerken, die aus eigenartiger Zielsetzung ausgewählt und zusammengetragen worden sind. Die Ausstellungsleitung, die bekanntlich im Jahre 1933 einen ersten vielbeachteten Versuch in der gleichen Richtung unternahm, hat es sich zur Aufgabe gemacht, die besonderen kulturellen Lebensbedingungen des deutschen Westens zum maßgebenden Richtweiser ihrer großzügigen Planung zu nehmen. Sie ist sich von Anfang an darüber klar gewesen, daß es mit einer traditionellen Ausstellungsarbeit nach oberflächlichen Gewohnheiten nicht getan ist, auch nicht mit der Sichtbarmachung einiger weniger hervorragender Begabungen. Die notwendige kulturelle Steigerung im deutschen Westen, als dem Einfallstor für starke Einwirkungen von außen, verlangt gebietend nach einer kulturellen Frontbildung zur Sicherung einer wesentlich stärker völk- und landschaftverbundenen Kunstentwicklung als bisher. Die Entwicklung, die die Düffeldorfer Kunst in den letzten Jahrzehnten unter dem Einfluß des französischen Impressionismus genommen hat, wie auch die zum Teil einseitige und oft genug volksfremde Kunsteinstellung, der einflussreichen Kunstsammler, für die der Urbestand des Essener Folkwangmuseums heute noch bededtes Zeugnis ablegt, sind unübersehbare Warnungssignale dafür, wie dringend notwendig es geworden ist, aus nationalsozialistischem Geist einen vollständigen Umkehrung der Kulturpolitik herbeizuführen.

Ein solcher Umkehrung ist im Westen aus dem Geiste der „Mannschaft“ vollzogen worden, aus dem Gefühl verantwortungsvoller Verbundenheit der auf ihr künstlerisches Selbst sich bestimmenden Persönlichkeiten und aus der Erkenntnis, daß nur aus der gemeinsamen Einstellung auf das Ziel einer spezifisch deutschen Gestaltungsweise eine neue völkische Kunst als ein natürliches und starkes Bollwerk gegen fremde Kultureinbrüche emporsteigen kann.

In diesem Sinne ist die Essener Ausstellung „Freie Kunst im neuen Staat“ als eine Art Ueberblick über ein Bemühen zu werten, das der Stärkung einer kulturellen Front nach außen und dem Ausbau des kulturellen Hinterlandes gilt. Niemand hat erwartet, daß heute schon alle ideellen Ziele verwirklicht sein könnten. Aber der künstlerische Tatbestand dieser Schau hat trotzdem auch die vorsichtigsten Hoffnungen übertroffen. Diese Ausstellung hat zweifellos ein ausgeprägtes Gesicht, und je länger man sie studiert, desto mehr enthüllt sie wertvolle, feine und charakteristische Einzelzüge. Sie ist mit ungewöhnlicher Sorgfalt zusammengetragen worden. Sie umfaßt Arbeiten der verschiedensten Künstlergruppen vom Saargebiet bis Hamburg, naturgemäß mit besonderer Betonung des mittleren Westens — aber jeweils nur in ganz wenigen Proben. Nicht einzelne Hochleistungen bestimmen diese Schau, sondern die Summe der Leistungen; nicht über den Schaffensstand der einzelnen Künstler wird hier eingehend Auskunft erteilt, sondern über die geistige Haltung und über das gestaltende Vermögen einer Künstlerschaft in ihrer Gesamtheit. Der Zusammenklang der vereinigten Kunstwerke, ihre innere Verwandtschaft und, wenn man will, auch ihre stilistische Gemeinsamkeit formen das Gesicht dieser Ausstellung. Es ist zweifellos das Gesicht der „Mannschaft“, und damit ist es treffender Ausdruck der Zeitlage. Man spürt ihm an, daß eine ganze Generation im Aufbruch und auf dem Wege ist. Noch ist nicht überall zu erkennen, wer sich von der Front dieser Mannschaft als führende Persönlichkeit abheben wird. Aber das ist auch nicht entscheidend; denn vorerst ist das Ergebnis bedeutsamer, daß schon in den gut drei Jahren seit der Machtübernahme ganz allgemein ein stärkeres künstlerisches Verantwortungsgefühl sichtbar geworden ist und daß dieses in einer klaren Festigung des technischen Könnens und in einer sorgfältigen Themenwahl seinen Ausdruck gefunden hat. Solides Handwerk als erste Grundlage zu freier schöpferischer Entfaltung scheint von den meisten Künstlern als unumgängliche erste Etappe auf dem Wege zur Reife begriffen worden zu sein. Das Flüchtige, Skizzenhafte tritt gegenüber früheren Erfahrungen nicht nur zurück, sondern wird auch sicher als das verstanden, was es wirklich ist: als Studie auf dem Wege zu abgerundeter, vollendeter Formung und nicht als „genialische“ Impression. Der

Mißbrauch eines mißverstandenen impressionistischen Stils aus einer gewissen Sucht nach Flüchtigkeit oder aus geschmäckerlicher Uebernahme des französischen Grundstils wie auch eine bequeme Plakatalerei scheinen überwunden zu sein. Immer deutlicher wird der Wille, den Anschluß an die große deutsche Tradition zu finden, den Anschluß an die Romantik und an die alten, gelegentlich auch die niederländischen Meister, sowohl in der Technik, wie auch im Inhalt — und damit den Anschluß an die Dinge, die aus Volk und Landschaft gewachsen sind.

In einer Richtung allerdings scheint erst ein Anfang gemacht zu sein, in der Richtung eines monumentalen Wandbildes, das nicht nur als Schmut großer Flächen, sondern als gehobener Ausdruck eines Gemeinschaftserlebnisses verstanden sein will. Viele Künstler haften noch an dem gewohnten Rahmen des Tafelbildes, und nur wenige haben sich Aufgaben gestellt, die die großen Gefühlsbewegungen unserer Zeit zu spiegeln suchen. Zu den wenigen Versuchen, die unbedingt Beachtung und Anerkennung verdienen, zählt das „Triptychon der Arbeit“ des Düsseldorfers B. H. Hundt, der übrigens auch mit einem ausgezeichneten „Selbstporträt mit meiner Mutter“ vertreten ist. In einem Ehrenraum, der dem „Künstler und Lehrer Jan Thorn-Priker“ gewidmet ist, werden einige monumentale Arbeiten gezeigt, die unserer heutigen Sehnsucht nach raumgreifender Ausdrucksgestaltung entsprechen. Ein Wandbild von H. Schardt, Essen, ein Ehrenmalentwurf von H. Hellwig, Barmen, und ein klar durchgeformtes Bild „Ruhe“ von J. Urbach, Essen, sind besonders erwähnenswert.

Im übrigen suchen einige plastische Arbeiten den üblichen Rahmen zu durchstoßen, eine ausdrucksverhaltene Grabmalplastik von J. Enseling, Essen, eine Mädchenfigur von Milli Steeger, Berlin, einige originelle Arbeiten „Schauspieler“ und „Frau vor dem Spiegel“ des Hagener Th. Brünn, die formalalten Plastiken des Mülheimers Lidfeld, ein charakteristischer Männerkopf des Dinslakeners Ehlers, Tierdarstellungen von Rübjam, Düsseldorf, und Gertr. Börnecke, Witten, außerdem ein Porträt von Arno Breker, Berlin. Man vermißt in diesem Kreise Edwin Scharff. Dafür aber ist der Düsseldorfer Breker-Neterb mit mehreren formal gerundeten

plastischen und zeichnerischen Arbeiten gut vertreten.

Zu den Malern, die aus der Bindung an die ältere Tradition ihre stärksten Leistungen entwickeln und aus der Uebernahme soliden Maßes und Handwerks den Weg zu führenden reifen Ergebnissen gefunden haben, zählen J. Horn, Barmen, mit seinen Arbeiten „Ruhrtal“ und „Mühle in Xanton“, R. Pudlich, Düsseldorf, mit einer „Rauferei“ und anderen Darstellungen neben einem ausdrucksvollen Mädchenbild in gedämpften Farben, Th. Champion, Düsseldorf, mit seinen akkurat gemalten feinen Skizzen. Ein starker Eigener ist wieder Eb. Biegner, Bilm, dessen formklares Bild von der Soester Börde mit den Ribbenziehern zu den schönsten Bildern dieser Ausstellung gehört. Als Künstler von lebhaftem malerischen Temperament erweist sich erneut Josef Pieper, Düsseldorf, dessen bestechend entworfenes Gruppenbild ebenfalls zu den besten Arbeiten gehört.

Th. Hölcher, Hamm (Westf.), hat einige handwerklich klar gemesserte Radierungen ausgestellt. Von dem reifen Künstler H. Käthehn, Wamel, liegen einige sehr fein ausgeführte Zeichnungen und eine Radierung vor. Wieder einmal hat er sich mit einem Blatt, der Kohlezeichnung „In der Grube“, dem Ruhrgebiet besonders verbunden gezeigt.

Eine Fülle von Eindrücken und Anregungen vermag diese Ausstellung zu schenken. Sie ist mit ihren rund 450 Kunstwerken von rund 250 Künstlern viel zu reichhaltig und vielseitig, als daß auch nur ihre wesentlichsten Erscheinungen und Ergebnisse in diesem kleinen Rahmen behandelt werden könnten. Sie ist ein vielfagender und wertvoller Rechenschaftsbericht über die Schaffenslage im deutschen Westen. Sie gestattet Hoffnungen, die sich vielleicht schon bei der nächsten Ausstellung dieser Art — voraussichtlich im Jahre 1939 — erfüllen lassen.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die Künstler und ihre Werke im einzelnen zu besprechen. Wir wollen nur am Beispiel dieser Ausstellung die junge Generation im Westen aufrufen, an dem Kunstschaffen ihrer Landschaft nicht teilnahmslos vorüberzugehen und an ihre Verantwortung uns wenden, durch Beifall und Kritik wie durch enge Verbindung mit den künstlerischen Kräften der Landschaft die kulturelle Entwicklung ihrer Zeit mitzubestimmen.

Richard Litterscheid.

NEUE Bücher

Hans Karl Leistikow: Staatshandbuch des Volksgenossen. Wirtschaftsverlag Arthur Sudau G. m. b. H. 976 Seiten. 6,— RM.

Einem Aktivist ist ein großer Wunsch gelungen. Er hat das Staatshandbuch des deutschen Volksgenossen geschaffen.

Wir brauchen ein Staatshandbuch. Freilich keinen teuren Wälzer von ehemals, der im Prachteinband und ungelesen den Bücherschrank des Wohlgestimmten ziert. Auch keinen moralpredigenden „Leitsaden der Staatsbürgerkunde“ oder ein ledernes Lexikon mit Allerweltswissen. Wir brauchen ein revolutionäres Staatshandbuch, das der politische Kämpfer zur Hand nimmt, wenn er sich Bescheid holen will über ein Amt, einen Mann oder ein Gesetz, aber auch, wenn er sich die Grundlage und den tieferen Zusammenhang einer nationalen Einrichtung und Entscheidung neu vergegenwärtigen will. Es muß ein Handbuch sein, das Nachschlagewerk und Parolebuch zugleich ist und fähigen Schwung mit Zuverlässigkeit vereint.

Hans Karl Leistikow hat dieses Werk geschaffen. Er hat das Ziel erreicht, das er dem Handbuch setzte: „Es zeigt, wie der Nationalsozialismus auf allen Gebieten der Sachgestaltung völkischen Daseins zugespitzt hat: männlich-entschlossen, weltanschaulich unbeirrbar, aus sicherem Fachkönnen. Es zeigt, daß die nationale Sachgestaltung nicht in einem willkürlichen Befehl des Augenblicks ihre Herkunft hat, sondern daß sich die tägliche politische Entscheidung aus einem tiefen geschichtlichen Wissen vollzieht.“ Daher bietet das Handbuch nicht nur die umfassendste Darstellung der nationalsozialistischen Einrichtungen und Gesetze samt dem ganzen Rechtsleben: Gerichtswesen, Bürgerliches Recht, Strafrecht, Steuerwesen, Geld-, Bank- und Börsenwesen. Vielmehr wird überall da, wo es not tut, die geschichtliche und weltanschauliche Wurzel gezeigt und mit Worten des Führers, wertvollen zeitgeschichtlichen Dokumenten und Sätzen hervorragender Nationalsozialisten belegt. So erhalten wir klar ausgerichtete scharfe geschichtliche Rückblicke

über die Geschichte des ersten und zweiten Reichs mit einem besonderen Abschnitt über die politisierende Kirche. Wir bekommen eine geschichtliche Uebersicht über das Werden des Dritten Reichs, Rückblicke über die Geschichte des deutschen Blutes, die Geschichte der deutschen Gemeinde, des deutschen Bauern und des deutschen Arbeiters und ein Ueberblick über das germanische Rechtsdenken und den Einbruch des fremden Rechts, über das Judentum und die Freimaurerei. Die Gliederung des gewaltigen Stoffes, wie Leistikow sie vornimmt, enthält den Kern einer neuen Staatslehre. Sie gehört wegen ihrer grundsätzlichen Bedeutung hierher.

Teil I: Die Führung.

Teil II: Die Gefolgschaft.

1. Die Volksgenossenschaft als Blutszusammenhang.
2. Die Volksgenossenschaft als Lebenszusammenhang in der Gemeinde.
3. Die drei Heersäulen der Gefolgschaft (die Grundform der männlichen Wirklichkeit im Volke): Bauern, Arbeiter, Soldaten: Das politische Soldatentum (NSDAP, SA, SS, HJ), die Gefolgsleute Adolf Hitlers, die in der Führung der Kriegswaffe ausgebildet sind.

Teil III: Der Staat, das Werkzeug der Führung.

1. Die Staatshoheit. 2. Das Arbeitsgerüst des Staates. 3. Das Beamtentum. 4. Die Polizei. 5. Recht und Rechtsgang.

Das Staatshandbuch des Volksgenossen ist selbst eine hervorragende Leistung nationalsozialistischer Sachgestaltung. Es wird bald in der Hand jedes Nationalsozialisten sein. Als Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend empfehlen wir das Werk nachdrücklich allen Kameraden, die sich — gleich wo immer sie stehen werden — zu Führeraufgaben die Voraussetzungen schaffen wollen. Wenig ernste Werke gibt es, die diesem Zweck dienen können. Wenn wir Leistikow's Arbeit dazu rechnen, so liegt

darin die höchste Anerkennung, die wir einer nationalsozialistischen Leistung aus den Reihen der Jugend aussprechen.

Rolf Laudner: „Das Leben für den Staat.“ Ein Charakterbild Friedrichs des Großen. 160 Seiten, mit 60 Abbildungen. Verlag F. Bruckmann A.-G., München. 1936.

Gibt es neben Roman, Drama und Gedicht noch eine vierte Ausdrucksform des Schrifttums, die künstlerisch einen Stoff behandelt? Kann nicht auch das Filmanuskript gelesen werden, wie das Drama, das doch weit über die Bühne hinaus dem Leser zum Freund wurde? Rolf Laudner, der meisterhafte Schöpfer des „Alten und des Jungen Königs“ bejaht diese Frage und setzt sich in der Einleitung seiner filmischen Darstellung des Charakterbildes Friedrichs II. lebhaft für die moderne Kunstschöpfung ein. Das ausgeworfene Problem ließ uns dieses Charakterbild, wie es dem modernen Zeitausdruck entsprechend gezeichnet wurde, besonders kritisch werten. Aber gleichsam wie in einem wirklichen Film lasen wir uns in den Stoff, herauschte die Beschreibung bildhafter Vorgänge unsere Gedanken und fesselte uns das gedruckte Wort, als ob das Auge an den Mienen und dem Erleben der historischen Gestalten selbst hinge. Die Zeichnungen Adolph von Menzels haben unserer Phantasie und unserem Vorstellungsvermögen den Weg gewiesen, auf dem das tote Wort Seite um Seite dieses spannenden Wertes sich mit Leben füllt und Bild und Leinwand erschte. Wir bejahen diese Ausdrucksform, nachdem ein Künstler ihren Wert uns zeigte. So ist sie mehr als ein modernes Lied auf den großen König. Sie will dem Tonfilm den stummen, bildlosen Film des Wortes zur Seite stellen und dramatischer und spannender, als es selbst der Roman vermag, einen dankbaren Stoff in volkstümlicher Weise der Gegenwart nahebringen. R.

Marianne Bruns: „Die Dioskuren in Olympia.“ Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg. 1936.

Dieser Roman will auf historischem Hintergrund das Schicksal von zwei befreundeten hellenischen Jünglingen schildern, die sich im Stadion des alten Olympia den Siegeslorbeer erkämpfen. Obwohl der Verfasserin gelungen ist, das altgriechische Jünglingsideal vom schönen und darum zugleich edlen Manne in die beiden jungen Olympiakämpfer Antenor und Megafles hineinzu legen und der Handlung auch die Spannung nicht abzuspochen ist, so ist doch der

historische Hintergrund recht kulissenhaft, und wer glaubt, von den alten olympischen Spielen ein fesselndes Bild zu erhalten, wird in diesem Olympiaroman eine Enttäuschung erleben. Mit dem persönlichen Schicksal der beiden Dioskuren von Kallene, das Marianne Bruns zu gestalten vermochte, hätte ein farbenreiches, lebendiges Zeitbild des alten Hellas, seiner politischen und völkischen Spannungen und die überragende nationale Bedeutung des Olympia der Griechen erstehen können. Hierzu aber war ein gründliches Wissen, ein tiefes Einfühlungsvermögen und eine überragende Darstellergabe erforderlich. Verfasserin und Verlag hätten sich dieser Verpflichtung bei der Durchführung ihrer Aufgabe um so mehr bewußt sein müssen, wenn sie angefaßt der olympischen Begeisterung des deutschen Volkes im Sommer 1936 mit einem Roman gleichen Themas erschienen und sich von jedem kritischen Leser den Vorwurf einer Ausnutzung der Konjunktur ersparen wollten. Rf.

Das vierte Siegel. Das Ende eines russischen Kapitels, meine Mission in Rußland 1916/17. Von Sir Samuel Hoare. Berechtigte deutsche Uebersetzung von Dr. Maur. Nibelungen-Verlag, Berlin-Leipzig. 1936. 360 Seiten mit 16 Bildseiten.

Das Buch des ehemaligen englischen Außenministers reizt unbedingt jeden Leser durch seine lebendige und fein nuancierte Gestaltung der Persönlichkeiten des ehemaligen kaiserlichen Rußlands. Hoare weilte bekanntlich 1916/17 als Leiter des englischen Geheimdienstes in besonderer Mission in Petersburg und gewann in dieser Tätigkeit tiefen Einblick in die Kriegsführung der Alliierten und vor allem in die inneren Verhältnisse Rußlands kurz vor der bolschewistischen Revolution. Der Verfasser kam damals in unmittelbare Berührung mit den markantesten Persönlichkeiten des russischen Hofes, der Politik und der verschiedenen Parteien. Wer die Katastrophe Rußlands verstehen will, muß unseres Erachtens dieses tiefgründige Buch lesen. Dr. L.

Fünf Jüngens ziehen ins Ungarland. Von Andor Juhász. Verlag Dr. Georg Bajna, Budapest-Leipzig, 1936.

Was hat sich der Verfasser dieses Buches eigentlich gedacht? Etwas muß er sich doch gedacht haben, und etwas muß doch der Zweck dieser 231 Seiten und vielen (schönen) Aufnahmen sein. Propaganda? Hebung des Fremdenverkehrs? Aber der Propagandist

muß, wohl oder übel, auf die Denkart dessen Rücksicht nehmen, den er beeinflussen und gewinnen will. Dann ist diese „Reportage“ ein Musterbeispiel, wie die Propaganda gegen die deutsche Volkskraft mitten hinein zum Tisch der deutschen Familie vorgetragen wird und sich sogar in die Reihen unserer eigenen Jugendbewegung einschleicht.

Unsere Bekanntschaft mit Ungarn ist gottlob ernster und tiefer, und wir wünschen anderes zu hören als Kochrezepte (aus Gundels Kochbuch, Verlag Dr. Georg Bajna), eine leichte Plätscherei über das schöne Budapest und den Plattensee, eine Aufzählung über den „Ungarn in der Welt“ (nach dem gleichnamigen Buche, Verlag Dr. Georg Bajna), bei der zwischen Deutsch-ungar und Madjare kein Unterschied gemacht wird. Wer weiß, was *Dévény* ist? Das alte Theben an der Donau, das uns in dieser Form zu kennen zugemutet wird. In einem deutsch-geschriebenen Buche heißt es Gran, Preßburg, Odenburg — und nicht Eßtergom, Pöstom, Sopron, wie Herr Juhász sich auszudrücken beliebt. Seine Darstellung der Abtrennung Odenburgs vom Burgenland (S. 230), daß die „vaterlandsliebende Bevölkerung der Stadt sich unter keinen Umständen vom Körper ihrer Nation abtrennen lassen wollte“ und die Siegermächte sich dem Eindrud dieser „spontanen Begeisterung“ nicht entziehen konnten, wird uns auch dadurch nicht unauffällig mundgerecht gemacht, daß auf „dieses schönste Treuzeichen einer Stadt“ der Satz folgt: „Mag dachte an seine Boriska. Dieses leuchtende Beispiel der Treue sollte ihm Symbol bleiben!“

Selbsterständlich wird das ungarländische Deutschtum — ist es einem nach Ungarn ziehenden deutschen Jungen etwa verfeimte Volksgruppe? — mit keiner Silbe erwähnt. Dafür werden Ungarns Juden als „echte Ungarn“ kräftig herausgestrichen. Dafür wird mit Bedauern festgestellt, daß von Philipp von Lenárd's Ungartum die Welt nichts wisse. Dafür wird mit merkwürdiger Breite über den letzten Habsburger auf dem ungarischen Thron gesprochen, wird immer wieder an diesen „unglücklichsten Monarchen Europas“ erinnert, sogar mit der Gesichtsfälschung, er sei zweimal nach Ungarn zurückgekehrt und „unter begeistertem Jubel des Volkes“ bis nach Budapest gekommen. Weiß Herr Juhász nichts von den Maschinenabwehren, mit denen die Budapestener Studenten König Karl beim zweiten Male vor den Toren der Stadt empfangen?

Nur noch eine Lesefrucht, ehe wir diesen Schmarren von einem Buch dem Papierkorb einwerfen: Die fünf Deutschen sehen vor der Universität „einige Studenten mit farbigen (!) Mützen und Couleurs“ (S. 93). Das gibt ihnen Anlaß zu folgenden Bemerkungen: „Ich muß sagen, gestand Roeppte, ich erwarte schon kaum (!) einer Verbindung angehören zu dürfen! Das ist ein schrecklich lustiges Leben!“

Wenn man nicht mitunter auch etwas lernen müßte — bemerkte Paulsen bitter.“

Welches große Wort wir dem Verfasser zur Beherzigung warm empfehlen. Ebenso allen andern jüdischen Verlegern Budapests, die uns für so naiv halten, daß sie annehmen, wir würden die madjarische Propaganda unter der nationalsozialistischen Jugend Deutschlands nicht aufmerksam beobachten und an den Pranger stellen. R. Sch.

Hermann Löns, der Niederdeutsche. Eine Einführung in Leben und Werk. Von Erich Griebel. 40 Abbildungen. Wolf Heger Verlag, Berlin.

Wenn heute über 5 Millionen Lönsbücher ihren Weg in das deutsche Volk gefunden haben, so kommt die einzigartige Verbundenheit dieses deutschen Dichters mit seinem Volke zum Ausdruck. Er hat als ein Sänger der deutschen Seele und des deutschen Blutes für alle Ewigkeit im Herzen der Nation seinen Platz. Das rechtfertigt auch die Bemühungen nicht nur die Werke des Dichters, sondern mit ihnen ihre Entstehung und die schöpferisch so reiche Persönlichkeit Hermann Löns' im Bewußtsein des Volkes wach zu halten. In einer an Materialsfülle nicht zu überbietenden „Einführung in Leben und Werk“ hat Erich Griebel über fast 600 Seiten eine Arbeit vorgelegt, die literaturgeschichtlich von erstklassiger Bedeutung ist. Der Fleiß und die Geschicklichkeit, mit der die Fülle der gesammelten Unterlagen angeordnet wurden, verdient Anerkennung. Auch meidet Griebel vorschnelle Urteile über nicht einwandfrei festzustellende Ereignisse oder betont es, wenn er seine rein persönliche Auffassung zu umstrittenen Fragen abgibt. Bei seiner Wissenschaftlichkeit bewirkt er beim Leser das Gefühl, als ob ihm die innere Bindung zu seinem Stoff zeitweise verloren ginge. Gerade bei Löns kommt man aber ohne das Ein- und Nachfühlen nicht aus.

Wer jedoch die Werke von Löns kennt und in dessen Herzen die Art des Niederdeutschen mitzuschwingen vermag, der wird freudig den umfangreichen Stoff, den Griebel hier erarbeitet hat, einatmen und wenn auch

hier und da „Studium“ nötig ist, so wird er am Ende doch Löns und seinem Werke auch innerlich näher gekommen sein. Ein besonderes Lob sei dem Kapitel über „Religiöse Dinge“ zugesprochen, das uns die Stimme des deutschen Blutes in Löns zeigt, der so innig mit Volkstum und Heimat Erde verbunden ist, daß er kein Verständnis für erstarrten Buchstabenglauben aufzubringen vermag. „Gottesglauben aber entstand in dem Menschen erst, als er als Bauer vor dem Herdfeuer saß.“ Oder hören wir die tiefe Religiosität dieses — den Kirchen und ihren Dogmen feindlichen — Volksdichters, wenn er durch den sommerlichen Laubwald schreitet und er spricht: „Wie Strobesfeiler stehen die rotgrauen Stämme. Gebrochen, wie durch Viel gefaßte kleine Scheiben, fällt das Licht durch das dicke Nadelwerk, schwere Wellen von Rindkuh ziehen wie Weihrauch vorüber, das Gefumme der Hummeln und das Brausen des Windes wie Orgelton.“ Der Wald ist die Kirche dieses Deutschen.

Wer sich mit Löns tiefer beschäftigen oder, wer als Formationsführer Löns'isches Gedankengut vermitteln will, der sei ausdrücklich auf das Buch von Griebel hingewiesen, das sich zwar nicht in der großen Volksgemeinde von Hermann Löns, sicherlich aber in dem kleineren Kreis begeisterter Verehrer und gründlicher Forscher durchsetzen wird.

Die südsüddeutsche Volksgrenze, der Grenzraum Wien—Preßburg—Radlkersburg—Osttirol. Herausgegeben von Friedrich Heiß. Volk und Reich Verlag, 1934, Berlin.

Die anschaulichen, durch erstklassige Photographien und Karten ausgestatteten Darstellungen über alle volkspolitischen Fragen des Volk und Reich Verlag verdienen die Bezeichnung, ausnahmslos gelungen zu sein. Auf das vorliegende Werk muß nicht nur wegen des erfolgten gefährlichen Einbruchs volksfremder Kräfte in den Lebensraum unseres deutschen Volkes hingewiesen wer-

den. Die völkischen Elemente haben das Weltbild unseres Kampfes und unserer Revolution bestimmt. Vom Volke aus haben wir den Staat gestaltet. Das Volk muß auch im umfassenden Sinn das Ziel einer großen geistigen und blutsmäßigen Gemeinschaft aller Derer sein, die sich zu ihrem Deutschtum bekennen. Es wird heute viel von Gemeinschaft gesprochen, aber allzu selten dabei an jenes geistige Band zu der deutschen Volksfront, insbesondere in Europa gedacht. Wenn wir die klare und von jedem imperialistischen Streben geläuterte wissenschaftliche Arbeit dieser Männer um den genannten Verlag aufmerksam verfolgen und unseren Lesern nachdrücklich empfehlen, so in der Hoffnung, daß dieses volkspolitische Gedankengut, dieses deutsche Schicksal stärker noch als bisher lebendige Prießler findet, die mit berebten Zungen das kampfbewegte Schicksal wertvoller Volksteile künden können. Wir sprechen viel von unserem Blut, aber der stärker werdende Strom lebendiger Volkskraft pulst noch zu schwach in allen Schicksalsfragen der fernen Glieder unseres Volkstörpers.

Der Nackte Mann. Ein historischer Roman von Emil Strauß. Verlag Albert Langen-Georg Müller, München, 1936.

Auf historischer Grundlage gestaltet Emil Strauß ein Thema von seiner Heimatstadt Pforzheim. „Der Nackte Mann“ ist eine gepensterhafte Erscheinung, die sich bei Mondlicht den Pforzheimern zeigt, wenn der Stadt Krieg droht. Emil Strauß entwickelt den Stoff nicht ausschließlich aus dem Geschichtlichen, sondern die drei Helden unseres Romans fesseln mit ihren menschlichen Konflikten, die in den Vordergrund des Romans treten, den Leser. Im reichen Geschehen des Lebens offenbart sich der eigentliche Sinn des Romans, nämlich die Ueberwindung der Widerstände und die Treue gegen sich selbst. Der Roman ist eine schöne Gabe von Emil Strauß, die uns durch ihre Lauterkeit im Bann hält.

Hauptverleger und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Günter Kaufmann. Stellvertreter: Wilhelm Utermann. Anschrift: „Wille und Macht“, Reichsjugendführung, Berlin NW 40, Kronprinzenufer 10. Tel. D 2 5841. Verlag: Deutscher Jugendverlag G. m. b. H., Berlin W 35, Lützowstr. 66, Tel. B 2 Lützow 9006. — Berantw. für den Anzeigenteil: Kurt Otto Arndt, Berlin. — D.-M. II. B]. 36: 14 850, Bl. Nr. 5. — Druck: Theodor Abb Buchdruckerei, Berlin SW 68. „Wille und Macht“ ist zu beziehen durch den Deutschen Jugendverlag oder jede deutsche Buchhandlung sowie durch die Post. Postbezug viertel]. RM. 1,80 zuzügl. Beleggeld. Bei Bestellung von 1 bis 3 einzelnen Nummern bitte den Betrag in Briefmarken beizulegen, da Kachnahmeleistung zu teuer ist und diese Bestellung sonst nicht erledigt werden kann. Massenbezug durch den Verlag laut besonderen Bezugsbedingungen.

Knorr Sportler
 stärkt Euch
 durch
Knorr Suppen



Berner Altendorf
Denn wie man schießen
 48 Seiten. In Cassino RM 1,50.

Wie Baldur von Schirach der Dichter, so ist Werner Altendorf der Sänger der Hitlerjugend. Seine Lieder und Gedichte werden von HJ, BDM und Jungvolk seit Jahren auf allen Veranstaltungen, beim Heimabend und am Lagerfeuer, gesungen und gesprochen, ohne daß sie bisher gesammelt und im Wortlaut vorgelesen hätten. In handlichem Taschenformat, gediegen ausgestattet und trotzdem preiswert und für jeden erschwinglich, gehört das Buch in jede Heimbücherei, zum eisernen Bestand jeder Simpschar und in den Tornister jedes Hitlerjungen und Pimpfen.

Zeitgeschichte Verlag und Vertriebs-Gesellschaft / Berlin W 35

Soeben erschien:

Unvergessenes deutsches Land

140 Bilddokumente aus unseren alten Kolonien

Herausgegeben von
Paul Ritter

In rund 140 meist unveröffentlichten Bilddokumenten zeigt der Herausgeber die Entwicklung unserer Kolonien vom blühenden deutschen Besitz zum Mandatsgebiet. Neben Bildern von der wirtschaftlichen Bedeutung unserer Kolonien, den Pflanzungen, Eisenbahnen, Straßen, Städten, Häfen und Industriebezirken, die Deutschland schuf, stehen Bilddokumente, die der deutschen Eingeborenenspolitik gelten und die die schärfste und entschiedenste Zurückweisung der kolonialen Schuldlüge darstellen. Bilder von der unvergeßlichen Schönheit dieser weiten, reichen und gesunden Länder beschließen das Werk. So ist dieses Buch eine unwiderlegliche Urkunde der großen kolonialen Leistung Deutschlands und zugleich eine unvergängliche Ehrentafel für die, die um seine Weltgeltung ihr Leben gaben. Es wird daher in der Auseinandersetzung um eine gerechte Verteilung der Rohstoffgebiete nicht unbeachtet bleiben. Denn es ist Ausdruck unserer unaufhörlichen und unabdinglichen Wahrung an das Gewissen der Welt: „Unser bleibt, was unser war, entrissenes, doch unvergessenes deutsches Land“.

In Steifbedel mit mehrfarbigem Schutzumschlag RM 2,85

Zeitgeschichte

Verlag und Vertriebs-Gesellschaft m. b. H. / Berlin W 35



Der Braune Buch-Ring

Die Buchgemeinschaft unserer Zeit

Die im Braunen Buch-Ring zusammengeschlossenen Männer und Frauen sehen im Buch das wirksamste Mittel, die nationalsozialistische Weltanschauung zu vertiefen und das wiedergewonnene deutsche Lebensgefühl zu stärken.

Der Braune Buch-Ring bringt grundsätzlich nur Erstveröffentlichungen, also keine Nachdrücke und keine Neuauflagen bereits erschienener Werke, und unterscheidet sich dadurch von allen anderen deutschen Buchgemeinschaften.

Der Braune Buch-Ring zählt Zehntausende deutscher Volksgenossen aller Stände und Berufe zu seinen Mitgliedern.

Der Braune Buch-Ring liefert für den geringen Monatsbeitrag von nur 1,15 RM. jährlich 4 umfangreiche, wertvolle Bücher sowie 24 Hefte der reich bebilderten Zeitschrift „Der Braune Ketter“.

Der Braune Buch-Ring nimmt zu jeder Zeit neue Mitglieder auf. Ein Eintrittsgeld wird nicht erhoben.

Auch Ihr Buchhändler besorgt Ihre Anmeldung.

An den Braunen Buch-Ring
Berlin W 35, Lützowstraße 66

Ich bitte um kostenlose und unverbindliche Zusendung von Druckschriften.

Name:

Beruf:

Ort und Tag:

Straße:

Wille und Macht

Organ der nationalsozialistischen Jugend



aus dem Inhalt:

Der Arbeiter in der Landwirtschaft

Pollak / Bauern kämpfen um ihr Land

Verschönerungsaktion auf dem Dorf

*... oder Ideologie? — Zerkauen / Brief aus einem Dorf — Der Kampf gegen das
weiterelend auf Mecklenburgs Gütern — Nach der Ratstagung der Kleinen Enten
Innerpolitische Lage in Polen*

Halbmonatsschrift / Heft 19 Berlin, 10. Oktober 1936 Preis 30 Pf.

Inhalt

Idee oder Ideologie?

Der Arbeiter in der Landwirtschaft *.*

Bauern kämpfen um ihr Land Walter Pollat

Brief aus einem Dorf Heinrich Zertaulen

Hat das deutsche Dorf eine Verschönerungs-
aktion nötig? Karlheinz Bachhaus

Der Kampf gegen das Landarbeiterelend auf
Mecklenburgs Gütern Friedrich Schmidt

Außenpolitische Notizen:

Zwischen den Fronten

Die innerpolitische Lage in Polen

Randbemerkungen:

Der unfehlbare Papst

Aufgewärmte Kabinettsjustiz

Kunstdruckbeilage: Politische Aufgaben auf dem Dorf

Wille und Macht

Säbrevorgan der nationalsozialistischen Jugend

Jahrgang 4

Berlin, 10. Oktober 1936

Heft 19

Idee oder Ideologie?

Falsche Beiträge zum Nationalsozialismus

Unter **Idee** wird in folgendem ein geistiges Musterbild verstanden, das, aus der rassistischen Bindung entstanden, von den Menschen als eine Wirklichkeit erstrebt wird. In dieser Umformung der im Geistigen vollendeten Vorstellung zu einer realen Lebensordnung vollzieht sich der Kampf der Menschen, der alle in ihnen ruhenden Kräfte entfaltet. Eine solche Idee ist daher niemals ein ruhendes Sein, sondern immer und jederzeit eine gestellte Aufgabe, die gelöst werden will. So ist der Nationalsozialismus eine Idee, eine rassistisch bedingte, jederzeit gestellte Aufgabe, die im praktischen Leben ihre Verwirklichung finden will und soll.

Unter **Ideologie** verstand man früher einmal die Lehre von den Ideen. Nach der Französischen Revolution, als ein Teil von theoretischen „Ideen“kriegern den Versuch unternahm, Napoleon in seiner Wirksamkeit zu beeinflussen, hat dieses Wort den sonderbaren Beigeschmack erhalten, den es auch heute noch besitzt, nämlich — als Ausgeburt unpraktischer Theorien zu gelten, aufgestellt von Menschen, denen nicht das Blut und das Leben die Richtung ihres Wirkens vorschreiben, sondern die in der von ihnen aufgestellten Theorie ein voraussetzungsloses Etwas sehen, das sie dem Menschen als Lebensziel vorgaukeln. Heute wird unter Ideologie ein System von ausgeklügelten Ideen verstanden — blutleer und lebensfremd. Es liegt nun im Wesen der Menschen und dürfte wiederum als rassistisch bedingt anzusehen sein, daß der Kampf zwischen Idee und Ideologie nicht etwa nur in früheren Zeiten getobt hat, sondern daß sich die Träger von Ideologien auch durch die Zeit bis auf unsere Tage fortpflanzten. Scheinbar werden sich ihre Träger gar nicht darüber klar, daß sie bewußt oder unbewußt zu ihren Vertretern geworden sind.

Insofern die Ideologen die übrige Gemeinschaft mit ihren blutleeren, lebensfremden Ansichten nicht belästigen, können sie ihren Träumen nachjagen, soviel

und solange sie wollen. Gefährlich werden sie erst, wenn sie den Versuch unternehmen, ihre Thesen als normal und begehrenswert der Gemeinschaft vorzureden und als ein erstrebenswertes Ziel hinzustellen. Das geschieht in den letzten Jahren in zunehmendem Ausmaße. Es ist deshalb an der Zeit, hier einen endgültigen Trennungstrich zu ziehen, damit wenigstens die deutsche Jugend sich von diesen Gaukeleien und Taschenspielerkünsten fernhält.

Wer mit offenen Augen einen bestimmten Teil unserer Zeitschriften, Zeitungen und Bücher verfolgt, kann sich kaum des Eindrucks erwehren, daß hier Kräfte am Werke sind, die in immer stärkerem Umfange Ansichten vertreten, die als Endziel nicht die Verwirklichung der nationalsozialistischen Ideen und der nationalsozialistischen Gemeinschaft verfolgen, sondern die Ideologie in verschiedenster Prägung als rein nationalsozialistische Idee unter Benützung ihrer Wortbilder hinstellen.

Der Weg dieser Ideologen ist fast immer derselbe, die Mittel sehr einfach und zum Teil erst gar nicht erkennbar. Eines der gebräuchlichsten ist z. B., einen Ausspruch des Führers aus dem Zusammenhang der Totalität der nationalsozialistischen Idee herauszureißen und auf diesen Ausspruch eine neue Ideologie aufzubauen.

Der Führer spricht vom *A d e l d e r A r b e i t*, und schon baut einer seine marxistische Einstellung darauf auf und stellt als Arbeit nur die der handarbeitenden Volksgenossen hin — der Führer spricht von der Privatinitiative der Wirtschaft, und schon kommen die Ideologen und beweisen ihre liberale Ansicht über Kapital und Kapitalbesitzer und deren Notwendigkeit mit der Privatinitiative, der Führer spricht vom Kapital als Dienerin der Wirtschaft und es erscheinen die Zinshyänen, um zu beweisen, daß das Kapital und dessen Bildung in Abhängigkeit von der Höhe des Zinses stehe, der Führer spricht von *Walhall*, und die Originalurgermanen beweisen, daß in Deutschland wieder überall altgermanische Thinghäuser usw. gebaut werden müssen, in denen das Volk den Geist von *Walhall* in Form von schlechten Ausdünstungen genießen soll, weil es nicht naturgetreu ist, wenn etwa diese Volkshallen sich hoch und hell über die Erde erheben, anstatt wie früher ohne Ventilation — den damaligen Bauweisen entsprechend mit tränendem Kaminrauch und Kienspan — errichtet zu sein.

Der Führer spricht von dem Sinn der nationalsozialistischen Arbeitsbeschaffung, und schon kommen Menschen und bauen ihr Lehrgebäude über die Arbeitskraft dahin aus, daß durch die Arbeitsbeschaffung die „Arbeiter“ knapp würden, wodurch die „Unternehmer“ gezwungen seien, mehr Lohn pro Arbeiter auszuschütten, um ihre Arbeiter halten zu können und um neue Arbeiter zu gewinnen, und erklären, daß dies es der Weg zur „s o z i a l i s t i s c h e n“ *W i r t s c h a f t* sei, ohne daß diese Ideologen allerdings zugeben, daß derselbe Sinn auch in der liberalen Lehre von der Arbeit gesteckt hat. Denn gerade der Liberalismus hat die Arbeit — als Wert betrachtend — ebenfalls unter das „Gesetz“ von Angebot und Nachfrage gestellt, ohne daß die Vertreter des Liberalismus allerdings von einer dynamischen Wirtschaft sprachen, sondern von der liberalistischen. Man kann gespannt sein, wie diese Ideologen sich herausfinden, nachdem der Führer erklärte, daß es nur noch Arbeits-

beauftragte gibt, also Soldaten der Wirtschaft, und daß Soldatentum das liberale „Geles“ Angebot und Nachfrage nicht kennt, sondern nur Bedarf und Bedarfsdeckung.

Der Führer sagt: Das Dritte Reich wird ein Bauernreich sein, oder es wird vergehen wie die Reiche der Hohenstaufen und Hohenzollern, und schon kommen die Interpreten und sagen, das deutsche Volk wird ein Bauernvolk sein, oder es wird vergehen, und dann erscheinen die Phantasten und drehen diesen Satz nochmals um und sagen: „Das deutsche Volk wird ein Volk von Bauern sein, oder es wird vergehen.“ Jetzt ist die Ideologie fertig. Wer also nicht Bauer ist, ist eigentlich ein halber Mensch, ein Mensch, der so gerade noch diese Generation, vielleicht auch die nächste, mit mehr oder weniger Berechtigung das Leben fristet, denn der Ideologe folgert ja weiter — daß, wenn das deutsche Volk ein Volk von Bauern ist, selbstverständlich auch das Heer ein Bauernheer ist, die Kultur nur eine Bauernkultur sein kann. Und hieraus entstehen dann allerdings komische Situationen, daß z. B. bei einer Parade des Heeres sich alles an dem technischen Fortschritt, an den Maschinen usw. erfreut — die, soviel ich orientiert bin, doch von dem deutschen Qualitätsarbeiter in der Fabrik geschaffen wurden, aber niemals auf einem Bauernhof. Oder es kommt zu jenem wirklichkeitsfremden Trachtenkult — zu Ausgrabungen, bei deren Anblick auf allen Gesichtern ein stilles Grinsen liegt. Man steckt junge Menschenkinder in Requisiten, die man in den Museen lassen soll, denn der Führer hat sich niemals dahin geäußert, daß der junge deutsche Mensch in Kleidungsstücke gesteckt werden soll, bei denen man das Gefühl des Erstidens hat. Man versuche einmal, diese Menschen in den Bogring zu stellen, wenn man sich bis dahin noch nicht über eine Ideologie Klarheit verschafft hat. Oder Bergwerksdirektoren versuchen „alte Tradition“, bei den Beamten und Angestellten des Bergbaus die Bergknappenuniform einzuführen — eines der Mittel, um auch diesen „Stand“ als eine Sonderheit hinstellen zu können, dem „selbstverständlich“ auch Sonderrechte zustehen —, als genüge es nicht, daß das Braunhemd und dessen Träger sich genügend herausheben.

Über man erkannte ja so spät den Nationalsozialismus und war so stark beschäftigt, daß man für dieses „Rowdytum“ keine Zeit hatte, und so veräumte man den Anschluß. Folglich *Ausgrabung alter Überlieferungen!* Darum gibt es so etwas wie Bergknappenuniform. Heraus aus der Kiste, man stellt doch etwas vor — hat doch ein Anrecht auf Sonderheit, kann seinen Stresemannschen Wirtschaftsnationalismus sogar noch mit Goldverbrämung versehen, ohne daß der simple Volksgenosse etwas merkt. Ja, die Ideologen sind schon wachsam, wenn es gilt, die Idee zu verpfuschen. Oder Architekten reichen Baupläne für moderne Bauten im Stile des sachwerkbauenden Mittelalters ein, weil man eine Angleichung an eine mittelalterliche Stadt wünscht. Warum wohl, darf man dann fragen, baut der Führer nicht die Reichsparteitagsbauten im Stile Alt-Nürnbergs? Oder man baut in der Stadt seine Wohnung im altbäuerlichen Stil, aber seine Toilette und das Badezimmer mit höchst modernem Komfort, anstatt einen Waschblock hinzustellen und eine Gießkanne statt Brause zu nehmen. Und alles das, weil man

Aussprüche des Führers zum Kernstück einer neuen Ideologie ausbaut, weil man nicht sehen will, daß das Heer aus praktischen Gründen das schlichte Feldgrau und den Stahlhelm trägt, und keine Ritterrüstungen mehr und keine tausendfarbigen Uniformen. Oder es kommt so weit, daß der vergangene Leiter eines studentischen Verbandes Band und Müze mit handwerklichem „Brauchtum“ gleichstellt, um seine Erhaltung und Verewigung durchzusetzen. Oder aber Damen erscheinen nachmittags in Brauchtumstracht, um abends in großer Robe der Mode auf den neuesten Gebieten ihren Tribut zu zollen.

Diese sinnverwirrenden Auswüchse müssen einmal aufhören, die uns angeborene Ehrfurcht vor den Leistungen unserer Vorfahren gebietet uns, solche Taschenspiele und Kunststücke einiger Ideologen als das hinzustellen, was sie in Wirklichkeit sind, nämlich Ausgeburten romantischer Heiliger oder Produkte raffinierter Gegner des Nationalsozialismus. Ein neues Volk, stolz auf seine Tradition, aus bäuerlichem Blute stammend — **Arbeiter, Bauern und Soldaten** —, hat seinen Ausdruck in der nationalsozialistischen Idee gefunden. Hüten wir uns, irgendeinen Stand aus dem Volke herauszugreifen und ihn mit einer schwärmerischen Romantik zu umgeben. Dabei ist immer Gefahr, daß Maßnahmen des täglichen politischen Lebens in ihre Abhängigkeit geraten! Die Ausführungen des folgenden Aufsatze werden zeigen, wie z. B. die Rückbesinnung auf den Wert der Scholle und des Bauernhofes aufs engste mit einer Neuordnung der Verhältnisse des Landarbeiters verknüpft sein muß.

Es wäre deshalb kein Fortschritt, sondern Rückgang, wenn die Gestaltung dieses neuen Jahrhunderts durch Ideologen, gleichgültig in welchem Lager sie stehen, in der Entwicklung behindert würde. Weder dem Volke noch seiner ehrwürdigen Überlieferung leistet man dadurch Vorschub, daß man als hypermoderner Konservator versucht, eine hinter uns liegende Welt, auf die wir stolz sind, auszugraben, um sie neufrisiert wieder vorzuführen. Wir haben den Partikularismus der Länder nicht deshalb zerstört, um auf anderen Gebieten Ideologen zuliebe eine neue Requisitionskammer aufzumachen, die der Auseinanderzerrung des Volkes und der Untergabung der nationalsozialistischen Idee dient.

„Du, deutscher Bauer, kannst nicht sagen: Ich streike jetzt, ich arbeite nicht mehr! Du kannst nicht sagen: Ich liefere keine Milch! Du kannst nicht sagen: Mich kümmert jetzt der deutsche Volksgenosse und Mitbürger nicht mehr. Genau so aber kann auch der deutsche Arbeiter nicht erklären: Was geht mich der Bauer, was gehen mich die anderen Berufsstände an! Wir Deutsche können uns das nicht erlauben. So wenig wir uns politisch voneinander unabhängig machen können, so wenig auch wirtschaftlich. Und so wenig als wirtschaftlich, so wenig auch politisch. Gerade in der heutigen Zeit, da scheint es mir notwendig, den Appell an die Nation zu richten, mehr noch als bisher aneinanderzurücken und Tuchfühlung miteinander aufzunehmen: Denn: Wir werden um so stärker sein, je enger wir zusammenrücken! Ein Volk sind wir — und niemand kann uns brechen! Ein Volk bleiben wir — und keine Welt kann uns jemals bezwingen! Und indem wir diese Kraft der Gemeinsamkeit in uns selbst alle erleben, wächst auch die Kraft zur Behauptung des Lebens auf allen Gebieten der menschlichen Arbeit!“

Der Führer an die Bauern, Bückeburg 1936.

Der Arbeiter in der Landwirtschaft

Oberlegungen nach dem Erntedankfest

„Immer wird sich der Rugnießer des Bodens als ein Treuhänder der Allgemeinheit ansehen müssen, woraus der Allgemeinheit ihrerseits ein Einspruch erwächst, falls der Rugnießer seinen sittlichen Verpflichtungen nicht nachkommt.“

R. W. Darré.

In der letzten Zeit ist bei den häufigen Diskussionen über die Sicherung der Ernährung in der breiten Öffentlichkeit nur selten zum Kern dieser Lebensfrage vorgestoßen worden. Sämtliche Maßnahmen der Marktordnung und der Erzeugungsschlacht, der Bedarfslenkung und -deckung sowie der Warenbewegung sind heute den weitesten Kreisen unseres Volkes mehr oder minder bekannt. Nur mit der Lage des Menschen, des Bauern und Landarbeiters, hat sich die deutsche Öffentlichkeit bisher wenig befaßt.

Die Menschen in der Landwirtschaft

In der deutschen Landwirtschaft sind nahezu 14 Millionen Volksgenossen tätig. 2 070 792 selbständigen Betriebsinhabern stehen 2 051 739 familienfremde, vollbeschäftigte und rund 1 Million vorübergehend beschäftigte Arbeitskräfte gegenüber. Vielleicht lassen diese Zahlen selbst den gänzlich Unbeteiligten die Bedeutung der Landarbeiterfrage erkennen.

Die Verteilung dieser Arbeitskräfte auf bäuerliche Betriebe und auf den Großgrundbesitz läßt sich aus der deutschen Statistik leider noch immer nicht klar ersehen, da die dort Verwendung findende Größenklasseneinteilung noch nicht der durch das Reichserbhofgesetz geschaffenen neuen Lage Rechnung trägt. So können wir nur beiläufig feststellen, daß von den vollbeschäftigten Arbeitskräften in der Landwirtschaft nahezu 1½ Millionen in Betrieben von 0,51 bis 125 Hektar tätig sind. Dazu kommen für diese Betriebe noch mehr als ½ Million vorübergehend beschäftigter, familienfremder Arbeitskräfte.

Aus dieser Betrachtung erkennen wir die große Bedeutung der Landarbeiterfrage auch innerhalb des Bauerntums. Wir betonen dies, weil die deutsche Öffentlichkeit bislang gewohnt war, im Landarbeiter nur die Arbeitskraft des Großgrundbesitzers zu sehen.

Die Landarbeiterfrage wurde von der NSDAP. schon sehr früh in ihrer großen Bedeutung und in ihrer teilweisen Eigengesetzlichkeit erkannt. Der heutige Reichstatthalter von Mecklenburg, Parteigenosse Gauleiter Friedrich Hildebrandt, selbst ein ehemaliger Landarbeiter, hat schon in der Kampfzeit mit äußerst beachtlichen Vorschlägen immer wieder zur Klärung dieser Frage aufgerufen. Die „Parteiamtliche Kundgebung“ des Führers vom März 1930, als agrarpolitisches Ergänzungsprogramm veröffentlicht, nimmt in Abschnitt 4 zu dieser Frage wie folgt Stellung:

„Die berufsständischen Organisationen haben auch die Verpflichtung, die Berufsgruppe der Landarbeiter durch sozialgerechte Arbeitsverträge in die bauerliche Berufsgemeinschaft fest einzugliedern. Dem Staat fällt das Aufsichtsrcht und oberste Schiedsrichteramt zu.

Der tüchtige Landarbeiter muß die Aufstiegsmöglichkeit zum Siedler erhalten.

Die notwendige Verbesserung der Wohnverhältnisse und Löhne für die Landarbeiter wird um so rascher und durchgreifender erfolgen können, je mehr sich die Lage der gesamten Landwirtschaft verbessert. Durch diese Verbesserungen der Lage der heimischen Landarbeiter und durch Unterbindung der Landflucht wird ein Heranziehen ausländischer Landarbeiter unnötig und deshalb künftig verboten.“

Adolf Hitler erkannte damals, entgegen der Meinung der marxistischen und der „gelben“ Arbeiterschaft, daß eine Änderung der sozialen Lage des Landarbeiters erst erfolgen kann, wenn gleichzeitig oder vorausgehend die Lage der gesamten deutschen Landwirtschaft eine Besserung, womöglich eine bleibende Sicherung erfahren würde.

*

Nach der Machtübernahme durch den Führer im Jahre 1933 galten die ersten Maßnahmen der nationalsozialistischen Regierung der Rettung des Bauernstandes. Das Reichsnährstandsgesetz und das Reichserbhofgesetz sind in diesem Zusammenhang die in der breiten Öffentlichkeit bekanntesten nationalsozialistischen Gesetze. Über Sinn und Erfolg dieser Gesetze bedarf es wohl heute keiner weiteren Erklärung mehr. Den tatsächlichen Gesundungsprozeß des Bauertums und der deutschen Landwirtschaft im allgemeinen können wir sehr deutlich an unwiderlegbaren Zahlen erkennen.

Die Verkaufserlöse der Landwirtschaft, die in den Jahren 1932/33 6,4 Milliarden betrug, sind in den Jahren 1934/35 auf 8,2 Milliarden gestiegen.

Die Steuerlast der Landwirtschaft, die im Wirtschaftsjahr 1932/33 noch 530 Millionen betrug, ist trotz der oben ausgewiesenen erhöhten Einnahmen im Jahre 1934/35 auf 410 Millionen gesenkt worden.

Die Verschuldung der Landwirtschaft verringerte sich seit 1933 um etwa 1 Milliarde.

Die Einlagen in den Spar- und Darlehnskassen stiegen von 1.485 Millionen im Dezember 1932 auf 1.718 Millionen Mitte 1935.

Diese Zahlen sprechen eine sehr klare Sprache. Der Erfolg dieser drei ersten Aufbaujahre hat sich natürlich bereits auch gegenüber dem Landarbeiter auszuwirken begonnen. Eine indirekte Hilfe wurde ihm durch den verstärkten Einsatz moderner Produktionsmittel. Wir erkennen diese Tatsache aus dem Zahlenbild, das uns die Statistik des Inlandabsatzes an landwirtschaftlichen Maschinen vermittelt. Die Landwirtschaft kaufte in den Jahren 1931/32 um

90 Millionen, in den Jahren 1934/35 dagegen bereits um 230 Millionen landwirtschaftliche Maschinen. Die Inbetriebnahme einer Maschine kann im allgemeinen kaum als eine direkte sozialpolitische Maßnahme gewertet werden. In der Landwirtschaft liegen die Dinge jedoch so, daß die Maschine, fast gleich welcher Art, immer zugleich eine Erhöhung der Arbeitsintensität unter gleichzeitiger Schonung des Arbeitenden selbst bedeutet.

*

Der Reichsnährstand erstrebt nun, um die Lösung der Landarbeiterfrage herbeizuführen, die Sehnsuchtmachung des Landarbeiters, mit dem Ziel seiner Rückführung in das Bauerntum. Der in diesem Sinne vorgesehene Weg führt vom Deputatarbeiter, einem vorwiegend mit Naturalien entlohnten Landarbeiter mit geringer Landzulage, zum Heuerling. „Heuerlinge sind solche landwirtschaftliche Arbeiter, denen der Betriebsführer als Entgelt für ihre Arbeitsleistung ein kleines landwirtschaftliches Grundstück (2—5 Hektar) für längere Zeit auf Grund eines Vertrages (mit fünfjähriger Mindestdauer) vermietet oder verpachtet. Das Grundstück bleibt Eigentum des Bauern, wird aber von dem Heuerling in eigener Verantwortung bewirtschaftet. Mit der Maßnahme wird beabsichtigt, Heuerlingsfamilien in einwandfreien Wohnungen unterzubringen, sie wirtschaftlich zu stärken und mit ihren Kindern mit dem Heimatboden zu verbinden.“ Diese Heuerlingsstellen werden als die beste Vorstufe zum Erhalt einer Neubauernstelle betrachtet. Neben diesem organischen Entwicklungsweg besteht für den Landarbeiter bei der Aufstellung jener Großbetriebe, in denen er bis zum Zeitpunkt der Aufstellung tätig war, die Möglichkeit, in dem dort entstehenden Neubauerndorf bevorzugt und unter finanziell günstigen Bedingungen als Neubauer angeheiratet zu werden. Der Neubauer ist also im Sinne des Nationalsozialismus das Entwicklungsziel des Landarbeiterberufes. Die Maßnahmen in der Betreuung des Landarbeiters sind auch vorwiegend auf dieses Ziel ausgerichtet.

Dann versuchte der Reichsnährstand in engster Zusammenarbeit mit der Reichsanstalt unter Verwendung von Reichsmitteln als Reichskredite oder als verlorene Zuschüsse, entsprechend der Auffassung des Parteiprogramms, den wundensten Punkt der Landarbeiterfrage — die Frage der Landarbeiterwohnung, durch Neubau oder durch Aus- und Umbau vorhandener aber unzureichender, oder nicht wohnbarer Unterkünfte — einer befriedigenden Lösung zuzuführen. Zugleich erkannte man die Notwendigkeit, der Landarbeit und somit dem Landarbeiter selbst die Achtung eines gelernten Facharbeiterstandes zu erringen. Dieser Auffassung entspricht die Verordnung zur Ausbildung des Landarbeiternachwuchses, deren Grundbestimmungen vom 7. April 1936 festlegen, daß jeder volksschulentlassene Junge, der Landarbeiter werden will, eine vierjährige Ausbildungszeit durchlaufen muß, von der zwei Jahre als Lehrzeit und zwei Jahre als Gehilfenzeit gelten. Die heute

in der Landwirtschaft tätigen erwachsenen Landarbeiter, die in den letzten zehn Jahren mindestens vier Jahre in der Landwirtschaft gearbeitet und diese Zeit in nicht mehr als sechs Betrieben zugebracht haben, gelten nunmehr ebenfalls als gelernte Landarbeiter. Damit ist eine Wandlung eingeleitet, die der Landarbeiterschaft jene schwere Last der Minderachtung, ja vielfachen Mißachtung in den Augen des gesamten Volkes abnimmt.

Die bis 1933 besonders hervortretende Minderachtung des Landarbeiters und damit der Landarbeit selbst durch die deutsche Öffentlichkeit ist wohl vielfach aus der geschichtlichen Entwicklung dieses Standes heraus zu erklären. Besonders aber hat dazu das Schnitterwesen beigetragen, das sind jene aber Tausende ausländischer Wanderarbeiter, die besonders in den Ostgebieten des Reichs, in den Gebieten des Großgrundbesitzes, für die „rentable“ Bearbeitung der Hackfrüchte bis 1933 eingesetzt wurden. Die Gewinnsucht des Großgrundbesitzes hat nach diesen „billigen“ Arbeitskräften verlangt, die damalige Gesamtlandwirtschaft hat diese Entehrung ihres eigenen Berufsstandes nicht erkannt, und das arbeitende Volk selbst schien der landwirtschaftlichen Arbeit völlig gleichgültig und unwissend gegenüberzustehen. Brot und Zucker wurden verzehrt, ihre Entstehung und die Bearbeitung der diesen Nahrungsmitteln zugrundeliegenden Produkte aber war uninteressant.

*

In diesem Zusammenhang erscheint es angebracht, darauf hinzuweisen, daß es die deutsche Jugend war, die am ersten gegen diese Entehrung der deutschen Landarbeit durch praktischen Einsatz in Landarbeiterkolonnen ihren geschichtlichen Protest anmeldete. Dieser Einsatz der Jugend, die erstmalig in den Jahren 1924—1925 als Artamanen jene Arbeit in Angriff nahm, die laut Aussage des deutschen Großgrundbesitzes nur von ausländischen Wanderarbeitern erfolgreich geleistet werden konnte, und die heute mit mehr als 6000 Landdienstjungen und -mädels diese Arbeit weiterführt, wird in der Geschichte der deutschen Landarbeiterschaft als eine Pioniertat der Ehre gebührend und auf immer vermerkt werden müssen.

Die volle Auswirkung der neuen Bestimmungen über die Landarbeitersausbildung wird in zirka fünf bis sechs Jahren erwartet.

*

Wir müssen erkennen, daß es Deutschland nur dann gelingen kann, das Höchstmögliche an Nahrungsgütern aus seinem Boden herauszuarbeiten, wenn gleichzeitig die dazu nötigen Arbeitskräfte gesichert sind, mit anderen Worten, wenn der Landflucht in entscheidendem Maße Einhalt geboten wird, und zugleich eine verstärkte Hinwendung zum Lande auch in den Kreisen der städtischen Bevölkerung vor sich geht.

Die Pressestimmen dieses Jahres lassen erkennen, daß sich die bisher durchgeführten Maßnahmen zur Hebung des Landarbeiterstandes im Vergleich zu der Dringlichkeit dieser Aufgabetroz aller Bemühungen vorläufig nur unzureichend ausgewirkt haben. Immer wieder können wir in den Spalten der Wochenblätter der Landesbauernschaften die Klage über vorhandenen Landarbeitermangel lesen, immer wieder erklären die Sachbearbeiter der Landesarbeitsämter, daß man mit allen Mitteln versuchen müsse, der Landwirtschaft Arbeitskräfte auf lange Sicht zu besorgen. Noch im Monat September sieht sich der Treuhänder der Arbeit für das Wirtschaftsgebiet Ostpreußen veranlaßt, infolge einer großen Zahl von Vertragsbrüchen durch Landarbeiter, diese nachdrücklich auf die Treuepflicht des Gefolgsmannes gegenüber Betrieb und Betriebsführer hinzuweisen. Der Präsident der Reichsanstalt, Dr. Syrup, erklärte, daß man sich in der Landwirtschaft in den Monaten des Spitzenbedarfes (Erntebergung) vorläufig noch mit Beurlaubungen aus dem Heeresdienst, mit dem Einsatz des Arbeitsdienstes usw. helfen müsse. Die Bergung der diesjährigen Ernte hat, zum Teil wohl auch aus Bitterungsgründen, tatsächlich einen unverhältnismäßig starken Einsatz der Partei und ihrer Gliederungen erforderlich gemacht.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, die Erscheinung der Landflucht weiter, als es für die Landarbeiterfrage wichtig ist, zu klären. Soweit die Landflucht und damit als Ergebnis der Mangel an Arbeitskräften in der Landwirtschaft auf eine endgültige innere Entwurzelung der Landflüchtenden zurückzuführen ist, wird im Augenblick keine Maßnahme und kein Gesetz dieser Landflucht steuern können. Soweit die Landflucht aber in sozialen Mißständen ihre Ursache hat, besteht für den Stand und darüber hinaus für das ganze Volk die Pflicht, diese Mißstände zu beseitigen.

*

Manches Mal sind es nur Auffassungsunterschiede, die der Lösung der Landarbeiterfrage hinderlich sind. So wurde uns beispielsweise in diesem Jahre von Seiten einer Landesbauernschaft, bei unseren Bemühungen zur Gewinnung von Betriebsinhabern für die Einstellung von Landdienstgruppen der HJ., entgegengehalten, daß der Landdiensteinsatz die Landesbauernschaft in der Erziehung des Großgrundbesitzes behindere. Wir meinen dazu, daß die Behinderung in der Beschaffung von Arbeitskräften kein gangbares und auch kein erfolgreiches Mittel zur Erziehung des Großgrundbesitzes ist. Vielmehr scheinen uns dazu allein gesetzliche Maßnahmen, aufbauend auf einem neuen Bodenrecht, geeignet. Eine solche Behinderung schadet weniger dem einzelnen Betriebsinhaber, als vielmehr der dem Stand als Gesamtheit gestellten Aufgabe der Ernährungssicherung. Ähnlich verhielt sich ein Landesarbeitsamt, das unseren Landdiensteinsatz auf einem Gute mit dem

Hinweis, dieser zerstöre ihre eigenen Bemühungen um den Landarbeiterwohnungsbau, zu unterbinden versuchte, trotzdem die Verhältnisse dieses Betriebes einen solchen Einfluß als notwendig erscheinen ließen.

Vielfach stehen aber organisatorische Mängel entgegen, z. B. derart, daß in Baden Landarbeiterfamilien zur Verfügung stehen, Ostpreußen solche äußerst dringend bedarf, die dafür nötigen Wohnungen bereitgestellt hat, und keine Stelle bestimmungsgemäß die notwendigen Reisekosten zu übernehmen vermochte.

Für den Landarbeiterwohnungsbau sowie für die Erstellung von Feuerlingsstellen wurden durch Erlaß vom 22. November 1935 vom Reichsarbeitsminister die nötigen Mittel zur Verfügung gestellt. Am 17. April 1936 hat der Reichsarbeitsminister dafür weitere 12 Millionen Reichsmark freigegeben. Diese Mittel werden in Form von Darlehen bis zur Höchstgrenze von 2500 RM. an verheiratete, zuverlässige, erbgesunde ländliche Handwerker, Forstarbeiter, Reichsarbeiter und Landarbeiter für den Bau von Eigenheimen gewährt. Gleicherweise erhalten Bauern zum Bau von Feuerlingswohnungen Darlehen bis zu 1500 RM. Höchstgrenze. Ferner gewährt die Reichsanstalt bei Neueinstellung verheirateter landwirtschaftlicher Arbeiter zum Neubau von Wohnungen einen Zuschuß zur Verzinsung und Tilgung der Herstellungskosten bis zur Höhe der Herstellungskosten der Wohnung. Die Höchstgrenze dieses Zuschusses beträgt 1800 RM., der im Laufe von sechs Jahren in Halbjahresraten ausbezahlt wird.

Nach amtlichen Angaben sind seit 1933 7000 Landarbeiterwohnungen errichtet worden, weitere 4000 sind zur Zeit in Bau. 60 000 Landarbeiterwohnungen wurden vollkommen neu instandgesetzt. Rund 22 Millionen RM. sollen in diesem Jahre für obige Zwecke noch zur Verfügung stehen.

*

Wie wir den Blättern der einzelnen Landesbauernschaften entnehmen können, ist der Erfolg dieser Maßnahmen leider jedoch nicht ausreichend, teils weil den Betriebsführern eigene zusätzliche Barmittel fehlen, teils aber auch, weil dem Willen der Behörden und des Reichsnährstandes nicht genügend Verständnis entgegengebracht wurde und wird.

Wir entnehmen diesen Berichten, daß in sozialer Hinsicht der Einfluß des Standes auf den einzelnen Betriebsführer fraglos geringer ist als der Einfluß auf die Betriebsgefolgschaft. Dagegen spricht auch nicht die vielfach schlechte Haltung des Landarbeiters selbst, die sich in Vertragsbrüchen usw. äußert. Der Reichsnährstand ist bestrebt, vorwiegend durch Erziehung jenes Verhältnis zwischen Betriebsführer und Gefolgschaft zu schaffen, das der nationalsozialistischen Auffassung der Betriebsgemeinschaft entspricht. Der Stand muß sich dabei aber klar sein, daß der Erfolg einer Erziehungsarbeit sich erst in

Späterer Zeit zu äußern vermag. Adolf Hitler hat in Nürnberg vor der Deutschen Arbeitsfront zu dieser Frage Stellung genommen und dabei ausgeführt: „Die Erziehung eines neuen, sozial denkenden Menschen ist notwendig. Das geht nicht von heute auf morgen. Das kann nicht bei einigen wenigen erreicht werden, sondern nur aus der Gesamthaltung eines Volkes heraus kann dieser neue Geist kommen, genau so wie ich nicht in ein paar Tagen eine neue Armee aufbauen und in ein paar Tagen ihr einen neuen Geist geben kann. Das ist das Problem von vielen Jahrhunderten. Aus Jahrhunderten entsteht endlich ein Gemeinschafts-sinn, eine Gemeinschaftshaltung, und aus beiden erwächst dann die große Gemeinschaftsleistung, erwächst die gemeinsame Tradition und der Stolz auf sie.“

Solange aber diese Erziehungserfolge nicht da sind, ergibt sich schon um der gestellten Aufgabe wegen die Notwendigkeit, durch Beispiele harter Entscheidungen Zustände zu wandeln, die in ihrer augenblicklichen Form der Erfüllung der gestellten Erziehungsaufgabe abträglich sind.

Die Landarbeiterfrage

Sie ist in erster Linie eine Frage ausreichender Arbeitskraftbereitstellung an die Landwirtschaft, um so die Durchführung und den Erfolg der Erzeugungsschlacht zu ermöglichen und zu garantieren. Wir wissen — die Erzeugungsschlacht in der Landwirtschaft ist in ihrer Bedeutung mit der Wiederwehraftmachung der Nation zu vergleichen. Wir wissen ferner, daß die Erzeugungsschlacht nur dann gewonnen werden kann, wenn der deutschen Landwirtschaft ausreichende Arbeitskräfte zur Verfügung stehen, und diese Arbeitskräfte in einem möglichst stetigen Arbeitsverhältnis an die Landwirtschaft gebunden sind.

Die Landarbeiterfrage besitzt darüber hinaus eine sehr beachtliche Bedeutung für den inneren Ausgleich unserer Bevölkerungsstruktur. Wir weisen dabei nur darauf hin, daß im Ruhrgebiet etwa 1000 Menschen auf einen Quadratkilometer entfallen, in Westfalen 240, dagegen in Ostpreußen 69, in Pommern 62 und in Mecklenburg nur 44. Außerdem wollen wir nicht vergessen, daß die seßhaften Landarbeiterfamilien zu den kinderreichsten Familien des deutschen Volkes überhaupt gehören. Wir deuten hier diese völkisch so wichtige Frage ebenfalls nur an.

Nach unserer Auffassung sind demnach für die Lösung der Landarbeiterfrage folgende Wege als gangbar zu betrachten:

Erstens ist eine Sicherung der Arbeiterzahl auf lange Sicht anzustreben. Dies kann nur dann geschehen, wenn von seiten aller Betriebsführer die sozialen Mindestanforderungen erfüllt werden. Erst wenn die sozialen Verhältnisse des gesamten Landarbeiterstandes eine menschliche und würdige Ordnung erfahren haben, wird die

Landflucht langsam abflauen und neue Menschen aus der Stadt: Hitler-Jugend, Männer des Arbeitsdienstes und der Wehrmacht dem Lande zufließen. Ebenfalls erst dann wird sich die neue Landarbeiterausbildung erfolgreich auswirken und durch sie auch städtische Jugend dem Lande gewonnen werden. Der Landarbeiterstand wird dann der Achtung teilhaft werden, die ihm zukommt gemäß der völkischen Bedeutung seiner Arbeit und seines Daseins.

Zur Sicherung der dem Lande nötigen Arbeitskräfte werden Stand und Staat sämtliche Bestrebungen der Jugend fördern müssen, die bereit ist, sich der Landwirtschaft zuzuwenden. Besondere Bedeutung kommt dabei dem Landdienst der HJ. zu, der heute, wie bereits gesagt, mit mehr als 6000 Jungen und Mädchen auf dem Lande arbeitet und der sich, bei entsprechenden Verhältnissen in der Landwirtschaft, in immer stärkerem Maße aus der Millionengefolgschaft der Hitler-Jugend ergänzen wird. Der Reichsjugendführer hat kurz vor dem „Parteitag der Ehre“, anlässlich des Reichstreffens der Landdienstführer in Tilsit auf die Bedeutung der Landdienstarbeit mit erfreulicher Deutlichkeit hingewiesen. Die Hitler-Jugend hat durch diese Arbeit die Möglichkeit geschaffen, einen großen Teil der deutschen Jugend dem Lande als Arbeitskraft zuzuführen. Sie ist dabei der Auffassung, daß die Arbeit zur Sicherung der Nahrungsfreiheit eine Ehre und somit eine Dienstleistung ist im Sinne eines aufgabegebundenen Lebens. Es liegt in der Zukunft allein beim Reichsnährstand, ob es ihm gelingt, diese durch die HJ. dem Lande zugeführte Jugend auch dem Lande zu erhalten.

In demselben Maße, in dem die Sicherstellung der Arbeitskräfte für die Landwirtschaft erfolgt, muß von dieser aus die Bindung der ihr zugeführten Kräfte an den Boden angestrebt werden.

Eine Änderung der Betriebsgrößen innerhalb der Landwirtschaft wird die lästige Arbeitspiñe in den Erntemonaten verringern und sogleich eine verstärkte Seßhaftmachung großer Teile der Landarbeiterschaft ermöglichen.

*

Um dies zu erreichen, wird ein neues Bodengesetz notwendig sein und eine ländliche Sozialordnung Gesetz werden müssen. Auf Grund dieser Sozialordnung wird der einzelne Betriebsinhaber, gleich, ob Bauer oder Großgrundbesitzer, zur Beschäftigung einer Mindestzahl von Arbeitskräften verpflichtet und einen gewissen Prozentsatz dieser Arbeitskräfte, entsprechend den Möglichkeiten seines Betriebes, an den Betrieb binden müssen.

In diesem Zusammenhang wird sich die Schaffung eines Reichsdomänenamtes als zweckmäßig erweisen, welches unter anderem eine großzügige Sied-

lungsplanung der Staatsgüter vorzubereiten hätte, für die einzelnen Betriebe festlegt, wie oft ihre Verpachtung in Frage kommen kann, und von den Pächtern, welche die Möglichkeit erhalten, nach den abgelaufenen 18 Jahren erneut zu pachten — die Erstellung von ausreichenden Landarbeiterwohnungen im Sinne der neuen Sozialordnung verlangt.

Um die zu den vom Reich bereitgestellten Baudarlehen oder Zuschüssen noch fehlenden Restmittel auch jenen Betrieben zur Verfügung stellen zu können, die von sich aus dazu nicht in der Lage sind, wäre die Schaffung einer *st ä n d i s c h e n* *B a u b a n k* als Kreditinstitut für diese Zwecke zu erwägen.

Nach dem Beispiel der Zuderfabrik Ulzen, welche für die Gefolgschaften ihrer Pflichtüberlieferer 60 000 RM. zum Bau von Landarbeiterwohnungen bereitstellte, wird sich ein diesbezüglicher Appell an alle deutschen Zuderfabriken, die ja alle gleicherweise an der Lösung der Landarbeiterfrage höchstes Interesse haben, als zweckmäßig erweisen.

Es ist nicht die Aufgabe dieser Zeilen, auf all die Einzelheiten einzugehen, welche für die hier angeschnittenen Fragen von Bedeutung sind. Wesentlich erscheint es uns nur, daß die maßgeblichen Stellen die besondere Notwendigkeit einer durchgreifenden Sozialordnung innerhalb der deutschen Landwirtschaft erkennen.

*

Dieser werdenden Sozialordnung wird die Erkenntnis zugrunde liegen müssen, daß die Ernährungswirtschaft mit einem der wichtigsten Bestandteile der völkischen Wehrwirtschaft darstellt. Gerade in ihr werden darum die gleichen Gesetze gelten müssen, die Adolf Hitler in seiner Proklamation am „Partei-tag der Ehre“ als Grundgesetze der neuen Rohstoffwirtschaft festlegte, da er die historischen Worte sprach: „Es gibt keinen Arbeitgeber, und es gibt keinen Arbeitnehmer vor dem höchsten Interesse der Nation, sondern nur Arbeitsbeauftragte des ganzen Volkes.“

Die Durchführung dieser Sozialordnung wird eine neue Art von Dorfbegehungen notwendig machen. Es werden aber dabei nicht die Ställe, Scheunen und Dungstätten beschäftigt werden — sondern das Augenmerk des Ortsbauernführers und der Dorfgemeinschaft wird sich den Knechtstuben, den Feuerlingsstellen und den Landarbeiterkaten zuwenden. Mancher so von der Gemeinschaft seines Dorfes geprüfte Bauer und Landwirt wird sich dabei der Kameradschaft der Front, mancher der Kampfzeit der Bewegung — in der Bauer und Knecht, Gutsbesitzer und Landarbeiter im gleichen Trupp SA. marschierten, erinnern.

Manchem wird es danach weniger schwer erscheinen, das zu tun, was dem Sinn unserer Zeit, dem Gesetz unserer neuen Lebens- und Arbeitsgemeinschaft als Volk entspricht.

Walter Pollak:

Bauern Kämpfen um ihr Land

Zum 10. Oktober, dem Tag der Volksabstimmung in Kärnten

Dort, wo grellflimmriges Widerlicht von Schneefeldern und Gletschern ins Land strahlt, wo Mallnitz, der reizvolle Hochgebirgsort, liegt und das Kirchl von Heiligenblut träumt, beginnt Kärnten. Dunkelwaldig senken sich die hohen Bergketten ins Unterland, das im Norden von den Tauern, im Süden von den Karawanken begrenzt wird. Im Villacher und Klagenfurter Becken läuft das Oberland aus, wird wellhügelige Landschaft, um endlich in einer Ebene zu verfließen, die wieder von Bergen eingeschlossen wird. Das langgestreckte, walddreiche Lavanttal beschließt das Land.

Romantik und edle Schönheit weben hier ein phantastisches Bild, fügen harten Fels und reichen Waldbestand, reißende Gebirgswasser und tiefblaue Seen zur harmonischen Einheit. Über allem strahlt ein schon fast südlich anmutender Himmel.

Das Land ist arm wie kaum ein anderes. Bis hinauf in die Tausendmeterregion kleben die Bergbauernhöfe an schutthalbigen Hängen. Die Bauern arbeiten rastlos und zäh für den kargen Ertrag des Jahres. Trotz aller Armut lieben sie ihr Land mit aller Inbrunst des bäuerlichen Menschen, hängen an ihm in kindhafter Gläubigkeit, verkrallen sich in den Boden, wenn er gefährdet ist, und verteidigen ihn als letzten, unveräußerlichen Besitz.

Dieses Land, das als südlichste Grenzmark des geschlossenen deutschen Sprachgebietes gegen Südosten Wache hält, wäre in seiner geschichtlichen und politischen Bedeutsamkeit fast vergessen worden, der Alltäglichkeit üblicher Fremdenverkehrsindustrie zum Opfer gefallen, hätte es nicht eine heldische Freiheitstat in das helle Licht jüngster Geschichte gehoben: **se i n A b w e h r k a m p f v o n 1918—1920.**

*

Eineinhalb Jahrtausende sind es, daß dieses Land von Deutschen in Besitz genommen wurde. Bayern besiedelten es, drängten die auf einer germanischen Ursticht herrschenden Slawen immer weiter zurück, legten den Grundstein zur kulturellen und politischen Einheit des heutigen Kärnten.

Reste der slowenischen Bevölkerung verblieben und siedelten südlich der Drau in geschlossenen Gemeinschaften.

Trotz dieser völkischen Ungleichheit machte sich durch all die Jahrhunderte kein Zwiespalt bemerkbar. Vielerlei Gründe — vom alltäglichen kleinen Erlebnis bis zu den großen historischen und kulturellen Problemen — lassen sich für die organische Einheit des Landes ins Treffen führen.

Rassistisch trat eine sehr starke Vermischung ein, so daß wir heute selbst im slowenischen Teil einen hohen Anteil nordischer Elemente feststellen können. Schon vor dem Weltkriege beobachtete man bei den Heeresmusterungen einen stellenweise bis 38 v. H. gehenden Teil von lichten, hochgewachsenen, langschädeltigen Menschen im slowenischen Gebiet.

Die natürlich bedingte Geschlossenheit des Gebietes, die nach dem Nordosten die Handelswege öffnet, die Villach und Klagenfurt zu den handelspolitischen Zentren macht, zwang auch die Slowenen von altersher nach dem Norden, gab es doch, ehe die Eisenbahn sich das Land eroberte, keinen Weg zum slowenischen Land jenseits der Karawanken, der sich für gangbaren Handel geeignet hätte.

Eine entscheidende Rolle für das Zugehörigkeitsgefühl der Slowenen zum deutschen Kärnten spielt das geschichtliche Erlebnis. Von Anbeginn an bestand dieses Land seine friedliche Entwicklung und schweren Erschütterungen, seine Nöte und Sorgen als eine Einheit. Als Südostmark des Bayernherzogs Tassilo hatte es Hunnen und Awaren abzumehren und leistete damit dem gesamten Abendlande einen bedeutenden Dienst. 788 kam es an das Reich Karls des Franken. Nach dessen Zusammenbruch wurde es Herzogtum. Der bedeutendste der Herzöge, Bernhard von Spannheim, hat sich im Herzen des Volkes als Gründer der Städte Klagenfurt, Villach, St. Veit und Spittal bleibende Erinnerung bewahrt und ist heute noch in vielen Sagen lebendig. Als nach dem Aussterben der Babenberger, die sich Kärnten erworben hatten, der Kampf um die Lande der Ostmark entbrannte, fiel Kärnten an den König Ottokar II. von Böhmen. Erst 1335 kam es an Habsburg. Der Kampf um den Besitz des Landes war damit entschieden — es blieb als Herzogtum Hausmachtbesitz der Habsburger. Zielen in den folgenden Jahrhunderten auch keine weltpolitischen Entscheidungen auf seinem Boden, so gestaltete sich seine Geschichte doch kampfreich und schwer. Von 1480—1490 mußten einfallende Ungarn immer wieder zurückgeworfen werden. Die Gegenreformation forderte gerade in Kärnten, das sich der neuen Lehre Luthers rasch angeschlossen hatte, große Blutopfer. Fast unbekannt ist es geblieben, daß Kärnten einen guten Anteil am Verdienst der Abwendung der Türkengefahr im 16. und 17. Jahrhundert hat, wurde es doch von auschwärmenden Heeren der nach Wien vorstoßenden Türken bedroht. Die Soldaten Napoleons stießen, von Italien kommend, durch Kärnten über die Steiermark nach Wien vor und fanden den Widerstand dieses heldenhaften Bauernvolkes.

All diese Kämpfe, die der kärntischen Bevölkerung immer wieder bestes Blut raubten, konnten auf das Zusammengehörigkeitsgefühl von Deutschen und Slowenen nicht ohne Einfluß bleiben. Schulter an Schulter mit den Deutschen hatten die Slowenen gegen eindringende Feinde gekämpft und damit gemeinsam den Besitz der Heimat gewahrt.

Das Wesentlichste ist und bleibt die kulturelle Fundierung der gegebenen Einheit. Von Anfang an unterwarfen sich die Slowenen — bewußt oder unbewußt — dem Primat der deutschen Kultur. Dies fiel ihnen leicht, ja sie fühlten sich angezogen, wurde doch niemals der Versuch unternommen, sie gewaltsam zu germanisieren. In ihre Sagen- und Märchenwelt haben sie deutsche Bestandteile übernommen und bis auf den heutigen Tag erhalten. Ihr Volkslied hat sich dem deutschen angeglichen, und selbst den typischen Bierzeiler der bayerischen Alpenbevölkerung eigneten sie sich an.

Ein durchschlagender Beweis dafür, daß die Kärntner Slowenen zum deutschen Volksboden gehören, ist ihre Sprache. Diese ist mit dem Slowenischen nicht mehr gleichzusetzen. Es bildete sich eine eigene Umgangssprache der kärntischen Slowenen, das Windische, in dem sich noch heute eine große Zahl deutscher Haupt- und Eigenschaftsworte finden, die aus dem Alt- und Mittelhochdeutschen entlehnt wurden und die in unserer Schriftsprache längst vergessen sind. Das Windische ist vom Slowenischen so verschieden und wird nur in Kärnten gesprochen, daß es von Krainischen Slowenen hinter den Karawanken kaum verstanden wird. In der Regel beherrschen die kärntischen Slowenen wohl die deutsche Schriftsprache, nicht aber die slowenische. Alte Urkunden und Grabinschriften in deutscher Sprache, inmitten rein slowenischen Gebietes, erhärten das geschichtliche Bekenntnis der Slowenen zur deutschen Ostmark.

Nationalslowenische Propaganda mit dem letzten Ziel eines großen südslawischen Reiches setzte erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein. Pfarrer und Lehrer, fast ausnahmslos aus dem Krainischen zugewandert, stellten erstmals den Anspruch, Kärnten bis zur Drau (manche wollten das ganze Land) als südslawischen Volksboden dem zukünftigen Reiche einzugliedern.

Diese Propaganda hatte so gut wie keinen Erfolg. Als aber 1918 ein altes, müdes Reich zerfiel, glaubten diese Phantasten und Fanatiker, ihre Stunde sei gekommen. Sie verstanden es, im jungen südslawischen Staate das Märchen von den auf Erlösung wartenden Volksgenossen jenseits der Karawanken zu verbreiten.

Das junge Reich glaubte ihnen und griff in seiner nach Tagen zählenden Geschichte zum ersten Male hinaus über seine völkischen Grenzen. Ein Kampf begann, bestes Blut floß auf beiden Seiten, und die Schuld trugen jene Demagogen, die geglaubt hatten, billige Vorbeeren erringen zu können.

*

Rieselnder Regen und dampfende Nebel füllten die Täler, hüllten das Land ein, über dessen zerweichte Straßen der letzte, treueste, der deutsche Teil der alten österreichisch-ungarischen Armee in die Heimat zog. Die Kärntner Soldaten kehrten heim in das Land, das noch ärmer geworden war, in jenes Land, das die größten Blutopfer des Weltkrieges gebracht hatte. Oder gibt es ein erschütternderes Beispiel als dieses: 1914 sandte das k. u. k. Feldjägerbataillon 8, Standort Villach, 38 Offiziere und 1222 Mann in den Krieg. Ein einziger— ganz allein — kehrte in die Heimat zurück.

Nur noch ein Wille und eine Sehnsucht beherrschte die Heimkehrer: den Grund und Boden, das Land ihrer Väter, von dem sie in kindlicher Liebe singen: „Kant'n is lei ans . . .“ (Kärnten gibt es nur eines) durch ihrer Hände Arbeit wieder hochzubringen. Die Hände, die vier Jahre den Karabiner umspannt gehalten hatten, wollten nun endlich wieder den Pflug führen.

Doch ein qualvoller Aufschrei ließ die Berge beben und die Höhen zittern: „K ä r n t e n i n N o t!“

Südslawische Abteilungen hatten das Niesetal, Bleiburg und das Kanaltal besetzt, um für die zukünftige Grenzziehung vollendete Tatsachen zu schaffen. Im

Politische Aufgaben im Dorf



Überwindung unwürdiger Landarbeiterwohnungen





Wohlhabenheit, die soziale Initiative entfalten kann



Die Schnitterin

Rötelszeichnung von Wilhelm Petersen

Nu scharten sich die kärntischen Bauern zusammen, bildeten Freiwilligenformationen, griffen im Aufruffen letzter Kräfte zur Notwehr und folgten dem dumpfen Ruf der Sturmgloden.

Heimkehrer, Greise und milchgesichtige Buben stellten sich dem Feinde entgegen, waren das letzte Aufgebot der Kärntner, das im Südosten des deutschen Volksraumes aufstand, als es überall an allen Grenzen Deutschlands brannte. Maier-Raibisch, ein Offizier der alten Armee, hatte den aufmuckenden Soldatenrat zum Schweigen gebracht, von den roten Elementen gereinigt und damit die Vorbedingungen geschaffen für den Beschluß vom 29. November 1918, demzufolge den südslawischen Abteilungen bewaffneter Widerstand entgegenzusetzen werden sollte.

Am letzten nebeligen Novembertag überschritt der Kommandant Malgan mit seiner südslawischen Abteilung die Drau und nahm Wölkermarkt ein. Die Landesregierung, besessen von zitternder Angst vor den Feindmächten, befahl einer kärntischen Freiwilligenformation, die zum Gegenstoß angelehrt hatte, den Rückzug und ermöglichte so den weiteren Vormarsch der Eindringlinge. Erst in der Nacht vom 14. und 15. Dezember stellte sich Oberleutnant Steinacher mit einer Handvoll Leuten bei Grafenstein und hielt den Vormarsch auf. Nachdem Verstärkung eingetroffen war, brachte ein wagemutiger Gegenstoß unter Major Serjka den entscheidenden Erfolg: als der Morgen fahl heraufdämmerte und sein erstes Licht über die Berge kroch, war der Feind zurückgeworfen, 6 Offiziere und 400 Mann gefangen genommen.

Immer noch zögerte die Landesregierung, fand nicht den Mut zur entscheidenden Tat, obwohl die Lage des Landes immer bedrohlicher wurde. Da stand das Volk auf. Oberleutnant Maierhofer, um den sich die Lavanttaler Bauern geschart hatten, säuberte die Heimat am zweiten Weihnachtsfeiertag 1918 vom Gegner.

Diese Bauern, die wußten, daß es um den Bestand ihrer Scholle, um ihre Deutschheit ging, ballten sich zusammen, gaben das Letzte hin und verhalfen gegen einen technisch und zahlenmäßig überlegenen Gegner der besseren Sache zum Sieg. In den ersten Januartagen fiel Arnoldstein wieder an die Gailtaler Bauern, die Wobdener begannen ihren Vormarsch über die Drau bis Kofegg, Ferlach wurde im Sturm genommen. Die Südslawen waren bis zum großen Karawankentunnel bei Rosenbach zurückgedrängt.

Ein kleines, armes Land hatte sich gegen seine Bergewaltigung aufgelehnt und die Welt hatte es hören müssen, konnte nicht an der bitteren Tatsache vorbeigehen, daß am Fuße der Karawanken Menschen ihr Leben hingaben für ihre Heimat, daß ein regelrechter Krieg tobte, während in den Pariser Vororten ein sadenstheiniger, heuchlerischer Frieden geboren wurde.

Auf Vermittlung Amerikas wurde am 12. Januar 1919 ein Waffenstillstand geschlossen. Und in St. Germain trat die amerikanische Delegation für ein ungeteiltes Kärnten ein.

Als die südslawischen Nationalisten sahen, daß ihnen vor der Welt die besten Teile davonschwammen, wurden sie unsicher und nervös, brachen am 29. April den

Waffenstillstand und überschritten die Demarkationslinie, um Villach und Klagenfurt zu besetzen.

Doch auch dieses Mal waren die kärntischen Bauern zur Stelle. Am 30. April setzten sie zum Gegenstoß an, warfen die Südslawen über Wölfermarkt und den Rosenbacher Tunnel zurück. Die Niederlage war so empfindlich, daß es kleineren Abteilungen von Abwehrkämpfern gelang, die neuerliche Sammlung des Gegners bei Bleiburg zu verhindern. Noch einmal stießen die beiden Gegner am 8. Mai bei Grafenstein aufeinander. Beide kämpften erbittert und mit gleichem Mute um die Entscheidung. Die Bauern blieben die Stärkeren. Der Feind wurde aufgetrieben und sein Kommandant **M a l g a y** fiel im Kampfe.

Nun horchten die Südslawen auf! Hatte man ihnen nicht gesagt, daß jenseits der Karawanken von Deutschen bedrängte Volksgenossen auf Erlösung warten? Aber fast keiner von diesen „Bedrängten“ war gekommen, um mitzukämpfen, fast alle standen sie in den Reihen der deutschen Abwehrkämpfer! Die letzten Zweifel mußten fallen! Dieses Land wollte nichts anderes als deutsch bleiben! Doch ein Zurück konnte es nicht mehr geben. Es ging um das Prestige eines jungen Reiches, dessen militärische Einheiten von Freiwilligenformationen geschlagen wurden.

General Smiljanic erhielt das Oberkommando und rückte mit seinen Bataillonen über steirisches Gebiet vor, stieß am 28. Mai 1919 vom Bellacher Sattel herab und rollte die Kärntner Draufront auf. Jetzt war aller verzweifelter, heldenmütiger Widerstand nutzlos. Die ausgebluteten, abgekämpften Kärntner Bauern konnten dieser technischen Übermacht und dem frischen Menschenmaterial nicht mehr standhalten.

Ein letzter siegreicher Kampf bei Bischofendorf am 5. Juni, der dem Gegner den Übergang über die Gail unmöglich machte, war vergebens, um Klagenfurt vor der Besetzung zu retten. Ein heldenhaftes Ringen deutscher Grenzbauern um ihr Land hatte sein tragisches Ende gefunden.

*

Ein paar hundert Bauern hatten einer überlegenen Armee getrotzt, und ihr Kampf ließ die Welt aufhorchen. Zu einer Zeit, in der reichsdeutsche und deutsch-österreichische Politiker vor den „Siegerstaaten“ kapitulierten, hatte sich eine kleine deutsche Landschaft erhoben und, gegen fremde Unterdrücker und gegen die eigenen feigen Führer, der Welt als erster deutscher Stamm gezeigt, daß trotz des dunklen November 1918 die besten Männer dieses Volkes gewillt waren, Freiheit und Ehre, deutsches Blut und deutschen Boden bis zum Letzten zu verteidigen. Sie verhandelten nicht, sondern erkämpften ihr naturhaftes Recht.

Ihr Kampf hatte den Erfolg, daß für den 10. Oktober 1920 eine Volksabstimmung festgesetzt wurde, in der die Bevölkerung entscheiden sollte: **Verbleib bei Österreich oder Abtretung an Südslawien.**

Auf Grund ihrer militärischen Stärke waren die Südslawen in der Lage, den nötigen Druck auszuüben und erreichten eine Teilung des Landes in zwei Abstimmungszonen A und B. Die südliche Zone A mit den Hauptorten Bleiburg, Wölfer-

markt, Ferlach, Rosegg und dem südlichen Wörther Seeufer sollte den entscheidenden Sieg für die Südslawen bringen. Hier ist nämlich der slowenische Bevölkerungsteil zusammengedrängt und erreicht einen Anteil von fast 70 v. H. Im Falle eines günstigen Abstimmungsergebnisses für den südslawischen Staat in der Zone A wäre in der Zone B erst zur Abstimmung geschritten worden. Die Zone A stand unter südslawischer Verwaltungshoheit, die Zone B unter österreichischer.

Abgetreten wurde von vorneherein Tarvis und das Kanaltal an Italien und das Mießtal mit Unterdrauburg an den südslawischen Staat.

*

Ein neuer, noch zäherer, unerbittlicher Kampf setzte ein: der propagandistische.

Militärische Postenketten und Drahtverhau schlossen die beiden Zonen voneinander ab und verhinderten die legale Werbung für die deutsche Sache in der Zone A.

In Spittal a. d. Drau wurde die Landesagitationsleitung (LAL) gebildet, die im September nach St. Veit a. d. Glan übersiedelte. Ihr fiel die schwere Aufgabe zu, die Werbung in die besetzte Zone vorzutragen.

Die deutschen Rufer standen vor einer ungeheuer schweren Aufgabe. Sie mußten gegen die Flut der materiellen Versprechungen von südslawischer Seite das Gewicht ihrer ideellen Überzeugungskraft stellen. Die Lebensmittelzufuhr in die Zone B wurde von den Südslawen vollkommen unterbunden. Das Wasser- und Elektrizitätswerk Klagenfurts lag jenseits der Demarkationslinie in den Händen des Gegners. Versprechungen wirtschaftlicher Art sollten den Boden auflodern für die südslawische Sache. Was hatte demgegenüber der österreichische „Bankrotteur- und Hungerleiderstaat“ materiell zu bieten? Aber wer sich kurz vorher mit der Waffe für die Heimat eingesetzt hatte, das war nicht zweifelhaft, würde auch für den Sieg des deutschen Stimmzettels streiten können.

Männer und Frauen, Greise und Kinder stellten sich in den Dienst der Landesagitationsleitung und leisteten tüchtige Arbeit. Unter Lebensgefahr überschritten sie auf Schleichwegen die Demarkationslinie und brachten bei Nacht und Nebel Werbematerial in die Zone A. Bedroht, beschimpft und niedergeknüppelt — aber ungebrochenen Kampfwillen in sich tragend, das war die kärntische Bevölkerung dieser Tage.

Erst am 21. Juli 1920 bemühte sich endlich eine Interalliierte Kommission nach Kärnten, um die Abstimmung zu überwachen. Nur zu überwachen! Die Abstimmung selber lag in den Händen der Südslawen!

Zu höchstem erbittertem Ringen steigerte sich der Kampf in den letzten Tagen. Gefährliche Aufrufe der LAL. sollten Verwirrung in die Bevölkerung tragen, Morddrohung und Prügelgarden sollten die Wähler einschüchtern und von der Urne fernhalten. In einzelnen Orten, z. B. in Einersdorf, konnten die Wähler nur unter dem Schutze eines englischen Offiziers zum Wahllokal gehen. Bis zur letzten Minute hatten die Kärntner Bauern ihre Pflicht gegenüber Volk und Heimat getan.

Am Vorabend des 10. Oktober 1920 loderten die Höhenfeuer mahnend hinüber in die Zone A. Und die Frauen und Männer des deutschen Landes waren zur Stelle, um den schönsten Sieg zu erringen.

Unsägliches Leid war über dieses Grenzvolk hinweggegangen. Tränen und Blut waren geflossen. Fast 200 hatten ihr Leben gelassen. Sie waren die ersten, die nach dem Zusammenbruche mit ihrem Blute dafür zeugten, daß das deutsche Volk auch durch die Diktate von Versailles und St. Germain nicht gebrochen werden konnte.

Und wenn an diesem 10. Oktober 1936 wieder zum Gedenken an diese Helden die Gloden über das schöne Land geklungen sind, über Berge und Täler, Schneefirne und Felsgrate, dann wollen wir nicht vergessen, daß dieser Kampf Bedeutung hat weit über die Grenzen Kärntens und Österreichs hinaus, daß der fordernde Ruf dieser Gloden jeden Deutschen mahnt, auch als Erbe dieser heldisch gefallenen Bauern zu kämpfen für das innere Reich der Deutschen, das als Grenzen nur deutschen Volkshoden kennt.

Eine frohe Genugtuung bedeutet es uns, daß der aufgeputzte Völkertkampf an der südöstlichen Staatsgrenze Deutschösterreichs abgeebbt ist und mit der staatlichen Achtung, dem Zwang des Zusammenlebens von Staaten und Völkern, auch die Achtung vor den heiligsten Volksrechten im Wachsen begriffen ist. Das heutige gute Einvernehmen mit Jugoslawien mag die Pessimisten belehren, die den Glauben an ein besser geordnetes Europa verloren haben. So will das Gedenken an die Bauern von Kärnten keine alten Wunden aufreißen, sondern nur das Gedächtnis an große Stunden des deutschen Volkes, der Kärntner Deutschen im besonderen, im Herzen des kommenden Deutschlands bewahren.

Brief aus einem Dorf!

Du, lieber Freund in der großen Stadt, ich weiß, diese wenigen Worte schon stürzen dich in leise Unruhe. Sei nicht böse drum, du lieber Freund in der großen Stadt, du möchtest fort zum Dienst. Die Straßenbahn trifft eher eine Sekunde früher denn zu spät an der Haltestelle ein, und auch sie hat keine Zeit. Es eilt alles so. Auch, daß ich jetzt mit der Hand und nicht mit der Maschine schreibe, ist schlimm. Einigen wir uns und du behältst deine gute Laune: lies nicht weiter, steck den Brief ein, lause zur Straßenbahn. Aber vergiß nicht, dir dein Brot für die Frühstückspause mitzunehmen. Kann sein, wenn du ißt, daß du einen Augenblick Ruhe hast für mich.

⋆

Was ich eigentlich will?

Oh — nichts. Nimm dir nur Zeit für jeden Bissen, den du jetzt ißt. Denke daran, es ist Brot. Schmeißt du die Erde und die Sonne darin, den Regen zur Nacht und den guten Wind?

Nein, ich bin ganz wach. Ich habe noch nicht vergessen, wozu wir auf Erden sind: zu schaffen, zu arbeiten, zu bauen — unentwegt. An unserem Werk, an unserem Land, an unserem Volk — an uns selber. Du schüttelst den Kopf und beißt mit deinen gesunden Zähnen von neuem hinein in das dunkle Brot. Was will er eigentlich? Wozu diesen Aufwand? Wozu diesen Brief mit Absätzen

darin, als schreibe ein Doktor seine Medizin auf: dreimal täglich einen Eßlöffel voll?

Tobe dich ruhig aus. Denn jetzt kommt die Rinde deines Brotes an die Reihe — wir zu Hause sagen: Kruste. Die muß besonders gut getaut sein. Darin ist zu Erde, Sonne, Regen und Wind auch noch das heilige Feuer des Herdes eingefangen.

Nein — brauchst dich nicht zu ärgern. Ich bin nicht in Urlaub, weil du ihn schon hinter dir hast. Es regnet auch nicht, daß ich die Zeit totschlagen müßte mit Betrachtungen oder Stimmungen, wie sie sonst die Dichter anzustellen pflegen, wenn sie wie abwesend von sich selber den verwehenden Traumgestalten ihres Herzens nachhelfen. Einzig nur: ich mache auch eine Pause — genau wie du.

Du hast es jetzt endgültig satt? Willst dir die lange Zeit der Ruhe nicht fortstehlen lassen von einem, der besser täte, zu handeln statt zu reden? Lies nicht weiter — wir treffen uns wieder am Spätnachmittag, wenn du zurückfährst nach Hause. In der Straßenbahn.

*

Die Abendzeitung ist heraus. Der Mann an der Ecke kommt dir schon einen Schritt entgegen, und der Groschen in deiner Tasche für die Zeitung und den Mann auch. Und jetzt brennen dir die neuesten Meldungen in der Hand. Du hast dir nicht verkneifen können, wenigstens die Schlagzeilen zu lesen. Oh — ich weiß, wütend greiffst du doch wieder nach meinem Brief. Absatz drei — dieser Pedant! Der Pedant kommt nämlich auch von der Arbeit heim. Er hat einen guten Weg getan. Grünen Grashüpfern ist er behutsam ausgewichen, den Grillen hat er zugehört. Den Grillen ausgerechnet — höhnt du. Und vergißt in der Eile, daß es doch einen Sinn haben muß, wenn da irgendwo unablässig Musik gemacht wird von einem unsichtbaren Orchester. Und das Heu hat geduftet wie ein süßer Wein. Es war berauschend.

Sprich kein Wort zu diesem „Kausch“, jedes wäre allzu billig. Der Bauer, der das Heu zusammenreichte, sprach auch kein Wort dazu. Das Hemd klebte ihm naß auf dem Rücken, und er hatte seine Blicke allüberall. Auf den Himmel, auf den Buben und das Mädchen, die ihm halfen dabei, auf die Frau, die das duftende Gras bündelte, und auf mich. Ich habe den Blick ausgehalten, ich bin sehr stolz darauf. Es war der Blick in ein Buch, das jeder kennt und nur mancher liest.

Und dann kam das Kartoffelfeld. Als wir im Frühjahr zusammen hier entlang gingen, lagen die Furchen da gleich ausgestreckten Händen. Jetzt zeigen sie Risse und Narben und Borken, die verkrustet sind. Doch halten sie in ihren Händen die Frucht. Der Weg ist ausgefahren hier. Der künstliche Schrott ist längst ausgespült von vielen Wintern. Steine blicken durch — Steine, wie sie einst wohl auf dem Acker selbst gelegen haben. Aber denk dir, durch das goldene Geflecht der Halme nicken schon wieder blaue Weilchen. Sind es eigentlich Weilchen? Nein, du brauchst nicht zu antworten. Der Schaffner hat schon die Haltestelle der Straßenbahn ausgerufen, an der du aussteigen mußt. Jetzt denken die Menschen in der Bahn, du hieltest einen Liebesbrief in Händen und lächelst ein wenig hinter dir her, weil du in deiner Versunkenheit beinahe eine Haltestelle weiter gefahren wärst.

Ja — die Tage dunkeln schon rasch. Ich merkte es wie du, da ich vom Felde heimkam in mein Dorf hinein, darinnen schon die Holzstöcke geschichtet stehen für den langen Winter. Noch einmal ist die Herbstsonne weich und lockend wie ein letztes Märchen. Hier und dort steht eine Stalltür offen und — wir sagten es so, als wir Kinder waren — es riecht nach Kuh. Warm und gesund. Und die Häuser sahen mich neugierig und sehr erstaunt an: was will der bei uns, dessen Schritt stotternd und ungewohnt scheint, anders als der Schritt der Männer, die in unseren Mauern wohnen?

So ein Haus in der Stadt, nicht wahr, — eins wie das andere. Mit Menschen darin — eins wie das andere.

Aber in meinem Dorf — da ist jedes Haus anders als sein Nachbar. Die hat kein Baumeister nach akademischem Maß und Zirkel errichtet, die sind gewachsen wie ein Baum, Ring um Ring, aus dem Wissen der Vordenen, gespenstisch abgeneigt aller Glätte. Sie lieben die kleinen Gärten, die Ställe für das Pferd und die Kuh, die Scheuer für die Frucht des Sommers, sie sind dem Kleinvieh gut, dem wachen Hund, sie hüten das Ackergerät und wissen um das Herrntum des Bauern, der das Rückgrat deiner steinernen Straßen ist, du lieber Freund in der großen Stadt.

Die Zeit des Abendbrotes ist gekommen, und du willst endlich deine Ruhe haben. Die neuesten Meldungen in deiner Tasche versengen dir vor Ungebuld die Laune, das Radio wartet, die Tanzmusik — vielleicht auch Theater oder ein Buch.

Laß gut sein — über mein Dorf geht die Abendglocke. Die Bäume halten still, dieweilen die Sterne aufziehen. Und die Mägde winden schon den Rosenkranz. Der Führer hat seine Bauern begrüßt, wie er Arbeiter und Soldaten begrüßt hat. Es ist eine Truppe in drei starken Marschhäulen: Die Bauern, Arbeiter und Soldaten. Wir — du und ich — sollten uns da mit einreihen. Wir stehen allein sonst in unseren Mauern aus Stein. Essen das Brot, ohne zu wissen, woher es kommt. Leben und Erleben eine Technik unter und über der Erde, ohne zu ahnen, wer sie geschaffen hat und täglich schafft. Lassen uns selbstlicher und ruhig den Schutz gefallen, den eine Wehr Tag und Nacht im selbstverständlichen Postengang für uns geht.

Ziemt sich das für uns — du lieber Freund in der großen Stadt? Genügt es, daß wir glauben, mit unserem Geschäft, mit unserem verdienten Gehalt sei alles schon all right?

*

Ach so — ich bin noch einmal um mein Dorf gegangen. Es schläft schon im Schoß des Tales unter dem Schutz der dunklen Bergrüden. Der Mond hält die silbernen Sterne, ein funkelnder Bliß am Himmel. Ich aber will noch ein Stück Brot essen. Gefegnet der, dem eine liebe Hand es bereitet zur Nacht, die weiß um Erde und Sonne, Regen und Wind, und um das heilige Feuer des Herdes.

Was ich eigentlich will? Ja — das Geheimnis ist nämlich: wir in der Stadt errennen alles. Die auf dem Dorf erwarten alles. Laß uns gemeinsam auf Posten ziehen!

Dein Heinrich Zerkaulen.

Kleine Beiträge

Hat das deutsche Dorf eine Verschönerungsaktion nötig?

Die Frage, ob es überhaupt nötig ist, eine „Aktion zur Verschönerung des deutschen Dorfes“ durchzuführen, ist nicht ganz unberechtigt. Das deutsche Land und das deutsche Dorf sind seit jeher ob ihrer Sauberkeit, ihrer formschönen Bauten, der zweckmäßigen Anlage und Gestaltung in aller Welt bekannt und als Vorbild hingestellt. Und haben denn etwa die vielen Sänger und Dichter deutscher Landschaft unrecht, die dieses deutsche Land über alles gepriesen haben?

So könnte wohl mancher Zweifel an der Notwendigkeit dieser Aufgaben zur Verschönerung des deutschen Dorfes bekommen. Und diese Zweifel würden auch berechtigt sein, wenn es hier nur darum ginge, vom Standpunkt des Schönheitsfanatikers, des Ästheten aus dem äußeren Bilde der deutschen Dörfer vielleicht etwas mehr Schliff zu geben oder unter Umständen einige Unebenheiten zu beseitigen, die sich nicht hundertprozentig in das Dorfbild eingliedern. Die Zweifel würden aber auch berechtigt sein, wollte man die Dörfer nur umtrempeln, um Anreize zu schaffen zur Belebung des Fremdenverkehrs. Würde man die Aufgabe der Dorfverschönerungsaktion so oder ähnlich auffassen, dann würde hier unnütze Arbeit getan und man würde letzten Endes eine wenn auch „ästhetische“ Gleichmacherei des äußeren Dorfbildes erleben und damit der Eigenart deutscher Landschaft geradezu einen Fußtritt versehen.

Nein, in solch engem Rahmen können im heutigen Deutschland keine Aufgaben gegeben sein.

Verschönerung des Dorfes! Diese Forderung geht nicht vom Standpunkt der Anbetung äußerer Formen aus, diese Forderung kann nur richtig verstanden werden, wenn sie mit den Augen und dem Willen des Sozialpolitikers, oder sagen wir lieber des Volkstüters überhaupt, gesehen und aufgefaßt werden. Schönheit ist dann nicht nur

etwas Äußerliches, sondern ein Zustand, der sich aus dem Gleichklang von seelischem Empfinden und äußerer Auffassung ergibt. Und darum ist das echte Schönheitsempfinden auch art- und charaktergebunden und darum schließlich auch landschafts- und stammesgebunden. Und mit diesem artgemäßen Schönheitsempfinden ist der Wille zur Zweckmäßigkeit verbunden. Die Kulturgeschichte des deutschen Landvolks ist dafür ein eindringlicher Beweis. Bei aller Formvollendung und Ausschmückung findet man beim Bauerntum doch keine zieratlichen Spielereien, sondern immer wieder einen sich auch im Schmutz auswirkenden Willen zur Zweckmäßigkeit.

Ganz abgesehen nun von diesen Fragen muß aber darüber hinaus festgestellt werden, daß das deutsche Dorf heute tatsächlich auch vielfach einer äußeren Verschönerung bedarf. Man darf nicht vergessen, daß die vielfältigen nivellierenden Einflüsse jener Lehren, die mit der Französischen Revolution ihren Anfang nahmen und über den Liberalismus schließlich im Marxismus endigten, auch die Menschen des Landes ihrer völkischen Eigenart entfremdete. Und damit war auch eine von Jahr zu Jahr wachsende Unsicherheit in der Beurteilung kultureller Dinge festzustellen. Dazu kam die wirtschaftliche Verelendung des Landvolks, die schließlich so weit führte, daß auch die Mittel zur Erhaltung des Bestehenden einfach nicht mehr ausreichten. So kann also das deutsche Land eine „Entrümpelung“ schon vertragen. Es gibt so mancherlei Kleinigkeiten, die in vergangener Zeit gedankenlos übersehen wurden, die aber wesentlich das äußere Bild des Dorfes beeinträchtigen. Der Begriff „Verschandlung“ kennzeichnet diesen Vorgang, der des deutschen Menschen und seinem Heimatgefühl tatsächlich im höchsten Grade unwürdig ist. Man kann es also verstehen, daß die Dorfverschönerungsaktion der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“, die darüber hinaus in Verbindung mit den Dienststellen der Partei und des Staates, mit dem Reichsnährstand und anderen Organisationen durchgeführt wird, damit begann,

häßliche Plafatschilder zu entfernen, Gerümpelhaufen wegzuschaffen, baufällige Zäune und andere Einfriedungen zu erneuern, häßliche Hauswände zu streichen, Abflußgräben durch eine Kanalisation zu ersetzen, störende Wandflächen mit Kletterpflanzen zu besetzen, Leitungsmaste von der Dorfstraße weg durch das Hintergelände umzuleiten usw. Aber all diese Arbeiten sind nur Voraussetzungen, um zum eigentlichen Kern des tragenden Gedankens der Dorfverschönerung durchzukommen.

Der Beauftragte der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ für die Landwirtschaft, Hg. Gutsmiedl, hat das Ziel und den Zweck dieser Arbeit umrissen: „ein deutsches Musterdorf zu schaffen, d. h. ein Dorf, das in allen seinen Teilen mustergültig und damit beispielgebend ist.“ Diese auf viele Jahre berechnete Arbeit wurde in diesem Frühjahr begonnen mit der Herstellung eines Gaumusterdorfes in allen deutschen Gauen. Im Frühjahr des kommenden Jahres soll dann in jedem Kreise ein Musterdorf geschaffen werden und aus den Kreismusterdörfern soll dann für jeden Gau wiederum ein Gaumusterdorf bestimmt werden. Zwischen den Dörfern des Kreises, des Gaues und schließlich des ganzen Reiches soll so ein edler Wettstreit entstehen, damit durch die Gemeinschaftsarbeit aller Dorfgemeinden die Grundzüge der Dorfverschönerungsaktion schließlich in all den tausenden deutscher Dörfer durchgeführt werden.

Das ist zweifellos ein glücklicher Gedanke gewesen und ein besonderer Verdienst dieser ganzen Arbeit, daß die Änderungen und Neuerungen im Dorf ohne besondere Unterstützung übergeordneter Stellen durchgeführt werden müssen, daß es einzig und allein der Zusammenarbeit der Dorfgemeinschaft überlassen bleibt, inwieweit sie es vermag, die gestellten Aufgaben zu lösen. Man wird daran künftig erkennen, inwieweit der Sinn dieser Aufgabe von allen Gliedern des Landvolks verstanden worden ist. Angefangen vom Politischen Leiter und vom Bürgermeister haben sich alle Mitglieder der Dorfgemeinschaft zur Verfügung gestellt. Nicht nur, daß man notwendig Geldspenden gab, nein, man nahm unter Umständen selbst Hade und Schaufel oder anderes Handwerkszeug zur Hand, um selbst mit Hand anzulegen. Dabei ist es wohl unnötig, zu betonen, daß es eine grundfänglich verkehrte Auffassung des volksgemeinschaftlichen Gedankens wäre, wenn man durch solche Gemeinschaftsarbeit den Handwerkern und Ar-

beitern das Brot wegnehmen wollte. Wo Fachkräfte hingehören, da sollen auch Fachkräfte arbeiten. Man sage nicht, daß diese Frage für ein Dorf nicht so wichtig sei. Man muß bedenken, daß ja nicht ein Dorf die Verschönerungsaktion durchführt, daß es letzten Endes etwa 47 000 Dörfer sind, in denen Hunderttausende von Arbeitsstunden notwendig sein werden. Dabei bleiben noch genügend Arbeiten im Dorf, die von der Gemeinschaft in freiwilliger Gemeinschaftsleistung erledigt werden können.

Es ist oben schon gesagt worden, daß die Augen des Politikers notwendig sind, um die hier vorhandenen Aufgaben richtig zu lösen. Wenn man ein Musterdorf herausstellen will, dann kann dieses Dorf nicht nur im Äußeren mustergültig sein, dann muß das äußere Bild seinem inneren Gehalt entsprechen. Dann muß z. B. der Wohnkultur besondere Beachtung geschenkt werden. Die Wohnungen der Bauern und Landwirte, vor allem der landwirtschaftlichen Gefolgschaftsmitglieder, die Wohnungen der Handwerker usw. müssen in einem Zustande sein, der den landschaftsgebundenen Verhältnissen entspricht und der Würde und der Ehre des deutschen Menschen gerecht wird. Man muß sich darüber klar sein, daß die Bewältigung dieser Aufgabe nicht von heute auf morgen möglich ist, daß es hierbei auf eine mehrjährige Erziehungsarbeit ankommt, um die Überfremdungen der letzten Jahrzehnte aus den deutschen Dörfern auszumergen. Es wird ferner nötig sein, den hygienischen und den gesundheitslichen Verhältnissen besondere Beachtung zu schenken. Hierher gehört auch das besondere Interesse für die körperliche Ertüchtigung der Landjugend. Schon oft ist in der letzten Zeit die Forderung erhoben worden, der Landjugend Sportplätze und Schwimm- und Badegelegenheiten zu schaffen. Hier hat man früher die städtische Jugend verwöhnt und die Landjugend vernachlässigt.

Vor übertriebenem Eifer, der es gut meint, aber sich in falscher Richtung auswirkt, müssen kulturhistorische Werte geschützt werden. Vielleicht ist da eine Scheune, die recht baufällig aussieht, vielleicht ein Badhaus, das nicht mehr recht in das Bild paßt oder eine Dorfanlage stört. Wollte man diese Dinge aber immer vernichten, so würde man sich mitunter schwer verüßigen, denn die Scheune kann bautechnisch besonders interessant sein, kann die Bauweise früherer Jahrhunderte kennzeichnen, und das Badhaus ist vielleicht eines von den wenigen,

die überhaupt noch in der Landschaft vorhanden sind. In solchen und ähnlichen Fällen gilt es, nicht nur zu erneuern, sondern zu bewahren, und zwar den Gegenstand in seiner Eigenart zu erhalten.

Schönheit und Wirtschaftlichkeit müssen miteinander zu vereinbaren sein, es darf nicht dazu kommen, daß Schönheit und Wirtschaftlichkeit sich entgegenstehen. Es gibt nun einmal auf dem Dorf gewisse Dinge, die zur Eigenart des Dorfes gehören, auch wenn sie dem Auge — und eventuell der Nase — des Städters nicht so ganz genehm sind. Man darf annehmen, daß gerade das Problem des Dunghaufens — ein ordentlicher und richtig gestapelter Dunghaufen sollte der Stolz eines jeden Bauern sein! — zu mancherlei Zweifelsfragen Anlaß gibt. Die Wirtschaftlichkeit steht dann wohl im Vordergrund. Das schließt wieder nicht aus, daß der einzelne Volksgenosse — wenn notwendig — zur Ordnung und Sauberkeit angehalten wird. Niemand wird behaupten wollen, daß ein ungepflegter Dunghaufen zu den wirtschaftlichen Notwendigkeiten eines landwirtschaftlichen Betriebs gehört.

Wir sehen, daß sich mit dem Programm „Dorfverschönerungsaktion“ mehr verbindet, als es das einzelne Wort verrät. Entscheidend ist bei allem der Wille, das Leben auf dem Lande zu verschönern und soziale Mißstände zu beseitigen und kulturelles Leben wieder anzufachen. So kann die Dorfverschönerungsaktion zu einem Helfer im Kampf gegen die Landflucht werden und zur Überwindung ihrer inneren Ursache beitragen. Gerade der letzte Sommer hat wieder mit aller Eindeutigkeit gezeigt, wie notwendig es ist, für einen geeigneten Nachwuchs in den verschiedenen landwirtschaftlichen Berufen zu sorgen. Das Land braucht landwillige Jugend. Noch sind erst bescheidene Erfolge zur Verwurzelung des bisher in die Stadt abwandernden Teiles der Landjugend erzielt. Die Idee der Dorfverschönerung kann zu einem wesentlichen Teil beitragen, vorwärts zu kommen. Man muß wissen, daß Schönheitsempfinden etwas ist, was dem deutschen Menschen — bis auf einige Ausnahmen — geradezu angeboren ist. Schönheit und Sauberkeit, Gepflegtheit und alles, was damit zusammenhängt, erhöhen die Lebens- und Arbeitsfreude, vermindern den Glauben an ein besseres Leben im grauen Häusermeer der Städte. Es geht, wie wir sehen, um Voraussetzungen, die Jugend der Scholle zu erhalten und geeignete Jungen und Mädchen aus der Stadt wieder an das Land zu fesseln! **W e i t e r a l s M i t t e**

haufen und häßliche Plakate sollen aus dem Dorfbild verschwinden — und weit mehr als gepflegte Wege und saubere Gartenzäune wieder im Leben des deutschen Dorfes verwurzelt werden. Kh. B.

Der Kampf gegen das Landarbeiter-Glend auf Mecklenburgs Gütern

Mecklenburg gehört flächenmäßig zu den größten deutschen Ländern. Es steht mit 16 056 qkm nach Preußen, Bayern, Württemberg an vierter Stelle. Mit seiner Einwohnerzahl von 805 000 erscheint es in der Reihe aber erst an neunter Stelle. Diese Tatsache ist nicht zu erklären allein aus dem Mangel an Industrie, denn es gibt kleinere Länder mit viel stärkerer Bevölkerung ohne eine wesentlich größere Industrie. Der Umstand weist vielmehr auf eine krankhafte Erscheinung in der Geschichte dieses Landes hin, die sich im ganzen Deutschen Reich mit Ausnahme von (früher Schwedisch-) Vorpommern nicht wiederfindet: auf das jahrhundertelange „Bauernlegen“ und auf den Verrat an der Volks-Idee in der Behandlung des deutschen Landarbeiters auf den mecklenburgischen Rittergütern.

Riesige Strecken der Osthälfte Mecklenburgs sind in einem Maße bevölkerungsarm, das man in Deutschland schwerlich wieder antrifft. Um 1550 waren da noch zahlreiche blühende Bauerndörfer. Über 12 000 Bauernstellen standen damals im Gebiete der Ritterschaft. Sie wurden gelegt, ihr Land wurde zum Rittergut geschlagen, die Bauern zu Landarbeitern gemacht oder vertrieben. In dem ganzen riesigen Gebiet blieben nur etwa 1300 Bauernstellen erhalten. Wie Friedrich der Große in Preußen, so verlorchte es wiederholt auch der Herzog in Mecklenburg, die Bauern vor der Vernichtung zu schützen. Es wurde von der Regierung 1755 im „Landesgrundgesetzlichen Erbvergleich“ durchgesetzt, daß die Legung ganzer Bauerndörfer verboten wurde. Da half sich die Ritterschaft so, daß man von zwölf Bauern zehn legte und zwei bestehen ließ. So umging man das Verbot. Noch im 19. Jahrhundert hielt diese Entwicklung an; ja noch im 20. Jahrhundert bis zur Machtübernahme durch Adolf Hitler sind Bauernlegungen erfolgt. Zu Tausenden sind die Mecklenburger von der Scholle gegangen, in die Städte gezogen, ausgewandert. Landarbeiter-Ernt

nach aus den bäuerlichen Gegenden Südwest-Mecklenburgs mit ihrem Geburtenüberschuß. Er reichte aber nicht aus, die Lücken zu füllen. Auch diese Volksgenossen wurden schließlich zu einem großen Teil von dem Strom in die Stadt und über das Meer getrieben, neue Heimat zu suchen.

Angefihts der trostlosen Lage des Landarbeiters auf vielen Gütern ist die Treue zur Scholle und zu ihrem Beruf, mit der die mecklenburgische Landarbeiter-Bevölkerung die Front im deutschen Ernährungskampf hält, bewundernswürdig. Der Zuverlässigkeit und Treue, dem sachlichen Können und unermüdblichen Einsatz des Landarbeiters im deutschen Osten ist vor allem der Erfolg in der Erzeugungsschlacht zu danken. Seiner Treue und Hingabe hat es schließlich der Großgrundbesitz in erster Linie zu verdanken, daß er die schweren Krisen des liberalistischen Zeitalters und den marxistischen Vernichtungsfeldzug bis zur Befreiung der Landwirtschaft durch den Nationalsozialismus überstehen konnte.

Der Marxismus hat den Landarbeiter vollkommen im Stich gelassen. Sein Elend war ihm Voraussetzung politischer Arbeit. So blieb es dabei, daß die Landarbeiterfamilie in steigendem Maße Volksseuchen preisgegeben wurde, daß die Tuberkulose immer weitere Kreise erfaßte und die Kindersterblichkeit einen erschreckenden Umfang erreichte. Hier stirbt deutsches Volk zu Tausenden an den Sünden vergangener Generationen. Nur langsam und unter großen Opfern können heute die Verbrechen einer volksfeindlichen Vergangenheit ausgeglichen und wiedergutmacht werden.

Der Reichstatthalter in Mecklenburg-Lübeck, Gauleiter Friedrich Hilbrandt, der selbst Landarbeiter war, hat die politische Bedeutung der Landarbeiterwohnungsfrage seit langem erkannt, und mit zäher Energie alle Kraft darangesetzt, gründlich Wandel zu schaffen. Partei, Staatsregierung, Landesbauernschaft folgen ihm auf diesem Wege. Denn jeder Kenner der Verhältnisse weiß, daß die Bekämpfung der Landflucht eine der dringendsten Aufgaben unserer Zeit ist und daß man, wenn der Landflucht wirksam entgegen gearbeitet werden soll, gesunde Landarbeiterwohnungen schaffen muß, in denen die Landarbeiterfamilie nicht nur „vegetieren“, sondern ein deutsches Volksgenossen würdiges Leben führen kann.

Das Elend des Landarbeiters ist weithin noch schlimmer als das der Armsten in den Mietskasernen der Elendsviertel unserer

Großstädte. Eine Untersuchungsfahrt der Reichspresseschule nach Mecklenburg hatte erschütternde Ergebnisse. Vielfach besitzen die Wohnungen nicht den geringsten Schutz gegen die Unbilden der Witterung. Von der Straße geht es ohne Windfang in die Küche; deren Tür muß auch im Winter offen bleiben, da kein Fenster vorhanden ist. Über der Feuerstelle führt ein gerader Kamin direkt ins Freie. Es ist für keinen Schutz des Feuers, für keinen Wärmefang gesorgt. Auch das Schlafzimmer hat meist nur Steinfußboden, keine Holzdielen. Die Trinkwasserversorgung ist oft vernachlässigter als in den Ställen der Güter. Selbstverständlich, daß Partei und Staat in den kraßesten Fällen unsozialer Haltung sofort eingegriffen haben. Vieles ist schon erreicht, weil der gute Wille, zu helfen, durchaus vorhanden ist. Eine gründliche Hilfe aber ist sehr schwierig, weil vielfach die Mittel für Neubauten oder großzügige Umbauten noch nicht vorhanden sind. Der nationalsozialistische Staat aber geht mit gutem Beispiel voran. Zunächst haben die größeren Gemeinden mit landwirtschaftlichem Besitz Musterhäuser für Landarbeiter gebaut. Die Reichsärzteschule in Alt-Rehse baute für ihre Arbeiterfamilien ein Musterdorf in einer Volksmenheit, die wohl kaum wieder erreicht werden kann. Schließlich konnte der Reichstatthalter kürzlich in Tschendorf, einer aufgegebenen Staatsdomäne, für die Arbeiter des Restgutes ein Musterkatendorf weihen, das alles bietet, was dem Landarbeiter das Leben wirklich schön und lebenswert machen kann. Die Wege sind sauber gepflastert, schöne Gärten sind angelegt, eine Wasserleitung erreicht jedes Haus. Die Wohnungen, die aus Wohnküche und vier Stuben bestehen, sind mit kombinierter Herd- und Ofenheizung für alle Räume ausgestattet. Ein Gemeinschaftsraum ist im Wirtschaftsblock des Restgutes eingerichtet mit Brausebad, Küche und Schlafräumen für zwanzig Angehörige des Landdienstes.

Dieses Dorf ist eine Leistung des Staates. Aber es ist erst der Anfang. Die Regierung wird auf den Staatsdomänen rund 4600 Landarbeiterwohnungen bauen oder umgestalten. Für diese Aufgabe sind zwölf Millionen Mark angesetzt. Der Staat muß Beispiel und Ansporn sein für Landwirt und Bauer. Er hat die Wege zu erproben, auf denen der Großgrundbesitz und der Erbhof schließlich folgen muß.

Friedrich Schmidt.

AUSSENPOLITISCHE Notizen

Zwischen den Fronten

Nach der Ratstagung der Kleinen Entente in Prehburg

Die Außenminister der Kleinen Entente hatten wieder einmal eine ihrer häufigen Tagungen abgehalten. Wenn man das Kommuniké, das am Schluß der Besprechungen herausgegeben wurde, liest, so wird man feststellen, daß es ebenso wenig Neues bringt, wie das gewöhnlich auch bei den meisten vorhergehenden Kommunikés derartiger Besprechungen der Fall war. Und doch hat diese Tagung der Kleinen Entente eine besondere Bedeutung, die weniger in den Besprechungen in Prehburg selbst liegt, sondern in ihrer Vorgeschichte. Ueberraschend begab sich der jugoslawische Außenminister Stojadinowitsch nach Bukarest, um dort seinen rumänischen Kollegen zu besuchen und dann gemeinsam mit ihm nach Prehburg weiterzufahren. Die Tatsache, daß auf dem Stuhl des rumänischen Außenministeriums nicht mehr der mehrjährige Inhaber Titulescu sitzt, ist für diesen Besuch verantwortlich zu machen. Er ist ein Zeichen dafür, daß mit dem neuen Außenminister Antonescu nicht nur ein neuer Mann, sondern auch eine veränderte Politik ihren Einzug hielt. War es doch die Politik Titulescus gewesen, die Stojadinowitsch veranlaßte, trotz vielfacher Aufforderungen an dem letzten Zusammentreffen der Staatsoberhäupter der Kleinen Entente nicht teilzunehmen. Es ist nur zu bekannt, daß die Kleine Entente nach außen hin wohl als ein geschlossener Verband in Erscheinung trat, daß aber das einzige Band gemeinsamen Interesses, das jene Staaten zusammenhielt, die Furcht vor dem ungarischen Revisionismus ist, hingegen sie in ihren Beziehungen zu anderen Mächten weitgehend in ihren Meinungen auseinandergehen. Obwohl für alle Dinge der Außenpolitik einmal eine gemeinsame Linie und gemeinsame Handlungen der drei Staaten vereinbart worden sind, hat sich das nur auf der theoretischen Ebene nichtssagender Völkerbundsbeschlüsse in

Genf abgespielt, während jeder der drei Staaten selbständig seine Beziehungen zu den europäischen Großmächten regelte. Ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis zu Frankreich war ihnen anfangs allen gemeinsam.

Jugoslawien begann als erstes Land, dieses Verhältnis zu lockern und besonders auf wirtschaftlichem Gebiet eine seinen natürlichen Interessen folgende Richtung einzuschlagen. Rumänien verstand es, seine Beziehungen zu Italien wesentlich zu verbessern. Die Tschechoslowakei blieb völlig im Fahrwasser der französischen Außenpolitik. Die Entscheidung für den Zusammenhalt der Kleinen Entente mußte eines Tages in der Frage der Politik gegenüber Sowjetrußland fallen, und dieser Zeitpunkt ist nun gekommen. Während Jugoslawien der einzige Staat ist, der Rußland noch nicht einmal diplomatisch anerkannt hat, geschweige denn politisch mit ihm zusammenarbeitet, hat die Tschechoslowakei es für nötig befunden, dem französischen Kurs ihrer Außenpolitik soweit zu folgen, daß sie sich selbst aufgab und als Aufmarschgelände der roten Armee hergab. Rumänien war unter Titulescu im besten Zuge, diesem Beispiel zu folgen. Verschiedene Ereignisse der letzten europäischen Politik haben doch manchen Staatsmann, der es bisher nicht glauben wollte, von der Gefahr des Weltbolschewismus überzeugt, und man scheint auch in Rumänien nunmehr leise Zweifel über die Richtigkeit des bisher eingeschlagenen Weges zu hegen.

Die Besprechung zwischen Stojadinowitsch und Antonescu, als deren äußeres Ergebnis eine enge Zusammenarbeit auf militärischem und kriegswirtschaftlichem Gebiet zwischen Jugoslawien und Rumänien bekanntgegeben wurde, diente dem Zweck, die Beziehungen beider Staaten gegenüber der Sowjetunion einer eingehenden Prüfung zu unterziehen. Erfreulicherweise scheinen die Vorstellungen, die Stojadinowitsch in Bukarest erhoben haben mag, Erfolg gehabt und zu einer gemeinsamen Entschließung der beiden Ländern beigetragen zu haben, in dem Verhältnis gegenüber der Sowjetunion niemals so weit zu gehen, wie es die

Tschechoslowakei getan hat. So standen sich in Preßburg innerhalb der Kleinen Entente auf der einen Seite Jugoslawien und Rumänien und auf der anderen die Tschechoslowakei gegenüber. Wir wissen nicht, ob es möglich war oder noch möglich sein wird, die Tschechoslowakei auf dem eingeschlagenen Wege zurückzuhalten. Eines scheint jedoch gelungen zu sein, sie wenigstens zum Nachdenken zu bewegen. Das geht aus der gemeinsamen Entschließung hervor, daß die Selbständigkeit der Kleinen Entente noch weiter gefördert werden soll — mit anderen Worten, daß man unabhängig sowohl von Frankreich-Rußland als auch von Deutschland sein möchte. Von Belgrad aus wird diese Politik der Aufrichtung eines neutralen Blocks zwischen den Fronten sehr befürwortet und die Hoffnung geteilt, auch Polen nach Bereinigung seines Verhältnisses zur Tschechoslowakei hier hineinzuziehen.

Wer unvoreingenommen und mit unbestechlichem Blick die Vorgänge der europäischen Politik betrachtet, dem wird deutlich, daß der kleine Verband hier eine unhaltbare Stellung bezieht und daß sich seine Politiker, wenn sie wirklich glauben, dieses Ziel zu verwirklichen, in einem verhängnisvollen Irrtum befinden. Sie gehen jener unmöglichen, in der europäischen Nachkriegspolitik an verschiedenen Stellen und besonders in Genf entwickelten Taktik nach, die man nicht etwa als politische Linie bezeichnen kann, keine Stellung zu nehmen; sie wollen auf einmal sowohl mit Italien als auch mit Frankreich als auch mit Deutschland als auch mit den Sowjets gut stehen. Hoffen wir, daß es nicht zu spät sein wird, wenn sie einmal erwachen und feststellen müssen, daß es gegenüber dem Bolschewismus keine Kompromisse gibt. Jedes Land, das ihn nicht vollkommen reiflos ablehnt, das auch nur in der geringsten Beziehung mit ihm anbandelt, hat sich bereits auf den Pfad des Untergangs begeben. Es wird zu seinen Bundesgenossen im Kampf gegen die Ordnung der Welt und dabei im Falle der Niederlage des Bolschewismus Schaden leiden, im Falle eines Sieges aber nicht als gleichberechtigter Bundesgenosse dastehen, sondern als eine reife Beute dem Sowjetimperialismus zufallen. Das Hin- und Herbavieren, wie es gewisse Staaten heute noch betreiben, mag für eine gewisse Zeit vorteilhaft sein, eines Tages aber macht es sich teuer bezahlt.

Wolf Schenke.

Innerpolitische Lage in Polen

Wir haben uns an dieser Stelle schon mehrmals mit den innerpolitischen Maßnahmen der polnischen Regierung beschäftigt, deren hauptsächlichste Probleme auf dem Gebiet der Überwindung der Krise, der Reformierung und strafferen Disziplinierung der Staatsverwaltung lagen. Ist die letztere Aufgabe mit Energie und Entschlußkraft im Rahmen der Regierung allein zu lösen, so erfordert schon eine erfolgreiche Bekämpfung der Krise die Mitarbeit und vor allem das Vertrauen der Bevölkerung.

Das Regime sucht den Weg zum Volk

In dieser Hinsicht konnte man zu Lebzeiten des Marschalls insofern sorglos sein, als seine ungeheure Autorität — wie sich erst nach seinem Tode in vollem Umfange gezeigt hat — allen Vertrauensbedarf selbst in die Politik mitbrachte. Nach seinem Tode, durch den Polen den bisher größten Mann seiner Geschichte verloren hat, entstand eine klaffende Lücke, deren Schließung seither die Haupt Sorge der polnischen Innenpolitik gewesen ist.

Wenn auch die Autorität des Generalinspektors der Armee unbestritten ist, so ist man jedoch in der polnischen Regierung bemüht, darüber hinaus noch eine feste Verankerung des Regimes in der Bevölkerung mit Hilfe einer politischen Organisation zu erreichen. Dieses neue politische Lager, an dessen Aufrichtung der bekannte Oberst Roc arbeitet, soll den Kampf mit der innerpolitischen Opposition von unten her aufnehmen.

Ein Verständnis für die Aufgabe dieses neuen Regierungslagers erfordert eine Kenntnis der wichtigsten oppositionellen Kräfte, mit denen es sich auseinanderzusetzen haben wird. Denn neben einer großen Masse, deren Umfang man nicht nach deutschen Verhältnissen berechnen darf, die allein auf die Bedürfnisse des Tages eingestellt allem politischen Geschehen völlig hilflos gegenübersteht, gibt es in Polen eine Reihe bewußter oppositioneller politischer Kräfte, die mit der Regierung in mehr oder weniger unauslöschlichem Gegensatz leben und ihr zumindest in den Zentren ihrer Machtstellungen erhebliche Schwierigkeiten bereiten können.

Nationaldemokratische Auffassungen

Zunächst die nationaldemokratische Opposition. Es muß vorausgeschickt werden, daß man sie nicht mehr ohne weiteres nur um

den Namen Dmowski gruppieren kann. Vielmehr zeigen sich in der nationaldemokratischen Jugend, besonders in dem radikalen Lager des DMR. — Dboż Karodown Radikalny — deutliche Entwicklungen, die vor allem die Judenfrage von der bisher rein religiösen Beurteilung loszulösen und unter rassistischen Wertungen zu erkennen beginnen. Auch in der Außenpolitik schiden sie sich an, eine aufgeschlossener Haltung gegenüber Deutschland einzunehmen. Dazu kommt, daß die alte Dmowski'sche Vertrauensseligkeit gegenüber Rußland durch die wachsende Erkenntnis der bolschewistischen Weltgefahr von einer ausgesprochen antikomunistischen Richtung abgelöst wird.

Untersucht man die Gründe dieser Opposition, so wird man von den Nationaldemokraten auf die weitgehenden ideellen Differenzen hingewiesen. Dem Regime wird der Vorwurf gemacht, daß es überhaupt ideelos sei und darum sowohl in der Judenfrage wie im Hinblick auf das Nationalitätenproblem den polnischen Interessen nicht gerecht werden könne.

Geht man dieser Anklage jedoch auf den Grund, so stellt sich überraschenderweise heraus, daß sie zu Lebzeiten des Marschalls — aus hier nicht näher auszuführenden politischen Gründen — oder zur Zeit Koscialkowits eine gewisse Berechtigung gehabt haben mögen, daß sie aber gegenüber der von Rydz-Śmigły gestützten Regierung durchaus nicht zutreffen.

Im Gegenteil! Was die Judenfrage anlangt, so hat mit der Regierung Skladkowski zum erstenmal in der Nach-Mai-Zeit so etwas wie ein offiziöser Antisemitismus eingeseht, der die Verquickung mit jüdischen Einflüssen, wie sie noch zur Zeit Koscialkowits bestanden, beendet hat. Der Erfolg ist ein scharferes Auftreten der unteren Organen gegen das Judentum, wobei den westlichen Wojewodschaften und Starosten natürlich nicht erst deutliche Anweisungen gegeben werden mußten. In Hinblick auf die zweite strittige Frage ist der Unterschied zwischen Regime und Nationaldemokratie nur taktisch-politischer Art. Mag zu Zeiten des Marschalls, z. T. unter seinem persönlichen Einfluß, noch etwas von der alten polnischen Bundesvorstellung mitgewirkt haben — man denke an das in der Ukraine ausgegebene Schlagwort: Für eure und unsere Freiheit! —, so sind heute solche Tendenzen in der Praxis verschwunden. Die Politik, wie sie z. B. gegenüber der deutschen Volksgruppe verfolgt wird, ist

gelegentlich weniger aggressiv nach außen als die nationaldemokratische es sein würde, aber bringt trotzdem dem Deutschen Polen eine langsame aber stetige Schmälerung seiner völkischen Lebensmöglichkeiten.

Vor auf beruht also die Opposition, wenn die ideellen Unterschiede nur scheinbare sind, und wenn, soweit Verschiedenheiten in der Auffassung von einzelnen Fragen bestehen, sie niemals zur Begründung einer grundsätzlichen Opposition ausreichen?

Die Spuren einer zerrissenen Geschichte

Der wahre Grund ergibt sich aus der polnischen Geschichte. Ist doch Polen während seiner Staatenlosigkeit nicht ein von einer Macht beherrschtes Ganzes, sondern ein in drei Gebiete unter verschiedenen Mächten zerrissenes Gebilde gewesen. Die Verschiedenheit der Staaten, denen diese Gebiete unterworfen waren, bedingte aber auch eine Verschiedenheit des polnischen Kampfes um ihre Befreiung von fremder Herrschaft. Dieser Kampf, der in Rußland einen mehr heimlichen, in Preußen einen offeneren antistaatlichen Charakter trug, hat in der geschichtlich bedeutsamen Zeit von 125 Jahren Polen mit völlig verschiedenem Typus hervorgebracht. War die Politik Rußlands die Politik einer mächtigen brutalen Unterdrückung, so hatte es das Polentum in Preußen und Deutschland mit einem starken disziplinierten Staat zu tun, der seinen ganzen geistigen Einfluß von Staats wegen in die Waagschale warf. Der Kampf gegen diesen Staat als Staatsidee und als Macht war hier der Ausgangspunkt des polnischen Kampfes und wurde, wenn auch nicht im Gefühl der Ohnmacht, so doch in dem Bewußtsein der unterlegenen, in jedem Fall schwächeren Position geführt. 125 Jahre aber standen im Zeichen dieses Kampfes, und alle Erziehung und politische Arbeit unter seinem Gesichtswinkel.

Allein daher rührt die mangelnde Fähigkeit der Nationaldemokratie, positiv staatlich zu denken. Das Mißtrauen gegen alles, was vom Staat kommt, ist noch so groß, daß es auch gegenüber dem neuerstandenen polnischen Staate weiterwirkte. Noch heute steht Polen mißtrauisch, wenn nicht ablehnend, allem gegenüber, was aus Warschau kommt. Das war selbst zu Zeiten nationaldemokratischer Regierungen nur wenig anders.

Diese Verschiedenheit der Einstellung, die sich in jedem anderen Teilgebiet einen an-

deren Typus schuf, bedingte zugleich auch eine vollstliche Entfremdung, die den Polen des einen Gebietes von dem der anderen trennte. Die Entfremdung wirkte genau so im politischen Leben: jeder Pole sah nur die Lage seiner engeren Heimat und der sich daraus für seinen Kampf ergebenden Notwendigkeiten. In den verschiedenen Wegen des in Osterreich lebenden Pilsudski und des in Preußen aufgewachsenen Dmowski zeigt sich die politische Auswirkung einer Epoche verschiedener Schicksale des gleichen Volkes.

Langsames Zusammenwachsen der polnischen Volksteile

Diese Entfremdung ist die Hauptursache, warum das sich überwiegend aus Ostpolen rekrutierende Regime und die westpolnische Nationaldemokratie auch dann nicht finden können, wenn die ideellen Differenzen, wie sie sich heute zeigen, so gut wie ganz aufgehoben sind. Es wird aber auch verständlich, warum auf der anderen Seite zwischen einzelnen Nationaldemokraten und Anhängern des Regimes Kndz' sehr wohl eine Verständigung möglich und tatsächlich oft zu beobachten ist.

Das Problem der Nationaldemokratie ist überhaupt einer Tageslösung entzogen, als es eben ein Generationenproblem, eine Frage des Zusammenwachsens des polnischen Volkes bedeutet. Darum kann man von einer noch so weitgehenden Verwendung nationaldemokratischen Ideengutes im neuentstehenden Regierungslager nur eine gewisse Besserung der Beziehungen erwarten.

Wesentlich anders liegen die Dinge bei der Bauernpartei.

Bauernopposition parlamentarisch!

Hier handelt es sich, unter Berücksichtigung der eben gegebenen Erklärung, um eine Partei aus dem gleichen politischen Milieu, wie es das der Männer der Regierung ist. In der Opposition gegen die Regierung wirken bei der Bauernpartei vor allem konkrete politische Gegensätze. Der ideelle Gegensatz liegt in dem Aufbau des jungen Staatswesens. Verkörpert das Regime Kndz-Smiglyns einen autoritären Staatstypus, so ist die Bauernpartei bewußt demokratisch. Der alte Bauernpartei Führer Witos ist sogar ein Muster eines mit allen demokratisch-parlamentarischen Waffern gewaschenen Politikers, und seine nicht gerade sehr charaktervollen parlamentarischen Taktiken

haben ja auch den Konflikt zwischen ihm und dem Marshall aufgelöst.

Darüber hinaus bestehen ernsthafte Gegensätze auf wirtschaftlichem Gebiete. Die Wirtschaftspolitik des Finanzministers Rwiatkowski hat eine möglichst weitgehende Industrialisierung des Landes zum Ziel, und hat diese, soweit sie bisher durchgeführt wurde, unter schweren Opfern der Landwirtschaft erreicht. Die Bauernpartei, die in erster Linie als eine Interessentenvertretung des Bauerntums, vor allem des Kleinbauerntums anzusehen ist, steht natürlich dazu in entschiedener Opposition.

Front gegen Großgrundbesitz

Schließlich bestehen der Agrarreform wegen erhebliche Meinungsverschiedenheiten. Auf der Regierungsseite besaßen die konservativen Großgrundbesitzer immer noch einen erheblichen Einfluß, der erst mit der in der letzten Zeit erfolgten Verstärkung des radikalen und übrigens aus dem bauernparteilichen Lager stammenden Landwirtschaftsminister Poniatowski etwas zurückgedrängt worden ist.

Die Bauernpartei ist, geschichtlich gesehen, ein letzter Ausläufer des großen Gegensatzes zwischen Herren und leibeigenen Bauern, der sich in dem Kampf zwischen Groß- und Kleinbesitz bis in die heutige Zeit weiter erhalten hat. Die Bauernpartei führt diese Kampfstellung auf politischem Gebiet bis heute weiter, und ist darum ein entschiedener Vertreter einer radikalen Agrarreform, die gegenüber der finanziellen Schwäche des Staates oder irgendwelchen ernährungspolitischen Argumenten Halt macht.

Die Regierung pflog anfangs Verhandlungen mit der Bauernpartei um eine Eingliederung in das Regierungslager. Diese Verhandlungen sind an den zu weitgehenden Forderungen und der geringen Kompromißlust der Bauernpartei gescheitert. So zeigten dann die letzten Kundgebungen im August die Gegensätze zwischen Regierung und Bauernpartei wieder in aller Schärfe. Die Bauernpartei demonstrierte an vielen Orten mit dem alten Schlachtruf: Gegen die Herren! Die insbesondere von den jungbäuerlichen Rednern gehaltenen Ansprachen zeigten sogar eine weitere Radikalisierung im bäuerlichen Lager, die auch zu einer gewissen Annäherung an die Jungsozialisten geführt hat. Mit dem völligen Scheitern der Verhandlungen ist natürlich auch der Weg für eine Rück-

kehr Witos' nach Polen weiterhin verschlossen.

So werden also für die nächste Zukunft Nationaldemokratie und Bauernpartei in ihrer — mehr oder weniger — grundsätzlichen Opposition gegen die Regierung verharren.

Dazu käme noch die polnische sozialistische Partei — P.S. —, die jedoch zu einer ziemlichen Bedeutungslosigkeit herabgesunken ist und deren politische Parolen denen unserer verflochtenen Sozialdemokratie ähneln. Auf einer ganz anderen Ebene liegt schließlich der Kampf gegen den Kommunismus, der angesichts der sowjetrussischen Nachbarschaft als ständige Gefährdung des polnischen Staatswesens angesehen werden muß.

Regime im Angriff

Der Kampf der Regierung wird über die Anwendung staatlicher Machtmittel hinaus sich darauf erstrecken müssen, der Opposition ihre Basis, nämlich die Menschen, zu entziehen. Das soll die Aufgabe des neuen Blocks sein, mit dessen Programm wir uns noch beschäftigen werden.

Rolf Gutmann, Warschau.

Der unfehlbare Papst

Tatsachen und Verdrehungen

Wir entnehmen der „Morning Post“ folgende aus Rom vom 14. 9. datierten Ausführungen:

„Pius XI. legte heute erneut in einer scharfen Rede die Stellung der Kirche als das wirkliche und einzig sichere Bollwerk gegen den Bolschewismus und umstürzlerische Bewegungen dar. Er griff nicht nur die Roten an, sondern enthüllte klar, daß er die religiöse nationalsozialistische Bewegung für einen mächtigen Faktor in der Unterminierung des Einflusses der Kirche hielt. Deshalb verdammt er solche Bewegungen indirekt als Dinge, die zu bolschewistischen Reaktionen führten.“

Nachdem der Papst sich dann gegen die Greuel in Spanien gewandt hatte, heißt es weiter: „Pius XI. machte dann verhüllte Anspielungen auf Deutschland, dessen neue Ideologie er anklagte, daß sie den Weg für derart schreckliche Vorgänge dadurch öffne, daß sie die Lehren der Kirche behindere und ihren Einfluß in der Familie und in der Jugend herabsetze.“ Er beschrieb auch, wie die Lehren der katholischen Kirche durch Pressezensur und Verbote behindert würden. „Wie kann die Kirche helfen, wenn die

katholische Presse für die Verbreitung, Erklärung, Verteidigung der größten Grundsätze der Kirche, die nur die katholische Kirche besitzt und lehrt, als verdächtig verboten wird, während alle Freiheit, Begünstigung und Toleranz einer Presse gezeigt wird, die sich die Aufgabe gemacht zu haben scheint, die Gemüter zu verwirren und Tatsachen zu fälschen und an ihnen herumzuklügelnd?“ Diese Dinge, erklärte er, lähmen die Wirkung der Kirche in ihrer Funktion als der wahre Retter der Zivilisation und der Menschlichkeit. Er warnte die Welt vor diesen Dingen und dem Eindringen umstürzlerischer und gottloser Gedanken.

Die Presse, von der scheinbar die Rede ist, erlaubt sich nur auf eine Tatsache hinzuweisen: In Spanien, wo heute die wüsten bolschewistischen Greuel herrschen, wurden nie nationalsozialistische Ideen vertreten, aber die Kirche herrschte dort Jahrhunderte. In Deutschland, das trotz des Einflusses der Kirche ebenfalls in ein bolschewistisches Chaos abzustürzen drohte, wendete der Nationalsozialismus die Gefahr.

Aufgewärmte „Kabinettsjustiz“

Friedrichs des Großen 150. Todestag ist der geeignete Anlaß gewesen, die Ansicht der Deutschen dieser Jahre zum Eingreifen des Großen Königs in den Prozeß des Müllers Arnold Harzulegen. Und wir stellen fest, daß diese Ansichten verschieden waren wie die Orte, an denen sie geäußert wurden. Dafür ein Beispiel.

Am 15. August erschien in unserer Zeitschrift der Aufsatz von Leistritz über das Rechtsdenken des Großen Königs, überschrieben „Im Kampf gegen die Jurisprudenz“. Am Beispiele eines der berühmtesten Prozesse der deutschen Rechtsgeschichte wurde gezeigt, in welchem Irrtum sich die liberale Geschichtsbetrachtung befand, wenn sie die Richterfassung als „Kabinettsjustiz“ bezeichnete und von einem verwerflichen Eingriffe absoluten Königtums in die „unabhängige“ Rechtsprechung sprach. Wir sahen, daß der Große König auch in diesem Falle der erste Beauftragte des Volkswillens war, daß er — gerade weil er kein Jurist war — das richtige Urteil über diese Art hatte, das Leben zu sehen und zu beurteilen, und daß seine Maßnahme das Teilstück eines durch das ganze Leben gehenden klaren volkrechtlichen Sinnes war.

Am 14. August — also gleichzeitig — erschien Nr. 33 der „Deutschen Justiz“. Da lesen wir in einem Aufsatz des Staats-

anwaltschaftsrates Dr. W. Becker aus Halle, der nach dem Untertitel als „Gedenkblatt zur 150. Wiederkehr des Todestages des Großen Königs“ gedacht ist, folgendes:

„Unter den Nachfolgern Coccejus nahmen die Klagen und Beschwerden über die Rechtspflege wieder erheblich zu. Namentlich nach dem Siebenjährigen Krieg brachte die finanzielle Krise des Landes ein Anwachsen der Prozesse mit sich, so daß die Gerichte nicht mehr in der Lage waren, die Rechtsstreitigkeiten in der vorgezeichneten einjährigen Frist zu Ende zu bringen. Der König, dem diese Entwicklung nicht entging, äußerte sich wiederholt unwillig über die Justiz. Aus dieser Stimmung heraus ist auch der berühmte Fall des Müllers Arnold zu verstehen, bei dem der König — wohl das einzigmal in seinem Leben — in ein Zivilverfahren eingriff und einen königlichen Machtspruch fällte. Wir wissen heute, daß der König zwar im Irrtum war, aber von den lautersten und reinsten Absichten getragen wurde . . .“

Fürwahr ein seltsames Gedenkblatt! Wenn sich der Verfasser am Schlusse beeilt, dem königlichen Störer der Juristen die „lautersten und reinsten Absichten“ zuzubilligen, so wiegt das wenig gegenüber der zuvor geäußerten Behauptung, der Eingriff sei aus einer allgemeinen Stimmung gegenüber der prozeßverschleppenden Justiz (die allerdings aus allgemeinen Krisen Gründen daran unschuldig gewesen sei) entstanden, der Eingriff sei ein Machtspruch (also das Gegenteil von einem Rechtspruch) und ein Irrtum, was wir heute wüßten. Verschiedene Orte, verschiedene Meinungen. Wer entscheidet? Nach unserer Ansicht allein die geschichtliche Wahrheit; denn wir gehören nicht zu denen, die da meinen, wir hätten

es nötig, längst erwiesene geschichtliche Größe durch Geschichtsfälschungen fragwürdig zu steigern. Friedrich der Große könnte es vor der Geschichte durchaus ertragen, sich in diesem Falle geirrt zu haben. Und wir würden uns nicht scheuen, von solchem Irrtume zu sprechen, wenn — ja, wenn er vorgelegen hätte! Dem Verfasser des fraglichen Aufsatzes in der „Deutschen Justiz“ sollte es aufgefallen sein, daß das rechtsgeschichtliche Schrifttum in der Beurteilung dieses Falles durchaus nicht einheitlich ist. Und wir behaupten, daß die sonstige geschichtliche Größe eines Friedrich gerade gegenwärtige Betrachter verpflichtet, eine solche Uneinheitlichkeit des Schrifttums zumindest zum Anlaß zu nehmen, ablehnende Urteile der liberalen Wissenschaft eingehend geschichtlich zu überprüfen oder mangels dessen nicht gedankenlos nachzuschreiben und sich auf die Seite der juristischen Mehrheit zu stellen. Denn vor dem großen Ablaufe der deutschen Geschichte ist auch in diesem Falle die Jurisprudenz mehr im Verdachte, sich hier geirrt zu haben, als der Große König.

Wer frei von liberal-juristischer Geschichtsbetrachtung die geschichtliche Wahrheit dieses Falles unterucht, der stellt sich gerade in der deutschen Gegenwart auf die Seite Friedrichs. Und daß noch heutzutage die führende juristische Zeitschrift Friedrich den Großen in diesem Falle ablehnt, das zeigt uns nur, wie notwendig die ausführlichen Darlegungen über das Rechtsdenken des Großen Königs in „Wille und Macht“ waren und daß Leistung mit feiner Feststellung „So war Friedrich vergangen und die Jurisprudenz verblieben“ eine bis in die jüngste Gegenwart hinein gültige Wahrheit beim Namen genannt und einem nur allzu verbreiteten Denkfehler unserer Zeit den Eintritt in das Denken der jungen Führungskraft verwehrt hat.

Das vorliegende Heft unserer Zeitschrift erscheint erstmalig im Zentralverlag der NSDAP, Franz Eher Nachf., München. In der Erscheinungsweise des Heftes werden durch den Verlagswechsel keine Änderungen eintreten. Nur die Folge vom 1. Oktober mußte aus naheliegenden technischen Gründen verzögert zur Ausgabe gelangen.

Die Schriftleitung.

Hauptchriftleiter und verantwortlich für den Gesamthalt: Günter Kaufmann, Berlin NW 40. Anschrift: „Wille und Macht“, Reichsjugendführung, Berlin NW 40, Kronprinzenufer 10. Fernsprecher D 25841. — Verlag: Zentralverlag der NSDAP, Franz Eher Nachf. G. m. b. H., München. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. — D. M. III, B. J. 36: 14000, Bl. Nr. 5. — Druck: Münchener Buchgewerbehause W. Müller & Sohn G. H., München. — „Wille und Macht“ ist zu beziehen durch den Verlag oder jede deutsche Buchhandlung sowie durch die Post. Postbezug viertel. 1.80 RM. zusätzl. Postgeb. Bei Bestellung von 1 bis 3 einzelnen Nummern bitte den Betrag in Briefmarken beizulegen, da Nachnahmeendung zu teuer ist und diese Bestellung sonst nicht erledigt werden kann. Massenbezug durch den Verlag laut besonderer Bezugsbedingungen.

Man braucht eine Zeitung

sonst verpaßt man manchen Vorteil,
kommt überall zu spät und muß auf
viel Anregung verzichten!

Welches Mittel entfernt leicht

Harz, Öl u. Schmiere von den Händen?

Überflüssig ist Scheuern, Bürsten,
Reiben und sonstige Schrubbererei,
denn Händeschmutz jeder Art - Erde,
Schmiere, Farbe, Tinte - waschen
sich leicht und gründlich herunter

mit Abrador; einer
Spezial-Handreini-
gungs-Seife mit be-
sonderen Zusätzen,
unter anderem auch
Lanolin u. Glycerin



LUHNS Seifen- u. Glycerin-Fabriken-Ges. 1869-Wuppertal (Rhld.)

Junges Volk

Reihe: Bücher der jungen Nation

Band 1:

Herbert Böhme

Der Kirchgang des Großwendbauern

Novellen

Leinen: 2.50 RM.

Band 2:

Fritz Stelzner

Schickfal SA.

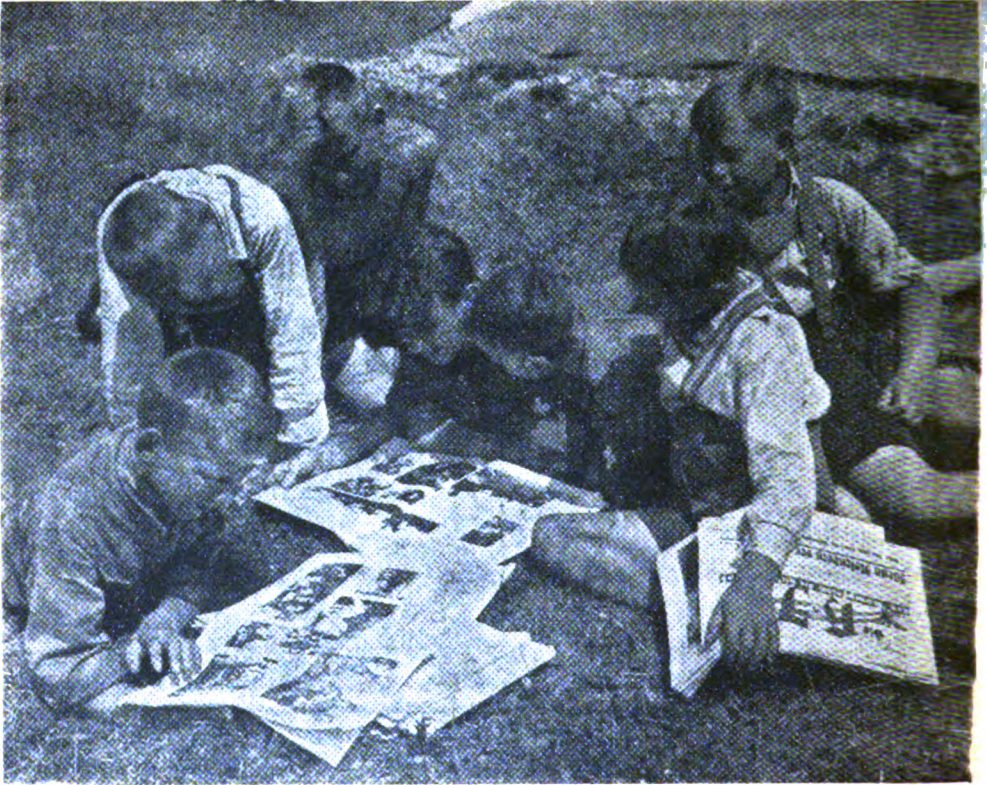
Die Deutung eines großen Ge-
schehens, von einem, der es
selbst erlebte

Leinen: 3.- RM.

Weitere Bände in Vorbereitung

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., München



Ganz pfündigen Lektüre

bringt in jeder Folge die Reichszeitung
„Die HJ.“, das amtliche Organ der RJS.

Jeden Samstag neu! Überall für 15 Pfg. erhältlich. Monatl. Bezugspreis 60 Pfg.
zuzüglich Zustellgeld. Bestellungen und Probenummern

ZENTRALVERLAG DER NSDAP., MÜNCHEN 2 NO, THIRSCHSTR. 11

Wille und Macht

Lehrerorgan der nationalsozialistischen Jugend



und dem Inhalt:

Soziale Unruhe in der Welt – Friede im Reich

Bährens / Der Kampf um die Macht in Belgien

Die spanische Feuersbrunst

Schickert / Der Jude in den sozialen Spannungen der Völker – Lange / Soziale Kämpfe gegen das Auslandsdeutschum – Kaufmann / Bemerkungen zur Romreise der H. Hoffmann / Warum denn Abwertung?

Halbmonatschrift / Heft 20 München, 15. Okt. 1936 Preis 30 Pfg.

Inhalt

Soziale Unruhe in der Welt — Friede im Reich R.B.

Die spanische Feuersbrunst Ernst von Pürdel

Der Kampf um die Macht in Belgien Kurt Böhrens

Soziale Kämpfe gegen das Ausland-

deutschtum Friedrich Lange

Der Jude in den sozialen Spannungen

der Völker Klaus Schickert

Außenpolitische Notizen:

Bemerkungen zur Romreise der HJ. . . Günter Kaufmann

Warum denn Abwertung? Ernst Hoffmann

Kleine Beiträge:

Neubauerntum auf dem Balkan J. März

Randbemerkungen:

Der Geist im Exil St.

Theaterkritiken Wilhelm Utermann

Kunstdruckbeilage: Zertrümmerte Werte

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

Jahrgang 4

München, 15. Oktober 1936

Heft 20

Soziale Unruhe in der Welt — Friede im Reich

Kein Mensch in der ganzen Welt wird es mehr leugnen können: Wir haben die große Zeit des hemmungslosen Kapitalismus hinter uns. Am Ende einer scheinbaren wirtschaftlichen Blütezeit steht eine Primitivität der Handelsbeziehungen der Völker und damit der wirtschaftlichen Befriedigung der Weltbedürfnisse, die jedermann vor nicht allzu langer Zeit noch als wahnsinnig angesprochen hätte. Da gibt es nicht nur Schutzzölle und Einfuhrbehinderungen in nie erlebtem Maße, sondern wir sind heute so weit, daß man fast überhaupt nichts mehr in der Welt kaufen kann, ohne Ware für Ware zu geben: *Tauschhandel*, der primitivste wirtschaftliche Verkehr, den es überhaupt gibt! Arbeitslosigkeit und ein banges Morgen als Folge!

Die Mittel, die man anwendet, um diesen Zustand zu beseitigen, werden nicht lange vorhalten, ob es sich nun um Währungsschutzgesetze oder Zinsveränderungen oder um Währungsentfungen handelt, die wir ja gerade in den letzten Tagen wieder bei einer Reihe von europäischen Staaten erleben. Seit 1932 hat man schon dieses Mittel versucht, und nicht nur beim englischen Pfund, sondern auch beim Dollar und dem japanischen Yen.

Während die ganze Menschheit unter dem endgültigen Versagen dieses jüdischem Denken entsprechenden Kapitalismus, des Verdienenwollens um jeden Preis, leidet, hält die andere jüdische Seuche, der Bolschewismus, seine Zeit für gekommen, um mit einem Großangriff gewaltigen Ausmaßes die betrogenen Schaffenden einer Reihe von Staaten zu neuem Wahnsinn zu verleiten.

Währenddessen wird immer noch in Amerika Getreide verbrannt, verfaulen Obsternten, sinken Kaffeeladungen ins Meer — damit die Preise nicht gedrückt werden —, während Farmer ihren Boden verlassen und in Newyork Hunderttausende in

Zeitungspapier eingewickelt in irgendeiner Ecke der Stadt ihr Nachtlager aufschlagen.

Immer noch hungern Millionen von Menschen in Rußland — augenblicklich ist es in besonderem Maße die Ukraine —, Menschen, die ein Land bewohnen, das groß genug ist, nicht nur die eigenen Bürger, sondern ganz Europa mit den Produkten seines Bodens zu ernähren.

In Frankreich huldigt man immer noch oder stärker als je einer Demokratie unter jüdischer Führung, diesem abgelebten, in parteipolitischen Taktiken und Kämpfen geschwächten System, das in Krisenzeiten der beste Schrittmacher für den Bolschewismus sein muß. Auf der anderen Seite fällt man in demselben Lande immer noch auf die alte Täuschung herein, daß man durch Erhöhung von Löhnen niemals das Auskommen erhöhen kann, sondern in Wirklichkeit die Preise mitsteigert und das Elend nachher viel größer ist als vordem, eine Erfahrung, die eigentlich alle Staaten schon hinter sich haben mühten.

Nirgendwo will die Menschheit lernen an den Fehlern, die in den letzten zwanzig Jahren gemacht wurden. Nirgendwo sehen wir den völkischen, den sozialistischen, den volksgemeinschaftlichen Geist, der, wenn er Regierung und Volk befeelt, die Rettung bringen kann.

In Spanien rast die Bestie Mensch. Die schrecklichsten Bluttaten, die denkbar sind, erfüllen nun seit Monaten tagtäglich das unglückliche Land. Daß es in Spanien in den letzten Jahren überhaupt so weit kommen konnte, ist die Folge einer mittelalterlichen Gesellschaftsordnung und einer tiefen Kluft zwischen den Klassen. Eines ist sicher: der ganze Freiheitskampf des antibolschewistischen Spaniens hat keinen Sinn gehabt, wenn nicht nach einem Siege die regierenden Männer sich auf die großen völkischen Kräfte ihres Landes besinnen und sich zum Standpunkt einer sozialistischen Gerechtigkeit bekennen.

Niemals dürfen die Führer neuer Staaten Vertreter von Interessengruppen sein wie in den alten westlichen Demokratien, niemals Mitverdiener wie in Frankreich und anderswo, niemals Alleinverdiener wie die Herren von Sowjetrußland.

Wir suchen nach dem völkischen, dem sozialistischen und volksgemeinschaftlichen Geist in der Welt, und wir finden ihn nicht. Und fast nirgendwo kommt es den Regierungen auf das ganze Volk an.

Wenn wir uns in Deutschland zum völkischen Gedanken bekennen, so ist das keine Phrase. Die Achtung vor dem Volksgenossen, die Gemeinschaft der Menschen unseres Volkes, der Begriff „völkisch“ selbst beruht auf dem alten nationalsozialistischen Grundsatz von Blut und Boden. Das neue Deutschland steht und fällt mit diesem Begriff. Nirgendwo kennt man ihn in der Welt, weder in Frankreich, wo man jeden Regier als Franzosen anzuerkennen bereit ist, wo man schon seit Jahren Regierminister kennt und bedenkenlos Fremdrassigen die Führung der Staatsgeschäfte anvertraut, man kennt ihn nicht in Rußland mit seiner jüdischen Führung, man anerkennt ihn nur bedingt in U.S.A., unter dessen Flagge Fremdblütige die großen Sportiege erkämpfen dürfen, und man verleugnete ihn als einen bekämp-

fenswerten Mystizismus, als Ausfluß eines Denkens „dunkler germanischer Urwälder“.

Die völkische Grundeinstellung des nationalsozialistischen Deutschlands ist aber das geistige Fundament des deutschen Sozialismus. Mag dieser Begriff Sozialismus immer noch verschieden ausgelegt werden, es kommt nicht so sehr auf die Worte, sondern vielmehr auf den Inhalt an. Hitler hätte 1920 seiner Bewegung auch einen anderen Namen geben können. Was er aus ihr gemacht hat, das war entscheidend.

So bejahen wir denn, daß Deutschland immer unbedingter sozialistisch wird. Wir drücken uns nicht um den Beweis, daß Deutschland sozialistisch ist, sowohl von „oben“ und von „unten“ gesehen, von der Tätigkeit der Regierung aus, wie von der Einstellung des einzelnen Volksgenossen. Es geht letzten Endes alles um das ganze Volk.

Hitler ist mit der Arbeitslosigkeit fertig geworden. Er wurde es im Gegensatz zu den anderen, weil er das Volksganze sah. Vieles ist geschaffen worden in den vier Jahren, das einer alten „Interessenschicht“ nicht mehr dient als irgendeiner anderen. Dem Volksganzen dient alles, was gemacht worden ist, und wenn die Entrechteten, die Arbeitslosen, wieder eingegliedert werden konnten in das Leben der Nation, dann ist das auch mit Hilfe des ganzen Volkes gelungen, das die große Linie erkannte und freudig, wenn auch unter Opfern, durch seinen Idealismus und sein Vertrauen die Aufgabe der Revolution erfüllte.

Die Erzeugungsschlacht ist ein Beweis für die grundsätzlich sozialistische Politik des nationalsozialistischen Staates. Arbeit und Absatz für den Bauern, ausreichende Lebensmittel für das ganze Volk, das waren die Ziele, und sie sind im großen und ganzen erreicht. Wie erbärmlich machen sich dagegen die Ergebnisse russischer Planwirtschaft, die in der vielfachen Zeit noch immer nicht eine landwirtschaftliche Produktion erreichen konnte, die das Volk vor Hungerepidemien bewahrte, geschweige denn das Auskommen sicherte, und die überdies einen Bauernstand vernichtete oder enteignete.

Daß von der kulturellen Entwicklung aus gesehen Deutschland alte soziale Spannungen durch sozialistische Maßnahmen abgelöst hat, zeigt schon der deutsche Rundfunk als Einrichtung des ganzen Volkes. Aber auch das Theater- und Musikleben von heute, die Galerien und Ausstellungen sind stärker als je Gemeingut geworden. Niemand in Deutschland ist mehr von dem Kulturleben ausgeschlossen, ist als Weniger-Verdienender zweittklassig wie anderswo.

Es mag jemand die Bezeichnung „sozialistisch“ für das Winterhilfswerk ablehnen und sich dabei darauf berufen, daß der Nationalsozialismus früher eine „soziale Fürsorge“ zugunsten der sozialen Gerechtigkeit abgelehnt hat: dieses Winterhilfswerk bleibt mit seinen Opfern auch der Armsten, mit seinem volksgemeinschaftlichen Geiste und mit seinem unerhörten Erfolg, daß tatsächlich niemand hungert und friert in Deutschland, ein so unerhörtes Denkmal eines neuen Geistes, eines neuen Denkens und einer Solidarität von arm und reich, von Stadt und Land, wie es sich ruhig die ganze Welt zum Beispiel nehmen kann.

Nirgendwo in der Welt wird mehr für Mutter und Kind getan, mehr getan im Kampfe gegen die großen Volkskrankheiten und — das Entscheidende — im Kampfe gegen die Vererbung dieser Krankheiten, also auch gegen ihre Ursachen.

Die Erziehung unseres Volkes geht von vollständig neuen Grundsätzen aus. In den Organisationen unserer Jugendbewegung gibt es ebensowenig eine Wertung nach Klassen oder Ständen wie im Arbeitsdienst und in der Wehrmacht. Die Aristokratie der Leistung löst die des Geldes ab. Alle lernen die Handarbeit kennen im Arbeitsdienst, niemand steht mit Vorrechten in den Gliederungen der Wehrmacht. Die Berufserziehung ist nicht mehr vom Gelde abhängig wie früher. Jedem verschafft der Staat und die Volksgemeinschaft die Voraussetzungen, Tüchtiges zu leisten.

Der Geist eines wirklichen Sozialismus hängt eng zusammen mit der Auffassung, daß Arbeit nicht schändet, sondern Ehre heißt, daß jeder Mensch geachtet sein soll, der arbeitet. Denn jede Arbeit in einem sozialistischen Staat ist für das ganze Volk getan. So begründete der Nationalsozialismus, unverstanden von einem in Klassenanschauungen befangenen Ausland, den Durchbruch der sozialen Ehre, die Anerkennung der Ehre jedes deutschen Arbeiters in dem Gesetz vom 20. Januar 1934.

Es ist heute kein Streitpunkt mehr, welche soziale Ordnung dieses Gesetz in Deutschland begründet hat. Wir alle in Deutschland wissen es, daß die Kritiker von damals unrecht behalten haben, ob sie sich „christliche“ Gewerkschaftler oder „freie“ nannten, oder ob sie sonstwo auf ihre Weise ein neues System aufzubauen bemüht waren.

Bürge für diese große geistige Einstellung bleibt der Führer, der vor Monatsfrist wieder einmal die alten nationalsozialistischen Gedanken in neuen Worten aussprach, daß „wer nur in materiellen Dingen denkt, stets als Armster anzusprechen ist“, und das Wort, daß er keine Arbeitgeber und Arbeitnehmer mehr kenne, daß alle Arbeitsbeauftragte der Nation sind, daß es aber beim Neuaufbau einer Wirtschaft, die Deutschland unabhängig von den Wirtschafts-launen der Welt machen solle, niemals auf Sonderinteressen und auf Gewinne der Wirtschaft ankomme, sondern auf Sein oder Nichtsein der ganzen Nation.

Die sozialen und völkischen Kämpfe, wie sie uns überall um Deutschland herum begegnen, und die einen gefährlichen Zündstoff in der Weltpolitik bilden, bestärken uns im Reich, den begonnenen Weg zur Überwindung alten Wirtschaftsdenkens energisch fortzusetzen. Wir haben in wenigen Jahren dank großartiger Erfolge unseres Führers den Geist des völkischen Sozialismus tief im Volke verwurzeln können. Der Jammer und die Sorgen der anderen bestätigen uns, wie glücklich wir sind, daß wir diesen Weg rechtzeitig fanden. Um so sicherer und kompromißloser wir ihn weitergehen, um so größer wird der Vorsprung innerer Kraft, um den uns die Umwelt beneidet, bekämpft, aber auch nicht anzutasten wagt. R. B.

Ernst v. Pürckel:

Die spanische Feuerbrunst

Ursachen der Revolution

Mit der ruhmvollen Verteidigung des Alfazars von Toledo scheinen die Zeiten des Ritters Cid mit ihrem Edelmut, mit ihrer Tapferkeit und Selbstaufopferung wiedergekehrt zu sein. Spanien steht vor der Erlösung! Es kann kaum mehr daran gezweifelt werden, daß es General Franco gelingen wird, der roten Hydra des Marxismus den Kopf zu spalten. Es sei, daß in letzter Stunde ein Eingriff von außen das Selbstbestimmungsrecht des spanischen Volkes antastet. All die grauen-erregenden Einzelheiten des spanischen Bürgerkrieges regen die Frage an, aus welchen Ursachen heraus dieser abgrundtiefe Haß, diese unstillbare Blutgier bei breiten Volksschichten entstehen konnte? Sicherlich haben die ungehemmte bolsche-wistische Propaganda und die Lehren des Anarchismus unter den Millionen von Analphabeten Spaniens ein nicht wieder gut zu machendes Unheil angerichtet, auch mag der afrikanisch-maurische Einschlag im Blute der meisten Spanier schlum-mernde Leidenschaften entfacht haben. Aber diese Erklärung allein genügt nicht, sie wäre zu oberflächlich. Denn das, was heute in Spanien geschieht, ist erst faßbar, wenn man die soziale und staatliche Struktur Spaniens und dabei die Stellung der Kirche und die im Lande herrschenden Agrarverhältnisse in Betracht zieht.

Etwa 40 Prozent des Ackerlandes in Spanien gehören den Klöstern, Bistümern und einigen bevorzugten Grandenfamilien. 20 Prozent des Bodens gehören 50 000 begüterten Grundbesitzern. Zwei Millionen Spanier, namentlich im Norden und Mittelspanien, sind ganz kleine Landeigentümer, die oft weniger als einen ein-zigen Hektar ihr eigen nennen, der ihnen nicht genug Ernte zum Unterhalt der Familie liefert. Die Klöster und Latifundienbesitzer pflegen ihr Land einem Groß-pächter zu überlassen, der es wieder in kleinen Parzellen weiter verpachtet und dabei Wucherzinsen verlangt. Vergleiche mit dem Steuerwesen in den Provinzen des alten Imperium Romanum, mit dem Pacht- und Ausbeutungssystem der römischen Statthalter scheinen berechtigt. Der letzte in der Reihe ist der Land-arbeiter, für den die Republik nach der Abdankung des Königshauses ursprünglich einen Mindestlohn von 3 Pesetas 50 Centimos (etwa 1.50 Mark) ansetzte, aber diese arbeitsrechtliche Anordnung, eine „Errungenschaft“ der Republik, wurde nie-mals eingehalten, und der Lohn sank bald wieder auf 2 und auf 1 Peseta. Wenn auch die Bedürfnislosigkeit des spanischen Landarbeiters sprichwörtlich ist, so ermög-lichte ihm der karge Verdienst doch niemals, sich satt zu essen. Er mußte sich mit einem Schluck Wein, einer Handvoll Oliven und mit etwas Brot begnügen. Nicht selten geschah es, namentlich in Andalusien, daß Tausende von Hektar fruchtbar-nen Landes nur als Weideflächen für die Kampfstiere dienten, die für die Arena ge-züchtet wurden, während der Landlose nebenan mit seiner Familie hungerte.

Obwohl Spanien ein Agrarland ist, so gibt es doch auch in Katalonien und im Norden weit ausgedehnte Industrie- und Minengebiete. Die Erz- und Kohlen-lager bei Bilbao und in Asturien sind bekannt, und in anderen Gegenden werden

Quecksilber und Kupfer gefunden. Im allgemeinen steht sich der Industriearbeiter besser als der Landarbeiter. Jedoch fehlen Angaben über einen Durchschnittslohn. Auch ist die Lohnhöhe im Verhältnis zur Preishöhe ein relativer Begriff; die Preishöhe schwankt in Spanien mehr als in anderen Ländern.

Etwa 50 Prozent der Spanier sind noch immer Analphabeten; es gibt sogar, nur ungefähr 100 Kilometer von Madrid entfernt, an den Abhängen des Guadarramagebirges Gegenden, wie z. B. Hurdes, die überhaupt der Zivilisation noch kaum erschlossen sind. Dort leben Köhlerfamilien heute noch ebenso, wie sie es vor 300 Jahren taten. Etwa 5000 Gemeinden in Spanien besitzen kein Trinkwasser. Der Eisenbahnzug zwischen Granada und Lorca z. B. muß den am Wege liegenden Dörfern das Wasser zuführen. An jeder Bahnstation erscheinen Männer mit mannshohen Gefäßen, um von der Lokomotive das Wasser in Empfang zu nehmen. In den fruchtbaren Gefilden von Murcia und Valencia ist die gerechte Verteilung der Wasservorräte, die von einem sogenannten Wassergericht bestimmt wird, eine der wichtigsten Aufgaben.

Die Pyrenäenhalbinsel blickt auf eine weite und bewegte geschichtliche Vergangenheit zurück. Aber alles in allem blieben der Einbruch der Phönizier, der Römer, der Goten, Mauren und später die Glanzzeit des spanischen Imperiums doch nur vorübergehende Steigerungen, die an der Starre und Abgeschlossenheit des Landes wenig geändert haben. Erst die Technik und die Motorisierung leiteten einen Umschwung ein, wenn auch der sogenannte Fortschritt in Spanien im Vergleich zum rasenden Tempo der Umwelt immer auf eine langsamere Gangart eingeschaltet blieb. Man darf deshalb mit einer gewissen Berechtigung behaupten, daß heute in Spanien soviel geschieht, weil früher z u w e n i g geschehen ist. Das Land war in Bedingungen hineingeraten, für die Unruhe charakteristisch ist. Es hatte sich ein nach Lösung drängender Schwebestand der sozialen und politischen Struktur des Landes gebildet. Durch Jahrhunderte hatte sich die spanische Staatlichkeit auf die beiden, eng miteinander verbundenen Grundsäulen, *M o n a r c h i e* u n d *K i r c h e*, gestützt. Man hatte an ihnen gerüttelt, das Gleichgewicht ging verloren, und ein staatliches Debakel wurde unvermeidlich.

Der blinde Haß der Roten richtet sich heute vornehmlich gegen die Faschisten und gegen die Kirche, jedoch ist der Begriff „Faschist“ nur ein Schlagwort. Für die große Menge der Roten ist ein jeder Faschist, der sich nicht wie ein Tollhäusler gebärdet, der dezent gekleidet auf die Straße geht, der nicht bereit ist, Kirchen und Altäre zu zerstören, noch bei Gelegenheit seinem Widersacher den Dolch in den Rücken zu stoßen. Hier erkennt man die Moskauer Arbeit, die durch Schürung des Hasses die Gewissen ertötet und jede Überlegung ausgeschaltet hat. Dazu kommen die anarchistisch-syndikalistischen Lehren, die zwar in Opposition zum Moskauer Dogma stehen, aber die nicht verhindert haben, daß Anarchisten und Bolschewisten für das Zerstörungs- und Vernichtungswerk der Kultur und Zivilisation, für Mord und Brandstiftungen einen unzertrennlichen Bund geschlossen haben. Da Spanien einst im Schatten seiner Kathedralen groß und mächtig geworden ist, und da sich die Lehren

der katholischen Kirche nicht mit denen Venins und Bakunins vereinen lassen, so sollen Gott, die Kirche, die Priester und alles, was mit dem Glauben zusammenhängt, ausgerottet und geschändet werden.

Wie auch in einigen anderen südlichen Ländern haben die ersten christlichen Missionare in Spanien zur Römerzeit es nicht leicht damit gehabt, die Bewohner zum Christentum zu bekehren. Sie halfen sich damit, daß sie die heidnischen Stadtgötter und Göttinnen als Heilige in den christlichen Himmel versetzten und ihnen dort einen Ehrenplatz anwiesen. So erklärt es sich, daß auch heute noch die Ortsheiligen eine überaus wichtige Rolle spielen, daß ihr Einfluß auf einen begrenzten Raum gebunden blieb, und daß z. B. nur wenige Spanierinnen davon zu überzeugen sind, daß die berühmte, wundertätige Madonna del Carmen in Sevilla dieselbe Mutter Gottes ist wie die Madonna del Pilar in Saragossa, die nicht weniger verehrt wird. Die schwarze Mutter Gottes in Barcelona genoß eine andere Verehrung als die Macarena. Christus wurde in verschiedenen Gestalten angebetet, von denen die eine wundertätiger als die andere war. Gewitterte es, so mußte die heilige Barbara eingreifen, eine andere Heilige half beim Lotteriespiel, kurz: im Bewußtsein von Millionen einfacher Spanier war der christliche Himmel, ähnlich wie der Olymp, mit zahlreichen Heiligen oder Gottheiten bevölkert, die es im allgemeinen mehr mit den Reichen und Mächtigen als mit den Armen und Bedrückten hielten. Das schließt ja gar nicht aus, daß auch die spanische Kirche in der Vergangenheit manche schöne, tief innerliche Blüten getrieben und daß es Helden des reinen Gottesglaubens und wahrer Frömmigkeit gegeben hat. Von der Mehrheit aber wurden Außerlichkeiten als das Wesentliche verstanden. Einige Jahrhunderte nach der Bekehrung Spaniens zum Christentum folgten die Kriege mit den Mauren, in denen sich der Schlachtrupf mit Gebet, Kriegerturn und Mönchtum verschmolz. Auf beiden Seiten, auf der arabischen sowohl als auch auf der christlichen, gab es dieselben Erscheinungen. Orden wurden gegründet, die den Kampf ins Feindesland zu tragen trachteten. Auf der spanischen Seite gelangten diese geistlich-ritterlichen Orden bald zu einer bedeutenden politischen und militärischen Macht. Der bekannteste war der Orden von San Jago, dessen Ordensmeister der König war und dessen Kapitel noch bis in die allerletzten Jahre in Madrid seinen Einfluß bewahrt hat. Zur einen Hälfte bestand der Orden aus Klerikern, zur anderen aus Rittern.

Dem Kampf mit den Mauren folgte die Inquisition und die Vertreibung der Juden aus Spanien. Ketzer, auch Männer, die sich nicht ganz gehorsam dem Willen der Kirche fügten oder den leisesten Zweifel am katholischen Dogma äußerten, wurden zu Tausenden auf den Scheiterhaufen, den mit Teufelsfragen bemalten San Benito auf dem Kopfe, verbrannt und ihr Eigentum von der Kirche beschlagnahmt, von einer Kirche, die weniger durch Liebe als durch die Furcht, die sie verbreitete, herrschte. Philipp II., der von seinem düsteren Fessenschloß, dem Escorial, die halbe Welt regierte, stellte sich mit gekreuzten Armen dem Eindringen eines neuen Geistes in sein Land entgegen. Weder das italienische Resorgimento, noch die Reformation haben Spanien berührt. Die herr-

schende katholische Kirche konnte, ohne Einkehr zu halten, ohne neue Strömungen aufzunehmen, sich bis in die letzten Tage im Geist des frühen Mittelalters entfalten. Die Bischöfe waren mit wenigen Ausnahmen in erster Linie mächtige Fürsten, denen, wenn sie am Hof erschienen, König und Königin ehrerbietig die Hand küßten. Die Priester waren, wenn sie nicht zum Jesuitenorden gehörten, oder sonst ein höheres Seminar besucht hatten, durchschnittlich recht ungebildet. Das Volk erkannte ihnen infolge ihrer Weißen die Zauberkraft zu, die Hostie zu verwandeln, Sünden zu vergeben und die Tore des Himmels zu öffnen oder zu schließen. Um die leibliche Not der Bevölkerung kümmerte sich der Klerus nicht sonderlich, er spendete Almosen — die Klöster verteilten die fette Kloster-suppe unter den Bedürftigen —, um soziale Reformen aber kümmerte er sich nur dann, wenn sie im Sinne der Kirche lagen. Dabei hatte man in Spanien oft den Eindruck, daß einige Gruppen von Menschen bewußt in den Bettel absanken. Es lebte noch die alte Auffassung, daß Christus in jedem Bettler leibhaftig geworden sei, daß man also Christus etwas zukommen läßt, wenn man dem Bettler hilft. Man nennt ihn „hermano“ (Bruder), man bittet um Verzeihung, wenn man ihn abweist, und zeigt eine bewunderungswürdige Geduld, wenn er zudringlich wird. Am Gründonnerstag ging die Königin, ganz in Schwarz gekleidet und nur von einer Dame begleitet, in die Elendsquartiere, wo die Bettler wohnen, und verteilte Almosen.

Dem Durchschnittspanier war noch nicht die Einsicht gelungen, daß andere Zeiten andere Nerven und andere Methoden erfordern, und daß auch ein Bettler-Christus heute eine andere Gestalt zeigen würde. Hier fanden der Klassenkampf und die Lehren des Marxismus dankbare Vorbedingungen, um die Armen davon zu überzeugen, daß ihnen nicht Almosen und Kloster-suppe, sondern ein auskömmlicher Lohn zustehet. Die Kirche konnte angeklagt werden, in deren Zeichen die soziale und politische Entwicklung gestanden hatte. Sie hatte einen heißblütigen Fanatismus gezüchtet.

Vielleicht ist der Schritt nicht so weit von den Scheiterhaufen der Inquisition bis zu den verkohlten und glimmenden Balken der Kirchen und Klöster.

Spanien ist heute nicht nur ein Land in Gärung, sondern auch ein Land in Geburtswehen. Die Ausrufung der Republik, 1931, verwirrte die Lage, anstatt Klärung zu bringen. Die heutigen Ereignisse erschienen unvermeidlich, als es der sogenannten Volksfront mit Hilfe der Bolschewisten, Anarchisten und Separatisten gelang, durch eine ganz geringe Stimmenmehrheit bei den Wahlen die Macht im Lande zu ergreifen. Die angekündigten und sehr notwendigen Reformen blieben im Parteikampf stecken, und die Volksfront-Minister wurden zu Sklaven roter Despoten, Fanatiker und Mörder. Die Kriminalgefängnisse wurden geöffnet, und notorische Verbrecher schoben sich hinauf an die Spitze der Macht. Ausländische Kommunisten, Sowjetrussen, Tschechen, Franzosen und Emigranten aus Deutschland verdrängten die Spanier aus den Kommandostellen, und die unsäglichen

Greuel, deren Zeugen wir sind, entstanden unter der Frage des Marxismus auf spanischem Boden.

Der Diktator Spaniens in den zwanziger Jahren, General Primo de Rivera, hatte geäußert, daß man Spanien nur mit Hilfe der Musketen regieren könne. Dieses Mittel hat sich unter dem Diktator, wie die Entwicklung seither lehrt, als untauglich erwiesen. Eine neue geistige Ordnung, eine neue Lebensform muß aus den Trümmern sozialer und völkischer Gegensätze und ihrer graufigen Früchte erwachsen, wenn Spanien wieder einer großen nationalen Zukunft zustrebt. Die nationale Bewegung unter General Franco, die mit Erfolg den Aufstand gegen die Feinde Spaniens unternommen und bereits den Ring um Madrid geschlossen hat, will das schwere und revolutionäre Werk vollbringen, die spanische Nation, nachdem die Hydra des Marxismus besiegt ist, unter neue Lebensgesetze zu stellen und Volk werden zu lassen. In seinem Aufruf sagt General Franco, daß die Reichen in Zukunft große Opfer bringen müssen, und daß kein Arbeiter um den verdienten Lohn gebracht werden wird.

Es gilt alle Kräfte des spanischen Volkes zu beleben und eine Einheit des Willens herzustellen. Kein Zweifel, daß aus dem breiten und tiefen Blutstrom des spanischen Volkes Männer erstehen, die stark genug sind, wirkliche Führer zu sein.

General Franco verkündet Frieden und Freundschaft mit allen Ländern, außer mit Moskau, so lange es bolschewistisch ist. Noch ist der Endsieg der Nationalen nicht endgültig errungen, noch wird sehr viel Blut fließen, ehe das Befreiungswerk der Generale vollbracht ist, denn mit der Einnahme von Madrid findet der Bürgerkrieg noch nicht sein Ende. Dann müssen die vier katalanischen Provinzen (Barcelona, Tarragona, Gerona und Lerida) erobert und von den Roten gesäubert werden. Und ein katalanischer Krieg, wie er schon vor zwei Jahrhunderten unter Philipp V. geführt wurde, ist keine leichte Sache, denn Katalanen und Kastilier haben sich nie vertragen und vertragen sich auch heute nicht. Auch die baskischen Provinzen, denen die rote Regierung die Autonomie gewährt hat, sollen dem großen spanischen Vaterlande wieder eingefügt werden. Das ist eine schwere Aufgabe für die Nationalen, aber nichts ist so schwer, daß es nicht von nationaler Leidenschaft gemeistert werden könnte. General Franco wird sich der ungeheueren Verantwortung für sein Werk bewußt sein. Nicht nur ein Volk gilt es aus dem Chaos zu einer von allen innerlich behafteten Ordnung zu führen, sondern auch einer Weltgefahr den Einbruch in die Ordnung Europas zu verwehren. Eine sozialistische Neuordnung Spaniens auf völkischer, nationalistischer Grundlage könnte die schwer geprüfte Halbinsel gegen den Bolschewismus immun machen. Moskau aber hätte eine Einbruchsmöglichkeit in Europa verloren.

Kurt Bährens:

Der Kampf um die Macht in Belgien

Überwindet unser westlicher Nachbar innerpolitische Spannungen?

Aus dem Gesamtbereich der belgischen Politik ragen gegenwärtig die Namen zweier Persönlichkeiten über die Grenzen des kleinen Landes, von denen jede für sich das Denken einer Epoche verkörpert und die sich als zwei Welten gegenüberstehen: Léon Degrelle und Paul van Zeeland. Der erstere ist Opposition, der zweite Regierungschef. Degrelle ringt um das Morgen. Van Zeeland verteidigt das Heute und Gestern. Degrelle: hinreichend, voller Beredsamkeit, unbekümmert um erstarrte Tradition, mit sich eine Bewegung; van Zeeland: abwägend, zurückhaltend in seinen Ausführungen, voller Rücksicht auf alte Formen, gestützt von den Parteien der Bourgeoisie.

Die von Degrelle gewedte und geführte „Reg“-Bewegung ist erst seit den Maiwahlen dieses Jahres einer breiteren internationalen Öffentlichkeit bewußt geworden. Ihr Erscheinen beweist für Belgien die Teilnahme an dem großen Umformungsprozeß, der sich über das festländische Europa hinzieht, und der eine Neubewertung der Begriffe „völkisch“ und „sozial“ erkennen läßt.

Das Königreich Belgien gehört zweifellos zu den Staatswesen, denen ein saturiertes Besitzbürgertum den Stempel aufdrückte. Die Ideologie des Bürgers reichte letzten Endes bis in die Reihen der belgischen Arbeiterpartei eines Emile Vandervelde. Sie unterschied sich von der Katholischen und von der Liberalen Partei in nichts. Der Individualismus der französischen Revolution hatte hier eine Gemeinsamkeit menschlicher Haltung begründet, die bis in die allerjüngste Zeit als unzerstörbar und unwiderstehlich galt. Es wird alles verständlich, wenn man bedenkt, daß auf diesem Raume von Belgien im Verlaufe eines Jahrhunderts ein beachtlicher Reichtum aufgehäuft wurde, der eine nicht zu unterschätzende Reserve begründete. Eine wirtschaftliche Auszehrung, vergleichbar der in Deutschland, blieb dem benachbarten Lande zu seinem Glück erspart. Die Nachkriegszeit setzte für Belgien mit einer lebhaften Konjunktur ein, die erst allmählich seit 1930 abklang. Unter solchen Voraussetzungen kann sich eine dynamische Auffassung vom Staat und seinen Einrichtungen nur schwer gestalten.

Die sozialen Fragen stellten sich natürlich zu ihrem Teil ein, aber sie blieben bei der gesamtwirtschaftlichen Struktur des Landes mehr im Hintergrund der Politik. Ernstlich wurden von dieser Seite her die demokratisch-parlamentarischen Einrichtungen des Landes niemals bedroht. Gewiß gab es Streiks in der Nachkriegszeit, aber sie blieben lokal und berufsmäßig begrenzt. Die Gendarmerie der Brüsseler Demokratie blieb immer in solchen Fällen uneingeschränkter Sieger.

Anders die völkischen Fragen im Staate Belgien. Ein wallonischer Süden steht einem flämischen Norden gegenüber. Von diesem geschichtlichen Schicksal aus, das mitten durch den belgischen Raum die Scheide zwischen Germanentum und Romanentum verlaufen läßt, bestimmte sich eine ununterbrochene Folge von

Zusammenstößen beider Rassen. Es würde zu weit führen, wollte man diesen Rassengegensatz innerhalb des belgischen Raumes darstellen. Das letzte Jahrhundert ist gefüllt von Ereignissen, die aus einer besonderen völkischen Lage begründet unter dem Namen der „flämischen Bewegung“ bekannt sind. Hier muß auf einen häufigen Irrtum in der Betrachtung belgischer Vorgänge verwiesen werden. Wenn es im Anschluß an den Weltkrieg einen sogenannten flämischen Separatismus gab, so sind solche Tendenzen heute ohne jede Bedeutung. Leute, die Anspruch darauf erheben, ernst genommen zu werden, sprechen auch in Deutschland nicht mehr von einem getriebenen Flamentum. Die völkischen Tendenzen Belgiens offenbarten sich in einer ganz anderen Richtung, als wie jene es erwarteten, die damals schon das Opfer ihrer Unwissenheit wurden. Davon muß einiges gesagt werden.

Der Gegensatz zwischen Flamen und Wallonen ist in seinen Anfängen kein rassistisch bedingter, sondern eine einfache Abwehrhandlung gewisser Flamen gegen die Entscheidung der ersten belgischen Regierung, der französischen Sprache im neuen belgischen Staat den Charakter der Ausschließlichkeit für den Amtsverkehr zu geben. Bis zum Weltkrieg blieb die flämische Bewegung überwiegend eine Angelegenheit des Sprachkampfes ohne wesentliche politische Zielsetzungen. Erst unter den Ereignissen des Krieges und in der unmittelbar darauf folgenden Zeit wurde sich die flämische Bewegung ihres rassistischen Gehalts bewußt und stellte reine politische Ziele in den Vordergrund. Trotzdem blieb jede Entwicklung im Rahmen der Legalität. Das heißt an einem praktischen Ziele dargelegt etwa folgendes: Die flämische Frontpartei verlangte die Aufrichtung eines großniederländischen Staates und die Auflösung Belgiens. Solches wurde nicht nur in Wahlversammlungen in der entlegensten Provinz debattiert, sondern auch innerhalb der belgischen Kammer vortragen. Das gab dann jedesmal aufgeregte Auseinandersetzungen, aber nicht mehr. Die belgische Demokratie ertrug alles, selbst den Antrag auf Auflösung des Staates. Sie gab ihm allerdings nicht statt, was wiederum die flämischen Antragsteller ohne Erregung hinnahmen. Blütige Auseinandersetzungen kennt die moderne flämische Bewegung nicht. Man muß hierbei einschalten, daß unter flämischer Bewegung nicht eine geschlossene Organisation oder eine einzelne Partei zu verstehen, sondern daß darunter eine Vielheit von Gruppierungen zu sehen ist, denen gemeinsam ein flämischer Kulturwille ist, mehr aber nicht. Die radikalste Spielart des flämischen Nationalismus ist gegenwärtig in der Kammer mit 16 Sitzen vertreten, das entspricht rund 8 vom Hundert aller Sitze. Der flämische Nationalismus leidet seit seinem Bestehen unter einem Mangel an Klarheit in der politischen Zielsetzung und einem Fehlen führender Persönlichkeiten. Die Parole: Los von Belgien hat an Zugkraft verloren.

In diese unklare Lage plakte die „Reg“-Bewegung, die im Mai auf Anhieb 21 Sitze in der Kammer oder über 10 vom Hundert aller abgegebenen Stimmen auf sich vereinte. Was ist die „Reg“-Bewegung? Wem ist sie vergleichbar? Wir tun vielleicht besser, erst zu erläutern, mit welchen Parolen die Bewegung

Degrelles an die Öffentlichkeit hervortrat. „Kampf der Korruption im Staate“, so begann der Kampf. Mit jugendlichem Glanz und mit einer unwiderstehlichen Propaganda trat Degrelle hervor. Er geißelte den Mißbrauch der politischen Ämter. Er prangerte die Verknüpfung wirtschaftlicher Einnahmequellen mit politischen Stellungen an. Seine Anhänger stießen nicht zu ihm auf Grund reiflicher Überlegungen, sondern aus einem Impuls heraus, weil er an Dinge rührte, die bisher nicht ausgesprochen wurden. Degrelles Kampf gegen die Korruption zog zahlreiche Skandale nach sich, denen erhebliche Veränderungen in den politischen Positionen folgten. Will man den Erfolg seines Eingreifens kennzeichnen, so mag man von einer allgemeinen Auflockerung des Parteiensystems sprechen. Seit seinem Auftreten wurde der Stellungskrieg der Innenpolitik von einem neuen Bewegungskrieg abgelöst.

Der zweite Kampfabschnitt der Regbewegung läßt sich als Kampf gegen den Marxismus ansprechen. Hierbei darf man wohl allgemeine internationale Vorkommnisse als ursächlich ansehen. Die Ereignisse Spaniens und die Zusammenhänge zwischen der spanischen und der französischen Volksfront haben in der belgischen Öffentlichkeit alarmierend gewirkt. Jedenfalls folgte automatisch eine Abkühlung in den belgisch-französischen Beziehungen. Die von den Flamen ursprünglich aufgestellte Forderung nach einer unabhängigen belgischen Außenpolitik ist mehr und mehr von ganz Belgien aufgenommen worden. Die Zahl der bedingungslosen Anhänger Frankreichs findet sich jetzt nahezu auf den belgischen Marxismus beschränkt. Bei der belgischen Jugend und bei der belgischen Bourgeoisie hat die sowjetfreundliche Politik der Franzosen schärfste Ablehnung hervorgerufen. Man fühlt in Belgien, daß man noch einen sozialen Standard zu verteidigen hat, der in einer Gemeinsamkeit mit Rußlands Verbündeten nichts zu gewinnen hat. Andererseits haben die spanischen Ereignisse auf den belgischen Marxismus ihre Rückwirkungen ausgeübt. Allerdings nicht in dem von den Kommunisten gewünschten Sinne. Die Führung der belgischen Arbeiterpartei lehnt zur Zeit die Bildung einer Volksfront mit den Kommunisten ab. Diese Ablehnung hat vielleicht eine doppelte Begründung: einmal spiegelt sich in ihr der bourgeoise Untergrund der Arbeiterpartei, zum andern sind taktische Gesichtspunkte maßgebend. Die Kräftegruppierung in Belgien ist nicht derart, daß eine Volksfront mit Sicherheit den Sieg davontragen würde.

Daß es nicht so ist, verdankt Belgien wohl schon heute der Reg-Bewegung, die mit besonderer Kraftanstrengung versucht, in die Industriegebiete vorzudringen. Bei einer kürzlich durchgeführten Kundgebung Degrelles in der Nähe von Lüttich kam es zu Schießereien, die eine Anzahl von Anhängern der Reg-Bewegung verletzten. Solche Vorkommnisse sind geeignet, der Bewegung neuen Auftrieb zu verschaffen.

Wenn bisher Degrelle seine Anhänger in erster Linie aus sozial schwächeren Schichten rekrutierte, wobei wir von der studentischen Jugend absehen, denn sie stellte die ersten seiner Anhänger, dringt er nunmehr mit wachsender Beschleunigung in alle Schichten vor. Auch sollen ihm gerade in der Armee zahlreiche

Jünger erstanden sein. Stieg es früher, Degrelle sei in vorderster Linie eine Bewegung für die Wallonie, so kommt jetzt eine Verlautbarung, die geeignet ist, Mißverständnisse auf der Seite der Flamen auszuräumen.

In Lüttich fand eine Massenversammlung von Registen statt, bei der Degrelles Beauftragter für Flandern, P o l d e M o n t, ein Schwerverletzter des Weltkrieges, das Wort zu grundsätzlichen Ausführungen über die Neuordnung des belgischen Staates nahm. Danach soll die Voraussetzung für die ungehemmte Entfaltung der beiden Kulturen, der flämischen wie der wallonischen, geschaffen werden. Außerdem müsse die völkische Gleichberechtigung von Flamen und Wallonen gewährleistet sein. Schließlich werde eine ausgedehnte politische Dezentralisation des Landes die Rechte der beiden, den Staat Belgien bevölkernden Rassen sichern.

Diese Auslassungen des Führers der Reg-Bewegung können von entscheidendster Bedeutung werden. Festzustellen ist, daß der Staat „Belgien“ nicht etwa in Frage gestellt wird, sondern vielmehr sollen die Einrichtungen dieses Staates derart geformt werden, daß sie beiden Völkern, den Flamen wie den Wallonen, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wenn man diese Verlautbarungen der Führung der Reg-Bewegung nachzeichnet, so ergibt sich für die Zukunft ein belgischer Staatsverband, in dem der Grundlag des Völkischen im kulturellen Leben verwirklicht werden soll, während Flamen und Wallonen für eine Reihe staatlicher Notwendigkeiten verwaltungsmäßiger Art beiden Völkern gemeinsame Einrichtungen beibehalten.

Es wird interessant sein zu beobachten, wieweit der Vlaamsch Nationaal Verbond von Staf Deflerk zu den Grundsätzen der Reg-Bewegung Stellung nimmt. Gerade die führende Zeitung des VNB., die in Antwerpen erscheinende „De Schelde“, hatte kürzlich angefragt, wann Degrelle seine in Flandern geäußerten Auffassungen über den belgischen Staatsumbau seinen wallonischen Anhängern mitteilen würde. Das ist nunmehr geschehen. Damit hat Degrelle den positiven Teil seines Programmes ergänzt. Die Reg-Bewegung will eine Plattform abgeben im Kampfe gegen Mostau. Sie will Belgien nach völkischen Gesichtspunkten umbauen. Ob sich diese vernünftige Einstellung auch auf die deutsche Volksgruppe in Eupen und Malmédy erstrecken wird, ist noch nicht abzusehen. Degrelle will eine u n a b h ä n g i g e A u ß e n p o l i t i k, die nur die Interessen des eigenen Landes berücksichtigt, aber keine slavische Anlehnung nach irgendeiner Seite.

In diesen Zielen ist sich Degrelle einig mit weiten Teilen Flanderns und der Wallonie. Es ergibt sich die Frage, ob es ihm gelingt, andere parlamentarische Gruppen oder Teile solcher zu einer gemeinsamen Aktion gegen das jetzige Regierungssystem zu gewinnen. Gerade in diesen Tagen sind die Verhandlungen zwischen der Reg-Bewegung und dem flämischen Nationalverband (VNB.) abgeschlossen worden. Es wurde ein gemeinsames Communiqué ausgegeben, in dem es u. a. heißt, „daß eine hinreichende weitgehende Gemeinsamkeit der Programme besteht, um eine Zusammenarbeit in Aussicht zu nehmen für ein gemeinsames Vorgehen, insbesondere gegen den Kommunismus. Es ist keine Rede von einer Fusion beider Gruppen, sondern es handelt sich um eine Annäherung, die von wesentlicher Bedeu-

tung sein kann.“ Verwandte Gesinnung dürfte Degrelle auch im katholischen Lager finden, so daß, wenn eine Verständigung über die Machtverteilung erreicht wird, der Weg für eine legale Machtergreifung frei wäre.

Degrelle verkörpert die Zukunft. Er gehört auf die Seite des Neubaues. Aber wie überall steht diesen dynamischen Kräften ein statisches Element entgegen. Im Falle Belgien wird die alte Parteitradition trotz einiger Zugeständnisse an neuere Methoden des Regierens von dem jetzigen Ministerpräsidenten Paul van Zeeland vertreten. Er kommt aus der Gedankenwelt der Brüsseler Notenbank und ist ein hervorragender Wirtschaftspolitiker. Seine parlamentarische Stütze bilden Katholiken, Liberale und Sozialisten. Diese Ehe ist im gegenwärtigen Moment, in dem in Europa die Ideen der französischen Revolution zusammenfallen und neue Weltanschauungen um ihren Platz ringen, bestenfalls als eine Vernunfteheliche anzusprechen. Die allseitige Meinung der Regierungsparteien ist die, daß man aus Mangel an Besserem an der bestehenden Form festhält. Van Zeeland wird in Belgien in letzter Zeit häufig mit Brüning verglichen. Ob der Vergleich stimmt, wird die Zukunft lehren. Die Abhängigkeit von Zeelands von den Wünschen seiner sozialistischen Partner setzt seine politische Rolle jedenfalls einer scharfen Kritik aus.

Der Kampf um die Macht ist in Belgien in vollem Gange. Die Regierung von Zeeland wehrt lediglich ab, Degrelle aber diktiert schon heute in Brüssel das Tempo der zukünftigen Entwicklung.

Friedrich Lange:

Soziale Kämpfe gegen das Ausländerdentschum

Eine Beobachtung der Gegensätze, die inmitten der anderen Völker und Staaten ausgetragen werden, muß uns auch das Schicksal der deutschen Volksgruppen verfolgen lassen, das dort, wo völkische oder soziale Konflikte ausgetragen werden, in den meisten Fällen in Mitleidenschaft gezogen wird. Der wirtschaftliche Kampf ist sehr oft von chauvinistischen Gedanken und einer rücksichtslosen Entdeutschungspolitik durchdrungen, was uns aufruft, die sogenannten inneren Kämpfe mit größerer Anteilnahme zu verfolgen, wenn wieder deutsche Lebensexistenzen auf dem Spiele stehen. In mehr als einem Duzend ausländischer Staaten ist das Deutschtum in die religiösen, nationalen und sozialen Gegensätze anderer Mächte hineingezogen worden oder in ihnen verstrickt geblieben, so wie vor der Machtergreifung das Deutschtum im Reich durch sie zerrissen wurde. So großartig die Befriedung und Ordnung des Deutschtums im Reich, so traurig und folgenschwer die Hineinzerrung des Deutschtums in die inneren Spannungen vieler Staaten.

Besonders auf sozialem Gebiete macht sich das bemerkbar. Das Reich hat zu vielen Malen verkündet, daß es den Nationalsozialismus nicht als Ausfuhrware betrachtet, und Mussolini hat für Italien und seinen Faschismus ähnliches festgestellt; trotzdem haben die großen Aufbauerfolge beider autoritativ geführter Staaten, die ihnen geglückte Ablösung des Klassenkampfes durch eine neue Volksordnung, die besten Köpfe vieler fremder Völker und Staaten vor die Frage gestellt, ob nicht eine starke Staatsführung auch ihnen Befreiung vom „bürgerlichen“ Kampf aller gegen alle oder vom marxistischen Klassenkampf bringen könne. Auf der anderen Seite hat eine Macht in aller Planmäßigkeit dafür gesorgt, daß die sozialen Wunden unseres Zeitalters in vielen Staaten nicht vernarben, hat Unfrieden gesät, um Klassenkampf ernten zu können. Der Moskauer Bolschewismus betrachtet es als seine Aufgabe, Unfriede ringsum zu verbreiten und jeden Unterschied oder Gegensatz zur Vermehrung der sozialen Unruhen zu vertiefen. Ein beliebter Angriffspunkt hierbei wurde ihm der durch jahrhundertlangen Fleiß erworbene Wohlstand der deutschen Volksgruppen in fremden Staaten.

Der Kampf der marxistischen Geister setzte dort leicht ein, wo wenigstens auf den ersten Blick ein Mißverhältnis zwischen dem Besitz der Deutschen und einer Besitzlosigkeit Anderssprachiger vorzuliegen schien, wie vor allem im Baltikum mit seinem deutschsprachigen Großgrundbesitzertum. Daß in Wahrheit diese Deutschen das Land so gut behauten, wie kein anderer es tun konnte, wurde dabei übersehen; der deutsche Grundbesitz verfiel jedenfalls der Enteignung und Aufteilung, die angegliederten Letten und Esten konnten das Land größtenteils nicht bewirtschaften, der Besitzstand geriet in Verfall, das Land verlandete, und der Haß der Klassen wuchs. Das Deutschtum aber ist in seinen Grundfesten erschüttert. Unter der falschen Maske der Sozialisierung und der Beseitigung hochkapitalistischer Erscheinungen und alter feudalwirtschaftlicher Auswüchse vollzog sich in Wahrheit ein brutaler Nationalitätenkampf.

Sehr nachteilig wirkte sich auch die Enteignung deutschen Großgrundbesitzes in den vormalig preußischen Gebieten des polnischen Staates und des rumänisch gewordenen Siebenbürgen aus, nur mit dem Unterschiede, daß die landhungrigen, anspruchslosen polnischen Neusiedler in Posen und Westpreußen zum größeren Teil dort verwurzelten, in Rumänien aber das der evangelischen Kirche weggenommene Land den rumänischen Siedlern keinen dauernden Gewinn brachte, so daß der Rückkauf so mancher enteigneten Liegenschaft durch Deutsche meist als eine Erlösung betrachtet wurde.

„Sozial getarnt“ wurde der „Agrarreform“ genannte Bodenraub im Tschekoslawien. Obgleich schon jahrzehntelang die Tschechen einen Kampf gegen den deutschen Großgrundbesitz in ihrem Sprachgebiet führten, war 1914 doch noch der vierte Teil des tschechischen Volksbodens in deutschem Eigentum. Hier trafen sich nach dem Kriege tschechischer Eroberungsgeist und Klassenhaß Moskauer Prägung in dem Bemühen, den deutschen Besitzstand zu vernichten. Tatsächlich gelang den Tschechen bei ihrer von den Deutschen übernommenen Organisationsgabe diese

„Reinigung“ Innerböhmens und -mährens fast völlig. Daß es ihnen in Wahrheit aber nicht um eine „Reinigung“, sondern um nackte Eroberung und nackten Klassenkampf ging, zeigte die darauf einsetzende Verstaatlichung der Grenzwälder und neuerdings die ungeheuren Machtbefugnisse des tschechoslowakischen Staatsverteidigungsgesetzes, die praktisch jeden deutschen Grundbesitzer auch im deutschsprachigen Gebiet rechtlos machen.

Wie in der Landwirtschaft, gelang es Mostau und seinen Helfern auch in der Industrie, das Auslandsdeutschtum schwer zu schädigen. In verschiedenen Staaten leiteten dabei „bürgerliche“ Regierungen den roten Klassenkämpfern Handlangerdienste in der Hoffnung, dadurch die Spannungen innerhalb des eigenen Volkstums zu vermindern und die Gefühle des Hasses gegen jene Loszulassen, die „bloß Deutsche“ waren. Dies gilt für die meisten fremden Staaten zwischen Ostsee und Mittelmeer. Besondere Eigenheiten erhielt der sozial-nationale Kampf in zwei Industriegebieten, in denen die Oberschicht rein deutsch, die Arbeiterschaft aber gemischtsprachig war, nämlich im ostoberschlesischen und im nordböhmischen Industriegebiet. Zunächst wurde von Staats wegen, sei es auf dem Wege der „Liquidation“, sei es auf dem Wege der Kreditverweigerung und Steuereintreibung, die Leitung der Industrieunternehmungen gefügig und eroberrangreif gemacht, dann tatsächlich erobert und nunmehr von oben her der Kampf gegen den deutschen Arbeitnehmer klassenmäßig durchgepeitscht; dabei sind wiederholt ehemalige Gewerkschaftssekretäre, die in ihren früheren Jahren gegen deutsche Unternehmer ankämpften, jetzt als Direktoren der den Deutschen abgenommenen Werke die größten Scharfmacher gegen die ihnen nun unterstellten Arbeiter (deutscher Volkszugehörigkeit)! Bei der Berliner Olympiade baten junge Subetendeutsche, die heimlich herübergekommen waren, immer wieder, in keinem Briefe etwas von ihrem Hiersein zu erwähnen, nicht etwa, weil die tschechische Gerichtsbarkeit auf heimliche Fahrten nach Deutschland Zuchthausstrafen setzt, sondern weil sie fürchten müssen, nie wieder von ihren verflochtenen Fabrikleitungen Arbeit zu bekommen.

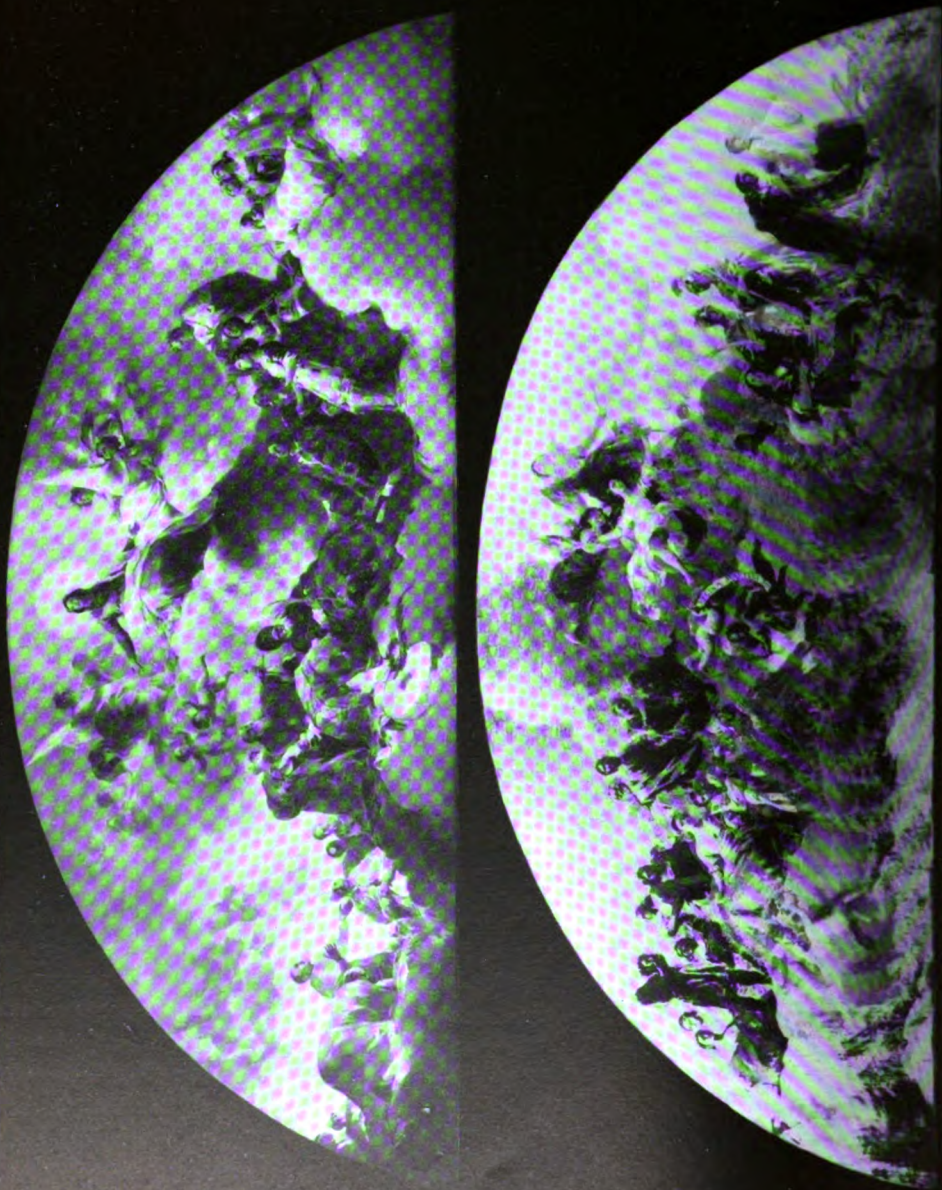
Verhältnismäßig gut konnten die Auslandsdeutschen in fremden sozialen Spannungen sich halten, wo diese zwischen zwei verschiedenen anderen Völkern ausgetragen werden, z. B. die deutschen Bauern in den starken Spannungen zwischen polnischen Großgrundbesitzern und ukrainischen Landarbeitern, oder die Banater Schwaben zwischen den sozialen Kämpfen der serbischen Landarbeiter gegen die magyarischen Grundherren. Aber auf die Dauer ist es ein undankbares Geschäft, „lachender Dritter“ zu sein; denn eines Tages gibt es nichts zu lachen, wenn aus irgendwelchen Zufällen die beiden anderen Nationen sich, sei es auch nur auf kurze Zeit, verständigen. Das erfuhr z. B. zu ihrem Schaden die deutsche Industrie von Lodsch, die viele Jahre lang blühte, während polnische Arbeiter und russische Behörden ihre Meinungsverschiedenheiten ausfochten, bis dann die Begründung des polnischen Staates im Jahre 1915 ganz neue Verhältnisse brachte. Tatsächlich liegt auch den Deutschen im Osten Europas heute nirgends mehr an einer Ver-

Zertrümmerte Werte

Kulturdenkmäler in Spanien – Opfer der Revolution



Altar von
Damian Forment
in Saragossa



Deckengemälde von Francisco Goya in Saragossa, 1771/72



Kreuzgang von San Pablo del Campo in Barcelona



Eine Petrusstatue von Juan Vacardo in Irun, 1647

stärkung fremder nationaler oder sozialer Spannungen, sondern ihr Ziel ist überall, einen wünschenswerten Frieden der Staaten durch den doppelt wünschenswerten und notwendigen Frieden der Völker zu ergänzen. Damit wird zugleich den Moskauer Wühlern am ehesten ihre Klassen- und Völkerverhetzung erschwert.

Die letzten Jahre im wirtschaftlichen und sozialen Kampf der Fremdvölker haben gezeigt, daß das Auslandsdeutschtum um so verwundbarer ist, je mehr die Deutschen einer einzigen sozialen Schicht angehören. Das deutsche Bauerntum in Ungarn mußte bitter dafür büßen, daß es die Kosten der Ausbildung einer eigenen deutschen Oberschicht aus falscher Sparsamkeit vernachlässigt und um einiger augenblicklicher Ersparnisse willen sein deutsches Schulwesen der ungarischen Regierung überantwortet hatte. Den Baltten wurde es zum Verhängnis, daß sie, die Nachkommen der Hanse und des Deutschen Ordens, fast nur Kaufleute und Großgrundbesitzer stellten. Auch die Krain am vormals österreichischen „Fenster zur Adria“ ging verloren, als das früher nicht geringe deutsche Bauerntum durch liberalistische Wirtschafts-gesetzgebung und die lockenden Lohnaus-sichten in Wien und dem Ruhrgebiet abgese-gen worden war und bloß noch der Großgrundbesitzer im Lande blieb; hier liegt das „Geheimnis“, wie innerhalb dreier Jahrzehnte (1880—1910) aus dem deutsch geführten Kronland Krain eine Machtkstellung des Pan-slawismus werden konnte. Die Deutschen Krains wie des Balttenlandes beschränkten sich in der entscheidenden Stunde praktisch auf die Oberschicht und wurden im sozialen Kampf „aus den Angeln gehoben“. Die Deutschen des vormaligen Großungarn hatten nur Unter- und Mittelschicht und kamen so führerlos mehr oder weniger unter die Räder, ähnlich wie es heute den Deutschen in Sowjetrußland geht. Nur wo die Deutschen in allen sozialen Schichten „zu Hause“ waren und sind, können sie sich halbwegs des fremdvölkischen Drucks erwehren, wie z. B. im italienisch gewordenen Land an der Etsch oder in Siebenbürgen, wo sogar die „Agrarreform“ den Kern der Deutschen nicht zerstören konnte.

So zeigt sich gerade auch im Ausland, wie wichtig die neue soziale Ordnung im Reich für die Selbstbehauptung unseres ganzen deutschen Hundertmillionenvolks ist. Das Deutschtum draußen braucht kein mittelalterliches Herrrentum und keine klassenkämpferischen Proletariat, sondern deutsche Menschen aller Stände, die das Volk in den Mittelpunkt ihres Denkens, Fühlens und Handelns stellen, Volksgenossen, die durch ihren täglichen Einsatz die Richtigkeit der nationalsozialistischen Lehre beweisen: „Nicht darauf kommt es an, was für eine Arbeit der einzelne verrichtet, sondern darauf, wie ein jeder Deutsche seine Arbeit leistet!“ Eine Volksgruppe aus allen Schichten und Ständen zusammengefügt, kann einem fremdvölkischen Ansturm, der mit Waffen des wirtschaftlichen und sozialen Kampfes geführt wird, am besten widerstehen. Der Angriff gegen die eine Schicht, kann die Hilfe der anderen auslösen. Die Gefahr, zwischen einer marxistischen Linken und einer chauvinistischen Rechten des Fremdvolkes oder Staatsvolkes zerrieben zu werden, wird durch den Grad der sozialen Ausgeglichenheit und des völkischen Gemeinschaftsbewußtseins der Volksgruppe bestimmt und entsprechend zurückgedrängt werden können.

Klaus Schickert:

Der Jude in den sozialen Spannungen der Völker

Hundert Jahre lang hat Europa in einem Wahn gelebt. Es währte, das Problem des Juden gelöst zu haben. Die Lösung hieß: Assimilation. Durch die Emanzipation als den Akt der bürgerlichen Befreiung der Juden wurde ihre Angleichung an die Völkervölker vorbereitet. Sie vollzog sich mehr oder minder reibungslos, aber immer so, daß nur Außenseiter die wirkliche Bedeutung dieses Vorgangs erkannten. Erst die Gegenwart den Kampf zu würdigen, den die wenigen Antisemiten vergangener Jahrzehnte heldenhaft gegen die herrschende Meinung der ganzen Welt geführt haben. Erst unser Geschlecht ist auf den Kern der Judenfrage gedrungen und greift die jüdische Front auf ihrer ganzen Breite mit den schwersten Geschützen an.

Wir nähern uns heute der entscheidenden Auseinandersetzung mit dem Bolschewismus. Der Parteitag der Ehre hat dem, der nicht taub ist, klarmachen müssen, was Bolschewismus bedeutet, und daß Bolschewismus Judentum ist und der Jude seinem innersten Wesen nach auf den Bolschewismus hinsteuern muß. Um diese zwei Welten geht es heute: Der Nihilismus, die Vernichtungswut und Zerstörungssucht des ewigen Juden, tritt ein in den Endkampf um die Weltherrschaft mit allen Kräften, die blutsgebunden, rassistisch, völkisch, nationalistisch sind — wie ihr Name auch sein möge. Der Name des Feindes ist bekannt; die Maske ist heruntergerissen; der Betrug ist enthüllt. Gestern noch auf der friedlichen, bürgerlichen Ebene des Liberalismus als Menschen, nichts als Menschen, die auf die Gleichheit alles dessen pochen, was Menschenantlitz trägt. Heute schon will Israel König sein und die blutigrote Fahne seiner Herrschaft über allen Völkern aufziehen.

Wer die Aufgabe der Gegenwart erkennt, mag es für müßig halten, daß wir uns noch um vergangene Zeiten kümmern. Der Liberalismus ist tot — was geht uns die Haltung der liberalen Zeit zum Juden an? Mit den Beweismitteln, mit denen der Jude seine Emanzipation erschlich, ist kein Hund mehr hinter dem Ofen hervorzulocken. Der Kapitalismus liegt in den letzten Zügen — was gehen uns die jüdischen Tricks an, mit denen sie die Wirtschaft ganzer Völker in ihre Hände brachten?

Zugegeben. Aber: Wer ist wir? Deutschland! Und wie steht es mit den liberalen Demokratien im andern Europa? Dort leben noch Menschen, die nichts gemerkt haben und deren Phrasendrusch so klingt, als ob er vor hundert Jahren auf Eis gelegt worden wäre. Uns brauchen wir nicht zu überzeugen, aber es hieße sich die Aufgabe zu leicht machen, wollte man voraussetzen, daß Hopfen und Malz bei unseren Nachbarn und den Nachbarn unserer Nachbarn verloren ist. Sie sollen durch Schaden klug werden? Sie wollen am eigenen Leibe verspüren, was die jüdisch-bolschewistische Inter-

nationale vermag? Werden sie auch imstande sein, die Widerstandskräfte zu entwickeln, die wir aufgebracht haben? Oder ist es dann — zu spät?

Ein zweites: Wir müssen im Eiltempo nachholen, was ein ganzes Jahrhundert versäumt hat. Unsere Urgroßväter und Großväter waren gewiß anständige, ehrliche und das Beste wollende Menschen. Sie waren nicht jüdisch verstimmt und hatten kaum Gelegenheit gehabt, den jüdischen Geist auf sich wirken zu lassen. Weder Wissenschaft noch Wirtschaft noch Literatur waren verjudet. Hätten unsere Ahnen das Wesen des Juden gekannt, uns wäre wohlter. An ihrem Beispiel haben wir zu lernen. Wie kam es, daß der Jude sich bei diesen gutgläubigen Menschen festsetzen konnte? Wie vollzog sich seine Assimilation? Wenn wir diesen sozialen Vorgang kennen, so haben wir die Möglichkeit, ohne viel Federlesens die Nutzenwendung zu ziehen. Selten war die Geschichte lebensnaher als in unseren Tagen!

Da lebte, genau im Zeitalter der Emanzipation, der Jude Karl Marx (Mardochai). Er begründete eine Lehre, über die die Nachwelt viele Bücher geschrieben hat, um sich an ihr zu erfreuen oder sie zu widerlegen. Mit der Widerlegung war die Geschichte nicht rückgängig gemacht, die Karl Marx nun einmal gemacht hat. Denn ein junger Deutscher, Friedrich Engels, geriet in seinen Bann und wurde ihm hörig. Ein erschütternder Vorgang — wie viele, die weniger ins Auge treten, sind ihm nachgefolgt? In Wissenschaft, in Wirtschaft, in Literatur? In die Bezirke des Unbewußten ist die Beeinflussung getreten, und gar mancher ist empört, wenn ihm eine „jüdische“ Denkweise oder Stil nachgewiesen wird. Man muß das jüdische Wesen kennen, um sich von ihm freimachen zu können, und man muß wissen, wie es ein junger deutscher Geschichtsforscher gesagt hat: Hätte Karl Marx im Ghetto gelebt, so gäbe es keinen Bolschewismus!

Aber der Jude hat nicht nur den Marxismus begründet. Er stand an der Wiege der konservativen Partei. Friedrich Julius Stahl (Schlesinger) wurde zum Kronzeugen des national fühlenden, überzeugten, ehrlichen Juden. Wer etwas gegen den Juden als Revolutionär sagte, bekam den Juden als Konservativen vorgelegt. In Deutschland hieß er Stahl, in England Disraeli; in Frankreich waren es minder Begabte, die sich um das Vaterland hoch verdient machten. Ihre Begabung genügte, damit sich ernsthafte Menschen den Kopf zerbrachen, ob der Antisemitismus sittlich haltbar sei. Es ist schon richtig: Der Jude ist wie der Mond. Immer sieht der Mensch nur die eine Seite. Der Jude ist der Schauspieler der Weltgeschichte. Niemals ist er ganz bei sich, immer ist ein Teil seines Wesens beim Zuschauer. Der nationale Zuschauer sah den nationalen Juden, der Ton lag auf „national“, das „Jude“ fiel unter den Tisch.

So war er in England Engländer, in Frankreich Franzose, in Deutschland Deutscher. Im Weltkrieg machten Juden in London und Budapest die Pressepolitik der Entente und der Mittelmächte. Was mochten sie sich gedacht haben! In allen internationalen Angelegenheiten waren sie zu Hause. Sie waren die Pazifisten, sie trafen sich auf dem marxistischen Parkett. Sie witterten das neue

Zeitalter, das unter dem Vorzeichen des Arbeiters stehen mußte, und setzten sich kühn an seine Spitze. Juden als Arbeiterführer standen gegen Juden als Kapitalisten. Wenn es ernst wurde, taten sie sich nicht weh — sie dachten nicht daran! Die Dummen, die bluten mußten, waren immer — die andern. Rußland, Ungarn, Deutsches Reich, Spanien: man kann viel lernen, wenn man will.

Im sozialen Leben der Völker ist der Jude ein Parasit. Parasiten sind deshalb noch keine Naturwunder, weil sie bald an Krebsen, bald an Röhren, bald an Menschen sitzen. Es bleiben immer Parasiten. Sie sind die Nagenießer der Arbeit anderer. Es bleibt sich gleich, ob die Juden als kapitalistische Unternehmer den Profit in ihre Tasche gesteckt haben, ob sie als marxistische Hezer anderen den Profit abjagten, ob sie sich wie die Kletten an einen nichtjüdischen Wissenschaftler oder Künstler hingen, ob sie das Erstlingsbuch eines jungen Dichters herausbrachten. Niemals war es ehrlich, nie geschah es um der Sache willen. Es dürstete sie nach Herrschaft über die Völker. Es hungerte sie nach Macht. Was das Mittelalter ihnen verweigert oder nur unvollkommen gewährt hatte, sollte das aufgeklärte Zeitalter im Handumdrehen erfüllen.

So schwer vorstellbar es sein mag: Überlegen wir uns einmal, wie das jüngste Zeitalter ohne Juden, ohne Judenemanzipation ausgesehen hätte. Es wäre kapitalistisch gewesen, denn der Kapitalismus ist keine rein jüdische Erfindung. Durch die Juden wurde er zu einem teuflischen Mittel der Ausbeutung der Völker! Das Zeitalter wäre nicht marxistisch geworden und hätte nicht den Bolschewismus geboren. Alle Spannungen in den Völkern und zwischen den Völkern wären zusammenge schrumpft, wenn der Jude nicht als Spaltpilz dazwischen gefressen hätte. Risse und Berwerfungen sind ein günstiger Boden für das Gedeihen der Spaltpilze. Sie überwuchern alles, und niemand sieht am Ende, worum es in Wirklichkeit geht. So übersteigert eins das andere.

Der Jude ist Händler. Seine händlerische Begabung schien manchen Völkern dienlich zu sein. Er handelte und wucherte schließlich auch mit der Ware des Geistes. Er machte den Boden zu einer Ware wie jede andere. Seine Wirtschaftsgewinnung fraß um sich wie der Rost. Die ganze Welt wurde ein großes Warenhaus.

Warum war der Jude so? Eine alte Frage, die viel Kopfzerbrechen gemacht hat. Wir nennen die Juden jetzt klar und eindeutig ein Volk, das unter andere Völker verschlagen wurde; freiwillig oder unfreiwillig. Jahrtausendlang waren Talmud und Schulchan Aruch sein Gesetz. Über dem Chaos errichteten die jüdischen Weisen ein Netz von Normen, und wo immer Juden hinkamen, haben sie es ebenso gemacht. Nirgends sahen sie Sinn in der Wirklichkeit, immer sahen sie das Chaos, das sie bejahten und verstärkten, um daraus eine Ordnung zu errichten, die ihrem Fühlen und Denken und ihrer asiatischen Sittlichkeit entsprach.

Was ein deutscher Arbeiter ist, konnte der Jude nicht ermessen, denn schon die Arbeit war ihm ein anderer Begriff als dem Deutschen. Ein morgenländer

dieses Nomadenvolk faßte die Arbeit nicht so auf wie ein wehrhaftes Bauernvolk. Ewige Gesetze des menschlichen Lebens treten zutage, wenn es um das Letzte geht. Daß Arbeit ein Wert erster Ordnung, daß der Arbeiter eine Persönlichkeit ist, paßt nicht in ein System, das den Materialismus predigt und die Persönlichkeit leugnet. Freiheit beanspruchte der Jude immer nur für sich, wenn er sie als allgemeines Dogma aufstellte. Sein Freiheitsbegriff schloß die wahre Freiheit aus, die die echte Persönlichkeit genießt, wenn sie sich freiwillig den Bindungen unterwirft, die das Leben kennt und weise bereithält.

Wir sind in Deutschland so weit, daß wir der Rolle des Juden bis in seine letzten Schlupfwinkel nachspüren können, sei es in der Geschichte unseres Volkes und anderer Völker, sei es im Wirken des jüdischen Geistes auf unseren Geist, sei es im sozialen Leben aller Zeiten, die mit Juden zu tun gehabt haben. Andere Völker sind noch nicht so weit. Ihre sozialen und völkischen Spannungen, ihre inneren Konflikte sind heute noch Nährboden, auf dem jüdische Saat gedeiht. Es wird nicht einfach sein, ihnen in ihrer Sprache unsere Erkenntnisse zu vermitteln. In unserer Sprache scheinen sie uns nicht zu verstehen. Aber auf das Verstehen kommt es an. Der Jude ist verstanden worden, als er sein Anliegen vorbrachte. Auch aus dieser Tatsache sollten wir etwas lernen können.

Da die Universalität der jüdischen Religion nichts anderes sein kann als die Internationale aller in der ganzen Welt zerstreuten Juden, nämlich die Solidarität aller Juden, so erfolgt daraus eine selbstsüchtige Aktivität des Volkes Israel, das gegen die nationalen Interessen der Völker ist, bei denen die Juden das Gastrecht genießen und von denen sie alle Rechte erhalten haben. Das Volk Israel hat nie eine Propaganda getrieben, um andere Völker zu veranlassen, jüdisch zu werden. Die Unbeschnittenen haben kein Recht, sind auch nicht würdig, dem auserwählten Volke anzugehören.

Daß die internationale jüdische Politik von Grund auf umstürzlerisch ist, kann jeder durch die jüngste Geschichte Europas erfahren haben, Vom Monopol in der jüdischen Diktatur des bolschewistischen Rußlands bis zur Vorherrschaft der bolschewisierenden Regierung Blum, ist der umstürzlerische Einfluß der Juden klare Ursache der gegenwärtigen Unordnung in der Welt.

Aus der italienischen Zeitung „Regime fascista“ vom 24. September 1936

AUSSENPOLITISCHE Notizen

Bemerkungen zur Romreise der N.J.

Viele Menschen pilgern nach Rom. Die einen, um unter der gewaltigen Kuppel von St. Peter, im Dome des Prunkes und der symbolisierten Machtfülle, ihrem Gott näher zu kommen. Die anderen verfallen in der Sigrinischen Kapelle in grenzenlose Bewunderung zu den unerreichten Meisterwerken eines Michelangelo. Die einen träumen in schauer Ehrfurcht vor längst verblichener Größe die alte Via Appia, die Gräberstraße des alten Rom, entlang oder rekonstruieren mit feherlichem Blick und einem guten Fundus humanistischer Bildung vom Palatin aus die alte Stadt. Der eine begeistert sich an der antiken Patina, die den geschichtlichen Boden und die letzten Zeugen einer gewaltigen Epoche, die Reste der römischen Kaiserstadt, überzieht, während anderen das Auge in der Farbenpracht der Bilder Leonardo da Vinci oder eines Fra Angelico leuchtet. Von tiefer religiöser Inbrunst bis zur äußerlichen, hohlen Frömmigkeit, von dem wahren Kunstkenner bis zum Bananen, vom politischen und künstlerischen Menschen bis zum Stodnägelsammler ist alles vertreten. Europa und Afrika trifft sich in den eleganten Geschäftsvierteln, der Bauer aus Umbrien oder aus den Sabiner Bergen reicht hier dem Seefahrer die Hand. Und unter schwarzen Kutten verbergen sich Vertreter aller Völker der Welt. Rom, die ewige Stadt, beseelt von dem Gedanken wieder die Stadt eines großen und weiten Reiches zu werden, streckt gütig die Arme einer gläubigen und schwärmerischen Menschheit entgegen. Und wer wäre so innerlich öde und verdorret, daß er den Schätzen des gegenwärtigen Rom nichts abzugewinnen vermöchte, daß kein Zauber dieser Stadt ihn umfängt, keine Bewunderung und Ehrfurcht ihn erfüllt. Bewundern und genießen wir reichlich! Doch wer als Pilger kommt und als Pilger wieder zieht, als Schwärmer unter die Mauern der alten Stadt tritt und als Schwärmer sie wieder verläßt, der verliert sich dabei selbst.

Und in der Politik ist das ganz ähnlich. Auch hier: viele Menschen pilgern nach Rom. Dabei werden diejenigen, auf die

Dauer gesehen, die nutzlosesten und unliebsamsten Besucher sein, die mit falschen Vorstellungen kommen und mit trügerischen Hoffnungen wieder ziehen. Der rasche und erfolgreiche Kolonialkrieg, der gelungene Widerstand gegen Sanktionen und Völkerbund, die bewiesene Opferbereitschaft des vom Faschismus erfüllten Volkes zeigen, wie nüttern das wirkliche Rom ist. Seine politische und geographische Lage fordert gebieterisch, daß man nicht, wie es in den letzten Kriegsjahren geschah, dieses Land mit dem Gemüt, sondern mit dem Verstand mißt. Es will auch selbst, von nütternen Politikern verstanden, mit nütternen Partnern seinen Schicksalsweg gehen. Renato Ricci hat seinen deutschen Gästen und der deutschen Kolonie in Florenz sehr richtig zugerufen, daß die italienische und deutsche Nation nicht nur ein Gleichklang der Idee und Ideale verbinde, sondern vor allem die Notwendigkeit ihrer Selbsterhaltung. Mit dem Anwachsen der politischen Zersetzung Europas durch bolschewistische und jüdische Elemente, mit dem Zusammenschrumpfen der Ordnungsineln in der Welt und mit wachsender internationaler Hege gegen die politischen Kräfte der Nationen rücken der nationalsozialistische und faschistische Lebenskreis zwangsläufig einander näher. In solchen Augenblicken gilt es, Ideologen zu verbannen und alle Wege zu ebnen, um die vorhandene politische und seelische Bereitschaft zum gegenseitigen Verständnis auszuwerten, und die Kenntnis und das wirkliche Verstehen des einen Volkes zum anderen zu vertiefen. Es ist die Stunde, Vorurteile zu beseitigen, den innigen Kontakt von Mensch zu Mensch herzustellen, die Achtung voreinander und die Anerkennung der Leistungen eines jeden zu festigen. Eine solche politische Aktivität fördert einen Frieden, der nicht allein auf papiernen Berträgen basiert, schafft aber auch seelische Voraussetzungen, um etwaige Gemeinsamkeiten auch um jeden Preis gemeinsam zu verteidigen.

In diesem Sinne will die Fahrt der Hitler-Jugend durch Italien verstanden werden. Wenn sie selbst im italienischen Volk einen nachhaltigen Eindruck hinterließ,

wenn der Duce, der die SS. besonders durch eine deutsch gehaltene Ansprache ehrte, in den vorbeimarschierenden Jungen am Palazzo Venezia eine Vorstellung von der gesamten nationalsozialistischen Jugendbewegung erhielt — andererseits aber die glücklichen Hitlerjungen Herz und Verstand offen gehalten haben, um eine möglichst reiche Kenntnis des faschistischen Italien mit ins Reich zu nehmen, so hat diese Fahrt deutscher Jugend Menschen beider Nationen einander näher gebracht. Denn unabhängig von der politischen Frontstellung der Tagespolitik beruht doch das Sichnähertommen zweier Völker auf ihrer gegenseitigen Kenntnis und dem Wissen voneinander. Die persönliche Freundschaft, die Baldur von Schirach mit dem Führer der faschistischen Jugend, Ricci, verbindet, ist die Grundlage, um die Jugend beider Nationen in rege Austauschbeziehungen treten zu lassen.

Dieses Bestreben hat durch den italienischen Regierungschef Mussolini eine ausdrückliche Billigung erfahren. Denn wenn der erste Vorbeimarsch einer ausländischen Formation am Duce durch die Hitler-Jugend vollzogen wurde, so ist darin eine Geste zu sehen, welche die Freude über ihre Anwesenheit in Italien und die eingeleiteten Austauschbeziehungen mit der Ballila-Jugend unterstreicht. Und wenn dem Führer der deutschen Jugend der höchste Orden der italienischen Krone überreicht wurde, so will das heißen, daß Italien eine nationalsozialistische Persönlichkeit und deren Leistung besonders achtet und schätzt, vor allem aber durch diese Ehrung in Zukunft an Italien und an die Pflege der Freundschaft mit italienischer Jugend binden will. Beide Partner sind sich klar darüber, daß es kaum in Europa noch Jugendorganisationen gibt, die so ausgesprochene Träger einer einheitlichen völkischen Weltanschauung und eines so leidenschaftlichen Nationalsozialismus sind, wie Hitler-Jugend und Ballila. Auch ihrer Organisation nach besitzen beide so viel Ähnliches, das sich als Grundlage für ein rasches Verstehen und Nahelkommen erweist. Man muß hoffen, daß der Wille des beiderseitigen Aufbaues der Beziehungen von Jugend zu Jugend, der Wunsch, die ausgenommene Verbindung zu vertiefen, von der Energie begleitet wird, die Kenntnis der Sprache des anderen Volkes zu erlangen. Denn über die Sprache dringt man in das Wesen eines Volkes ein, was wir als den ersten und

wichtigsten Zweck einer solchen Auslandsfahrt erkannt haben.

Es gibt Staaten und Nationen, deren politische und soziale Struktur so darniederliegt, deren weltanschauliche Verfassung so zusammengewürfelt ist, daß ein Eindringen starker Ideen vom Ausland her gefürchtet und insbesondere von der Jugend abgehalten wird. Die Aussprache von Jugend zu Jugend kann immer nur von Nationen gewünscht werden, die den Idealismus ihrer Jugend einzusehen wissen, die ihr einen Zukunftsglauben zu geben vermögen und eine artgemäße Weltanschauung ihrer eigenen nennen. Sie haben nicht zu fürchten, daß die vom Ausland heimgekehrte Jugend sich gegen Erscheinungen und Entwicklungen im eigenen Volke erhebt. Im Gegenteil, sie wiegen sich in dem stolzen Gefühl, daß das Erlebnis der Zustände draußen der eigenen Jugend erst überhaupt den richtigen Maßstab verschafft, um die überragenden Leistungen ihres Volkes und seiner Führung richtig zu würdigen. Alle Fragen des sozialen Lebens, der Lohngestaltung und der Arbeitsbedingungen z. B., die heute wieder im Vordergrund unserer politischen Anstrengungen stehen, erhalten an den Verhältnissen unserer europäischen Umwelt gemessen, eine ganz andere Einschätzung. Wenn das eigene Erlebnis nur in einigen europäischen Staaten die Möglichkeit des Vergleichs mit deutschen Verhältnissen finden konnte, wird man den deutschen Vorsprung begreifen, aber zugleich auch die tieferen Ursachen der bolschewistischen Aktivität, der jüdischen Macht und des Unverständnisses gegenüber einem nationalen, völkischen Sozialismus, wie wir ihn besitzen, erfahren. Sowohl Deutschland wie Italien können sorglos ihre Jugend in die Welt schicken, ohne erwarten zu müssen, daß sie stärkere und mächtigere Ideale in der Fremde zu gewinnen vermag. Die Jugend ist das beste Sprachrohr einer Nation, weil, wenn es Menschen ohne Arglist gibt, doch wenigstens die Jugend ihnen zuzurechnen ist. Wenn uns das letzte Jahr einen regen Austausch mit der Jugend vieler Nationen gebracht hat, so wird der Unterschied zum Bolschewismus offenbar, der keine Jugend ins Ausland zu schicken wagt. Der Nationalsozialismus sendet seine Jugend, seine wertvollste Repräsentantin, in die Welt. Der Bolschewismus schickt Agenten, Büßmäule, Demagogen und falsche Propheten. Ein

Staat, der bemüht ist, seine Jugend in die Welt zu schicken, um sie gereifter und urteils-sicherer für seinen Dienst zurückzuhalten, zeigt der Welt sein freies und lauterer Ge-wissen, offenbart ihr, daß es nichts zu verbergen und keine fremde Einmischung zu fürchten hat. Denn Jugend ist gesprächig, offen, treuherzig. Einem geschickten Ausfragen wird sie sich arglos öffnen. Wir sind glücklich, daß wir durch unsere Jugend einer fragenden, viel-sach noch verständnislosen Welt Aufklärung geben können. Und nach unserer Komfahrt wissen wir, daß die Ballila-Jugend für den Faschismus heute den gleichen Wert besitzt.

Eine solche innere Stärke, wie sie heute der F. I. und der Ballila gemeinsam ist, und wie sie die geistige und seelische Machtfülle beider Völker offenbart, gibt beiden Bewe-gungen eine Ausnahmestellung in Europa. Die Vernichtung des einen Partners würde die reißlose Einkreisung und den Vernich-tungskampf gegen den anderen zur Folge haben. Rücken an Rücken aber werden weder Moskau noch der Grochorient von Frankreich den Kampf mit uns aufnehmen.

Die Reise durch Italien hat uns auch Wesensunterschiede zwischen Nationalsozia-lismus und Faschismus klar werden lassen, wie sicherlich ähnliche Eindrücke auch unsere aufmerksamen Gastgeber gewonnen haben. Ist das ein Schaden? Gewiß nicht! Im Gegenteil, es ist für beide Seiten notwendig, zu wissen, daß sowohl die nationalsozia-listische wie die faschistische Idee aus der Veranlagung und dem Charakter des Volkes heraus geboren ist. In ihrer völkischen Eigen-art liegt eben ihre Stärke und Stabilität. Man muß um diese Tatsache vor allem in Italien wissen, um eine verwandte Idee und Bewegung richtig einzuschätzen. Anderer-seits wird ein Blick auf die Karte uns Deutschen immer gut tun, wenn wir Ita-liens politische Entscheidungen beurteilen. Der sacro egoismo ist eine Tugend der Politik.

Als wir nach Deutschland zurückkamen, lasen wir in einer süddeutschen Zeitung einen typisch rührseligen Bericht. Die Be-geistigung über das Erlebte dürfte hier falsch verstanden worden sein. Nur ein Satz sei herausgegriffen: „Die Küsse, mit denen sie (die Hitlerjungen) die Bevölkerung Italiens immer wieder begrüßte, brennen noch auf ihren Wangen.“ Wir wollen viel-mehr die Hoffnung haben, daß ihre vielen Eindrücke, in ihrem Herzen und in ihrem Verstand weiter brennen werden, da-

mit der Blick aus der Ferne den Horizont jedes einzelnen weitet. Wenn der deutsch-italienische Jugendaustausch in Zukunft eine weitere Belebung erfährt, so leistet jeder der beiden Jugendführer damit schließ-lich nur seiner eigenen Nation einen wert-vollen Dienst.

Günter Kaufmann.

Warum denn Abwertung?

Sie Sicherheit — Sie Vertrauen

Frankreich hat seine Währung um 30 v. H. abgewertet und durch diese Maßnahme auch die beiden letzten Goldblockländer (Holland und die Schweiz) mitgerissen. Innerhalb von acht Tagen mußten außerdem die Tschechoslowakei und schließlich auch Italien folgen. Damit haben rund 85 v. H. aller am Welthandel beteilig-ten Nationen es aufgegeben, die Weltkrise auf geradem Wege zu meistern.

Mehr als irgendein anderes Land der Erde ist gerade Frankreich bisher auf „Sicherheit“ bedacht gewesen. Sicherheit auf politischem Gebiet durch Pakte, durch ge-waltige Rüstungen, durch nie gekannte Be-festigungsanlagen. Sicherheit auch auf wirt-schaftlichen Gebiet durch Schaffung eines Goldschatzes von 70 Milliarden Francs, die in den Kellern der Bank von Frankreich ruhten. Sicherheit schufen sich darüber hin-aus auch noch die französischen Sparer, in-dem sie Goldbarren erwarben und sie in ihren Truhen und Strümpfen verstedeten, indem sie Noten hamsterten, indem sie ihre Kapitalien ins Ausland schafften. Schließ-lich waren durch eine derartige Reservens-haltung fast 120 Milliarden Francs „sicher-gestellt“, während sich der gesamte fran-zösische Notenumlauf nur auf 80 Milliarden Francs beläuft. Es kann also nicht an einem Mangel an Sicherheit liegen, wenn gerade Frankreich trotz allem seine Währung abgleiten ließ. Vielmehr war der Grund ein völliger Mangel an Vertrauen des französischen Volkes seiner Staatsfüh-rung gegenüber. Wo des Vertrauens des Volkes fehlt, da retten auch die „Sicherheiten“ die Währung nicht. Aber sogar jetzt bei der Abwertung der französischen Währung hält die fran-zösische Presse an der Psychose fest, daß diese Entwertung „berufen sei, zur Sicherheit und zur Befriedung der Welt, zur Wieder-herstellung des weltwirtschaftlichen Gleich-gewichts zu dienen“. Man muß sich dabei

nur fragen, wie durch eine vermehrte Schwankung der Währungen und durch stetige Erschütterung der kaufmännischen Rechnungsgrundlagen denn eine Befriedigung des Welthandels erzielt werden soll. Durch was als eine Unsicherheit kann niemals vermehrte Sicherheit geschaffen werden.

Das genau entgegengesetzte Bild zu dem gesicherten Frankreich bietet Deutschland. Wir haben keine Milliardenbeträge an totem Gold in den Kellern der Reichsbank liegen. Wir haben aber auch keine Milliardenbeträge an Hortungsgeldern, die etwa das deutsche Volk in seinen Truhen und Sparstrümpfen versteckt hielt. Im Gegenteil: bereits im ersten Halbjahr nach der Machtergreifung sind rund eine Milliarde Mark Hortungsgelder, die vorher versteckt waren, wieder den Sparklassen zugeflossen. Und die deutsche Mark ist als einzige große Währung stabil.

Was ist denn nun eigentlich Entwertung und wer vor allem wird denn von ihr betroffen?

Eine Entwertung der Währung ist — genau genommen — ein unlauteres „Geschäft“. Wir kennen sie nur zu genau noch (allerdings in ihrer verheerendsten Form) aus der unseligen Inflationszeit. Bei einer Entwertung gibt es stets eine Seite, die gewaltig im Nachteil bleibt, und eine andere Seite, die genau diese Nachteile für sich zum Vorteil verbuchen kann und dabei den Rückhalt durch das Gesetz hinter sich weiß. 1923 wurden Millionen großer und kleiner Sparer durch die Inflation um ihre papierernen Ersparnisse gebracht, die sie in eisernen Notzeiten dem Staat zur Verfügung gestellt hatten. Und gerade dieser Staat war in der Lage, durch das Zerfließen aller Werte sich innerhalb einiger Jahre von seinen Milliardenbeträgen an Kriegsanleihe und sonstigen früheren Schulden zu befreien. Der Staat — und mit ihm der überwiegende Teil aller verschuldeten Existenzen — war durch die Not der Sparer saniert.

Sämtliche Entwertungen der Gegenwart bieten in aller ihrer Vielfalt ein gleiches Ergebnis, wengleich auch die Abwertungen in keinem Falle mehr bis auf den Nullpunkt heruntergetrieben worden sind, sondern meist bei 60 v. H. haltgemacht haben — bisher. England entwertete im Herbst 1931, um die Milliardenbeträge ausländischer Gelder, die in England angelegt waren,

nicht abfließen zu lassen. Diese blieben, und sie waren um 40 v. H. abgewertet (soweit sie auf £ lauteten). Die Vereinigten Staaten ließen ihre Währung fahren, um ihre innere Schuldenlast „erträglicher zu gestalten“. Die Preise erhöhten sich in USA. und — die Gläubiger hatten den Verlust. Die vorletzte tschechoslowakische Abwertung geschah mit dem Zweck, sich auf dem Weltmarkt einen Vorsprung zu sichern. Der ausländische Konkurrent sollte der Leidtragende sein — das tschechische Volk trug durch Verteuerung der Lebenshaltung mit. In Belgien wurde mit der Abwertung des Belga auf kaltem Wege die gewünschte Herabsetzung der Löhne erzielt. Das eigene Volk war, da die Preise fast in allen Fällen wesentlich stärker stiegen als die hier und da großzügig gewährten „Lohnerhöhungen“, stets der Leidtragende.

Wurde dafür aber auf dem Weltmarkt eine allgemeine Besserung erzielt? Auch diese konnte nicht eintreten. Denn das Dumping des einen Landes mit entwerteten Exportpreisen zog ja stets in den Konkurrenzländern ebenfalls eine Abwertung der Rechnungswerte hinter sich her. Niemand wollte an Boden verlieren, niemand wollte seine Arbeitslosenheere noch durch Exportkrumpfung um einige hunderttausend Arbeiter vergrößern. Zurückgeblieben ist eine allgemeine Unsicherheit. Niemand weiß, wenn er heute eine Ware in Pfunden, in Dollars, in Franken, in Kronen usw. verkauft, welchen Wert seine Rechnung am Fälligkeitstage nun wirklich darstellen wird. Dieser allgemeinen „Sicherheit“ haben auch die obengenannten Länder unter Frankreichs Führung sich angeschlossen.

Und wir in Deutschland? Wir haben das Wunder der Arbeitsbeschaffungs-Finanzierung zuwege gebracht, wir haben auch das Wunder der stabilen Mark vollbracht. Das nationalsozialistische Deutschland hat es sich zum unverrückbaren Ziele gesteckt, dem deutschen Arbeiter, dem deutschen Sparer die Kaufkraft seiner Arbeitsleistung zu erhalten. Da wir in großem Ausmaße auf Einfuhren ausländischer Erzeugnisse angewiesen sind, müßte eine Markabwertung von 30 v. H. auch eine ebenso starke Verteuerung der Einfuhrpreise nach sich ziehen. Zudem würde auch unsere aus jenen unseligen marxistischen Zeiten stammende hohe Auslandsschuld und die darauf jährlich zu leistende Zinslast gleichfalls um denselben Betrag steigen.

Wir müßten also unter diesen Gesichtspunkten um 30 v. H. mehr für das Ausland arbeiten! Was hilft es da, wenn vielleicht auf diese Weise 10 oder 15 v. H. Lohnsteigerungen erwirkt würden?

Deutschland hat seinen Weg aus der Krise im Jahre 1935 angetreten und hat die bis-

her weitaus größten Erfolge in der Welt. Das Vertrauen des deutschen Volkes trägt diesen gewaltigen Wiederaufbau. Niemand wird es erschüttern können, da wir die Politik der falschen „Sicherheit“ ablehnen. Das Vertrauen des Volkes ist immer die stärkste Sicherheit einer gesunden Staatsführung. E. H.

Kleine Beiträge

Neubauerntum auf dem Balkan

Ein Agrarland fordert Neubefiedlung

Wer heute Mazedonien durchquert, sieht eine große Menge neuer bäuerlicher Siedlungen in verschiedenen Gegenden des Landes, angefangen vom Rand der Provinzialhauptstadt Skoplje, wo diese neuen Höfe genossenschaftlich zusammenarbeiten und gut im Stand sind, bis in entlegene Landstriche nahe der Grenze. Am dichtesten sind diese Neustiedelungen, die aus vielen Gründen in hohem Maße bemerkenswert sind, auf dem Stoplje Polje (Feld von Stoplje), ferner auf dem Amselfeld (Kosovo Polje), der Stätte der Entscheidungsschlachten von 1389 und 1440, und in der Metohia-Ebene. Diese Ebenen sind meist alte Seeböden, an sich recht fruchtbar, aber unter der türkischen Herrschaft verödet und vom Ackerland zur Dauerweide herabgesunken. Man mag sich wundern, daß ein Agrarland mit einem Ausfuhrüberschuß an landwirtschaftlichen Erzeugnissen noch mehr Land unter den Pflug nehmen läßt, gibt sich aber bald Rechenschaft, daß nicht die wirtschaftlichen Gesichtspunkte für diese Neubefiedlungen ausschlaggebend sind.

Mit dem jugoslawischen Teil von Mazedonien, der seit 1912, dem Jahr der Bestimmung, amtlich Südserbien heißt, sind für die Südslawen und besonders die Serben starke Gefühlswerte verbunden, weil hier der Kern ihres mittelalterlichen Kaiserstaates, mit Stoplje als Kernstück, lag und die blutige Schlacht von Kumanovo, an die ein hochtragendes Denkmal erinnert, ein halbes Jahrtausend Fremdherrschaft beendete, die nicht vermocht hatte, den nationalen Geist und das Gedächtnis an eine große Vergan-

genheit verlassen zu lassen. Dieser nationale Moment spielt stark mit bei der Zurückgewinnung heiliger Erde durch die Arbeit des Bauern, die sogleich nach der Eroberung begann, von 1914—1919 zwar unterbrochen werden mußte, aber dann umgehend wieder aufgenommen wurde, sobald eine geregelte Verwaltung erneut einsetzen konnte.

Siedlung und Staatsidee

Die Neubefiedlung geht aus: vom Volk, vom Menschen, vom Staatsgedanken.

Sie ist gedacht als eine gemeinsame Leistung aller Teile des südslawischen Gesamtvolkes. In der Tat machen sich die sonst ziemlich tiefgehenden Streitigkeiten zwischen Serben und Kroaten in den Neustiedlungen, wo beide beisammen wohnen, kaum bemerkbar; es mag sich vielleicht ein Neustamm bilden. Neben Serben aus dem alten Königreich und aus der Wojwodina (uns besser bekannt als Banat und Batscha) sind vielfach Montenegriner angefügt, die ebenfalls serbischen Stammes sind. Ihre Wohnsitze sind mehr im Westen, nicht weit von ihrer Bergheimat, die nicht alle Bewohner ernähren kann, man hat ihnen besseren Boden zugewiesen, als sie ihn gewohnt waren, erwartet aber von ihrer Genügsamkeit und Härte auch eine besonders nachdrückliche Wacht an der Staats- und Volksgrenze. Aus den ehemaligen Ländern der Habsburger Monarchie sind Dalmatiner genommen worden, und aus Kroatien kamen vor allem die Viskaner, die auf der fargen und rauhen Viza-Hochfläche zu einem besonders widerstandsfähigen Schlag heranwuchsen, höchst freiheitsliebend und ungehörig waren, aber für die Habsburger

auch die besten „Grenzer“ stellten. Sie liebten es, auch in den Neusiedlungen beisammen zu bleiben, weil ihr Sippengefühl ähnlich wie das der Montenegriener ausgesprochen stark ist, und durften sogar ihre Häuser kostenlos mitbringen. In der Regel wurden für das Neubauernrum in Südserbien fast nur Bauernsöhne, meist nachgeborene, aus rauhen und armen Gegenden genommen, die den klimatischen Anforderungen Mazedoniens gewachsen sind.

Erfolglos blieben Versuche mit Siedlern aus vermöglicheren, meist städtischen Kreisen, die etwa 1923—25 gemacht wurden. Im ganzen gibt es seit 1912, praktisch seit 1919, etwa 20 000 Hausgemeinschaften von Kolonisten in Südserbien; mit den Familienangehörigen sind das an 100 000 Menschen; dieser Zuwachs zu den 1½ Millionen Bewohnern Südserbiens fällt also bereits ins Gewicht, nicht nur durch die Veränderungen des Landschaftsbildes, sondern auch durch Verkehrsbehebung und Ablagerbeserung. Diese Siedler fühlen sich durchaus als Vorposten zur Sicherung eines noch nicht lange zum Staat gehörigen Besitzes; in ihren Augen war die Eroberung nur eine seit Jahrhunderten fällig gewesene Zurückeroberung. Durch ihre besseren Kenntnisse in der Landwirtschaft sind sie Vorbilder für die vorgefundene ansässige Bevölkerung, der die Jugend vielleicht abgerechnet, noch die Rückständigkeit und Nachlässigkeit der Türkenzeit anhängt. Besonders deutlich ist das schon im äußeren Bild solcher Siedlungen erkennbar, die neben ein vorgefundenes altes Dorf gesetzt worden sind oder ein solches einfach durchdringen; aber auch die geschlossen angelegten Neubörfer sind leicht als solche zu erkennen an ihrer durchdachten Anlage, ihren Einrichtungen und ihrer Sauberkeit. Neben den vom Staat angelegten Siedlern gibt es auch freie Kolonisten, die aus eigenem Antrieb nach Südserbien gewandert sind, um Neuland zu suchen.

Serbisches Volkstum im Vormarsch

Unverkennbar ist auch der Auslesegedanke bei der Auswahl der Neusiedler. Bevorzugt wurden zunächst Familien, die, obwohl serbischer Herkunft, auch während der Türkenherrschaft im Lande geblieben und sich erhalten hatten; wenn sie, wie meist der Fall war, nicht mehr genug Land besaßen, wurde ihnen zusätzliches zugeteilt. Ferner wurden berücksichtigt Kriegsverletzte aus den Balkankriegen oder aus dem

Weltkrieg, dann Kriegerfamilien und Hinterbliebene von Kriegsteilnehmern, dazu Kriegsfreiwillige, im dortigen Sprachsinne Leute, die freiwillig auf serbischer Seite gefochten hatten. Fremdvölkische erhielten nur vereinzelt Land, immerhin trifft man gelegentlich einen Deutschen oder einen Magyaren. — Hier sei gleich erwähnt, daß umfangreiche Neusiedlungen auch in der Wojwodina erfolgt sind, wo der magyarische Großgrundbesitz das Land hergeben mußte. Allein auf acht Großbesitzungen des Banats mit zusammen 34 000 Joch Grund fanden nicht weniger als 4325 serbische Siedler Platz, die schon 1924 626 Häuser errichtet hatten. Das ist ein Siedlungswerk, das in den Zahlenverhältnissen bald den Vergleich mit der Neubewölkung des Banats unter Maria Theresia und Josef II. aushält, nur daß heute ohne Frage auch der politische Zweck mit verfolgt wird, in diesen ehemals zu Ungarn gehörenden Gebieten, in denen Deutsche, Magyaren, Serben und Rumänen durcheinander wohnen, das serbische Volkstum stark und eine Abänderung der heutigen Staatsgrenzen von Jahr zu Jahr unmöglicher zu machen, indem eine Verschiebung des völkischen zahlenmäßigen Schwergewichtes und ein echtes bäuerliches Verwurzeln im selbst bearbeiteten Boden den Gewinn aus dem Weltkrieg sichern soll. Der gleiche Zweck wird ebenso offen im Süden verfolgt. — Die Menschen sind ausgehakt, man trifft unter den Siedlern sehr gewedte, rasch wohlhabend gewordene Vertreter der besten Menschenschläge des ganzen Landes, rassisch kaum vermischt; der dinarische Typ ist oft rein vertreten. Der Bestand ist gesichert, da selten weniger als 3 oder 4 Kinder anzutreffen sind; ein Blick auf Banat und Batscha lehrt leider, daß die dortige deutsche Volksgruppe vom Volkstod bedroht ist, da gerade die wohlhabendsten Bauernfamilien nur noch 1 oder 2 Kinder haben und immer mehr Land, das nicht mehr mit eigenen Kräften bewirtschaftet werden kann, in den Besitz der Serben oder Rumänen übergeht, die sparsam, bedürfnislos und kinderreich ihrem Volkstum immer mehr Boden gewinnen, rein deutsche Dörfer unterwandern und sie mit Hilfe von Knechten oder Handwerkern allmählich ihrem Volkstum erobern. In Südserbien ist dagegen das südslawische

Neubauerntum noch jung und weiß, was es tun muß, um dem eigenen Geschlecht und dem gemeinsamen Staat den Boden zu erhalten und nach Möglichkeit zu erweitern. Allerdings macht sich da und dort schon das Bestreben bemerkbar, den Kindern, auch den Mädchen, in der nächsten Stadt höhere Schulbildung angeeignet zu lassen, so daß mit der Zeit eine Landflucht eintreten wird.

Land ohne Großgrundbesitz

Vorläufig ist freilich noch genug Platz im Lande. Im allgemeinen gibt der Staat Land her, das entweder bis 1912 dem türkischen Staat gehört hatte oder durch Abwanderung türkischer, manchmal auch arnautischer (albanischer) Familien herrenlos geworden war oder von verarmten Türken oder Renegaten billig abgegeben werden mußte. Auch der Besitz ausgestorbener Familien fiel an den Staat. Dieser mußte oft zunächst die Besitzverhältnisse rechtlich klarstellen, da ein Grundbuch unbekannt war und es auch ein Beurkundungswesen so gut wie nicht gab. Die ständigen Unruhen in Mazedonien während des Ausganges der Türkenzeit und dann die vierjährige fremde Besetzung im Weltkrieg hatten rechtlich unhaltbare Zustände geschaffen, die zunächst bereinigt werden mußten; aus erklärlichen Gründen bestand jahrelang eine militärische Verwaltung der Agrarreform, während in letzter Zeit die Aufgaben des darauf folgenden Generalkommissariats für Agrarreform auf das Ackerbauministerium in Belgrad übergegangen sind. Leitend für die Anstellungsarbeit war die vom König Alexander ausgesprochene Lösung, daß Grund und Boden demjenigen gehören solle, der ihn tatsächlich bearbeitet; demzufolge besteht in Südserbien kein Großgrundbesitz mehr, den es im Königreich Serbien selbst nie gegeben hat, und in anderen Teilen des Staates sind Pächterverhältnisse wie z. B. das Kolonat gesetzlich abgeschafft. Oft ließ sich nicht einwandfrei klären, ob Altbauern verlassenes Land des Nachbarn eigenmächtig unter den eigenen Pflug genommen hatten. Gemeinland wurde aufgeteilt, soweit es nicht als Weide notwendig blieb.

Ansätze sozialistischer Agrarpolitik

Bei der Schaffung des Neubauerntums ging Südslawien von einer alten Einrichtung der Südslawen aus, die volksverbunden ist: von der Hausgemeinschaft,

die schon in der österreichisch-ungarischen Militärgrenze gegen das Osmanische Reich ihren verfestigenden Wert bewiesen hatte. Im Durchschnitt erhält der Hausvater einer Kolonistenfamilie 5 Hektar bebaubares Land, bei schlechtem Boden bis zum Doppelten. Für jedes verheiratete Mitglied kommen 4 Hektar dazu, für Ledige und Minderjährige bis zu 21 Jahren 2 bis 3 Hektar, für Knaben unter 16 Jahren und für Studenten 1 und für Witwen und volljährige Mädchen ebenfalls 1 Hektar. Die Maßstäbe sind den örtlichen Verhältnissen angepaßt worden. Außer dem Ackerland können auch Weinberge und Weide zugeteilt werden. Bis zur Größe von 5 Hektaren erkennt der Staat den Kolonisten als Eigentümer ohne Entschädigung an, im allgemeinen nach 10 Jahren, bei sehr guter Bewässerung aber schon nach 3 Jahren; bis dahin verbleibt dem Staat das Eigentumsrecht und auch nach Ablauf der Frist ist das Eigentumsrecht nicht uneingeschränkt. Denn der Verkauf ist unzulässig, eine Weitergabe des Besitzes ist nur erlaubt durch Vermittlung des Agrarministers, das auf 3 Monate das Vorverkaufsrecht hat und dann, falls es nicht selbst den Besitz erwirbt, einen Bewerber benennen muß. Saatgut, Vieh, Geräte, sogar Häuser gab der Staat her über die Agrargemeinschaften, bei denen jeder angelegte Kolonist Mitglied sein mußte, die aber heute abgeschafft und durch Genossenschaften ersetzt sind. Die freien Kolonisten haben eigene Genossenschaften für Verwertung ihrer Erzeugnisse, für Kreditbeschaffung usw. Gut gedeiht allerdings nur etwa ein Drittel aller Siedlungen, jene, die ausgezeichneten Boden, gute Verkehrsverbindungen und einen Leistungswettbewerb unter den Kolonisten aufweisen. Besonders der Montenegriener will keinem nachstehen, er will mindestens neben dem Besten stehen. Diesen Trieb versteht der südslawische Staat sehr geschickt auszuwerten, da er im Volk steckt. Viele Siedlungen sind dem religiösen Bekenntnis nach gemischt, ohne daß irgendwelche Gegensätze hervortreten; zu den ersten Bauten in jedem Neudorf gehört die Schule, die auch oft Versammlungsraum ist.

Eroberung neuen Volksbodens bedeutet Sicherung des Staatsgebietes

Fehlerhaft angelegt ist etwa ein Fünftel der Kolonien, bei denen die Bodenbeschaffenheit nicht genügend sorgfältig geprüft worden war. Der große Rest gedeiht nicht gerade schlecht, doch geht es gut nur dem zuerst genannten Drittel, und auch da ist

stets Nachhilfe durch den Staat notwendig gewesen, der schon bis 1928 die Anlagenschuld bis zu $\frac{1}{2}$ erlassen hatte und noch 1936 vom Rest weitere $\frac{1}{2}$ strich. Unstreitig hat der Staat viel getan für die Wasserversorgung; in den Ebenen werden Gräben gezogen, die Brunnen werden ständig vom Gesundheitsamt überwacht, Sümpfe sind ausgetrocknet worden, Wege wurden erbaut und die vor-handenen Straßen sehr verbessert. Man fährt oft sehr lange vorbei an Weizen- und Maisfeldern der Neusiedler, an ihren Weingärten und Obstpflanzungen, und unter der glutheißen mazedonischen Sonne gedeiht alles besonders gut, wenn nicht der Regen ausbleibt. Das Land hat in nur wenigen Jahren sein Aussehen in einem Maße geändert, das außerhalb seiner engeren Grenzen kaum bekannt-

geworden ist. Die Grundsätze, die dabei galten, sind nicht immer solche, die unserer eigenen Art gemäß wären; wie wenig leicht das Gesamtwert auf einen Kenner zu bringen ist, mag aus der — nur kurz — geschilderten Vermengung autoritärer Maßnahmen mit liberal-demokratischen Anschauungen innerhalb eines noch mit Spannungen belasteten Staatswesens ersichtlich sein, eines Staatswesens freilich, das von einem sehr bewußten und oft instinktstärkeren Volkstum mit starken geschichtlichen Bindungen getragen wird und frühzeitig klar erkannt hat, wie wichtig Neubildung des oft als staatsrettend bewährten Bauerntums auf neugewonnenem und nicht unangefochtenem Boden ist.

J. März.

Randbemerkungen

„Der Geist im Exil“

Entwicklung zum Schwäger

Thomas Mann hat vor einiger Zeit in Wien zwei „bedeutsame“ Vorträge gehalten. Diese Tatsache allein könnte uns nicht veranlassen, zur Feder zu greifen, denn schließlich pflegt Herr Mann sehr häufig das Szepter der Beredsamkeit zu schwingen. Da aber ein jüdisches Boulevard-Blatt, der „Morgen“, eine Unterredung veröffentlicht, in der Thomas seine Ansichten über die deutsche Geistigkeit in der Emigration mitteilt, wird die Angelegenheit schon pikanter, und wir glauben daher, unseren Lesern nicht vorenthalten zu dürfen, was der „Hüter der deutschen Geistigkeit“ — so nennt ihn der „Morgen“-Schmoll — über dieses immerhin nicht ganz uninteressante Thema orakelt:

„Ist es nicht zu befürchten“, so lautete die Frage, die wir an Thomas Mann stellten, „daß es der deutschen geistigen Emigration mit der Zeit ebenso ergehen kann, wie es den anderen Emigrationen ergangen ist, daß sie nämlich den Zusammenhang mit dem Vaterland verliert und so in sich zusammenbricht oder zumindest, auf jenem Standpunkt verharrend, den sie einnahm,

als sie emigrieren mußte, langsam veraltet und lächerlich wirkt?“

„Das, was Sie befürchten“, antwortete Thomas Mann nach einigem Nachdenken, „und was für einige Emigrationen, so etwa für die russische, zum Teil zutrifft, glaube ich für die deutsche Emigration, zumindest aber für meinen Teil, nicht befürchten zu müssen. Denn die deutsche Emigration genießt den Vorzug, daß der Begriff ‚Deutschland‘ im Geistigen sich nicht auf das Deutsche Reich beschränkt und daß man in der glücklichen Lage ist, auch außerhalb des Deutschen Reiches deutsches Sprachgebiet, ja, zum Teil altes deutsches Kulturgut oft noch besser erhalten vorzufinden, wie ich zum Beispiel in meiner neuen Wahlheimat, in der Schweiz, oder etwa in Österreich.“

Herr Thomas hat sich, das muß man ehrlich sagen, nicht ungehört um den reichlich brenzlischen Brei herumgedrückt. Die Fragestellung lautete ja gar nicht, ob man in Österreich oder in der Schweiz Deutsch spricht, was kein Mensch bezweifelt, sondern, ob die Emigration den Zusammenhang mit dem Vaterland verlieren, ob ihr Standpunkt langsam veralten und schließlich lächerlich wirken könne (was uns aus dem Herzen gesprochen ist). Der wißbegie-

rige Reporter hat mit seiner Frage, ohne es wahrscheinlich selbst zu wissen, das Schicksal der Emigration sehr klar gesehen.

Doch hören wir weiter:

„Trägt nicht dazu, daß der deutsche geistige Mensch die Emigration leichter erträgt als etwa der Russe, auch die Tatsache bei, daß der deutsche geistige Mensch auch Weltbürger ist, daß ihm Deutschland nur engere Heimat, die Welt aber die weitere Heimat bedeutet?“

Thomas Mann: „In gewissem Sinne ja. Anders liegt der Fall bei den Russen. So ist die emigrierte russische Literatur, etwa Iwan Bunin, den ich hoch schätze . . . in der Atmosphäre des neunzehnten Jahrhunderts festengeblieben. Diese Gefahr besteht überall, wo die Entwicklung im Heimatland weitergeht und die Emigration nicht teil hat an ihr. Bei der deutschen Emigration ist — ich möchte sagen — beinahe das Gegenteil der Fall. In meinem Heim in Rühnacht am Zürcher See habe ich fast täglich Freunde aus Deutschland bei mir, wir haben teil an allem, was in der Welt vorgeht, ja, manchen von uns hat die Emigration in seiner geistigen Entwicklung eher gefördert als gehemmt.“

Wir würden uns nicht wundern, wenn Mann eines Tages erklärt, daß überhaupt nur der Schreiben könne, der in der Emigration lebt. Übrigens heißt sich der „Hüter der deutschen Geistigkeit“, gleich mit einem Beispiel aus der eigenen Familie aufzuwarten.

„So“, sagt Thomas Mann mit einem feinen Lächeln, „finde ich, daß zum Beispiel meinem Sohn Klaus die Emigration geradezu gut getan hat. Klaus, der ständig in Amsterdam lebt, den ich aber jetzt bei mir dabei in Zürich antreffen werde, hat sich in der Emigration außerordentlich entwickelt. War schon sein Buch ‚Flucht nach Norden‘ gut, so finde ich sein neuestes Werk ‚Symphonie pathétique‘ vorzüglich . . .“

Jeder Vater ist auf seinen Sprößling stolz, und warum soll es Herr Thomas nicht sein. Leider kennen wir die neuesten Veröffentlichungen von Kläuschen nicht, nach den früheren Erfahrungen wird das kein Verlust sein. Seelisch und politisch Heimatlose schreiben ohne die natürlichsten und wertvollsten Kräfte eines Künstlers. Immerhin könnte Mann, wenn wir seinen Worten Glauben schenken, gewissen Stellen

im neuen Deutschland auf den Knien dankbar sein, daß sie Mann jun. mit hohem Schwung an die Luft setzten. Denn sonst wäre es wohl zu der „außerordentlichen Entwicklung“ nie gekommen.

Nun folgt von seiten des „Morgens“ ein kleiner Angriff auf die Tränenröhren der Leser:

„Wie steht's aber um das Heimweh? Sie haben doch in Deutschland manches zurücklassen müssen. Ein schönes Heim, eine herrliche Bibliothek, zwei Autos, von den immateriellen Gütern gar nicht zu reden!“

„Ich fühle mich in der Schweiz gar nicht in der Fremde“, meint Thomas Mann nachdenklich. „Ich, der ich in Lübeck geboren bin, habe, genau genommen, in München ebenso wenig in der Fremde gelebt wie jetzt in Zürich.“

Wenn dies die ehrliche Meinung des Herrn Thomas ist, dann soll dieser wurzellose Weltbürger uns in Zukunft mit dem Gerede der Emigration verschonen!

Das Gespräch beschäftigt sich nun weiter mit Wiener Kunst- und Theaterverhältnissen, wobei es Herr Thomas nicht unterläßt, eine Lanze für den jüdischen Maler Oppenheim zu brechen. Er kündigt auch an, daß im Oktober der dritte Band der „Josefslegenden“ im Verlag Weermann-Fischer erscheint. Der gleiche Verlag werde demnächst auch ein kleines Schriftchen über „Sigmund Freud“ herausbringen. Es heißt dann wörtlich:

„Darf ich mir übrigens schmeicheln, daß jener besonders warme Empfang, jenes nachdrückliche Interesse, das gerade meinem jetzigen Wiener Besuch entgegengebracht zu werden scheint, auf meine Broschüre über den Wiener Freud zurückzuführen ist?“

„Willehmt nicht in erster Linie“ — erlaubt sich nun der Interviewer eine Gegenäußerung, „aber Wien und die Wiener bringen jenem Manne, der ein offenes deutsches Wort spricht, als einem Freund, den herzlich zu begrüßen wir nicht ermangeln, wärmste Sympathie entgegen. Der Name Thomas Mann ist ein Anlaß, für Geistigkeit einzutreten, und man muß solche Anlässe wahrnehmen.“

Thomas Mann: „Offen gestanden, empfinde ich es auch ein wenig als meine Aufgabe, solchen Anlaß zu bieten. Auch im Deutschen

Reich darf ich noch solchen Anlaß bieten. Doch zum Abschluß wollen Sie wissen, was ich als nächstes großes Werk plane. Es ist ein Novellenzyklus über den alternden Goethe in Weimar.“

Stigmund Freud und der alternde Goethe, was mag wohl dabei herauskommen? Im übrigen, da Mann sich selbstgefällig brühtet, im Deutschen Reich „noch Anlaß“ bieten zu dürfen, für Geistigkeit einzutreten, sei ihm einmal mit aller Deutlichkeit gesagt: So ernst und so wichtig, wie sich Herr Thomas als politisches und geistiges Phänomen glaubt, nehmen wir ihn bei Gott nicht. Weder ist er ausgewiesen und ausgebürgert worden, noch kamen seine Bücher auf die Verbotsliste. Was können wir schon dafür, daß er vor dem Umsturz ins Ausland verschwand und nicht mehr zurückkehren will! Daß wir allerdings einem Dichter, der sich als der „Hüter deutscher Geistigkeit in der Emigration“ aufspielt, und der sich mehr als Weltbürger als als Deutscher fühlt, wärmstens empfehlen, in sein schönes Heim nach München, zu seiner herrlichen Bibliothek und zu seinen zwei Autos niemals wieder zurückzukehren, dürften wohl selbst Herrn Thomas einleuchten. Sti.

„Hamlet in Wittenberg“

von Gerhard Hauptmann

Dies jüngste Schauspiel Hauptmanns fand auch seine Darstellung im „Deutschen Theater“ (Berlin). Es war hier in einem, allerdings heute nicht mehr löblichen Sinne „zu Hause“: an der Stätte, an der der Naturalismus seine vielleicht größten Theatererfolge einholte. Hauptmann ist trotz aller Versuche, den Weg zur romantisch-idealistischen Dichtung zu finden, Naturalist geblieben.

Der Beweis dafür ist sein „Hamlet in Wittenberg“. In Shakespeares „Hamlet“ in der 2. Szene sagt die Königin: „Daß Deine Mutter fehl nicht bitten, Hamlet. Ich bitte, bleib bei uns, geh nicht nach Wittenberg.“ In einer dichterischen Konzeption, die Hauptmann zugekanden ist, läßt er den Dänenprinzen in Wittenberg im Kreise seiner Shakespeareschen Freunde studieren. Aber er läßt ihn das in einer Weise tun, die den Geist des Naturalismus enthüllt: was hat ein Prinz, ein Fürst schon anderes zu tun, als Abenteuer zu suchen, als seinem Spleen zu huldigen. So begegnet uns Hamlet in Wittenberg als ein Nichtstuer, als ein Studiosus, der sich verliert, den das Abenteuer reizt, eine Zi-

geunerin zu suchen, die zwar Sure ist, doch aber auf den ersten Blick sich seiner unstillbaren Liebe erfreuen kann. Wo ist das Bild des Shakespeareschen Hamlet, des reinen Prinzen, geblieben? Hauptmann hat es aufgeben müssen, um ihn in seinem (d. h. naturalistischen) Sinne darstellen zu können. Um des Hauptmannschen Weltbildes willen muß Hamlet seine fürstliche Aufgabe vergessen und sich in ein sehr Kleinbürgerliches Idyll hineinleben. Die Liebe zu der Zigeunerin, die er ehelichen will, läßt ihn die Fassung verlieren. Der Naturalismus strahlt:

„Und dennoch, wenn der Gram mich überkommt, der Gram ob dieser ganzen Schmerzenswelt, so ist ein kranker, lebensmüder Greis nicht lebensmüder. Alt ist einer, der den Tod nicht nur berührt, sondern ihn ersehnt.“

Solches muß der Dänenprinz, nachdem er eben gestanden hat, daß er 19 Jahre alt ist, sagen. Und noch einen Hauptmann-Hamlet-Satz als Zeichen der Enge der naturalistischen Auffassung.

„... Einstmals hab ich mich einem Klosterabte anvertraut, um Mönch zu werden. Heut ist meine Frage: Wie werde ich Mensch, ein schlachter Mensch und Mann, der, im Genuße seines stillen Glücks umfriedet, weltfern lebt und sonst nichts will?“

Das ist der Hamlet Gerhard Hauptmanns: der Prinz, der ein Abenteuer sucht, als dessen Ziel er „weltenfernes“ und „stilles Glück“ erhofft. Damit ist die Vergewaltigung der Shakespeareschen Gestalt vollzogen.

Angesichts des Verlagens vor diesem Stoff, aus dem der Naturalist ein persönliches Abenteuer mit psychologischen Rätselfen machte, ist es kaum erwähnenswert, daß die naturalistischen Szenen schöne Möglichkeiten zu handfestem Theater bieten.

„Ratte“

von Hermann Burte

Das Ereignis des Jahres 1730 in der preußischen Geschichte hat immer wieder Darstellung in Schauspiel und Buch gefunden: einmal war Ratte der Held eines Epos, einmal stand der Vater-Sohn-Konflikt als ein familiäres Zerwürfnis im Mittelpunkt. Zu einem Teil mögen alle diese Darstellungen berechtigt gewesen sein, doch den ganzen Sinn und die unerhörte Bedeutung

dieses Ereignisses hat noch keine erfüllt. Bis auf den heutigen Tag.

Das „Deutsche Theater“ (Berlin) brachte nun das Schauspiel „Ratte“ heraus, das Hermann Burte um diesen Stoff schrieb und das im November 1914 zum ersten Male aufgeführt wurde. Burte sagt zu seinem Werk: „Ich folgte bei der Niederschrift den zahlreichen geschichtlichen Quellen und war bemüht, möglichst die ganze Wahrheit zu sagen, nichts hinzuzufügen und wegzulassen, in der Meinung, das wirkliche Leben und in ihm die Geschichte, sei fesselnder in ihren tatsächlichen Wendungen als die landläufige, dichterische Erfindung.“

Wir glauben nicht, daß diese Burtesche Auffassung die richtige ist. Mit ihr aber müssen wir uns auseinandersetzen, da sie das Fundament seines „Ratte“ ausmacht. — Gewiß, das historische Schauspiel muß sich an exakte, historische Daten und Vorfälle halten. Falsch ist es aber, wenn der Dichter eine Episode — z. B. das Jahr 1730 — materialmäßig bearbeitet und aus seinen Ergebnissen ein „Zeitstück“ baut. Mit dieser Methode kommen wir zum anekdotenhaften Schauspiel, das mehr amüßant und bildend ist, als daß es Geschichte richtig zu deuten vermag. Und auf diese dichterische Deutung kommt es unseres Erachtens an: das historische Ereignis im Gesamtbild der Geschichte zu sehen. Am Beispiel dieses Schauspiels aufgezeigt: das Jahr 1730 ist eben mehr als Episode gewesen, mehr als die Zeit eines herrlichen Freundschaftsbündnisses, mehr als das opfernde Sterben des Leutnants Ratte. Der Morgen in der Festung Küstrin, an dem Ratte sein Leben unter dem Schwert verlor, war nicht nur Abschlus und nicht nur Anfang. Karl Richard Ganzer sagt: „Es hat noch Jahre gedauert, bis Friedrich sich endgültig zu dem Wege bekennen konnte, der ihn, als sein Königsweg, durch die Geschichte führte.“

Diese Tatsache der überwiegend episodenhaften Darstellung läßt uns mit der sauberen Darstellung Burtes nicht zufrieden sein. Sie vermag nur vom Menschlichen her zu passen, vom mannhaften Sterben Rattes

und von der Unerbittlichkeit des Königs her, der um seinen Sohn ringt. Sätze Rattes, wie: „Der Kitz im Hause Hohenzollern geht mitten durch mein Herz“ werden am Rande zitiert, ohne bindender Mittelpunkt zu werden. Wenn er vor der Hinrichtung den König und nicht den Kronprinzen hochleben läßt, dann deutet das zwar an, daß er seinen Tod als für den Staat notwendig erkannt hat, aber diese Erkenntnis steht unvermittelt da, ohne Bindung an das Vorhergehende. — Burtes „Ratte“ ist ein brauchbares, gutes Schauspiel, aber es vermochte 1914 ebensowenig wie Rehbergs „Friedrich Wilhelm I.“ im Jahre 1936 den Kern zu erschließen, der in diesem Ereignis ruht. Der Stoff liegt für eine letzte große, umfassende politische Deutung immer noch offen.

Wilhelm U t e r m a n n.



Zertrümmerte Werte

Die Bilder dieser Ausgabe zeigen Kunstwerte, die dem spanischen Bürgerkrieg zum Opfer gefallen sind. In wenigen Wochen wurde vom Böbel und von Granaten unermesslicher Reichtum an architektonischen Denkmälern, an alten Gemälden und berühmten Plastiken vernichtet. In Barcelona steht außer der Kathedrale nicht eine einzige Kirche mehr, und in Madrid sollen schon 26 baulich wertvolle Kathedralen dem Bolschewismus zum Opfer gefallen sein. Wir zeigen aus der durch Fliegerbomben zerstörten Kirche Nuevra Señora del Pilar (Sargossa) ein Teilstück des Marmoraltars von Damian Forment und ein Kuppel-Fresko von Goya, ein frühes Werk und sein erster größerer Auftrag (1771/72). — Welche Schätze auch in kleineren Orten zu finden sind und dort der Revolution zum Opfer fielen, zeigt die Petrusstatue Bascardos, die zum Altare einer Pfarrkirche in Trun gehört. — Die älteste Kirche Barcelonas, deren Grundmauern noch aus römischer Zeit stammen, San Pablo del Campo, ist zerstört worden. Der Verlust dieser Werte trifft nicht nur das spanische Volk, er ist ein Verlust für die Welt.

Hauptausgeber und verantwortlich für den Gesamthalt: Günter Kaufmann, Berlin; Stellvertreter: Dr. Wilhelm Ohmmer. Anschrift: „Wille und Macht“, Reichsjugendführung, Berlin NW 40, Kronprinzenufer 10, Fernsprecher D 25841. — Verlag: Zentralverlag der NSDAP, Franz Eher Nachf. G. m. b. H., München. Verantwortlich für den Anzeigentell: Georg K l e i n e, München. — DL. III. Bl. 36: über 14 000, Bl. Nr. 5. — Druck: Münchner Buchverlagsanstalt W. Müller & Sohn KG., München. — „Wille und Macht“ ist zu beziehen durch den Verlag oder jede deutsche Buchhandlung sowie durch die Post. Postbezug vierteljährlich 1.80 RM. zuzügl. Bestellgeld. Bei Bestellung von 1 bis 3 einzelnen Nummern bitte den Betrag in Briefmarken beizulegen, da Nachnahmesendung zu teuer ist* und diese Bestellung sonst erledigt werden kann. Massenbezug durch den Verlag laut besonderer Bezugsbedingungen.

Wer Zeitung
liest, schaut
in die Welt,
und nicht nur
bis zum Zaun!

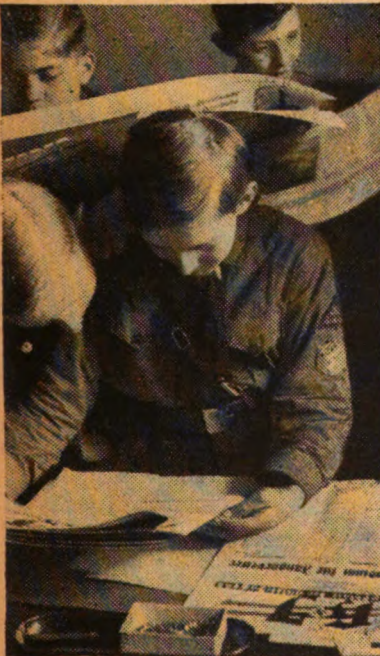
Was haben Schuhputz- & Zwiebel gemeinsam?

Beide hinterlassen Spuren auf den Händen, Flecken oder Geruch. Haben Sie also schon Abrador im Haus, die Spezial-Handreinigungs-Seife? Abrador wäscht sanft, schnell und gründlich herunter:

Tinte, Farbe, Nikotin,
Öl, Fett, Schmiere,
Harz, Schuhcreme,
wie überhaupt allen
Schmutz, der auf Ihre
Hände kommen kann.



LUHNS Seifen- u. Glycerin-Fabriken-Ges. 1969-Wuppertal (Rhld.)



Ein Sonntag für

auf jede neue „HJ.“, denn sie bringt
alles, was sie sich wünschen!

„Die HJ.“

jeden Samstag neu! Einzelpreis 15 Pfg.

Monatlicher Bezugspreis 66 Pfg.

Kostenlose Probenummern und Bestellungen
beim

ZENTRALVERLAG DER NSDAP.

München 2 NO, Thierschstraße 11

2116



Eine Reihe

von Bildberichten über die HJ.,
das JV. und den BDM. bringen
die Folgen 42, 43 und 44 des

Illustrierten Beobachter

**Jeden Donnerstag neu!
Überall für je 20 Pfg.
erhältlich!**



17)

Wille und Macht

Zeitschrift des Reichsorgans der nationalsozialistischen Jugend



aus dem Inhalt:

Fünf Jahre Reichsjugendführung

Gerüchte um Baldur von Schirach

Hartmann Lauterbacher zum 30. Oktober

Brude Bürkner / Vom Weg des BDM. — Neeße / Die Einigung der deutschen Jugend im nationalsozialistischen Reich — E. W. Möller / Die spanische Herrnhalle — Der König hat entschieden — Heinrich Bauers jüngste Irrtümer

Halbmonatsschrift / Heft 21

München, 30. Okt. 1936

Preis 30 Pf.

Inhalt

Fünf Jahre HJ-Arbeit	Hartmann Lauterbacher Stabsführer der HJ.
Vom Weg des BDM.	Trude Bürtner Reichsreferentin des BDM.
Die Einigung der deutschen Jugend im nationalsozialistischen Reich	Gottfried Neefse
Als Schirach den Studentenbund führte	* * *
Die spanische Feldherrnhalle	E. W. Möller

Außenpolitische Notizen:

Der König hat entschieden	B-s.
Chinesen in Algier?	L. G.
Immer wieder „deutsche Gefahr“!	W. Siewert

Randbemerkungen:

Gerüchte um Baldur von Schirach
Heinrich Bauers jüngste Irrtümer
„Ich hasse alle Deutschen“

Neue Bücher

Kunstdruckbeilage:

Aufnahmen von Laug (1), Reichsbildstelle der HJ. (2), Schröter (1)

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

Jahrgang 4

München, 30. Oktober 1936

Heft 21

Hartmann Lauterbacher:

Fünf Jahre S.S.-Arbeit

Viele Jahrzehnte vergehen im Völkerleben, ohne für das Schicksal der Nationen von besonderer Bedeutung zu sein. Dagegen sehen wir in der Geschichte aller Völker oft kleine Zeitabschnitte von nur wenigen Jahren, die so bedeutungsvoll sind, daß sie die Entwicklung vieler Jahrhunderte bestimmen. Es ist nicht so, daß den Völkern nach Zeiten des Niedergangs von selbst wieder der Aufstieg beschert sein muß und Glück und Größe ohne Zutun in ihren Schoß fallen. Große Zeiten der Nationen sind immer von großen Männern bestimmt. Sie sind immer die Voraussetzung für jeden Aufstieg und in ihnen lebt die Kraft und das Wollen der Nation.

Das deutsche Volk hatte nach einer reichen und wechselvollen Geschichte dank der Feigheit des Bürgertums und des Verrates der Marxisten in den Nachkriegsjahren einen Tiefstand in seiner Entwicklung erreicht. Das deutsche Volk glaubte nicht mehr an bessere Zeiten und an die Möglichkeit eines Wiederaufstieges, bis die schlummernden Kräfte unserer Rasse in der Persönlichkeit des Führers lebendig wurden und das Unfassbare und für Millionen Unglaubliche, nämlich die Mobilisierung der letzten und größten Werte unseres Volkes in der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei gelang. Mit dem Entstehen und Wachsen der nationalsozialistischen Bewegung begann die deutsche Nation den bedeutungsvollsten Abschnitt ihrer Geschichte.

Die Jugend der nationalsozialistischen Bewegung, die das Glück und die Ehre hat, den Namen des Führers tragen zu dürfen, sah vor wenigen Monaten auf ihr zehnjähriges Bestehen zurück. Die ersten fünf Jahre gelten einer ersten Sammlung und dem allgemeinen politischen Tageskampf.

Am 30. Oktober 1936 sind fünf Jahre vergangen, seitdem Adolf Hitler dem damaligen Führer des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes, Baldur von Schirach, die Führung der nationalsozialistischen Jugend übertragen und die Gründung der Dienststelle Reichsjugendführung befohlen hat. Wenn auch gerade die Hitler-Jugend Jahrzehnte zum restlosen und letzten Aufbau der Organisation und der Jugend und zum Ausbau der einzelnen Arbeitsgebiete braucht, so ist doch die Zeit seit 1931 bis heute ausschlaggebend für ihre heutige Form und weitere Richtung. Auch diese nationalsozialistische Leistung ist eng verknüpft mit einem Mann, mit der Führerpersönlichkeit Baldur von Schirach, und nicht von ihm und seinem Einsatz zu trennen.

In den schweren Kampffahren der Bewegung steht Baldur von Schirach als junger SA-Mann in Weimar vor dem Hotel des Führers Wache und erlebt die erste Begegnung mit ihm. In den darauffolgenden Jahren kämpft er als nationalsozialistischer Student mit wenigen Kameraden, mit den Arbeitern der Stirn und der Faust, um die Eroberung Münchens. Wieder führt ihn sein Lebensweg mit dem Führer zusammen. Von München aus gründet Baldur von Schirach an allen Universitäten des Reiches die ersten nationalsozialistischen Studentengruppen und wird Reichsführer des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes. Seine Reden in den Universitäten und in den Arbeiterversammlungen der deutschen Großstädte bringen ihn unbewußt mit einem der lebendigsten Glieder der Bewegung, der Hitler-Jugend, in Verbindung.

Der kämpferische Geist seiner Verse ist herrlicher Ausdruck des Erlebens des Nationalsozialismus. Sie werden schon lange vor der offiziellen Ernennung Baldur von Schirachs zum Reichsjugendführer in der Hitler-Jugend begeistert aufgenommen, die ihn als den ersten Dichter des Nationalsozialismus feiert.

Das Jahr 1931 ist für die gesamte Bewegung eine Zeit der Prüfung und der Läuterung. Der Gegner hat zum letzten großen Gegenstoß aufgerufen und alle Kräfte des Staates und der Parteien gegen den Nationalsozialismus in Marsch gesetzt. Verbote hageln, Versammlungen werden gestört und verboten, unsere Kämpfer werden mißhandelt und niedergeschlagen. Redner treten auf, die das baldige Ende der Bewegung voraussagen. Auf jedem Parteigenossen lastet ein unerhörter wirtschaftlicher Druck. Die Halben und Weichen verlassen das nach ihrer Ansicht sinkende Schiff. Um den Führer sammeln sich die verbissenen und unentwegten Kämpfer. Die Hitler-Jugend, die ebenso eine innere Reinigung durchmacht, scharf sich am 30. Oktober 1931 fest um ihren Reichsjugendführer. Mancher erwartet von ihm allgemeine organisatorische Anordnungen und Befehle zur Regelung des Geschäftsverkehrs, viele vielleicht auch Anweisungen, wie die leeren Rassen gefüllt werden sollen. Baldur von Schirach verzettelt seine Arbeitskraft nicht in sekundären Maßnahmen, sondern gibt der Jugend in dem folgenden Jahr 1932 die Parole für den Kampf und für den Aufbau.

Aus seinen Reden und Anordnungen dieser Zeit spricht bereits der unbedingte Wille, die Hitler-Jugend nicht nur für die Dauer der Kampfzeit als Propagandaorganisation und für die der Machtübernahme folgende Zeit als leere Marschier-

organisation im Sinne einer „Jugendwehr“ zu gestalten, sondern ihr die große politische und kulturelle Mission aufzuzeigen. Auf den Führertagungen beschäftigen wir uns nicht mit Beitrags- oder anderen Geldfragen, sondern immer mit unserer großen Aufgabe, in der Jugend des Zeitalters Adolf Hitlers das neue nationalsozialistische Erleben und damit den neuen Menschen mit allen notwendigen Folgerungen zu gestalten.

Heute sehen wir das Große und Unvergängliche dieses ersten Arbeitsjahres unseres Reichsjugendführers in der Tatsache, daß der kämpfenden und aufnahmefähigen Jugend Adolf Hitlers das Bewußtsein eingehämmert wurde, daß sie am Anfang einer tausendjährigen nationalsozialistischen Geschichte steht und nicht nur für sich, sondern für die Gemeinschaft und die, die nach ihr kommen, zu arbeiten hat und alle Verpflichtungen und alle Verantwortung der Zukunft gegenüber trägt.

Neben dem täglichen Kampf, den jeder Junge und jedes Mädchen der Hitler-Jugend vor der Machtübernahme führen muß, formt sich immer mehr und mehr der Wille, aus dieser Jugend heraus alle Lebensgebiete des deutschen Volkes mit einem neuen Inhalt zu erfüllen. Während Herbert Norus und Werner Gerhard für ihre Ideale fallen und Tausende dieser Jugend täglich Opfer an Gut und Blut bringen, wächst das Neue.

In der Stadt Friedrichs des Einzigen strömen in den ersten Oktobertagen des Jahres 1932 hunderttausend Jungen und Mädchen zusammen. Es ist die erste machtvolle Demonstration der Jungarbeiter und Jungarbeiterinnen aus den deutschen Industriezentren und der Schüler und Studenten für die sozialistische Gemeinschaft. Den roten Sekretären und Funktionären bleibt, als sie diese Massen antimarginalistischer Jugendlicher sehen, die Spucke weg. Über dem Lärm und den Verleumdungen des schwarzen und roten Blätterwaldes stehen für alle Teilnehmer dieser ersten Heerschau der Hitler-Jugend unvergänglich die Worte des Führers und das Bekenntnis des Reichsjugendführers zum Führer, zur Kameradschaft und Deutschland.

Der Kampf geht nach diesen stolzen Tagen weiter. Neue Opfer und Verfolgungen richten nichts mehr aus. Die Lawine rollt unaufhaltsam. Im Januar 1933 spricht der Reichsjugendführer in den Großstädten des westdeutschen Industriegebietes zu Tausenden und aber Tausenden von Jungarbeitern. Sie hören seine sozialistische Parole, die Parole der Gemeinschaft und Kameradschaft, und hören seine Forderung nach der Totalität der Hitler-Jugend. Während noch viele über diese Worte lachen, wird Adolf Hitler Reichskanzler. Das, was am Abend vorher noch als Ziel erschien, ist Wirklichkeit. In Herford verkündet der Reichsjugendführer am 30. Januar seinen Willen, das Vermächtnis der Toten in den Millionen der deutschen Jugend zu verankern.

Die Zeit der Verfolgungen ist vorbei. Gleichzeitig aber auch die Zeit der Verhandlungen. So wie die gesamte nationalsozialistische Bewegung sofort in den ersten Tagen das längst ausgearbeitete Programm für die Übernahme der Macht in allen Teilen des Reiches durchsetzt, so beginnt auch die Hitler-Jugend die ersten Hindernisse auf dem Weg zur Einheit der deutschen Jugend zu entfernen.

Gleich in den ersten Monaten des Jahres 1933 strömen Tausende von Mädchen und Jungen zur Hitler-Jugend. Jugendvereinigungen und Bünde können sich der

Forderung des Reichsjugendführers, die Einheit zu schaffen, nicht entziehen und lösen sich auf. Der Führer ernennt Baldur von Schirach zum Jugendführer des Deutschen Reiches und bestätigt damit dessen Maßnahmen. Während in der Gemeinschaft der HJ. auf den ersten Heimabenden die Kameradschaft nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich wächst und sich vertieft, während sich die Söhne und Töchter der vornehmen und sogenannten gutsituierten Familien mit den deutschen Arbeiterjungen und -mädels zusammenfinden, wachsen die organisatorischen Formen. Während der Reichsjugendführer die Hitler-Jugend zum großen nationalsozialistischen Erziehungsbund proklamiert und sie als neuen Faktor der Erziehung ausruft, wächst die durch die Arbeit bedingte Gliederung der Reichsjugendführung und der gesamten Jugend. Es entstehen die Unterorganisationen für die Zwölf- bis Bierzehnjährigen, das Jungvolk und die Jungmädels, für die Bierzehn- bis Achtzehnjährigen, die Hitler-Jugend und der Bund Deutscher Mädels. Es entstehen die Gebiete und Obergau und die Abteilungen der Reichsjugendführung. Das schnelle Nachdrängen der Hunderttausende gibt der Reichsjugendführung nicht die Möglichkeit, den verhältnismäßig einfachen Weg des langsamen organisatorischen und dann erst erzieherischen Aufbaues zu gehen, sie muß gleichzeitig die Organisation so schlagkräftig wie möglich gestalten, zum anderen aber, um allen Jungen und Mädels die Hitler-Jugend nicht als etwas Außerliches erscheinen zu lassen, ebenso gleichzeitig die innere nationalsozialistische haltungsmäßige Ausrichtung beginnen.

Die schöpferische Kraft des Nationalsozialismus zeigt sich sehr schnell auf allen Gebieten der Arbeit der Hitler-Jugend.

Es entstehen in der Reichsjugendführung Abteilungen für die soziale Arbeit, für die weltanschauliche Schulung, für die Wehrhaftmachung und Ertüchtigung, für die kulturelle Arbeit usw. Führerschulen entstehen, und in Kurzlehrgängen werden die ersten fähigen jungen Menschen mit dem Rüstzeug versehen, das zur Führung der Mädels und Jungen erforderlich ist.

Zwei Millionen sind Ende 1933 in der Hitler-Jugend organisiert. Das Jahr 1934 sieht den Reichsjugendführer in einer ebenso leidenschaftlichen Anklage gegen die Saboteure der Einheit wie in einer erfolgreichen und nimmermüden Arbeit um den Ausbau der Hitler-Jugend. Wenn er in seinen Reden die Bestrebungen alter marxistischer und bürgerlicher Parteisekretäre und Parteibonzen, die mit dem Blut der Gefallenen geformte Einheit wieder zu stören, mit harten Worten zurückweist, dann deshalb, weil er weiß, daß Deutschland nur leben und wieder aufsteigen kann, wenn es einig ist und alle Teile des deutschen Volkes fest in die neue Gemeinschaft knetet. Wenn Baldur von Schirach die Entkonfessionalisierung des deutschen Lebens verlangt, so tut er das nicht, um irgendeiner Gottlosigkeit das Wort zu reden, sondern nur, um die Kirchen auf ihre eigentliche Aufgabe zu verweisen und jeden Versuch, eine neue konfessionelle Aufspaltung der Jugend herbeizuführen, von Anfang an zu verhindern.

Die Formung des Charakters mit der Pflege der Tugenden, der Härte und der Zucht, Treue und Ehrauffassung, nimmt einen wesentlichen Platz in der Schulung

ein. Aus den marschierenden Formationen, aus den Heimabenden und Zeltlagern heraus entstehen die ersten Lieder und Dichtungen der Hitler-Jugend.

Die Schwelle zum neuen Jahr 1935 überschreitet die Hitler-Jugend mit einer Mitgliederzahl von rund vier Millionen. Am ersten Tag des neuen Jahres spricht der Reichsjugendführer vom Grabe des gefallenen Hitlerjungen Herbert Norfus seine Neujahrsbotschaft über alle deutschen Sender und ruft der ganzen Jugend zu:

„Im Jahr der Ertüchtigung 1935 wird an der Disziplinierung der gesamten Hitler-Jugend weitergearbeitet. Es muß für die Jugend, die des Führers Namen trägt, die höchste Ehre sein, sich den Ehrentitel der zuchtvollsten Organisation Deutschlands zu erwerben. Mit stolzer Ehrfurcht im Herzen gehen wir wieder ans große Werk.“

Die einzelnen Wünsche und Bestrebungen der körperlichen Schulung werden im Jahre der Ertüchtigung auf eine einheitliche Linie und auf das Ziel, aus der Hitler-Jugend nicht nur weltanschaulich feste Charaktere, sondern auch harte widerstandsfähige Menschen zu schaffen, ausgerichtet. Nicht mehr der einzelne treibt Sport und erringt Rekorde, sondern die Gemeinschaft pflegt eine allgemeine Durchbildung des Körpers.

Der im Jahre 1934 das erstmal durchgeführte Reichsberufswettkampf wird auf eine breitere Grundlage gestellt. Das Gerede der ewig gestrigen Schwächer und Nörgler, daß Hitler-Jungen und BDM.-Mädel ihren beruflichen Verpflichtungen ferngehalten werden, findet mit diesem freiwilligen Kampf der Jugend um beste berufliche Leistungen ein Ende.

Die Mädelarbeit, die man lange verkannte und als grundsätzlich unnötig erklärte, wird mit in den Vordergrund gestellt. Das nationalsozialistische Deutschland wird von Männern und Frauen gleichzeitig getragen.

Die Frau ist in ihm nicht mehr das an dem Schicksal ihres Volkes uninteressierte, sondern bewußt politisch denkende Wesen. Die Sportveranstaltungen des BDM. zeigen, daß der Befehl des Reichsjugendführers, auch in den neuen Mädelgemeinschaften eine gründliche Leibesertüchtigung zu betreiben, verstanden wird.

Im Jahre 1936, dem Jahr des Deutschen Jungvolks, erreicht die Hitler-Jugend eine Mitgliederziffer von über sechs Millionen. Nun sind auch die konfessionellen Jugendorganisationen um der Einheit der neuen Jugend willen zurückgedrängt und geschlagen. Hunderttausende von Jungen und Mädeln gehen im Sommer dieses Jahres wieder in die Zeltlager und auf große Fahrt und erleben so ihre ganze deutsche Heimat.

Wenn wir jungen Nationalsozialisten in diesen Tagen eine knappe Bilanz über die Arbeit der letzten fünf Jahre ziehen, dann tun wir es nicht in einer leichtfertigen Oberflächlichkeit, sondern in der uns eigenen Verantwortung. Wir glauben, daß wir den Anforderungen, so gut wir konnten, gerecht geworden sind.

Am 30. Oktober 1936 grüßen wir den Reichsjugendführer. Er ist für die Gemeinschaft der Hitler-Jugend mehr, als das Außenstehende erkennen mögen. Wir sehen in ihm nicht nur den alten Mitstreiter des Führers und den Kameraden, son-

der vor allen Dingen den Mann, der die deutsche Jugend aus ihrer grenzenlosen Zersplitterung zur Einheit führte und dieser Einheit den Inhalt gab. Viele andere Völker und Staaten besitzen auch Jugendorganisationen; sie sind jedoch immer diktiert und von oben her befohlen, nie freiwillig und aus eigenem Tun entstanden.

Sie erscheinen uns allen, verglichen an dem Werk Baldur von Schirachs, als Außerlichkeiten. Haltung und Inhalt fehlt ihnen. Was ist neben den kulturellen Leistungen und der Tatsache eines Reichsberufswettkampfes, neben dem ganzen erzieherischen Wollen der Hitler-Jugend ein gelegentlicher Parademarsch?

Es liegt uns Nationalsozialisten nicht, die für unsere Arbeit wichtigen Gedenktage in große Feste zu kleiden. Die großen Tage der Führer unserer Bewegung waren immer Tage, die sie wieder in die Gemeinschaft führten. So steht auch der Reichsjugendführer am 30. Oktober 1936 nicht in einem vergangenen Prunk, sondern unter den Zehntausenden Hitlerjungen und Mädchen der Hauptstadt der Bewegung.

Der 30. Oktober 1936 ist für ihn und für uns ein Tag des unendlichen Stolzes, aber vor allen Dingen auch ein Tag, an dem wir ihm in fester Kameradschaft danken. Weitere Jahre der Arbeit liegen vor uns. Wir wollen sie genau so wie alle vergangenen bezwingen und die jungen Millionen immer wieder die Idee Adolf Hitlers erleben lassen.

So bauen wir an der deutschen Ewigkeit.

Die Hitler-Jugend ist bereit und entschlossen, sich in harter Zucht für ihre zukünftigen Aufgaben einzusetzen, um so das Recht zu erringen, der einst das Werk der politischen Soldaten Adolf Hitlers fortsetzen zu dürfen. Wir wissen, daß wir keine Rechte besitzen, sondern nur Pflichten. Vor der Feldherrnhalle in München brachen am 9. November 1923 die Bannerträger des neuen Deutschlands in ihrem Blute zusammen. Wir selbst opferten 21 unserer Besten für die Freiheit der Nation. Also wissen wir, die wir in der Hitler-Jugend an der Zukunft unseres ganzen Volkes arbeiten, daß wir nur durch Opfer und Pflichterfüllung Unsterbliches zu leisten vermögen.

(Aus der Rede des Reichsjugendführers Baldur von Schirach am 25. Februar 1934)

Trude Bürkner:

Vom Weg des BDM.

Der Führer rief zur Arbeit im Staat das ganze Volk — alle Männer und Frauen — alle Jungen und Mädchen!

Dieser Ruf des Führers verhallte nicht ungehört — und schon im Jahre 1930 kamen im ganzen Reich Mädchen aus allen Ständen und aus allen Lebensgemeinschaften des Volkes zu der Fahne des Führers.

Es war ihnen klar, daß auch die Mädchen an ihrem Teil und mit ihren Kräften dazu beizutragen hatten, daß das Wollen des Führers immer tiefer in das Bewußtsein des ganzen Volkes drang.

Aus den ersten treuen und einsatzwilligen Mädchen wuchs nach und nach eine kleine, aber zuverlässige und entschlossene Gemeinschaft, die in engster Verbindung mit der Hitler-Jugend sich entwickelte.

Die Erkenntnis, daß eine Jugend in gemeinsamer Front marschieren müsse und daß man diese Jugend nicht, wie die katholische Kirche es tut, nach „Lebenssäulen“ — also nach Jungen und Mädchen — aufbauen dürfe, war damals schon selbstverständlich, und die Kameradschaft, die die Jungen der Hitler-Jugend und die Mädchen des BDM. in all den schweren und oft bitter-ernsten Jahren der Kampfzeit sich gegenseitig gehalten haben, war das Fundament, auf dem im Jahre 1933 der Reichsjugendführer die Massenorganisation der nationalsozialistischen Jugendbewegung aufbauen konnte.

Auch der BDM. wuchs im Jahre 1933 zahlenmäßig so ungeheuer an, daß kritische Urteile Außenstehender — die deutsche Jugend wäre nun doch nur eine Massenorganisation — beim flüchtigen Hinsehen vielleicht berechtigt schienen.

Wer sich aber die Mühe nahm, genauer in die Gliederungen der nationalsozialistischen Jugendbewegung hineinzusehen, wer ehrlich und ernst Anteil nahm an dem Ringen und an der Arbeit der jungen Führerschicht dieser Gliederungen, der spürte, daß ein ganz klarer Wille und ein ganz sicheres Wissen um den richtigen Weg vorhanden war.

Der BDM., der im ganzen Reich bei Beginn der Machtübernahme nur etwas über 50 000 Mädchen zählte, hatte im Jahre 1933 Hunderttausende und Hunderttausende von neu hinzukommenden Mädchen aufzunehmen. Wir können heute feststellen, daß der BDM. dieser Aufgabe im ganzen Umfange gerecht geworden ist. Die Erziehungsgrundsätze und auch die Erziehungsmaßnahmen des BDM. sind heute über die Grenzen dieser Organisation hinaus verbindlich geworden für die Erziehung der gesamten heranwachsenden Mädchenschaft unseres Volkes. Jede Kritik wird schweigen müssen, wenn wir das Bild, das die deutsche Jugend 1932 bot, vergleichen mit dem Erscheinungsbild unserer disziplinierten, fröhlichen Jungen- und Mädchengruppen von heute.

Der Führer hat am 1. Mai 1936 von neuem wieder herausgestellt, daß der BDM. es ist, der die deutschen Mädchen zu starken und tapferen

Frauen zu erziehen hat, und dieser Aufgabe unterzieht sich die ganze Führerinnenschicht des BDM. mit leidenschaftlicher Entschlossenheit, — aber auch mit einer großen Dankbarkeit gegen den Führer, der ihr dieses Amt mit so viel Vertrauen in die Hände gelegt hat.

Berschwommene Begriffe früherer Zeiten, die einen „Gretchen- und Rätchentyp“ als das erstrebenswerteste Ideal für eine heranwachsende junge Mädelsgeneration hielten, sind durch den gesunden und frischen Wind, der bei uns weht, über den Haufen geworfen worden, — gerade so, wie der in einigen Schichten als unbedingt erstrebenswert gehaltene Typ der „höheren Tochter“, der in der heutigen Zeit aber auch gar keine Existenzberechtigung mehr hat.

Wir erziehen heute unsere Mädchen, die uns in die Hand gegeben sind, zu starken, gesunden und frohen Menschen, die sauber sind an Leib und Seele, die innerlich und äußerlich gestrafft und zuchtvoll sind, und die darüber hinaus als leidenschaftliche Nationalsozialistinnen unbeirrt ihren Weg auch durch den Alltag gehen.

Aus dieser gesunden und selbstverständlichen Einstellung zum Leben und all seinen Notwendigkeiten heraus ist dann auch mit unerhörtem Schwung ein Arbeitsgebiet nach dem andern vom BDM. angefaßt worden.

Der BDM. war es, der den — ihm vom Reichsjugendführer gestellten — Befehl: „Erzieht die Mädchen in Deutschland gesund und sportlich“ bereits im Jahre 1933 in die Tat umzusetzen begann. Die ersten Kurse, die im Januar 1933 im Berliner Stadion anliefen, schufen die Grundlage für die sportliche Erüchtigungsarbeit des BDM., deren Hauptaugenmerk darauf gerichtet war, daß eine intensive Breiten- und Tiefenarbeit auf diesem Gebiet geleistet wurde.

Die Sportfeste der Obergau des Jahres 1934 und die Untergausportfeste der Jahre 1935/36 haben der breitesten Öffentlichkeit gezeigt, daß der BDM. einheitlich im ganzen Reich die Forderung nach dieser dauernden körperlichen Durcharbeitung erhoben und auch in die Tat umgesetzt hat. Wenn im Jahre 1936 auf den Untergausportfesten über eine Million Mädchen zur Körperschule antraten und damit bewiesen, daß die sportliche Leistung nicht nur eine Angelegenheit weniger, sondern Sache eines ganzen Volkes sein muß, so werden die Gruppensportfeste des BDM. im Jahre 1937 den Beweis erbringen, daß der BDM. hundertprozentig mit Mädchen und Jungmädchen antreten wird.

Das Erscheinungsbild des BDM. ist durch diese intensive sportliche Arbeit viel klarer, straffer und schöner geworden, und wir sind stolz darauf, daß wir an unserem Teil dazu beitragen können, daß in Deutschland gesunde, trainierte und schöne Mädchen heranwachsen.

Nur aus der Harmonie der Erziehung und Formung von Körper, Seele und Geist kann der wirkliche nationalsozialistische Mensch werden, — und so liegt es auf der Hand, daß der dauernden weltanschaulichen, politischen und der kulturellen Erziehung unserer Mädchen neben der körperlichen Ausbildung das stärkste Augenmerk zugewendet wurde.

Der BDM. hat heute neben seinen drei Reichsführerinnenschulen in Potsdam, Godesberg und Bonden (Ostpr.) 42 Führerinnenschulen in den

Obergauen, die die Führerinnen in dreiwöchigen Kursen für ihre verantwortungsvolle Arbeit vorbereiten, die bereits durch Wochenendschulungen und Kurzlehrgänge in Jugendherbergen hindurchgegangen sind. Die Arbeit dieser drei Ausbildungsfaktoren wird in diesem Jahr im ganzen Reich unterbaut durch den Einsatz von Wanderlehrerinnen, die in die entlegensten Dörfer unserer Obergauere gehen und die Mädel unmittelbar in ihrem Heimatort ansprechen.

Da wir unsere Mädel aber nicht nur zu sportlich gut durchgearbeiteten und politisch und weltanschaulich sicher urteilenden Menschen erziehen wollen, sondern weil wir auch meinen, daß die deutsche Frau von morgen selbstverständlich alle hauswirtschaftlichen Arbeiten beherrscht, haben wir in diesem Jahre am Geburtstag des Führers 10 Haushaltungsschulen des BDM. eröffnet, die heute bereits die Zahl von 14 erreicht haben. Diese Haushaltungsschulen, die die staatliche Anerkennung haben, sind von unseren Mädeln und der Elternschaft so begrüßt worden, daß sie bereits für das nächste Lehrjahr fast vollzählig belegt sind, und daß die Notwendigkeit besteht, auch dieses Schulsystem weiter auszubauen.

Darüber hinaus muß die Forderung erhoben werden, daß dem rassistisch und charakterlich besten Teil unserer deutschen Mädel in neu zu schaffenden, nationalpolitischen Erziehungsanstalten für Mädel die gleichen Bildungs- und Erziehungsmöglichkeiten gegeben werden, wie die Jungen sie bereits in den nationalpolitischen Erziehungsanstalten besitzen.

Die Forderung nach einer gleichwertigen Schulbildung und Erziehung überhaupt für Jungen und Mädel wird in unserem Volk nicht nur von der Führerschaft der nationalsozialistischen Jugendbewegung erhoben, sondern wir sind uns da eins mit den führenden Männern von Partei und Staat. Die Erkenntnis, daß eine körperlich, seelisch und geistig erstklassig vorgebildete und erzogene Jugend das hochstehende Volk von morgen garantiert, ist heute Allgemeingut des ganzen Volkes.

Die nationalsozialistische Jugendbewegung und ihr Führer Baldur von Schirach sind dem Führer die Bürgen für die Erreichung dieses Zieles.

Dein Volk und dein Geschlecht haben dir vieles gegeben, sie verlangen dafür ebensoviel von dir. Sie haben dir den Leib behütet, den Geist geformt, sie fordern auch deinen Leib und Geist für sich. Wie frei du als einzelner die Flügel regst, diesen Gläubigern bist du für den Gebrauch deiner Freiheit verantwortlich.

Gustav Freytag

Gottfried Neeße:

Die Einigung der deutschen Jugend im nationalsozialistischen Reich

Folgende Ausführungen vergegenwärtigen den Kampf, den der Reichsjugendführer Baldur v. Schirach allein auf organisatorischem Gebiet um die Einheit der deutschen Jugend und ihre politische Erziehung seit dem 30. Januar 1933 geführt hat.

Deutsche Jugendordnung?

Es mag bei allen größeren Völkern und in allen bedeutenderen Staaten der Gegenwart Zusammenschlüsse junger Menschen zu gemeinsamer kultureller oder vormilitärischer Betätigung geben. Eine Jugendordnung besteht allein im nationalsozialistischen Deutschland. Hier allein werden alle Fragen, die die Jugend des Volkes betreffen, von jungen Menschen selbst bearbeitet oder doch maßgebend beeinflusst; hier allein ist der Grundsatz der Selbstführung der Jugend verwirklicht worden, den der Führer vor Jahren geprägt hat.

Das erstmal in der Geschichte wird der bedeutungsvolle Versuch unternommen, eine Eigenständigkeit der Jugend nicht nur in der Idee, sondern — wenn auch im Rahmen der größeren Gemeinschaft des Volkes — in der täglichen Arbeit zu begründen. Ob dieser Versuch gelingt, darüber wird man erst in Jahrzehnten ein endgültiges Urteil fällen können. Die Entscheidung wird allein von der weltanschaulichen Haltung und dem sachlichen Können der Jugend selbst abhängen.

Der Kampf um die Macht im Reich ließ die Hitler-Jugend, die stets Schulter an Schulter mit der nationalsozialistischen Bewegung gekämpft hat, nicht dazukommen, eine Jugendarbeit in großem Umfange zu begründen. Nur vereinzelt konnten Aufgaben außerhalb der politischen Propaganda und der organisatorischen Formung von ihr in Angriff genommen werden. Erst als nach der Machtübernahme die nationalsozialistische Bewegung an den Bau des nationalsozialistischen Reiches ging, konnte der Reichsjugendführer der NSDAP, den Bau einer deutschen Jugendordnung in dem vom Führer gewiesenen Sinne beginnen. Die Voraussetzung dafür war die Einigung der deutschen Jugend.

Die Notwendigkeit der Einigung

Eine Jugendarbeit ließ sich mit der Anzahl von Jugendverbänden, die die nationalsozialistische Bewegung bei der Machtübernahme vorfand, überhaupt nicht durchführen. Wie die NSDAP, erst die Parteien des Systems zerstückelte und beseitigen mußte, ehe sie ihr Aufbauwerk in aller Tiefe und Breite in Angriff nehmen konnte, so mußte auch die nationalsozialistische Jugend erst die deutsche Jugend politisch einen, ehe sie eine umfassende Jugendarbeit in Deutschland zu begründen vermochte. Die Aufgabe war zweifach: Die Hitler-Jugend kämpfte den großen Kampf der Bewegung gegen Marxismus und Reaktion weiter mit und

hatte doch zugleich noch die besondere Auseinandersetzung mit all den unpolitischen oder politisch getarnten, außerhalb des eigentlichen Parteiensystems stehenden Jugendbünden zu gutem Ende zu führen. An dieser großen Aufgabe hatte es sich erwiesen, ob die Reichsjugendführung der NSDAP. auch in der großen Politik des Reiches bestehen konnte.

Mit bloßer Gewalt war ebensowenig zu erreichen wie mit bloßer Verhandlungskunst. Außer der Gleich- und Ausschaltungsaufgabe bestand die Notwendigkeit, die nichtnationalsozialistischen Elemente der deutschen Jugend an Werbungskraft und sachlicher Leistung zu übertreffen, wenn eine wirkliche Jugendführung und nicht nur eine Jugenddiktatur begründet werden sollte. Das Ergebnis dieses Kampfes steht heute — drei Jahre nach der nationalsozialistischen Machtübernahme — fest: Die deutsche Jugend ist unter der Führung der Hitler-Jugend geeint.

Die Jugendgruppen der politischen Parteien

Unmittelbar nach dem 30. Januar 1933 nahm die Zerbröckelung der Jugendorganisationen außerhalb der nationalsozialistischen Bewegung, die schon zuvor unter dem Ansturme der NS. begonnen hatte, immer größere Ausmaße an. Die kommunistische Jugend wurde zusammen mit der kommunistischen Partei erledigt. Eine Arbeit in der Öffentlichkeit war ihr unmöglich gemacht. Der finstere Weg des Landeserrats blieb ihr noch offen — ein Weg, der durch die Wachsamkeit und Härte der nationalsozialistischen Führung in den kommenden Monaten immer mehr verbaut wurde. Ebenso erging es den Jugendorganisationen der Sozialdemokratie und aller ihr in der Gesinnung verwandten marxistischen Organisationen — beispielsweise der freien Gewerkschaften, der Freidenkerbünde, der Arbeiter-Turn- und Sportvereine. Hier war bereits ein unmittelbares Lebensinteresse des jungen nationalsozialistischen Staates vorhanden, das ihn zum Handeln zwang. Die Reichsjugendführung hatte ihn hierbei zu unterstützen und aus ihrer näheren und klareren Kenntnis der Jugendorganisationen heraus auf die vielen Tarnungen und Maskierungen ausgesprochen politischer Sonderbestrebungen aufmerksam zu machen.

Die Besehung des „Reichsausschusses der deutschen Jugendverbände“ am 5. April 1933 hatte dem Reichsjugendführer wichtiges Material in die Hand gegeben, mit dessen Hilfe er erfolgreich vorgehen konnte. Einige Zeit später wurden die anderen parteipolitisch ausgerichteten Jugendgruppen beseitigt: die Bismarck-Jugend, der Scharnhorst-Bund, der Jung-Stahlhelm und auch die „Hindenburg-Jugend“ genannte Jungenorganisation der Mittelparteien. Von der Entwicklung wurden auch hier alle die Nebenorganisationen erfasst, die nur mittelbar mit einer politischen Gruppe des Systems in Verbindung standen.

Die Ernennung Baldur von Schirachs zum Jugendführer des Deutschen Reiches

Schon vor Abschluß aller dieser im Zuge der Reichspolitik erfolgenden Auflösungen — am 17. Juni 1936 — hatte der Führer den Reichsjugendführer der

NSDAP. zum Jugendführer des Deutschen Reiches ernannt. In der Bestallungsurkunde, die vom Reichsinnenminister als dem allgemeinen Organisationsminister gegengezeichnet ist, sind die Befugnisse dieser neuen Behörde folgendermaßen umschrieben: „Der Jugendführer des Deutschen Reiches steht an der Spitze aller Verbände der männlichen und weiblichen Jugend, auch der Jugendorganisationen von Erwachsenenverbänden. Gründungen von Jugendorganisationen bedürfen seiner Genehmigung. Die von ihm eingesetzten Dienststellen übernehmen die Obliegenheiten der staatlichen und gemeindlichen Ausschüsse, die ihre Aufgaben unter unmittelbarer Mitwirkung der Jugendorganisationen vollziehen.“ Mit dieser Ernennung hatte der Reichsjugendführer auch formell die Macht erhalten, das Einigungswerk in der deutschen Jugend abzuschließen.

Die Auseinandersetzung mit der bündischen Jugend

Die erste Maßnahme des neu ernannten obersten Jugendführers war die Auflösung des Großdeutschen Bundes. Dieser Bund hatte — zum größten Teile erst nach der nationalsozialistischen Machtübernahme — die wichtigsten und größten „unpolitischen“ Verbände der Jugendbewegung in sich vereint, um eine gemeinsame starke Verhandlungsgrundlage gegenüber der Hitler-Jugend zu schaffen. Eine korporative Eingliederung in die Hitler-Jugend, die von maßgebenden Männern des Großdeutschen Bundes befürwortet wurde, war schroff abzulehnen.

Eine Einheit der Jugend konnte nur geschaffen werden, wenn der einzelne Junge unmittelbar und nicht erst über eine Reihe von Zwischenstellen hinweg der nationalsozialistischen Führung unterstellt wurde. Die Hitler-Jugend, die von der Bewegung gelernt hat, das Ganze zu sehen und zu wollen, ließ sich auf Verhandlungen gar nicht ein. Da aber die Führerschaft des Großdeutschen Bundes nicht bereit war, von sich aus mit der Selbstausslösung ihrer Organisation den Streit zu beenden, beseitigte der Jugendführer des Deutschen Reiches die unerträglich gewordene Lage, indem er noch am Tage seiner Ernennung das Verbot des Großdeutschen Bundes aussprach. Die Auseinandersetzung mit der bündischen Jugend war damit jedoch noch nicht vollkommen abgeschlossen. Immer wieder tauchten in der Folgezeit und tauchen gelegentlich noch heute hier und da kleine Gruppen auf, die sich in stiller und geschickter Arbeit durch alle Verbote hindurch gerettet hatten. Vielfach wurde es offenbar, daß die anarchistischen Kräfte der Vorkriegsjugendbewegung — stärker als zu erwarten gewesen war — in der Nachkriegszeit wieder lebendig geworden waren und sich sogar im nationalsozialistischen Reich noch durchzusetzen versuchten. Auch diesen Männern, die vielfach nationalbolshewistische Ziele verfolgten (Schwarze Front, Widerstandskreis), blieb nur der Weg der illegalen Zerlegung, nachdem ihre Bünde und Verbände aufgelöst worden waren. Bis in das Jahr 1936 waren hin und wieder Versuche einer kulturellen Beeinflussung der deutschen Jugend in Lied oder Schrifttum zu beobachten, die mit einer Rußlandromantik kommunistische Propaganda verbanden.

Hier machte der „Bund der Artamannen“ eine rühmliche Ausnahme, der sich im Oktober 1934 freiwillig in die Hitler-Jugend eingliederte und damit — wie

auch schon vor Beginn der Revolution — zu erkennen gab, daß er ein Bund nationalsozialistischer Haltung und Gesinnung war.

Die berufsständische Jugend

Die Verbände und Bünde der berufsständischen Jugend waren zu einem großen Teile mit den politischen Parteien verschwunden. Ein sehr großer und gewichtiger Teil war noch in der Landjugend vorhanden. Am 17. Januar 1934 traf der Reichsjugendführer mit dem Reichsbauernführer eine Vereinbarung, nach der die Hitler-Jugend als einzige Jugendbewegung Deutschlands künftig auch alle jugendlichen Söhne und Töchter des Reichsnährstandes umfassen sollte. Alle noch vorhandenen selbständigen oder beim Reichsnährstand befindlichen Jugendorganisationen löste Darré auf. Um auch organisatorisch eine enge Zusammenarbeit zu gewährleisten, trat der Leiter der Abteilung „Landjugend“ beim Reichsnährstande zum Stabe der Reichsjugendführung. Diese Regelung wurde entsprechend in den Landes- und Kreisbauernschaften durchgeführt. Als Aufgabenbereich der Abteilung „Landjugend“ des Reichsnährstandes wurde die zusätzliche ständische Erziehung und Schulung bestimmt. Eine gemeinsame, vom Reichsjugendführer und Reichsbauernführer erlassene Durchführungsbestimmung vom 16. März 1934 baute diese Vereinbarung noch in Einzelheiten aus.

Politisch wirkende Organisationen in der deutschen Landjugend bestehen seit jener grundlegenden Vereinbarung nicht mehr. Es ist eine Frage der Zeit, bis die noch im einen oder anderen deutschen Lande vorhandenen ländlichen Vergnügungsvereine der Jugend restlos in der größeren Gemeinschaft der Hitler-Jugend aufgehen.

Die Turn- und Sportjugend

Die außerordentlich vielen Jugendgruppen der unpolitischen Erwachsenenvereine gingen mit der immer umfassenderen Vereinfachung des deutschen Vereinswesens in der Zahl sehr schnell zurück, ohne daß die Hitler-Jugend überall selbst eingreifen mußte. Nur in den seltensten Fällen war es notwendig, auf die der Hitler-Jugend zu Gebote stehenden gesetzlichen Möglichkeiten mehr oder minder nachdrücklich hinzuweisen. Auch die größten im nationalsozialistischen Reich anerkannten Organisationen außerhalb der NSDAP., wie beispielsweise der Volksbund für das Deutschtum im Auslande und das Deutsche Rote Kreuz erkannten den Ganzheitsanspruch der Hitler-Jugend an und verzichteten auf eigene Jugendarbeit, nachdem die Hitler-Jugend in ihrer Auslands- und in ihrer Gesundheitsarbeit die Aufgaben dieser Organisationen für die Jugend übernommen hatte und selbständig durchführte. Das hinderte nicht, daß die Reichsjugendführung trotz der organisatorischen Verselbständigung der Jugendarbeit nach wie vor auf engste sachliche Zusammenarbeit mit diesen großen Organisationen bedacht war.

Die an Mitgliederzahl größte Jugendgruppe außerhalb der Hitler-Jugend war die der Jugend-Turn- und Sportvereine und der Jugendgruppen der Erwachsenen-Turn- und Sportverbände. Als nach der Machtübernahme ein Reichsbund für

Leibesübungen unter einem Reichssportführer geschaffen worden war, erhielt die Reichsjugendführung die Möglichkeit, eine einheitliche Regelung für alle diese — bisher vollkommen zerstreuten und nicht erfassbaren — Jugendorganisationen durchzuführen. Am 25. Juli 1934 schloß der Reichsjugendführer eine Vereinbarung mit dem Reichssportführer ab, die durch eine neue Vereinbarung vom 28. Juli 1936 außer Kraft gesetzt worden ist. — Die gesamte körperliche, charakterliche und weltanschauliche Schulung aller Jugendlichen im Alter bis zu 14 Jahren erfolgt ausschließlich im Deutschen Jungvolk. Die 14—18jährigen Angehörigen der Hitler-Jugend sollen Mitglieder der Vereine des Deutschen Reichsbundes für Leibesübungen sein, soweit sie sportlich besonders tüchtig sind. Die Jugendgruppen der einzelnen Vereine des Reichsbundes tragen keinerlei Gleichtracht, sie haben keine Fahnen, Fähnlein oder Wimpel außer der Reichsbundfahne und dürfen keine eigenen Spielmannszüge aufstellen. Die weltanschauliche Schulung, die Durchführung von Heimabenden, geländesportlichen Veranstaltungen, Fahrten und Lagern ist allein Sache der Hitler-Jugend. So ist auch hier Einheit und Einheitlichkeit der Jugend gewährleistet. Durch eine am 17. Oktober 1936 erlassene weitere Ausführungsbestimmung gilt für die 10—14jährigen, daß sich ihr Sportbetrieb ausschließlich innerhalb des Jungvolkes, und zwar in besonderen freiwilligen Sportdienstgruppen vollzieht. Bis zum 15. März 1937 wird nach dieser letzten Anordnung auch die letzte Jugendgruppe eines Sportvereins für 10—14jährige verschwunden sein.

Die konfessionellen Jugendorganisationen

Die schwierigste und bis heute noch nicht vollständig gelöste Aufgabe ist die der Eingliederung aller konfessionellen Jugendorganisationen in die Hitler-Jugend. Nach langwierigen Verhandlungen schloß am 19. Dezember 1933 der Reichsjugendführer mit dem Reichsbischof der Deutschen Evangelischen Kirche ein Abkommen über die Eingliederung der evangelischen Jugend in die Hitler-Jugend. Die Jugendlichen des Evangelischen Jugendwerkes unter 18 Jahren wurden in die Hitler-Jugend und ihre verschiedenen Gliederungen eingereiht. Wer nicht Mitglied der Hitler-Jugend wird, kann in Zukunft innerhalb der Altersklassen von 10—18 Jahren nicht Mitglied des Evangelischen Jugendwerkes sein. Geländesportliche wie überhaupt jede turnerische und sportliche Er-tüchtigung und die politische Erziehung werden bis zum 18. Lebensjahre nur in der Hitler-Jugend vorgenommen. Alle Mitglieder des Evangelischen Jugendwerkes tragen den Hitler-Jugend-Dienstanzug. Bestimmte Zeiten stehen dem Evangelischen Jugendwerke zur selbständigen religiösen und kirchlichen Tätigkeit zur Verfügung. Der Dienst in der Hitler-Jugend wird für die Angehörigen des Evangelischen Jugendwerkes zeitlich festgeregelt. Um eine reibungslose Erledigung der außer-ordentlich großen und schwierigen Eingliederungsarbeiten zu ermöglichen, wurde von der Unterzeichnung des Abkommens Mitte Dezember 1934 ab eine Frist von zwei Monaten gesetzt. Am 4. März 1934 fand die Eingliederung der evangelischen Jugend in die Hitler-Jugend ihren feierlichen Abschluß. Damit hat die Hitler-

Jugend — wie der Reichsjugendführer sagt — den Weg gezeigt, der auch für eine Verständigung mit den katholischen Jugendgruppen zu begehren ist. Konfessionelle Jugendgruppen können als seelsorgerische Gemeinschaften fortbestehen.

Die katholischen Jugendorganisationen nahmen von Anfang an eine vollkommen andere Stellung ein. Sie stützten sich auf das ihnen durch Artikel 31 des Reichskonkordates vom 12. September 1933 gegebene formale Recht, das den katholischen „Organisationen und Verbänden, die ausschließlich religiösen, rein kulturellen und karitativen Zwecken dienen und als solche der kirchlichen Behörde unterstellt sind“, Schutz ihrer Einrichtung und ihrer Betätigung gewährt. Die katholischen Jugendverbände, die die im Reichskonkordate gegebenen Grenzen von sich aus selbst mehrfach überschritten, mußten durch verschiedene Polizeiverordnungen auf die Einhaltung der Bestimmungen hingewiesen werden. Eine zentrale Regelung für das Reich besteht nicht; jedoch ist den katholischen Jugendgruppen durch eine Reihe von Einzelanordnungen der mittleren und unteren Verwaltungsbehörden im Reich fast durchweg jedes geschlossene Auftreten in der Öffentlichkeit untersagt sowie jedes öffentliche Tragen einer Bundestracht, das Mitführen von Bundeswimpeln oder -fahnen in der Öffentlichkeit, der öffentliche Vertrieb von Zeitungen, Zeitschriften und Flugblättern und auch jede sportliche Betätigung innerhalb ihrer Verbände. Das weitere Bestehen der katholischen Jugendorganisationen ist für die Hitler-Jugend kein besonderes Problem. Das innere Wachstum und die äußere Marschrichtung der deutschen Jugend ist von Jahr zu Jahr klarer zu erkennen: über alle konfessionelle Trennung hinweg führt der Weg zur Einheit der Jugend und damit des Volkes. Eine Beschleunigung dieser organischen Entwicklung ist nicht notwendig, da die Hitler-Jugend stark genug ist, um in der Zwischenzeit ihre großen Aufgaben über alle Widerstände hinweg zu erfüllen. Ein solches allen Drohungen und Bedrückungen fernes Verhalten ändert nichts an dem Willen der nationalsozialistischen Jugendführung. Der Satz gilt unverrückbar: „Wer kompromißlos Deutschland will, ist ein Todfeind jedes konfessionellen Prinzips in einer staatlichen Organisation.“

Die jüdische Jugend

Außerhalb der deutschen Jugend haben die jüdischen Jugendverbände die Möglichkeit, sich in ihrem Rahmen zu betätigen. Sie sind wohl der Aufsichtsbezugnis des Jugendführers des Deutschen Reiches unterstellt, werden aber in ihrem Eigenleben nicht gestört. In der Jugend nimmt das Judentum schon heute jene abgeschlossene und in sich ungebundene Sonderstellung ein, die einmal das Judentum im deutschen Staate und in der deutschen Wirtschaft erhalten wird und zum guten Teile bereits erhalten hat.

Die innere Einigung.

So stolz der Weg der Hitler-Jugend sein mag — eine Tatsache ist darüber nicht zu vergessen: Die organisatorische Einigung ist erst die Vor-

aussetzung der inneren Einigung der ganzen deutschen Jugend, die nicht verordnet, sondern nur errungen werden kann. Wie die Aufgabe der NSDAP im tiefsten erst begann, als sie die Macht im Reich erobert hatte, so begann die eigentliche Aufgabe der Hitler-Jugend erst, als die organisatorische Einigung der deutschen Jugend abgeschlossen war.

Es ist früher viel die Rede gewesen von den Forderungen der Jugend an den Staat. Die Hitler-Jugend stellt nur dort Forderungen an den Staat, wo sie sich zuvor ein Recht darauf durch sachliche Leistung erworben hat. Die weltanschauliche und politische Einheit der Nation ist das kostbarste Gut des nationalsozialistischen Sieges. Dieses Gut zu wahren und zu mehren ist die höchste Forderung, die die Hitler-Jugend kennt. Und diese Forderung erfüllte die fünfjährige Wirksamkeit Baldur v. Schirachs als Führer der nationalsozialistischen Jugendbewegung. Nur weil er die Jugend selbst zum Einsatz und Dienste führte, konnte er aus der zerrissenen Jugend der Welt die Einheit schmieden, die von keinem anderen Volke übertroffen werden kann.

Als Baldur von Schirach den Studentenbund führte . . .

Im folgenden geben wir die Zuschrift eines alten Studentenbunds-kameraden wieder, die uns aus Anlaß des 30. Oktober eingesandt wurde. Die Schriftl.

„Spät erst hat sich der Student in diese Bewegung eingegliedert. Das Ziel, ihn zu erobern, wurde nicht darum aufgestellt, um mit ihm geistige Zirkel zu bilden, sondern um Führer aus ihm zu machen. Und das geschieht nicht durch staatliche oder wissenschaftliche Erziehung, sondern dadurch, daß man ihn in eine Beziehung zur Masse setzt.“ Diese Worte des Führers Adolf Hitler wurden 1931 zu den Führern der nationalsozialistischen Studenten gesprochen in einer Rede, in der der Führer Gelegenheit nahm, die Arbeit Baldur von Schirachs als Führer des NSDStB. (Nationalsozialistischer Deutscher Studentenbund) anzuerkennen. In jenem Jahr war eine gewaltige Arbeit geleistet worden, ein Weg zurückgelegt, der im Rückblick auf all die Schwierigkeiten, die Kleinarbeit, die Verhandlungen, die Kundgebungen und propagandistischen Feldzüge an den deutschen Hochschulen fast unvorstellbar erscheint. Damals, 1931, begann man bereits die Erfolge zu sehen, ein Studententag fand in Graz statt: ein Nationalsozialist, Vienau, wurde zum ersten Vorsitzenden der Deutschen Studentenschaft gewählt. Die Arbeit des Studentenbundsführers Baldur von Schirach erhielt eine stolze äußere Bestätigung ihres Erfolges. Auf dem Teilgebiet, das der Führer ihm als Aufgabe übertragen hatte, war die Bewegung mit seiner Hilfe zur Macht gekommen.



Baldur v. Schirach – 5 Jahre Reichsjugendführer der NSDAP.



Die neueste Jugendherberge: Berchtesgaden

Digitized by Google



Aus der neuesten Führerschule: Marienwerder

Digitized by Google



Das Gesicht der Formation

Was lag alles zwischen diesem Sommer 1931 und dem Jahr 1928, als Adolf Hitler den Parteigenossen Baldur von Schirach mit der Führung des NS-Studentenbundes beauftragte. Die Aufgabe war klar. Es galt, den Studenten für die Bewegung zu gewinnen, nicht damit er auf Grund seiner wissenschaftlichen Hochschulbildung den Nationalsozialismus noch „geistig untermauern“ sollte, sondern damit er die Bindung erhielt zum Volk, zum Arbeiter der Faust. An der liberalistischen Hochschule der Nachkriegsjahre war der Student zum Liebhaber blutloser Debattierklubs geworden, der Typ des haltlosen, entwurzelten Intellektuellen war ihm oft Vorbild. Und in gewissen „exklusiven“ Kreisen pflegte man einen ungefährlichen, verantwortungslosen Hurra-Patriotismus. Dem mußte entgegengetreten werden, der Aktivisten bedurfte es, genau wie in der ganzen Bewegung. Den NSDStB. trieb die Parole voran: „Es geht vorwärts!“

Mit der Übernahme der Führung durch Baldur von Schirach wurde die Reichsleitung des Bundes nach München verlegt. Die Zügel wurden straffer angezogen, neue Leute eingesetzt, Satzungen herausgegeben. Sie waren nur als Rahmensatzungen gedacht und überließen es den Hochschulgruppenführern, wichtige Ergänzungen an den einzelnen Hochschulen hinzuzufügen. Mit diesen Hochschulgruppen, die sich im Laufe der Zeit von selbst gebildet hatten und die erst nach einiger Zeit zentral zusammengefaßt und geführt worden waren, setzte nun ein energischer Propagandafeldzug ein. Die Arbeit gliederte sich in öffentliche und geschlossene Sprechabende, Massenversammlungen, Propaganda mit Flugblatt und Zeitung. Daneben war die überwiegende Zahl der Mitglieder noch aktiv für die Partei tätig als Redner, Ortsgruppenführer, Zellenobmann, die meisten in der SA. und SS.

In einem einzigen Semester wurden z. B. 1928/29 über 200 Sprechabende, 50 Massenversammlungen abgehalten mit vielen Zehntausenden von Besuchern. Eine Viertelmillion Flugblätter wurde verteilt. Ein Sturmwind war es wahrhaftig, der über die Universitäten und Hochschulen hinwegbrauste. Scharfe Auseinandersetzungen mit reaktionären Korporationen konnten nicht ausbleiben. Auch hier war es Baldur von Schirach selbst, der klar sah und auf einem gradlinigen Weg die Führung übernahm, der erst im Dritten Reich zur Entscheidung führte. Er hat diesen Weg unbeirrt verfolgt, hat ihn auch als Führer der Hitler-Jugend nicht verlassen, und so hat ihm die Geschichte am Ende recht gegeben.

Trotzdem wurde in jenen Jahren natürlich versucht, zu einer Zusammenarbeit wenigstens mit einzelnen Korporationen zu gelangen, unter denen es einzelne und mit der Zeit immer mehr gab, in denen viele Mitglieder sich zum Nationalsozialismus bekannten. Das unablässige Ringen gerade auf diesem Gebiet hat viel Arbeit und Zeit gekostet. Aber der NSDStB. erhielt nicht nur eine klare Linie, sondern auch eine solche Straffheit und bewegliche Schlagkraft, daß das Beispiel jener Jahre auch heute noch vorbildlich sein sollte. Es wurde wirklich intensiv gearbeitet und keine Zeit mit internen Streitigkeiten verbraucht. Die Aufgaben des NSDStB. waren groß, und eine solche Führung ließ keinen Zweifel an ihrer Verwirklichung aufkommen.

Der Studentenbund beteiligte sich energisch und erfolgreich an den Hochschulwahlen zum „Asta“. Im Wintersemester 1928/29 konnte er bereits 15 Prozent der Studenten in seinem Lager vereinigen. Dieses Ergebnis war aber nur Ansatz zu größeren Erfolgen. Rundgebungen über Rundgebungen wurden aufgezogen. Kein Vorfall an der Hochschule, der sich politisch auswerten ließ, wurde übergangen. Flugblätter wurden gedruckt — der Monatswechsel irgendeines Studentenbundsameraden erhielt dabei manchmal empfindliche Lücken — und in der betreffenden Hochschule verteilt. Immer neue Themen wurden gefunden, um den propagandistischen Kampf gegen das System der Novemberdemokratie weiterzuführen. Und dieses System spürte genau, wem es galt. Wie hätte sonst noch 1931 eine Rundgebung, zu der Baldur von Schirach nach Köln kam, und die sich gegen Versailles richtete, verboten werden können? Als die Rundgebung dann auf der Freitreppe der Kölner Universität doch stieg, wurde der Redner verhaftet und ins Gefängnis eingeliefert. Baldur von Schirach kam vor den Schnellrichter und wurde verurteilt. Die gegnerische Presse ließ wüste Schmähartikel gegen ihn los, die marxistische „Münchener Post“ unter der Überschrift: „Der tapfere Hitlerbote“. Andere faselten von radaulustigen Hitlerjünglingen. Kaum glaublich, daß es erst fünf Jahre her sind, daß die wildeste Heze und der abgrundtiefe Haß in deutschen Blättern sich austobte.

Das, was in jenen Kampffahren im Mittelpunkt aller Reden und Schriften des Reichsführers des Studentenbundes stand, war das Ringen um die Gemeinsamkeit mit dem deutschen Arbeiter der Faust. Niemals wurde der Kampf um die Hochschule und den Studenten zum Selbstzweck, sondern immer war es die Bewegung, für die gekämpft und der neue Kräfte zugeführt werden mußten. In einem seiner vielen Artikel, die er neben all der anderen Arbeit in jenen Jahren zu schreiben die Zeit fand, hieß es:

„Schon heute wird die große Überlegenheit des nationalsozialistischen Studenten von der Masse der Studentenschaft anerkannt. Im letzten beruht sie auf der Tatsache, daß der Nationalsozialist durch seine tiefe Verwurzelung im Volkstum sowie durch seine Hingabe und Bindung an alle Stände seines Volkes jenen weiten Blick gewonnen hat, der früheren Generationen fehlte und der die eigentliche Ursache der deutschen Führerlosigkeit ist.

Die Ursache der nationalsozialistischen Erfolge auf der Hochschule liegt darin, daß hier eine Idee nicht nur gepredigt, sondern gelebt wird.

Er, der nationalsozialistische Student, ragt in die Hochschulen hinein als das Symbol der Selbstlosigkeit und Opferfreude. Denn er will nichts für sich. Er ist für das ganze Vaterland eine Verkörperung der feierlichen Forderung, daß wir dem Begriff der Klasse den der Nation gegenüberzustellen haben.“

Das sind Worte, die auch heute noch ihre Bedeutung haben, und der jetzigen Hochschulgeneration genau so wie der damaligen von 1929 und 1930 zum Vorbild dienen können.

Der deutsche Studententag in Graz 1931 war Bestätigung und Erfolg dieses jahrelangen Kampfes, den Baldur von Schirach mit dem Einsatz seiner ganzen Person unter Hintansetzung eigener Pläne und Wünsche führte. Das Wutgeheul der liberalen und margiftischen Presse zeigte, wie ihnen dieser Sieg in der Studentenschaft an die Nieren ging. Die „Frankfurter“ wackelte bedenklich mit dem Kopf und orakelt über: „Die völkische Deutsche Studentenschaft in Graz“. Die Wiener „Arbeiterzeitung“ zeterte gegen das „Rassenprinzip“ und die „Tante Boß“ in Berlin berichtete unter der Überschrift „Hitlersieg bei den rechtsradikalen Jungakademikern“, daß die Deutsche Studentenschaft sich außerhalb des Staates gestellt habe und ihn bekämpfe. „Das Ergebnis dieses Studententages zeigt, daß in absehbarer Zeit keine Selbstbefinnung zu erhoffen ist.“ Nein, „das“ war nicht mehr zu erhoffen.

Der Mann, der so in einigen Jahren harten Kampfes die deutsche Studentenschaft eroberte, hat sich damit einen Namen in der Geschichte der deutschen Hochschulen und der Bewegung gemacht.

Im Jahre 1931 kam dann als Anerkennung durch den Führer für Baldur von Schirach die Verfügung vom 30. Oktober 1931 mit der Einrichtung der Dienststelle „Reichsjugendführer“ bei der Obersten SA.-Führung und die Ernennung Baldur von Schirachs zum Reichsjugendführer. Von hier aus geht die Entwicklung ganz natürlich weiter zur Übertragung des „Reichsführers des NSDStB.“ an Gerb R ü h l e im Jahre 1932. Die größere Aufgabe der Gewinnung aller Jugend für den Führer Adolf Hitler in der Hitler-Jugend nahm alle Kräfte in Anspruch und machte diese Änderung notwendig. Trotzdem bestand damals der engste Zusammenhang zwischen Studentenbund, Hitler-Jugend und NS.-Schülerbund. Alle drei unterstanden dem Reichsjugendführer der NSDAP. Der NS. ist inzwischen nach Erfüllung seiner Aufgabe in die HJ. eingegliedert worden.

*

Die Studentenführer von damals sind heute an verantwortlichen Partei- oder Staatsdienststellen tätig. Viele von ihnen haben Zeit und Energie gefunden, um das Examen, das um der Bewegung willen zurückgestellt wurde, jetzt in den Jahren des Aufbaus nachzuholen. Aber kaum einer der „Alten“ konnte in der Studentenschaft bleiben. Denn nichts ist verfehlter, als aus dem vorübergehenden Auftrag der Studentenführung einen Beruf zu machen.

Die Lage von einst innerhalb der Studentenschaft ist der von heute nicht vergleichbar. Die Aufgaben, der Einsatz und die Propaganda der Kampfzeit schufen einen Elan unter den Studenten, der heute in ernster Erziehungsarbeit zum Ausdruck kommen mußte. Nach dem Gewinn der äußeren Macht ist die innere Bereitschaft, Selbstverständlichkeit und Leidenschaft des Handelns in jedem neu die Hochschule betretenden jungen Studenten zu wecken. Das erfordert Führerqualitäten von denen, die den großen Elan der Kampfzeit in die Erziehungs- und Auslesearbeit und das Bemühen um eine nationalsozialistische Wissenschaft übertragen wollen. Das ist gewiß schwerer, darum auch nur denen

anzuvertrauen, die diese Aufgabe meistern können. Die SS. hat in ihren Mannschafthäusern einen beachtlichen, von großem Erfolg gekrönten Anfang gemacht. Andererseits stehen heute schon viele Studenten in der Formationsarbeit der SS., so daß hier schon die Grundlagen gegeben sind, auf denen sich nach der Zerschlagung der Korporationen eine neue Lebensgemeinschaft der deutschen Studenten entwickeln kann.

Es ist eine „Zwischengeneration“, die heute — politisch betrachtet — auf der Hochschule steht. Es sind nicht die „Alten“ der Kampfzeit und noch nicht die ersten völlig oder größtenteils durch die Hitler-Jugend gegangenen Jahrgänge. Das bringt Schwierigkeiten mit sich und verlangt, daß man keine Maßstäbe anlegt, die der Kampfzeit an der Hochschule gerecht werden oder denen die künftige Gewißheit eines in der Hitler-Jugend erzogenen Geschlechtes zugrunde liegt. Der Ausbildungsweg, der von der SS. direkt in den Arbeitsdienst, von da in das Heer führen muß, wird auch auf der Hochschule seine neue zeitgemäße Form finden. Hier kann noch einmal das Selbstführungsprinzip der Jugend Wirklichkeit werden und damit die vielbesungene Studentenfreiheit, unter das nationalsozialistische Gesetz von Zucht und Ordnung gestellt, seine Fortsetzung finden! Wenn dieses Selbstführungsprinzip von geeigneten Studenten aufgenommen und nicht kleinen Geistern oder Intriganten in die Hand gelegt wird, dann wird es gewiß zu positiven Ergebnissen führen.

Der Reichserziehungsminister hat uns kürzlich aus dem Herzen gesprochen, als er sich an die Studenten der heutigen Hochschulen wandte und sie zur intensiven Arbeit am Studium aufforderte. Solche Ermahnungen, die es doch nun einmal sind, hofft eine neue Generation von Studenten, die bald aus der Erziehungsschule der Bewegung und des Heeres in die Hörsäle tritt, nicht mehr nötig zu haben. Sie weiß, daß es ihre Aufgabe sein muß, nicht über die nationalsozialistische Haltung ihrer Professoren zu debattieren, sondern aus eigener Arbeitsleistung über die junge Dozentenschaft einmal eine Erneuerung der Hochschullehrerschaft vorzunehmen. Dagegen werden sich auch kaum ältere Kräfte sträuben. Bis sie soweit ist, gilt es, eine Lebens- und Arbeitsgemeinschaft zu finden, die dem soldatischen Stil des Nationalsozialismus entspricht und sich damit von selbst in engster Verbindung mit der Hitler-Jugend entwickeln muß. Derselbe Mann, der einst den großen Sturm der Bewegung an den Hochschulen entfachte, wird in Zukunft wieder seine Gefolgschaft in die Hochschulen hineinschicken — diesmal, um sie als Träger von Gemeinschaften anzusetzen. Und ferner, nicht um Axtäste, sondern möglichst viele nationalsozialistische Mandate in der Welt des Geistes zu erobern.

Alle großen Kulturfragen hängen davon ab, ob sich zuweilen eine Anzahl von Leuten findet, welche die Ehre dem Leben vorzieht: Sie soll herrschen.

Julius Langbehn

Eberhard Wolfgang Möller:

Die spanische Selbherrenballe

Über Nacht, vielmehr über eine lange Reihe von Nächten, deren Grauen und Spannung alles seit langem Dagewesene überstieg, wurde ein Vorgang, eine weltgeschichtliche Anekdote, ja ein Symbol geboren, das aus der Erinnerung der Welt nicht mehr wegzudenken ist. Seit dem Juli hielt im Alkazar von Toledo eine Gruppe Menschen dem Ansturm des roten Todes stand. 1100 Soldaten und 600 Angehörige, Frauen und Kinder, verteidigten sich gegen einen bestialischen Angriff, der in seinen Einzelheiten von einer teuflischen Phantasie erfunden war, und sie verteidigten nicht nur sich, nicht nur ihr Leben, sondern sie verteidigten etwas, was vor kurzem noch gar keine wirkliche Geltung besaß; was ein materialistisches Zeitalter überhaupt leugnete und als eine Phrase ansah und was heute noch vielen Völkern ein unverständlicher und unwichtiger Begriff ist, nachdem es in Deutschland zum Mittelpunkt des gesamten völkischen Lebens geworden ist: die Idee der nationalen Ehre, jener Ehre, die ein Volk hat oder nicht hat.

Die Alten haben immer nach dem Sitz der Seele in dem menschlichen Körper geforscht. Sie haben geglaubt, daß etwas, was die wichtigste Funktion für den Körper ausübt, auch körperlich greifbar sein müsse. Wir wissen, daß es zwar nicht greifbar, aber begreifbar ist. Es ist das Lebensgesetz schlechthin. Was für den einzelnen Menschen die Seele ist, das ist für ein Volk die Ehre. Sie ist ein Gefühl, ein Bewußtsein. Sie ist das völkische Selbstbewußtsein. Und in ganz großen gnadenvollen Augenblicken der Weltgeschichte kann sie auch einmal etwas wie ein Bild werden, ein Sinnbild, ein Gedicht, welches das Leben dichtet. Ein solches Gedicht der völkischen Ehre haben wir erlebt, als es die Kadetten im Alkazar lebten.

Was ist das nun, was so selten greifbar und so schwer begreifbar ist? Wie viele Vorgänge der Weltgeschichte sind uns gleichgültig, und wir hören davon, aber sie berühren uns nicht. Wir kennen sie, aber sie erschüttern uns nicht. Hier aber geschah etwas anderes. Und wir Deutschen, fremde Menschen in einem fremden Lande, nahmen Anteil an dem Ereignis, als ob es um unsere eigene Sache ging. Wir warteten mit Spannung von Nachricht zu Nachricht, wir ließen uns innerlich anrühren und fühlten uns verwandelt, wir verspürten jene merkwürdige Wirkung, welche die großen Dichter der Tragödie zumessen, die den Menschen erhebt, indem sie den Menschen zermalmt. Denn das ist es: Heldenlieder sind nicht etwas, was die Menschen in einer müßigen Laune erfinden, sondern sie sind selbständige und merkwürdige Wesen, welche die Macht haben, das Leben der Menschen zu bestimmen und zu verändern; sie sind gleichsam Springwurzeln, vor denen sich das menschliche Wesen entscheidet. Das Unzulängliche stürzt zusammen, das Starke erhebt sich. Die Heldenlieder der Weltgeschichte singt der Gott selbst über die Zeiten und Völker hinweg. Sie rühren nicht nur die menschliche Seele, sondern sie verwandeln sie, und den Kräftigen und Stolzen schlägt das Herz höher, wenn sie die Stimme hören, die Schwachen aber erzittern.

Als schon Mauern und Türme des gigantischen Bauwerkes von der unablässigen Beschiebung zusammengestürzt waren, als der Qualm der Brände sich nicht mehr verzog und als eine schwarze, fette Wolke über den Dächern hochte, als hätte sich der Dämon des Bürgerkrieges leibhaftig über den Belagerten niedergelassen, zu der Zeit also, als bereits die Hoffnungsvollsten zu zweifeln begannen, und niemand in der Welt mehr daran zu glauben vermochte, daß lebende Menschen länger die Hölle dieser Belagerung aushalten könnten, da forderte ein Abgesandter der roten Mordbrenner den Eintritt, um über die Übergabe zu verhandeln, und wurde eingelassen. Drei Stunden blieb er im Alkazar. Das Rubel seiner Wölfe wurde bereits unruhig. Sie überlegten, ob sie Sprengtruppen ihm zur Hilfe senden sollten. Schon mußte man vermuten, daß er einer Rache der Eingeschlossenen zum Opfer gefallen sei, als er zurückkam. Er war gänzlich verstört, alle Spannung und alles Blut war aus dem Gesicht gewichen, der Schweiß stand ihm auf der kaltweißen Stirn und in seinen Augen waren Tränen. Er war gewiß kein Mensch, der menschliche Gefühle kannte. Er war eines von jenen unzähligen, blutleckenden Tieren, denen der Bürgerkrieg das Zaumzeug abgenommen hat. Aber in diesem Augenblick war ihm etwas Seltsames begegnet, etwas, worauf er nicht gefaßt war. Er hatte erwartet, das Menschliche des Menschlichen zu sehen, Menschen, die der Hunger, die Todesangst, die Hoffnungslosigkeit zu armseligen, gnadewinselnden, erbärmlichen Schatten gemacht hätte, aber er sah etwas Übermenschliches, Menschen, die entschlossen waren, gegen alle Vernunft und alle Logik, gegenüber allen mörderischen Tatsachen, die gegen sie waren, auszuhalten oder zu sterben. Das war es: Dieser Parlamentär sah, was er nicht mehr kannte, soldatische Haltung, noch bei den Frauen, auch bei den Kindern. Er sah Helden. Und deshalb weinte er, nicht über sie, sondern über sich.

Was wußte dieser Mensch von Helden? Was wußte die Welt, die ihn hervorgebracht hat, die ihm die Mordwaffe in die Hand gedrückt und ihn ermutigt hat, was weiß jene Welt der Zuchtlosigkeit, der Zerstörung, der Menschenverbrennung und des sittlichen Chaos davon, was Helden sind? Sie lacht über sie, weil sie keine Helden hervorzubringen vermag und glaubt, daß das Heldentum nur ein Wort, ein verlogenes, gespreiztes Wort ist. Sie sieht nicht jene beiden Männer, die im Augenblick der höchsten Gefahr auf einen der Ecktürme gehen, unter denen die Dynamitladung getrieben worden ist. Sie begreift nicht, daß den beiden der Tod gewiß ist, und daß sie trotzdem ihren Posten beziehen, um die anderen vor einem überraschenden Angriff zu schützen. Die Sprengung erfolgt, der halbe Alkazar fliegt in die Luft, meterdicke Mauern zerfallen wie Zunder, und Felsen zerplagen, aber der Sturmangriff mißlingt. Der Geist der beiden, die sich selber opfern, schlägt ihn ab. Ihr Wille, ihr Vorbild, ihr Opfer ist nicht mit Dynamit zu sprengen.

Auch der Wille des Kommandanten nicht, jenes Obersten Moscardo, den die Weltgeschichte niemals wieder vergessen wird. Der Bart wächst ihm in jenen Wochen wie ein düsteres Gestrüpp der Qual und des Hasses um das Gesicht. Seine

Augen sind eingefallen, das eine ist eng und kaum offen, als wollte er es zupressen vor dem Unglück, das ihn selber betrifft, das andere ist weit und aufgerissen, als müßte es das ganze Leid seines Volkes sehen. Er war nur ein kleiner Offizier, irgendein gleichgültiger Soldat unter anderen Soldaten, fast ein Bürger, aber die Weltgeschichte läßt ihn ein Gespräch führen, das uns den Atem verschlägt. Er muß mit seinem Sohne sprechen, den die roten Henker vor das Telephon gezwungen haben. Er muß sich fragen lassen, ob er auf sein Leben und seines Sohnes Leben verzichten will, oder ob er es retten will, indem er seine Sache verrät. Und er antwortet, wie kein Mann in der Weltgeschichte großartiger und erhabener antworten kann. Er sagt: „Stirb, mein Sohn, damit Spanien lebt.“ Vor seinen Augen wird sein Sohn erschossen, aber wo in aller Welt, wo in alten Lesebüchern und alten Gedichten haben wir jemals eine herrlichere Antwort gelesen?

Man muß nicht glauben, daß das Sterben leichter ist, wenn es ruhmvoll ist. Man muß bei der Geschichte des Alkazar nicht nur den Glanz der Ehre und des Heldentums, sondern auch den Qualm, den Mord, das Schreien der Folterknechte und der Gefolterten und das ganze unsagbare Elend eines solchen Augenblicks mitlesen, um zu begreifen, was es für ein Augenblick ist. Man muß auch den Jynismus seiner Hintergründe kennen. Man muß wissen, daß jüdische Kunsthändler seit Jahren in Spanien sitzen und auf die Stunde warten, wo der Pöbel in die ehrwürdigen Kathedralen eindringt, um sie auszuräumen. In diesen Tagen gehen von den bolschewistischen Häfen mehrere Schiffe ab, die mit den Meisterwerken der spanischen Kultur beladen sind. Welch ungeheuerlicher Gedanke, daß ein Volk sich bis zum völligen Zusammenbruch zerfleischen muß, damit ein paar Händler in den Besitz von Dingen gelangen können, die der heiligste und kostbarste Ausdruck dieses Volkes sind.

Nicht viel anders mag es sich mit jenen unermesslichen Goldladungen verhalten, die von den Dieben über die Grenzen gebracht werden. Hier hat man den schneidendsten Gegensatz zu dem Heldentum der Kadetten im Alkazar. Hier steht die Sinnlosigkeit einer durch und durch korrupten Welt der höchsten Sinngebung des Menschlichen gegenüber. Hier zeigt sich, daß alles Große einen erhabenen und einfachen Sinn hat, alles Niedrige und Gemeine aber einen listigen Doppelsinn.

Warum brennen Städte und Dörfer, Kirchen und Paläste in Spanien? Für die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, schreien die Verführten und Verhetzten und glauben selbst nicht mehr an diese abgedroschene und verlogene Phrase. Die jüdischen Drahtzieher des Bolschewismus wissen es besser. Sie rauben die Kassen aus, sie stehlen die Kunstwerke, sie vernichten die Kultur und die Lebenskraft eines ihnen fremden Landes, damit sie ihre eigenen heimlichen Zwecke leichter erreichen können. Wir aber behaupten: Spanien brennt, damit der verbrecherischste Anschlag, der je auf die Welt verübt wurde, sich in sein Gegenteil verkehren kann. Damit über den Trümmern des Alkazar der Geist des Eid sich für ewig sichtbar wieder erheben kann und die Idee der Ehre und des Heldentums um so heller leuchtet, für die Völker zur Warnung und zum Zeichen, daß die Geschichte sich wendet.

AUSSENPOLITISCHE NOTIZEN

Der König hat entschieden

Das Wort des belgischen Königs Leopold III., gesprochen im Ministerrat vom 16. Oktober 1936 zu Brüssel, beschließt für das benachbarte Königreich einen geschichtlichen Abschnitt, der mit dem Weltkrieg begann und der wegen allzu betonter einseitiger Bindungen nach der französischen Seite häufiger Kritik in Deutschland begegnete. Es eröffnet gleichzeitig einen neuen Abschnitt belgischer Geschichte, die sich unter dem Leitwort: „Bewaffnete Neutralität“ gestalten soll. Diese Entscheidung der belgischen Staatsführung ist nicht nur von einer das Land berührenden Tragweite, sondern als Vorgang des gesamt-europäischen Geschehens im Umbruch unserer Tage zu werten.

Für viele, denen das innerpolitische Werden Belgiens nur aus zweiter oder dritter Hand in der vorher gewünschten Fassung gereicht wird, mag diese Wendung überraschend oder gar ungelegen kommen. Für den unbefangenen Betrachter dagegen bewegt sich die Brüsseler Außenpolitik in Bahnen, deren Anfang schon 1930 erkennbar wurde, und in klarer Berücksichtigung des belgischen Empfindens für politische Realitäten. Die Brüsseler Außenpolitik ist eine fast mathematisch zu errechnende Komponente, die sich aus dem Druck des flämischen Landesteils gegen eine einseitige frankophile Orientierung und aus der Neuordnung der europäischen Kräfteverteilung ermitteln läßt. Die Entwicklung wurde von belgischer Seite durch eine Kammerrede des damaligen Außenministers Paul Hymans am 4. März 1931 amtlich eingeleitet. Hier fiel der Chronist zum ersten Male in der Nachkriegszeit auf eine amtliche Verlautbarung, nach der Belgien keinesfalls auf Geheiß und Verderb mit Paris verbunden sei. Drei Jahre später, am 5. März 1934, ergriff Ministerpräsident De Broqueville im Senat das Wort zur internationalen Lage. Seine Ausführungen ruhten auf realpolitischen Erwägungen und wandten sich mit aller Deutlichkeit gegen die Illusionspolitik der Großmächte in bezug auf Deutschland. Der belgische Minister-

präsident rückte vor allem von dem Gedanken eines Präventivkriegs gegen das wiedererstarkende Deutschland ab. Er äußerte: „Ich weigere mich, das Land in ein solches Abenteuer zu stürzen.“

Während Hymans in erster Linie auf eine innerpolitische Wirkung seiner Rede im Sinne einer Beruhigung flämischer Kreise bedacht war, galten die Worte Broquevilles der Adresse des „befreudeten“ Auslandes, das sich damals in allen möglichen Quertreibereien gegen das erwachte Reich gefiel.

Wenn nun heute Leopold III. als Grundsatz künftiger Außenpolitik einen Kurs ankündigt, der zum Ziel hat, Belgien innerhalb kommender internationaler Vereinbarungen als „garantierte“ Macht, nicht aber als „Garantie“macht teilnehmen zu lassen, so dient diese Wendung gleichermaßen der Festigung Belgiens nach innen wie nach außen. Über die internationale Auswirkung der genannten Rede ist von der Tagespresse des In- und Auslandes umfassend berichtet worden. Überall tritt die Auffassung hervor, daß der Rede die Bedeutung einer A b k l e h r vom kollektiven Sicherheitsgedanken, soz. Moskau-Paris, zukomme. Es ist keineswegs eigentümlich, daß gerade Warschau solchen Gedanken besonders verständnisvoll beitrug.

Für den, der nach den unmittelbaren Untergründen des belgischen Stellungwechsels forscht, offenbart sich als Hauptanlaß das Lehrbeispiel einer Zusammenarbeit mit dem Bolschewismus und seinen verbrecherischen Mitteln, wie es Frankreich und Spanien gegenwärtig der Welt liefert. Diese Methoden eines inneren Kampfes und Aufruhrs sind den Belgiern beider Zunge ein Abscheu.

So erfolgte die Neuorientierung mit der betonten E i n k e h r i n s i c h s e l b s t. Belgien hat, was bemerkenswert bleiben wird, diesen Schritt in einem gewissen Einverständnis mit Holland unternommen. Es scheint, als solle als erste Folge eine enge politische Zusammenarbeit zwischen Brüssel und dem Haag Platz greifen.

Chinesen in Alger?

Vollksfrontideen und der Kolonialbesitz

Seit Tagen beschäftigen sich die französischen und arabischen Zeitungen Algeriens mit einem jungen Chinesen, der angeblich mit Einverständnis der französischen Regierung die Möglichkeiten chinesischer Massen-Einwanderung nach Algerien prüfen soll. Die Presse läßt durchblicken, daß die französische Regierung die Landschaft Graba (in der Provinz Oran) für diesen Zweck ausersehen habe. Es wird mit einem Einwanderungskontingent von vorläufig 1500—2000 chinesischen Bauern gerechnet.

Wenn auch nach außen hin als Grund für diesen sensationellen Plan angegeben wird, daß die Chinesen eine Umlagerung der algerischen Landwirtschaft durch den Neuanbau von Baumwolle, Seide und Tee herbeiführen sollen, so wirft dieses Vorhaben doch ein beachtendes Licht auf die inneren Schwierigkeiten des französischen Empire, die nicht allein wirtschaftlicher, sondern auch politischer Natur sind!

Schatten über kolonialem Reichtum

Wer erinnert sich noch der vielfältigen französischen Pressemanöver zur Zeit des Druzen-Aufstandes in Syrien, oder der wiederholten Versuche, die Schuld am Aufstand der Rif-Rabulen den Spaniern in die Schuhe zu schieben? Wer denkt noch an den unrlühmlichen Abzug der französischen Truppen aus der Negerrepublik Haiti, den man nachher so geschickt zu umkleiden verstand, daß es schien, als hätten die Franzosen den Eingeborenen die völlige Freiheit „geschenkt“. Wer kann sich noch entsinnen, wie schnell Anfang des Jahres 1935 die Nachrichten über die Unruhen aus Nordafrika wieder aus der Weltpresse verschwanden, obgleich (oder weil?) diese den französischen Kolonialpolitikern noch bedenklicher erschienen, als seinerzeit der Aufstand Abd el Krimis?

Durch ein Versehen gelangten im Februar 1935 einige vertrauliche Nachrichten von der französischen Kolonialkonferenz in die Öffentlichkeit. Fast alle Residenten der französischen Kolonien hatten sich auf dieser Konferenz sehr pessimistisch über die Methoden der französischen Kolonialpolitik geäußert. Unter anderem wurde die frühere Verwaltung Togos durch Deutschland als Musterbeispiel hingestellt. Mister Be-

routon, der Generalresident von Tunis, erklärte wörtlich, daß die französische Kolonialpolitik „in jeder Hinsicht verbesserungsbedürftig“ sei. Hier wurden auch die verschiedenen Aufstände in Tongking, Koshinchina, Reunion, Pondicherry und Martinique besprochen, über die bisher nie etwas in die Öffentlichkeit gedrungen ist.

Wollte man Madagaskar abstoßen?

Vor längerer Zeit schon waren Gerüchte aufgetaucht, nach denen Frankreich unter der Hand Großbritannien diese Insel zum Tausch angeboten habe. Diese Gerüchte sind niemals bekräftigt, aber auch niemals ernsthaft dementiert worden! Genau so erging es den Gerüchten um den Verkauf Madagaskars an Italien. Hier ging man sogar so weit, zu behaupten, daß während des italienisch-abessinischen Krieges bereits offizielle Verhandlungen zwischen Italien und Frankreich stattgefunden hätten. Madagaskars Produktionsziffern haben außer bei Zucker, Kaffee, Tabak und Gold, in den letzten Jahren fast durchweg einen außerordentlichen Rückgang erfahren. Obwohl Madagaskar im Jahre 1934 1126 Tonnen Reis ausführte, mußte noch im gleichen Jahre die 30fache Menge (30 746 Tonnen) an Reis wieder eingeführt werden, um wenigstens die notwendige Ernährung der Bevölkerung sicherzustellen! — Die Maiserzeugung ist 1934, trotz Vergrößerung der Anbaufläche um fast 50 Prozent, weit unter dem vorjährigen Ergebnis geblieben. Dabei handelte es sich nicht etwa um unvermeidliche Mißernten, sondern es waren dies die automatischen Folgen von Unruhen und Mißwirtschaft!

Auch die wachsenden Autonomie-Bestrebungen in Koshinchina machen dem Kolonialministerium bereits ernsthafte Sorgen, wenn sie auch nicht so akut sind, daß sie das französische Interesse mehr beanspruchen als die Wirtschaftskrise in Französisch-Westafrika und die Sowjetisierung der Atlasländer.

Fortschreitende Volkshewisierung Nordafrikas

Am gefährlichsten, weil Europa am nächsten, erscheint dem Kolonialministerium jedoch der Unruheherd in Nordafrika. Die Atlasländer nehmen schon seit Beginn der französischen Kolonial-Initiative eine Sonderstellung im Imperium ein. Das zeigt sich schon allein darin, daß Algerien

nicht dem Kolonialministerium, sondern dem Innenminister untersteht. Für Frankreich ist so eigentlich das Mittelmeer nur ein Binnenmeer, das die Verbindung zum „größeren Frankreich“ schafft. Für jeden Empire-Franzosen erstreckt sich das eigentliche Frankreich über 60 Breitengrade von Flandern bis über den Äquator hinaus. Diese politisch und geographisch geeinte Landmasse, die mit ihren 10 Millionen Quadratkilometern so groß wie ganz Europa ist, besitzt für Frankreich nicht nur einen immensen Wert als Menschenreservoir für den Kriegsfall, sondern ist auch der tragende Rohstoff-Faktor für die französische Kriegswirtschaft. Unter den wesentlichen Bodenschätzen fehlen nur Kohle, Erdöl und Kupfer. Kautschuk und Baumwolle allerdings führt Frankreich auch weiterhin noch vom fremden Ausland ein, weil die kolonialen Produktionspreise noch weit über den Weltmarktpreisen liegen. Im Kriegsfall jedoch wird Frankreich auch bei diesen Erzeugnissen auf seine koloniale Eigenproduktion zurückgreifen können, weil dann der Preis ja nur eine zweitrangige Rolle spielt.

Frankreich erwachsen Sorgen aus der stetig steigenden Sowjetisierung dieser Gebiete. Die bolschewistischen Agenten bedienen sich dabei der nationalen völkischen Regungen der Einheimischen. Gerade die letzte Zeit hat hierin eine wesentliche Steigerung des Tempos gebracht. Das schlechte Beispiel, das das Mutterland mit seinen von der Volksfrontregierung legalisierten Streiks und Fabrikbesetzungen gab, hat für Nordafrika eine verheerende Wirkung. Nicht nur im zur inneren Verwaltung gehörenden Algerien, sondern auch in Marokko und Tunis sind demzufolge Streikbewegungen entstanden, die teilweise über den Umfang derjenigen des Mutterlandes hinausreichen. Vor allem ist es aber die spanische Revolution, die stärkste Ausstrahlungen auf den französischen Besitz in Nordafrika verursacht.

Kolonialvölk streift

In Tunesien, wo mehr als 5000 Arbeiter am Streik beteiligt waren, mußte zur Aufrechterhaltung der Ordnung außer der regulären Polizei sogar Militär eingesetzt werden. Seit Wochen streifen die Steinbrucharbeiter, und neben verschiedenen anderen Industrien fast sämtliche Bauunternehmen. Am Abend des 28. September traten auch die Transportarbeiter

wiederum in den Streik, nachdem sie bereits vorher wiederholt Teilstreiks organisiert hatten. Der Erlaß des Weizengesezes für Tunis hatte Teilstreiks der Mühlenarbeiter zur Folge, und die Lebensmittelpreise stiegen nach der Abwertung des Franken in ungeahntem Maße. (Olivenöl um 1.50 Franc je Liter; Würfelzucker um 0.75 Franc je Kilo; außerdem Erhöhung des Brotpreises, sowie unter anderem der Butter-, Eier- und Kaffeepreise.)

In Algerien hatten Streikende schon mehrere Banken besetzt und konnten nur durch verstärkte Polizeikräfte zur Räumung veranlaßt werden. Fast den ganzen Monat August hindurch war der Hafenverkehr in Oran, dem größten Hafen Algeriens, völlig stillgelegt. Auch der Ausbau Mostaganems zum Militärhafen mußte unterbrochen werden. Der Unterstaatssekretär des Innenministeriums hat am 4. August Leon Blum um Vollmachten zum energischen Durchgreifen in Algerien ersucht. Welche Antwort er erhielt, ist leider nicht bekannt geworden. Es kann aber kein Zweifel sein, daß die Anwesenheit des chinesischen Ansiedlungsbeauftragten in Algier mit diesen Dingen in irgendeiner Verbindung stehen. Man scheint sich vor allen Dingen in den Kreisen des französischen Kriegsministeriums schon seit längerer Zeit darüber im klaren zu sein, daß Algerien als wichtigstes Gebiet der französischen Kriegswirtschaft gegen jede Eventualität geschützt werden muß.

Lohnbrüdernde Arbeitskräfte aus China?

Eine mohammedantische Zeitung Algeriens hat es offen ausgesprochen, daß die vorgesehene Ansiedlung von 1500 chinesischen Bauern nur ein Vorwand sein soll, um nachher massenweise die billigen chinesischen Arbeitskräfte in das Land zu ziehen. Bei dem riesigen Umfang der chinesischen Arbeitslosigkeit sind die Chinesen froh, für Hungerlöhne arbeiten zu dürfen, und von ihnen wird so leicht keine Beteiligung an der algerischen Streikbewegung zu erwarten sein. Ist doch der Chineser von Hause aus gewohnt, 12 bis 14 Stunden am Tage für Löhne, die ein Drittel bis ein halb unter den schon außerordentlich niedrigen japanischen Löhnen liegen, zu arbeiten.

Ob aber die französischen und eingeborenen Arbeiter in Algerien, die durch den wachsenden Einfluß der Komintern schon

außerordentlich radikalisiert sind, so ruhig zusehen werden, wenn ihnen die „Vollfront“-Regierung lohnbrückende Arbeitskräfte ins Land schickt, ist eine große Frage. Auf jeden Fall steht in der algerischen Entwicklung noch erhebliche Unruhe bevor.
L. E.

Immer wieder „deutsche Gefahr“!

Wir sind es ja schon lange gewohnt, in der ausländischen Presse als der „Schwarze Mann“ hingestellt zu werden, der nur Böses ausbrütet und der besonders unheimlich wirkt, wenn er gar nichts tut, denn dann glaubt man an eine ganz besonders große Teufelei. Die französische Presse liebt es seit Jahren, sämtliche Rüstungsmaßnahmen mit der deutschen Gefahr zu begründen, was sie auch zu einer Zeit tat, da Deutschland gar keine Rüstung besaß. Die Schaffung einer neuen Landesverteidigung im neuen Deutschland hat nun natürlich die eifrig tragenden Federn der französischen Berichterstatter in geradezu fieberhafte Schwingungen versetzt. Immerhin ist es neu und interessant für uns, festzustellen, daß die Franzosen nicht nur in ihrer eigenen Presse, sondern auch in englischen Blättern ihre alte Gewohnheit, Deutschland zu verdächtigen, ausleben können.

Man soll im allgemeinen den Inhalt rein militärischer Fachzeitschriften nicht zu sehr unter die politische Lupe nehmen, denn es liegt auf der Hand, daß dort aus beruflichen Gründen manche Möglichkeiten offen untersucht werden, die in der Außenpolitik anzudeuten gefährlich wäre. Aber es berührt uns doch immerhin eigenartig, daß in der englischen Fachzeitschrift „Naval and Military Record“ Woche für Woche der Pariser Korrespondent J. B. Gautreau unter dem Mantel strategischer Erwägungen die deutsche Gefahr vor den englischen Lesern „enthüllt“ und damit indirekt den unbefangenen englischen Leser gegen Deutschland einnimmt. Der Neuaufbau der deutschen Kriegsmarine ist ihm natürlich ein Born steten Argers und Kummers und fordert ihn zu immer neuen und umständlichen mathematischen Vergleichen der gegenseitigen Kampfkraft heraus, wobei natürlich die französische Marine möglichst schlecht abschneidet, um die angebliche deutsche Überlegenheit um so größer erscheinen zu lassen. Es stört ihn keineswegs, daß er sich bei diesem Geschäft öfters widerspricht, indem er einerseits die Kampfkraft

der deutschen Panzerschiffe von 10 000 Tonnen weit übertreibt, andererseits aber wieder die Bedeutung der Größe bei Kampfsschiffen betont (wenn er nämlich die französische „Dunkerque-Klasse“ stolz hervorhebt). Ganz besonders erfüllt ihn die ausgezeichnete und schnelle Arbeit der deutschen Werften mit größter Besorgnis, wobei er die Bauzeiten deutscher und französischer Werften vergleicht. Man kann uns schwerlich dafür verantwortlich machen, daß die französischen Werften angeblich so langsam arbeiten!

Interessant sind ferner die eigenartigen strategischen Theorien des Herrn Gautreau. Er meint, daß ein deutsch-französischer Zusammenstoß, seitdem Deutschland eine „Anti-Maginotlinie“ im Rheinland baue, sich hauptsächlich auf See und in der Luft abspielen würde, weil an den schwerbesetzten Linien zu Lande keine Entscheidung erzielt werden könne. Ja, man müsse sogar mit einer überraschenden Landung in Westfrankreich rechnen. Diese Annahme wird einem größeren kombinierten Manöver der französischen Flotte zugrunde liegen.

Seine Verdächtigungen beziehen sich sogar auf die deutschen Handelsschiffe. Er behauptet z. B., daß die Schlingereinrichtungen, die die neuen Ostasienkrisse des Norddeutschen Lloyd „Gneisenau“, „Scharnhorst“ und „Potsdam“ zum Vorteil ihrer Passagiere zum Zweck der Verminderung der Schlingerbewegungen erhalten haben, ein verkappter Schutz gegen Torpedos und Minen darstellten. Die Beunruhigung über diese neuen Schiffe sei um so größer, als sie ihre vorgesehene Schnelligkeit von 21 Knoten überstiegen hätten, während ihre französischen Konkurrenten weniger als 17 Knoten liefen. Kurz und gut, diese Schiffe seien, wenn sie bewaffnet würden, die idealen Hilfskreuzer, „denn in Deutschland und Italien seien alle Passagierschiffe als Hilfskreuzer in Aussicht genommen.“ Hier sagt Gautreau offensichtlich eine Unwahrheit, denn alle großen Seemächte bereiten ihre schnellen Handelsschiffe als Hilfskreuzer im Frieden vor. Diese Maßnahme beschränkt sich also keineswegs auf Deutschland und Italien allein. Ansehend hat Gautreau gar nicht bemerkt, daß in derselben Zeitschrift vor kurzem aus englischer Feder das Bedauern darüber ausgedrückt wurde, daß der neue Riefendampfer „Queen Mary“ keinen militärischen Wert als Hilfskreuzer hätte. Der Schreiber meinte, daß

vier 20 000-Tonnen-Dampfer bessere Dienste im Kriege leisteten als ein 80 000-Tonnen-Riesenschiff, welches nämlich erstens ein zu großes Risiko darstellte, zweitens ein zu großes Ziel böte und drittens wegen seines enormen Tiefganges nur wenige Häfen anlaufen könne.

Wie gesagt, man soll militärische Zeitschriften nicht mit politischem Maßstab messen. Was uns aber äußerst bedauerlich und besremend erscheint, ist die Tatsache, daß dieser französische Berichterstatter in

einer englischen Zeitschrift und vor englischen Lesern dauernd mit der angeblichen „deutschen Gefahr“ operieren darf und somit nicht nur ein völlig falsches Bild erzeugt, sondern auch die politische Atmosphäre ernstlich trübt. Wir glauben, daß die Engländer Manns genug sind, sich ein eigenes Bild von der politischen Lage zu machen. Die Phantasien des Herrn Gautreau sind keineswegs geeignet, eine europäische Verständigung zu fördern!

W. Siewert.

Randbemerkungen

Gerüchte um Baldur von Schirach

Es gibt, wie der Berliner sagt, „sone und solche“. Manche Zeitgenossen kommen mit dem Tempo, das das Dritte Reich seit 1933 angeschlagen hat, nicht ganz mit. Sie sagen dann, sie wären „nicht mit allem einverstanden“. Natürlich sind sie zu feige zu offenem Widerspruch, wie sie 1918 bis 1933 zu feige waren, dem roten Terror entgegenzutreten. Man braucht sich aber meist nicht lange mit ihnen zu unterhalten, um einen Blick in ihre wahre Seele zu tun. Mit der Miene eines Biedermandes fangen sie an, von diesem oder jenem höheren Führer Geschichten zu erzählen, die natürlich immer aus ganz sicherer Quelle stammen. Es sind meist dieselben Sachen, die sie von denselben Persönlichkeiten erzählen. Denn dazu reicht der kümmerliche Geist nicht, dauernd etwas Neues zu erfinden. Wenn sie aber schon mal etwas haben, dann halten sie es fest und erzählen es in immer neuen Variationen diesem und jenem, möglichst auch ausländischen Journalisten, damit ihr Dreck auch in die Auslandspresse gelangt und sie so ihr Teil dazu beitragen, das „Ansehen“ Deutschlands in der Welt zu heben. Nun ist das natürlich nicht die bewußte Absicht bei jedem dieser Waschweiber, Klatzbasen und pensionierten alten Tapergreisen, sondern oft ist es nur das Vergnügen, dem oder jenem eins auszuwischen, den man persönlich ge-

rade als besonders unangenehm empfindet. Meist läßt es sich auch unschwer erraten, warum gerade der ihnen besonders im Magen liegt.

Dem einen sind sie zum Beispiel gram, weil er die Jugend mit sich reißt und sie zu konsequenten Nationalsozialisten erzieht. Wie unangenehm, nicht wahr? Da bleibt ja gar keine Hoffnung für die Zukunft. „Sogar zu Hause spricht der Junge jetzt immer in einem Ton!“ „Und an seine Karriere denkt er überhaupt nicht.“ „Und die Manieren, die er von den anderen Kindern mitbringt!“ „In die Kirche geht er nicht mehr jeden Sonntag, er sagt, es wäre auch Gottesdienst, wenn der Reichsjugendführer käme und seine Fahne weihte.“ „Ja, an alledem ist natürlich dieser Schirach schuld.“

Na. Seht haben wir's ja. Der Reichsjugendführer ist schuld, wenn der Junge zu spät zum Essen kommt, der Reichsjugendführer ist schuld, wenn die Hosen zerrissen sind, wenn Bubi einen Schnupfen hat. Natürlich, denn er muß es doch wissen, daß es am Mittwoch in Kößchenbroda regnet. Da muß er doch den Dienst verbieten. Aber der? Na, Sie wissen ja. Erstens heißt er gar nicht Baldur von Schirach. Das ist ein angenehmer Name. Wie finden Sie das? Meyer soll er heißen. Er ist sicherlich nicht ganz arisch, das wird es sein. Ein ganz Schläuer wollte kürzlich wissen, daß er in Wirklichkeit Molli heißt. Daher Bal-Dur!

Vor einiger Zeit hatte er mal eine ganze Million gestohlen und war damit über die französische Grenze geflohen. Halt, dann hätte er ja wieder auftauchen müssen. Nein, erschossen hatte er sich! Eine ganz dunkle Affäre. Mit Frauen. Ach nein. Das war ja wieder in Berlin gewesen, wo ihn Himmler aus einem jüdischen Lokal am Kurfürstendamm holte. Das war mit den Frauen. Aber mit Frauen? „Der ist doch der Führer von vier Millionen Jungen. Ob da alles so stimmt?“ „Wissen Sie denn nicht, daß er verheiratet ist und glücklicher Vater zweier Kinder?“ „Nein, davon habe ich noch nichts gehört.“

So geht es meistens. Diese niederträchtigen Verleumder wissen in Wirklichkeit gar nichts von dem Mann, den sie da mit Dreck bewerfen. Er macht ja alles nur deshalb falsch und ordnet „lauter Unsinn“ an, weil er nichts davon versteht. Wie könnte er auch, da er selbst Kinder hat!

Er ist ja auch selbst viel zu jung, um die Jugend zu führen. Männer mit Erfahrung gehören dahin. Einige pensionierte Oberlehrer und Potsdamer Offiziere aus alter Zeit. Dann würde der Laden schon klappen. Eine Jugend, die freiwillig gekommen ist, sich freiwillig untergeordnet hat und sich nun selbst führt, das bleibt ihnen unverständlich.

Seit einiger Zeit haben sie eine neue Gemeinschaft, ein neues „Höfchen“. Baldur von Schirach soll ja jetzt auch dienen. Stellen Sie sich doch vor, wie der jetzt beim Kommis... Nicht auszudenken! Ein Bonneschauer rinnt ihnen den Rücken herunter und der Bart zittert vor Freude. Mal diene er hier, mal da. Man wußte es ganz genau. Ein Vetter, der dort ist, hat es ja erzählt. Müllers Otto, der nun schon Unteroffizier ist, der ist bei dem gleichen Regiment. Der muß es ja wissen. Dann genügte es aber nicht mehr, daß er diene. Jetzt mußte er dabei auch eins „abgetrieget“ haben. Ja, er soll sogar bestraft worden sein. Weshalb? Na, er wird sich wohl nicht recht in die Disziplin dort eingefügt haben. Da hat er mit seinem Kompaniechef Krach gehabt. Er hat sich beschwert, aber es hat ihm nichts genützt. Blomberg selbst soll ja gesagt haben... (!) Hier ertirbt die Stimme des wahrheitsliebenden Berichterstatters. Aber 3 Tage sollen ihm doch mindestens aufgedrümmt worden sein (!).

Zur Beruhigung all derer, die sich an solchem Quatsch erfreuen: Der Reichsjugendführer hat natürlich keine 3 Tage erhalten, genau so wenig wie er sich erschossen hat. Er hat bisher überhaupt nicht gedient und wird das auch nicht tun auf Befehl derer, die solche Lügen verbreiten. Von ihnen hängt das ja wohl vermutlich nicht ab! Wir möchten nur rein theoretisch die Frage stellen, wer wohl an der Verbreitung solchen Unsinnns ein Interesse hat. Wer kommt denn überhaupt auf so etwas, wer möchte denn so gern, daß der Reichsjugendführer da oder dort als Rekrut auftaucht?

Wer sind denn überhaupt die Menschen, die den Namen und die Ehre des Reichsjugendführers mit ihren Gemeinheiten beschmutzen? Ohne daß sie allerdings damit etwas erreichen! Denn das glaubt doch wohl keiner, daß die sechs Millionen deutscher Jungen und Mädchen etwas auf solchen Unsinn geben! Wer schreit, fühlt sich getroffen. Man braucht sich nur den Kampf anzusehen, den der Reichsjugendführer seit vielen Jahren mit der Reaktion führt, dann weiß man, wer sich an ihm rächen will.

Gewisse Kreise können es nicht vergessen, daß er stets in vorderster Linie gegen den Klaffendübel und die Reaktion der Korporationen gestanden hat. Daß er es war, der diesen Kampf als Studentenfundsührer begonnen und als Jugendführer des Deutschen Reiches zu Ende geführt hat.

Können sich nicht damit abfinden, daß durch seine Arbeit und seine Führung die Hitler-Jugend zu einem anerkannten gleichberechtigten Erziehungsfaktor neben Elternhaus und Schule wurde. Diese unreifen jungen Menschen können doch nicht sich selbst überlassen bleiben. Denn Jugend ist ja in den Augen dieser Unfehlbaren ein Zustand, der überwunden werden muß, und dessen man sich erst nach langen Jahren entledigen kann.

Oder wieder andere sehen in Baldur von Schirach den „Neuheiden“, der der Jugend die Religion nehmen will. Er duldet ja keinen Religionsstreit in der HJ. und will über den Konfessionen stehen. Man denke, Turnunterricht ohne religiös-konfessionelle Einstellung. Heimabende gar über Gesichtsthemen ohne Berücksichtigung der kirchlichen „Aus schmückungen“. Leider konn-

ten wir zwar nicht verhindern, daß in Spanien die Nonnen geschändet und die Priester lebendig verbrannt wurden, aber hier in Deutschland will das Balbur von Schirach unmöglich machen dadurch, daß er die Jugend eint hinter der Fahne Adolf Hitlers! Wohin soll das führen, geliebte Ditzeljanen!

Wahrlich, ein seltsames Kleeblatt! Was sind sie doch für traurige Gestalten, die sich in der Hege gegen Balbur von Schirach zumammenfinden. Wie ähneln sie Don Quixotte und Sancho Panza, wenn sie aus ihren Mauslöchern hervorkommen.

Wir könnten hier mit einigen Gerichtsakten aufwarten und einige Gefängnisinsassen bei Namen nennen, aber es wäre zuviel der Ehre. Die Öffentlichkeit interessiert das auch nicht. Sollten dagegen Interessenten für solche Akten oder gar noch Ungläubige, eventuell die Korrespondenten von Herrn Straßer, dasein, so sind sie hierdurch aufgefordert, uns zu besuchen. Wir stehen zur Verfügung selbst wo es gilt, der himmelstreichenden Lächerlichkeit zu begegnen.

F. D. W.

Heinrich Bauers jüngste Irrtümer

Der von uns in der Nummer vom 15. 1. 1935 genügend der Öffentlichkeit in seinem zeitbedingten Wirken gekennzeichnete „Historiker“ Heinrich Bauer hat in einer führenden nationalsozialistischen Zeitung das in den letzten Monaten erschienene Buch des Hauptmanns a. D. Alfred v. Pawlikowski-Cholewa: „Heer und Völkerschicksal, Betrachtung der Weltgeschichte vom Standpunkt des Soldaten“, besprochen.

Es soll hier nicht der Versuch gemacht werden, diese populär-wissenschaftliche Darstellung einer eingehenden Kritik zu unterziehen, sondern nur die Stellen etwas genauer zu betrachten, die auch Heinrich Bauer in seiner Buchbesprechung als „Kritiker“ herangezogen und gewürdigt hat.

Es werden in der Besprechung verschiedene Stellen des Buches dem Wortlaut nach abgedruckt und dann vom Kritiker ausnahmslos lobend besprochen.

1. So heißt es: „Als rauhes Hirtenvolk stiegen die Inder oder Arya um 1400 in die Hindostanische Ebene herab. Sie eroberten sie zwar mit der alten Tapferkeit, aber als Sieger erschlafften sie in dem heißen Klima.“

Bauer findet nun diesen Satz für ausgezeichnet und erkennt scheinbar nicht, daß diese Auffassung des Verfassers der rassistischen Geschichtsauffassung des Nationalsozialismus gegenübersteht.

Unsere Ansicht:

Die alten Inder waren kein Hirtenvolk, sondern ein Bauernvolk. Sie erschlafften nicht, weil sie Sieger waren oder das heiße Klima nicht vertragen konnten, sondern lediglich deshalb, weil sie sich nach einigen Geschlechterfolgen wahllos mit den Eingeborenen, die schon eine starke Rassenmischung darstellten, vermischten. Nicht die Umwelt („heißes Klima“) ist also am Untergang der ehemals nordisch bestimmten Inder schuld, wie oben angenommen wird, sondern lediglich die Mischung der Blutgesehe zerstörte das Bauern- und Kriegerstum der Inder.

2. Lächerlich und offensichtlich falsch sind Redewendungen wie: „Die Perser sind ein Bergvolk, das erst von Cyrus auf die Pferde gefeßt wurde, dann aber mit seinen 10 000 Reitern als Reitervolk das assyrische Reich eroberte.“

Man hat hier den Eindruck, als ob es sich bei den Persern um eine asiatische Horde handele, die in wildem Sturm die Reiche friedfertiger Bauern verwüstete und keinen Stein mehr auf dem anderen lasse.

Bekannt dürfte doch Heinrich Bauer auch sein, daß die Perser schon lange vor Cyrus eine hochentwickelte Kultur rein nordischer Prägung hatten, und daß der wesentliche Inhalt der persischen Religion — Zoroasterglaube: Kampf des Lichtes mit der Finsternis — rein nordisch bestimmt war, genau wie die germanische Vorstellung vom Kampf Mitgards gegen Utgard.

3. „In der Schlacht marschierten vorne die schwer gerüsteten Spartiaten, dann die Perioten, die bäuerliche Einwohnerchaft.“ Auch diese geschichtlich falsche Ansicht wird von Bauer in keiner Weise angegriffen.

Bekannt ist, daß gerade die Spartiaten die Erbhofbauern waren, während die Perioten denjenigen Teil der Bevölkerung bildeten, der von der ersten nordischen Welle übriggeblieben war und sich schon stark mit der Urbevölkerung — westischen oder vorderasiatischen Elementen — vermischt hatte. Sie hatten sich dann den landsuchenden, nordisch bestimmten Spartiaten unterworfen.

4. Ferner heißt es: „Die Skythen waren ein Reiterstamm, der in Südrußland und

Turkeſtan lebte. Sie waren blond und blau-äugig und jedenfalls germaniſcher Abſtammung.“

Wer lacht da nicht! Nun werden die Skythen zu Germanen. Bekannt und wiſſenſchaftlich feſtgelegt iſt, daß die Skythen ſtarke nordiſche Einſchlag hatten und zum indogermaniſchen Sprach- und Kulturkreis gehörten, deſhalb aber noch lange keine Germanen waren. Sie waren auch kein Reiterſtamm, wie die Hunnen, Awaren, Mongolen und Tataren, ſondern in ihrer Grundhaltung Bauern, die allerdings dant der räumlichen Ausdehnung ihres Reiches auch Pferdezuucht ausübten.

5. Das arabiſche Sprichwort: „Das Schwert vermag mehr denn Gerechtigkeit und Wiſſenſchaft“, das nach Bauer gleichſam als Motto die Darſtellung einleitet, ſteht im kraſſen Gegenſatz zu unſerer Weltanſchauung. Der nordiſch beſtimmte Menſch, alſo hauptſächlich der Germane, hat nur ein Anrecht auf den Boden, den er nicht nur erobert, ſondern vor allen Dingen mit ſeiner Hände Arbeit und ſeinem Fleiß bebaut.

Das unterſcheidet ja gerade die Germanen von der vorderaſia-tiſch-orientaliſchen Kaſſe (Juden, Arabern und anderen Semiten), daß ſie niemals aufgebrochen ſind, um Krieg zu führen und weite Landſtrecken zu verwüſten, ſondern lediglih, um Land für ihre überſchüſſige Bevölkerung zum Lebensunterhalt zu ſuchen. Man vergleiche hier die Züge der landsuchenden Kimbern und Teutonen und faſt aller germaniſchen Stämme, wie Oſt- und Weſtgoten, Vandalen, Burgunder, Langobarden uſw., mit denen der Iſraeliten ins Gelobte Land oder denen der Araber. Der Unterſchied wird jedem wohl deutlich ſein. So könnte eigentlich ein jeder Satz des Kritikers verbeſſert, wenigſtens aber ergänzt werden. Es iſt verwunderlich, daß Bauer gerade die Stellen beſpricht und ſehr lobender erwähnt, die hiſtoriſche Unrichtigkeiten enthalten oder unſerer Weltanſchauung ſogar entgegenſtehen. Die Mängel des Buches, die ſehr zahlreich ſind, könnten noch entſchuldigend werden, nicht aber eine ſolche Lobhudelei und kritiſche Kritik, die den Blick vieler Volksgenossen auf ein Buch lenkte, das bei vielleicht ehrlichem Willen keineswegs den Anſprüchen nationalſozialiſtiſcher Geſchichtſchreibung und -auffaſſung entſpricht und gerecht wird. Heinrich Bauer aber beweist

wieder, daß die Epoche, in der ſein Wirken als Geſchichtſchreiber rüdhaltloſe Bewunderung errungen hätte, ihren großen Sohn einer verſtändniſsloſen Nachwelt zurückgelassen hat. Hans Saarlant.

„Ich haſſe alle Deutſchen“

Ein ſeltſamer Fragebogen wurde amerikaniſchen Pfadfindern mitgegeben, die ſich auf einer Reiſe durch Deutſchland befinden. Mit Ja oder Nein oder einem Fragezeichen ſollten ſie zu folgenden Punkten Stellung nehmen, die von einem ehrlichen und wahrhaftigen Bemühen um eine Nichtverſtändigung getragen zu ſein ſcheinen:

1. Ich würde gern mehr Deutſche kennen lernen.
2. Die Deutſchen ſind geizig.
3. Einige unſerer beſten amerikaniſchen Staatsbürger ſind deutſcher Herkunft.
4. Die Deutſchen ſind nette Leute.
5. Ich habe ein Vorurteil gegen Leute deutſcher Abſtammung.
6. Wir können nichts dagegen machen, aber wir fühlen eine wahre Zuneigung zu den Deutſchen.
7. Die Deutſchen ſind in Ordnung, aber einige wenige von ihnen jorgen dafür, daß die Geſamtheit in ſchlechtem Anſehen ſteht.
(The Germans are all right but a few of them give the rest a bad name.)
8. Die Deutſchen verdienen nicht, daß ſich die übrigen Völker der Welt mit ihnen beſchäftigen.
9. Die Deutſchen ſind brutal.
10. Die Deutſchen ſind typiſch gaſtfreundlich.
11. Die Deutſchen ſind die wünschenswerteſten Einwanderer.
12. Ich haſſe alle Deutſchen.
13. Ich bewundere das deutſche Volk ohne Einſchränkung.
14. Die Deutſchen mögen wohl in Ordnung ſein, aber ich könnte ſie nie leiden.
15. Ich würde meine Schweſter lieber einen Deutſchen als irgendeinen anderen Ausländer heiraten laſſen.
16. Die Deutſchen ſind nicht beſſer und ſchlechter als andere Völker.
17. Die Deutſchen ſind geſträbig, militariſtiſch und anmaßend.
18. Ich habe nie zwiſchen Deutſchen und anderen Nationen einen Unterſchied gemacht.
19. Ich traue den Deutſchen nicht.
20. Die Deutſchen ſind die beſten Leute in der Welt.

21. Mich kümmern die Deutschen nicht.

(I don't care for Germans.)

So geht es nicht, ganz gewiß nicht! Die Oberflächlichkeit der Fragestellung — auch der positiv scheinenden — zeigt so wenig Ernst, geschweige denn guten Willen, daß ein unbefangenes Sichtenlernen zwi-

schen diesen Pfadfindern und uns von vornherein unmöglich gemacht wird. Diese psychologisch vielleicht interessante, aber politisch gefährliche „Broadway Melodie“ von Mißtrauen erweckenden Fragen kann niemals der Weg zu einem kameradschaftlichen Zusammenfinden sein.

NEUE Bücher

Leopold von Ranke: „Preussische Geschichte“. Ungekürzte Textausgabe mit 91 Abbildungen nach zeitgenössischen Gemälden, Stichen und Plänen. Hoffmann und Campe Verlag, Leipzig, gebunden 6.80 RM.

Der nationalsozialistische Historiker Walter Frank sagt einmal: „In Wahrheit sind Ranke und Treitschke die zwei großen Gipfel unserer modernen deutschen Geschichtsschreibung gewesen. In Rankes Werk herrscht die aus einer protestantischen Religiosität und einer humanistischen Bildung genährte Kontemplation. Treitschkes Werke sind Aktion für ein politisches Ideal. Aber Ranke ist ebenso zeitbedingt wie Treitschke. In seiner diplomatisierenden, an Bildung reichen, den elementaren Leidenschaften abholden Historie spiegelt sich das windstille Zeitalter der Restauration. Beide aber auch, Ranke wie Treitschke, reichen mit dem letzten ihrer Werke aus der Zeitbedingtheit hinaus an die Pforten der Ewigkeit, die keiner echten Schöpfung verschlossen bleiben.“ Keine bessere Charakteristik kann über unsere beiden größten Historiker abgegeben werden. Darum, weil ihr Schöpferum für alle Generationen unseres Volkes Gültigkeit besitzt, müssen wir Jungen uns diese Werke zu innerem Besitz machen. Die politische Führerschaft unseres Volkes wird auf die Werke Rankes und Treitschkes immer wieder zurückgreifen müssen, denn

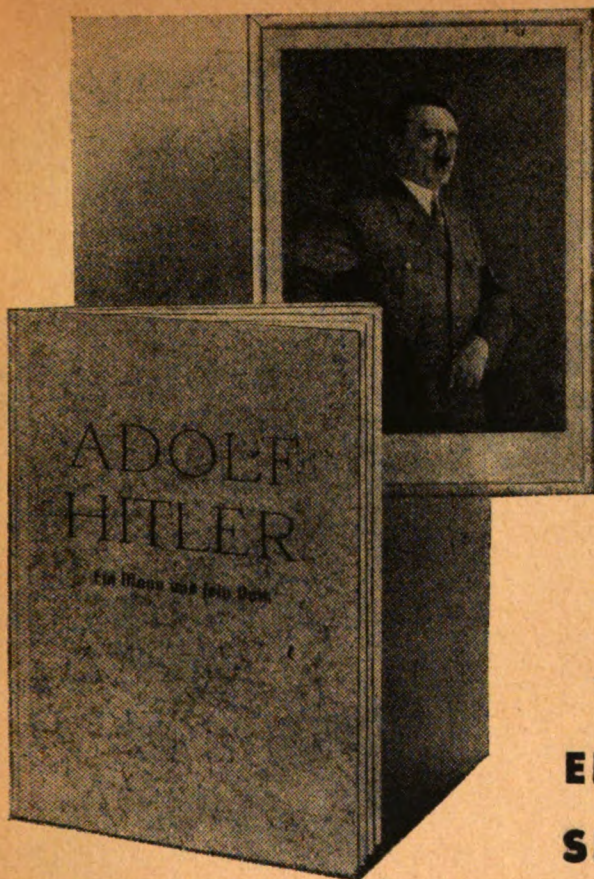
nur aus dem Geheimnis der Vergangenheit ergründen wir die Wege der Zukunft. Nicht mit modernen, knappen Überbliden über eine weit zurückliegende Vergangenheit ist es allein getan. Wer über das oberflächliche Allgemeinwissen hinausstrebt, der wird freudig nach diesem monumentalen Werk greifen. Aus diesem Grund verweisen wir nachdrücklich auf die uns vorliegende verbilligte Volksausgabe.

Charles de Coster: „Menspiegel und Gamme Gobjat, Eugen-Diederichs-Verlag, Jena.

Zu den Werken, auf die hingewiesen werden muß, die immer wieder aufs neue geistiger Besitz jeder Generation werden sollen, damit sie uneingeschränkt das Selbstbewußtsein des Volkes bilden und erfüllen helfen, gehört auch dieses Buch. Es ist in Form und Gehalt das Epos des großen und starken Befreiungstampfes eines bedeutenden germanischen Volksstammes, der Flamen, der alle Wesenszüge einer völkischen Revolution in sich vereint. Es ist die Heldensage eines ganzen Volkes. Wie nur wenige andere Bücher ist es geeignet, ein ständiger Begleiter auf der Fahrt, im Lager und an Heimabenden zu sein. H. R.

Wir machen unsere Leser auf den beiliegenden Prospekt des Theaterverlags Albert Langen/Georg Müller, G.m.b.H., Berlin SW. 11, besonders aufmerksam.

Hauptredakteur und verantwortlich für den Gesamthalt: Günter Kaufmann, Berlin; **Stellvertreter:** Dr. Wilhelm Gummert, Reichsjugendführung, Berlin NW 40, Kronprinzenufer 10. **Sprechsprecher A 1 0022, D 2241.** — **Anschriß der Schriftleitung „Wille und Macht“:** Berlin SW 68, Zimmerstr. 88. — **Verlag:** Zentralverlag der NSDAP, Franz Eber Nachf., G. m. b. H., München. **Verantwortlich für den Anzeigenteil:** Georg Henle, München. — **„Wille und Macht“** ist zu beziehen durch den Verlag oder jede deutsche Buchhandlung sowie durch die Post. Postbezug vierteljährlich 1.80 RM, zuzügl. Postgebühr. Bei Bestellung von 1 bis 3 einzelnen Nummern bitte den Betrag in Briefmarken beizulegen, da Nachnahmezahlung zu teuer ist und diese Beteiligung sonst nicht erlangt werden kann. Massenbezug durch den Verlag laut besonderer Bezugsbedingungen.



Adolf Hitler

EIN MANN UND SEIN VOLK

Die große Sonderausgabe des ILLUSTRIRTEN BEOBACHTERS bedeutet in der Hand eines jeden Hitler-Jungen und Pimpfen eine wertvolle Bereicherung. In keiner Heimbibliothek darf dieses Werk fehlen, das die Größe und Entwicklung der nationalsozialistischen Bewegung durch den Führer in so prächtiger Weise veranschaulicht.

Das beiliegende Kunstblatt „Der Führer“, nach dem Gemälde von Professor Knirr, ist ein besonderes Schmuckstück für jede HJ.-Dienststelle und für jedes HJ.-Heim.

Preis der Sondernummer RM. 1.50; in Buchform (mit Halbpergamenteinband) zum Preis von RM. 5.— im Buch- und Zeitschriftenhandel erhältlich oder direkt beim

**Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. G.m.b.H., München 2 NO,
Thierschstr. 11**

Sie alle warten...



Was kannst
du ihnen geben?



Die Zeitung
des Führers,
der Kamerad
jedes Hitlerjungen

bringt alles, was du brauchst

Sie erscheint jeden Samstag zum Einzelpreis von 15 Rpf. Monatlicher Bezugspreis
60 Rpf. zuzüglich Zustellgeld. Verlange kostenlofe Probenummern durch den

ZENTRALVERLAG DER NSDAP., MÜNCHEN 2 NO, THIERSCHSTR. 11

177)

Wille und Macht

Organ der nationalsozialistischen Jugend



Herausgeber: Baldur von Schirach

dem Inhalt:

Inhalt der neuen Sowjetverfassung

Aufmann / Einspruch gegen magyarische Volkstumspolitik

„Gläubige Wissenschaft“ in Salzburg

*Waller / Zölibat und Sittlichkeit – Rassenkunde im Dienste der Rekathe-
sierung – Die Aufgabe der Reichsjugend*

Halbmonatsschrift / Heft 22

München, 15. Nov. 1936

Preis 30 Pf.

Inhalt

Geleitwort	Günter Kaufmann
Jesuitischer Bolschewismus	Hugo Hagen
„Gläubige Wissenschaft“	* *
Zölibat und Sittlichkeit in der katholischen Kirche	Hermann Löffler

Außenpolitische Notizen:

Nein, nein, niemals!	Günter Kaufmann
--------------------------------	-----------------

Kleine Beiträge:

Rassenkunde im Dienst der Rekatholisierung
Die Aufgabe der Reichsjugend: Wehrerziehung
Neue Denkmäler für unsere Toten

Theater und Film:

Über die Ballade zum neuen Drama
Prominenz und Mannschaft

Kunstdruckbeilage

Wille und Macht

Leitungsorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

Jahrgang 4

München, 15. November 1936

Heft 22

Zur Herausgeberschaft Baldur von Schirachs

Mit dem vorliegenden Heft übernimmt der Reichsjugendführer Baldur von Schirach die Herausgeberschaft von „Wille und Macht“. Er greift eine Tradition wieder auf, die seinen Namen mit dem „Akademischen Beobachter“, mit der „Deutschen Zukunft“ und bis zum Juni 1933 mit „Wille und Macht“ verbunden hat.

Wenn sein Name heute wieder am Kopf unserer Zeitschrift erscheint, so will er der Führerschaft der jungen Generation zu verstehen geben, daß die geistige Waffe im politischen Kampf unentbehrlich ist und daß gerade diese Zeitschrift nach seinem Willen für die einheitliche geistige Ausrichtung der jungen Generation maßgeblich sein soll. Die Schriftleitung ist sich dieser Verantwortung gegenüber Herausgeber und Leser bewußt. Wenn künftig die Spalten dieses Organs wieder unmittelbar als Sprachrohr des Reichsjugendführers gelten, so möchten wir doch denjenigen eine Enttäuschung bereiten, die glauben, daß wir deutliche Tonart und Meinungsäußerung künftig aufgeben müssen, um „diplomatische“ Formulierungen zu wählen. Der Sinn der Herausgeberschaft Baldur von Schirachs ist nicht der, daß jeder einzelne Satz auf seinen Namen bezogen wird: aber der Geist der Zeitschrift soll seine Ideen wiedergeben.

Wir bekennen uns zum Leistungsprinzip der politischen Jugend auf geistigem Gebiet. Dieses Ideal steht in einem unversöhnlichen Gegensatz zu jener Auffassung, die jedes geistige Niveau als intellektuell abtut, weil die Vertreter solcher billigen Gedanken sich nicht zu diesem Niveau aufzuschwingen vermögen und jeder ernsthaften Auseinandersetzung aus dem Wege gehen. Das sind die geistig Feigen.

Es wird in letzter Zeit viel von der Wehrhaftmachung der deutschen Jugend gesprochen. Man soll nicht vergessen, daß diese Wehrhaftmachung nicht allein in den Kasernen geschieht, sondern die Wehrerziehung im Geistigen und Seelischen einschließt. Die geistige Ausrichtung der jungen Generation kann aber nicht formationsgebunden bleiben, sondern wird über äußere Organisationsformen hinweg für alle Nationalsozialisten die gleiche sein müssen. Baldur von Schirach ist berufen, heute für die junge Generation in Deutschland zu sprechen. Die geistige, sprich „politische“ Haltung dieser Generation aber greift von Jahr zu Jahr ganz organisch über die Altersgrenze der Millionengeneration der Hitler-Jugend hinaus. Unser Ideal ist der junge Arbeitsdienstführer,

der Leutnant, der HJ.-Führer, der nationalsozialistische Lehrer und Student, die gemeinsam eine Weltanschauung und einen Führertyp verkörpern, den mitzuprägen dieser Zeitschrift zur Aufgabe gestellt wurde. Es ist daher selbstverständlich, daß sich unser Anruf über die Führerschaft der HJ. hinaus an die gesamte junge Generation und an alle wendet, die jung sind.

Von jeher haben wir uns einen Grundsatz zu eigen gemacht, den der Reichsorganisationsleiter einmal das Recht der Jugend zur Kritik bezeichnet hat. Wir werden von diesem Recht besonders dann Gebrauch machen, wenn die Ideale der Revolution von Menschen verbogen werden, die für die gegenwärtigen Aufgaben kein Verständnis aufbringen.

Die Zeitschrift erscheint seit 1. Oktober d. J. im Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. G. m. b. H., und ist somit auch verlagsmäßig auf eine neue Grundlage gestellt worden.

Günter Kaufmann.

Hugo Hagen:

Jesuitischer Bolschewismus

Das Doppelgesicht der neuen Sowjetverfassung

„Ein Kommunist, der da sagt, daß man nicht in eine solche Lage geraten, daß man seine Hände nicht beschwigen dürfe, daß er reine kommunistische Hände haben müsse, daß er mit reinen kommunistischen Händen die kommunistische Gesellschaft aufbauen werde, ohne sich der verächtlichen gegenrevolutionären bürgerlichen Korporation zu bedienen, ist ein hohler Phrasenheld...“

W. I. Lenin in Russische Korrespondenz (Jahrgang I. 594).

Der hier vorangestellte Satz ist in seiner frivolen Offenheit ein Schlüssel für viele Dinge, die in Sowjetrußland und in der Welt unter dem Zepher Lenins und seines Nachfolgers, des roten Zaren Stalin, vor sich gegangen sind und vor sich gehen. Er erklärt viele sowjetrußische Geschehnisse, die immer wieder die westlichen bürgerlichen Demokratien und ihre Anhängsel von einer Ablehnung in eine Bejahung des Bolschewismus zerren, je nachdem die roten Herrscher sich der „gegenrevolutionären bürgerlichen Korporation bedienen“ oder eben nicht bedienen, ohne daß diese westlichen Demokraten das wahre bolschewistische Gesicht erkennen. In diesem Satz finden wir die moderne Formulierung des alten Jesuitenwortes, daß „der Zweck die Mittel heilige“, in seiner ganzen rücksichtslosen Brutalität wieder.

Man muß den Bolschewismus in seiner letzten jüdisch-asiatisch-jesuitischen Form erkennen, um die geistige und politische Situation, in der sich die Welt befindet, übersehen zu können. Schlaglichtartig öffnet sich dann das Blickfeld für die absolut imperialistische Ideenwelt des heutigen Rußland und des Herrschaftstrebens der jüdischen Drahtzieher. Es ist nicht der Sinn dieser Zeilen, die Beweisführung auf allen Gebieten der bolschewistischen Taktik nach den Worten Lenins während der

langen Jahre der bolschewistischen Herrschaft aufzuzählen, vielmehr soll bei der Betrachtung der von Stalin vorgelegten neuen Verfassung der „Union der sozialistischen Sowjetrepubliken“ für den „Bundesstaat“ der Arbeiter und Bauern gezeigt werden, wie mit den Mitteln einer westlichen demokratisch-parlamentarisch orientierten Verfassungsurkunde eine raffinierte Verbrämung der Diktatur einer Minderheit vorgenommen wird. Die Verfassung wird wahrscheinlich auf dem Unionskongreß am 25. November 1936 vorgelegt und mit großen Feterlichkeiten angenommen, und die westlichen Demokratien werden diesen Tag sicherlich zum Anlaß nehmen, um in ihrer teils bürgerlichen Einseitigkeit teils jüdischen Waise — mit großem Wortschwall zu beweisen, daß Sowjetrußland sich wiederum weiter den westlichen parlamentarischen Demokratien genähert habe.

Der Aufbau „der föderativen sozialistischen Sowjetunion“ unterscheidet sich nach der neuen Verfassung bis auf Kleinigkeiten scheinbar kaum von denen der westlichen Demokratien. Fast alles das, was man im Westen unter parlamentarischer Demokratie versteht, ist auch in dieser Verfassung vorhanden.

Das Wahlsystem für alle Sowjets (Räte) ist laut Artikel 134 das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht mit geheimer Stimmabgabe.

Wählen und gewählt werden können laut Artikel 135 alle Bürger der Sowjetunion, die ihr 18. Lebensjahr vollenden, mit Ausnahme von Geisteskranken sowie Personen, die gerichtlich zum Verlust des Wahlrechts verurteilt sind. Die Frauen haben die gleichen Rechte wie die Männer laut Artikel 122. Ebenso haben die Bürger, die in der roten Armee stehen, laut Art. 138 das Recht zu wählen und gewählt zu werden.

Unterschiede in der Gleichberechtigung der Bürger nach Nationalität oder Rasse dürfen laut Artikel 123 nicht gemacht werden. Einführung von Sonderrechten oder Mißachtung einer Nationalität oder Rasse, ebenso die Propaganda eines solchen Standpunktes, werden gesetzlich bestraft. Staat und Kirche und Kirche und Schule sind getrennt laut Artikel 124.

In dem Kapitel: „Die grundlegenden Rechte und Pflichten der Bürger“ tauchen alle die „wunderbaren“ Sätze über die Freiheiten der Bürger auf, die wir noch aus der Weimarer Verfassung unter dem Titel der „Grundrechte und Grundpflichten der Deutschen“ und dem über „das Gemeinschaftsleben“ her kennen, und die wir bei allen demokratischen Verfassungen in mehr oder weniger geänderter Form wiederfinden, wie

Artikel 125 Freiheit des Wortes

Freiheit der Presse

Freiheit der Versammlungen und Meetings

Freiheit der Straßenumzüge und Kundgebungen

Artikel 128 Unantastbarkeit des Briefgeheimnisses und der Wohnung

Artikel 127 Unantastbarkeit der Person

Artikel 118 Recht auf Arbeit

Artikel 119 Recht auf Erholung (!)

Artikel 120 Recht auf materielle Versorgung im Alter wie auch im Krankheits-
falle und der Arbeitsunfähigkeit

Artikel 121 Recht auf Bildung.

Laut Artikel 112 sind die Richter unabhängig und nur dem Gesetz unterworfen.

In dem Kapitel über den Staatsaufbau wird festgelegt, daß die Union der sozialistischen Sowjetrepubliken ein Bundesstaat sei und aus 11 gleichberechtigten Sowjetrepubliken auf der Grundlage der freiwilligen Vereinigung „gebildet“ wird.

Im Artikel 17 heißt es: Jeder Unionsrepublik bleibt das Recht auf freien Aus-
tritt aus der UdSSR. vorbehalten.

In dem Kapitel über die obersten Organe der Staatsmacht der UdSSR. heißt es in Artikel 30: Das höchste Organ der Staatsmacht der UdSSR. ist der
O b e r s t e R a t.

Der Oberste Rat übt alle Rechte aus und aus ihm wird das Präsidium gebildet. Gesetzgebende Kraft hat nur der Oberste Rat für die Union und die Obersten Räte für die einzelnen 11 Sowjetrepubliken resp. die unter diese wieder gegliederten autonomen Republiken.

Der Oberste Rat besteht aus zwei Kammern:

1. dem Unionsrat (mit unserem Reichstag oder der Deputiertenkammer in Frankreich vergleichbar). Je 300 000 Einwohner wählen einen Abgeordneten;
2. dem Rat der Nationalitäten (unserem früheren Bundesrat bei der Verfassung Bismarcks oder dem Reichsrat der Weimarer Verfassung vergleichbar). Er setzt sich zusammen aus je 10 Abgeordneten jeder Unionsrepublik, je 5 Abgeordneten jeder autonomen Republik, je 2 Abgeordneten jedes autonomen Gebietes. Diese beiden Kammern werden auf vier Jahre gewählt. Sie sind gleichberechtigt. Gesetze müssen mit einfacher Mehrheit angenommen werden.

Für die einzelnen Unionsrepubliken (unseren früheren Ländern vergleichbar) werden ebenfalls Oberste Räte gebildet. Diese bestehen nur aus einer Kammer, die ebenfalls auf vier Jahre gewählt wird.

Als örtliche höchste Organe gibt es die „Räte der Abgeordneten der Werktätigen der Gaue, Gebiete, autonomen Gebiete, Kreise, Rayons, Städte und Landgemeinden“ (Artikel 85). Diese werden auf die Dauer von zwei Jahren gewählt.

Die Regierungen sowohl der Union (Reich) als auch der einzelnen Unionsrepubliken (Länder) und autonomen Republiken bilden jeweils der „Rat der Volkskommissare“, die von den einzelnen „Obersten Räten“ gebildet werden.

Der jeweilige Oberste Rat ernennt den Vorsitzenden (Ministerpräsidenten) des betreffenden „Rates der Volkskommissare“ (Minister). Die verschiedenen „Räte der Volkskommissare“ sind den zuständigen Obersten Räten verantwortlich und Rechenschaft schuldig.

Selbstverständlich ist auch der Artikel 13 der Weimarer Verfassung „Reichsrecht bricht Landesrecht“ sinngemäß vertreten, und zwar in den Artikeln 69 und 49, wo es heißt: „Der Rat der Volkskommissare der UdSSR. ist berechtigt, auf den

Gebieten der Verwaltung, der Wirtschaft, die der Kompetenz der UdSSR. unterstellt sind, Beschlüsse und Verordnungen der Räte der Volkskommissare der Unionsrepubliken aufzuheben sowie Verordnungen und Instruktionen der Volkskommissare der UdSSR. zu annullieren“ — oder in Artikel 49: „Das Präsidium des Obersten Rates hebt Beschlüsse und Verordnungen des Rates der Volkskommissare der UdSSR. und der Räte der Volkskommissare der Republiken auf, falls sie dem Gesetz nicht entsprechen,“ und schließlich in Artikel 20: „Im Falle der Nichtübereinstimmung eines Gesetzes einer Unionsrepublik mit dem Unionsgesetz gilt das Unionsgesetz.“

Wie man sieht, hat bis hierher die russische Verfassung sehr viel und sehr verlockende Ähnlichkeit mit den Verfassungen aller parlamentarischen Demokratien und sieht deshalb auch — wenigstens für diese — harmlos aus. Das, was man bei anderen parlamentarischen Republiken unter „Präsident der Republik“ versteht, gibt es in Rußland nicht. An seine Stelle tritt nach außen (was besonders bemerkt werden muß, wie wir noch sehen werden) das von den beiden obersten Kammern — dem Obersten Rat — in gemeinsamer Sitzung gewählte Präsidium. Dieses besteht aus dem Vorsitzenden, vier Stellvertretern, dem Sekretär und 31 Mitgliedern. Dieses Präsidium hat einen Teil der Rechte, die sonst dem Präsidenten einer Republik zugebilligt sind, wie „Volksbefragungen — Ordensverleihungen — Begnadigungsrecht — Ernennung und Entlassung des höchsten Kommandos der Streitkräfte der UdSSR. — Proklamierung des Kriegszustandes und Mobilmachung — Ratifizierung internationaler Verträge — Ernennung und Berufung der bevollmächtigten Vertreter der UdSSR. im Auslande — Entgegennahme der Beglaubigung der ausländischen Vertreter — Auflösung des Obersten Rates, wenn über ein Gesetz in den beiden Kammern keine Einigung erzielt wird.

Überall besteht also ein Gremium von Menschen — bewußt hat man, wenigstens scheinbar, die Einzelperson ausgeschaltet. So erscheint im großen und ganzen die neu vorgelegte russische Verfassung als nichts anderes als eine etwas weitergehende Verfassung einer sonstigen parlamentarisch-demokratischen Republik, bei der man noch um einige Grade fortschreitend die Möglichkeit einer Diktatur einer einzelnen Person ausgeschaltet hat. Und so werden die westlichen Demokratien auch dieses Gebilde behandeln.

Nur an zwei scheinbar nebensächlichen Artikeln kommt der Pferdefuß dieser Scheinverfassung zur vollen Sicht.

Nur an zwei Stellen in dem — 13 Kapitel mit 146 Artikeln umfassenden — Entwurf ist nämlich etwas über die **K o m m u n i s t i s c h e P a r t e i** gesagt, und das in so nebensächlichem Ton und Zusammenhang, daß es die Patentdemokraten kaum merken werden, aber ganz im Sinne des Leninschen Wortes: „Ohne sich der verächtlichen gegenrevolutionären bürgerlichen Korporation zu bedienen, wäre der Kommunist ein Phrasenheld.“ Und hier hat man sich nur einer Form dieser bürgerlichen Korporation bedient, an die sie sich doch so innig klammert — nämlich der einer demokratisch-parlamentarischen Verfassung.

Die beiden Artikel, die das ganze bestehende Gebilde über den Haufen werfen, heißen:

Artikel 126:

„Entsprechend den Interessen der Werktätigen und zur Förderung der Entwicklung der organisatorischen Selbsttätigkeit und politischen Aktivität der Volksmassen wird dem Bürger das Recht auf Vereinigung in gesellschaftlichen Organisationen: Gewerkschaften, Genossenschaften, Jugendorganisationen, Sport- und Wehrorganisationen, technischen, wissenschaftlichen und kulturellen Gesellschaften gesichert; die aktivsten und bewußtesten Staatsbürger aus den Reihen der Arbeiterklasse und anderer Schichten der Werktätigen vereinigen sich in der Kommunistischen Partei der UdSSR., die die Vorhut der Werktätigen in ihrem Kampfe für die Festigung und Entwicklung des sozialistischen Systems ist, und den führenden Kern sämtlicher Organisationen der Werktätigen, sowohl der gesellschaftlichen als der staatlichen, darstellt.“

und Artikel 141:

„Die Kandidaten werden bei den Wahlen nach Wahlkreisen aufgestellt. Das Recht der Kandidatenaufstellung steht den gesellschaftlichen Organisationen und Vereinigungen der Werktätigen zu: kommunistischen Parteiorganisationen, Gewerkschaften, Genossenschaften, Jugendorganisationen, kulturellen Gesellschaften.“

Nur zweimal taucht das Wort Kommunistische Partei auf, aber es genügt, um sich politisch absolut in den Besitz der Macht zu setzen; denn da die Kommunistische Partei die Vereinigung der bewußtesten Staatsbürger „anderer Schichten“ ist und den führenden Kern sämtlicher Organisationen, sowohl der gesellschaftlichen als auch der staatlichen, darstellt und diese wiederum ausschließlich der Kommunistischen Partei nur allein das Recht der Aufstellung von Kandidaten haben, kann an der Macht gar nicht gerüttelt werden. Die russische Verfassung ist nichts anderes als eine Farce, ein Hohn auf die bürgerlich-parlamentarisch-demokratische Regierungsform. Es führt in grandioser Weise die parlamentarisch-republikanische Demokratie durch zwei scheinbar nebensächliche Artikel ad absurdum.

Mit Pomp und Paraden, mit glänzenden Festen westeuropäischer Färbung wird man den Tag der Verfassungsübergabe in Rußland und wahrscheinlich in den Städten bürgerlicher Demokratien feiern. Auf den Gesichtern der Russen wird ein Augurenlächeln liegen, und der rote Zar Stalin wird als Generalsekretär der Kommunistischen Partei Rußlands an seinen Lehrmeister Lenin und an das geschichtliche Vorbild, die Jesuiten, denken und wird hinter den Requisiten dieser neuen republikanisch-parlamentarischen Verfassung der bürgerlichen Welt beweisen, was es heißt, Theater zu spielen. Man sehe sich nicht die Heldendarsteller, sondern die Regisseure an, wenn man den Geist eines Spieles kennenlernen will. Wann wird die Zeit dafür reif sein, daß der Soldat der Sowjet-

union seinen Marsch für die Weltbolschewisierung antreten kann, den er in seinem Eide aussprach:

„Ich, Sohn des werktätigen Volkes, nehme den Beruf eines Kriegers der Arbeiter und Bauern auf mich. Angesichts der werktätigen Klasse der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken und der ganzen Welt verpflichte ich mich, für die Sache des Sozialismus und der Verbrüderung aller Völker weder meine Kräfte noch mein Leben zu schonen.“

Wir Nationalsozialisten aber, die wir nur noch mit Ekel auf diesen parlamentarisch-republikanischen Blunder sehen, werden uns nicht durch solche Taschenspielerkunststücke von unserer Sicht abhalten lassen und uns durch unsere eigene Kraft so stark machen, daß wir den Erfordernissen, die die Geschichte an uns stellt, gewachsen sind.

* * *

„Gläubige Wissenschaft“

„In Salzburg soll eine katholische Universität entstehen, nicht nur für Österreich allein, sondern weit darüber hinaus für das geschlossene deutsche Sprachgebiet und für den ganzen deutschen Kulturraum. Über ihre allgemeine wissenschaftliche Zielsetzung hinaus wird daher der ‚Universitas catholica Salisburgensis‘ auch eine besondere allgemeine deutsche Sendung zukommen, die sie im doppelten Sinne zu erfüllen haben wird. Fürs erste dadurch, daß sie im Ringen um die wissenschaftlichen Probleme, die alle zivilisierten Nationen bewegen, den spezifisch katholisch-deutschen Geist zur Geltung bringt, und fürs zweite, daß sie auch innerhalb des deutschen Raumes mit allen friedlichen und versöhnenden Mitteln höchster Wissenschaft dazu beiträgt, unser Volk im Geiste wahren Christentums zu erhalten, deutsches Wesen zu vertiefen und zu verinnerlichen im Geiste einer mehr als tausendjährigen christlichen Tradition, aus der alle Größe und Weltgeltung unseres deutschen Volkstums entsprang und deren kräftigste Wiederlebendigmachung — denn in keinem anderen Namen ist Heil, als in dem Christi des Königs — das sicherste Unterpfand neuen Aufstiegs und neuer Größe ist.“

(Bundespräsident Miklas bei der Ansprache auf dem Akademischen Festakt, 15. August 1935.)

Die katholische Kirche hat nach nationalsozialistischer Auffassung ihren vom Dritten Reich geschützten Lebensbereich in dem großen Gebiet des innerkirchlichen Lebens, im rein Religiösen. Im Gegensatz zu dieser klaren Aufgabenstellung versuchen Vertreter des politischen Katholizismus immer wieder, aus dem unpolitischen Bereich auszubrechen und politische Aufgaben der Staats- und Volksführung zu beeinflussen, d. h. sie an sich zu ziehen oder sie zu beeinträchtigen. Am klarsten und häufigsten zeigt sich dies im Schul- und Hochschulwesen, in der Erziehung der Jugend unseres Volkes (es sei nur an den letzten Fuldaer Hirtenbrief über die Gemeinschaftsschule erinnert).

Die Zielsetzung ist für den politischen Katholizismus — auch unter Berücksichtigung der andersartigen Verhältnisse — im Reich genau die gleiche wie in Österreich. Nur die Formulierung ist dort um einige Grade schärfer und läßt eben deshalb auch die Absichten deutlicher werden (womit allerdings nicht gesagt sein

II, daß z. B. der oben erwähnte Hirtenbrief etwa undeutlich gewesen wäre). In Österreich ist der politische Katholizismus so selbstsicher, daß er auch Fernziele klar herausstellt. Zu einem solchen Zukunftsgedanken aber gehört der Plan einer katholischen Universität für den gesamten deutschen Lebensraum, mit dem Sitz in Salzburg.

Es ist für uns in diesem Zusammenhang nicht uninteressant, daß der politische Katholizismus auch auf dem Gebiet des Hochschullebens sich zu einer mittelalterlichen Form zurücksehnt, nach deren Überwindung der Aufstieg der deutschen Wissenschaft eigentlich erst beginnen konnte. Jetzt soll das Rad zurückgedreht werden zu einer Zeit und zu einer Wissenschaft hin, die es schon einmal fertigbrachte, die Werke eines Kepler auf den Index zu setzen, weil seine Erforschung des Sonnensystems im Dogma nicht vorgelesen war. Immer noch träumt der politische Katholizismus von der „Universitas catholica“. Daß die Zeit dafür jedoch vorbei ist, haben selbst weite katholische Kreise erkannt, was daraus ersichtlich ist, daß sich den Finanzierungsversuchen für die Salzburger Universität unerwartete Schwierigkeiten entgegengestellt haben. Fürsterzbischof Waiz, Salzburg, gab deren Ursachen beim Akademischen Festakt 1936 bekannt: „ . . . Das nötigt mich aber nun zu bemerken, daß für diese Werbung zugunsten der Universität in Salzburg in den letzten Monaten sich unerwarteterweise Hindernisse ergeben haben. Es herrschte eine Furcht, daß solche Spenden nutzlos sein dürften. Man hörte Äußerungen, über Österreich schwebte eine dunkle Wolke, Österreich sei bedroht; es könne sein, daß es von einer größeren Macht überwältigt werde. Deshalb hielt manche Freigebigkeit nun zurück. Unter diesen Verhältnissen wurde die Gebefreudigkeit auf einmal förmlich erstickt.“ (!)

Wer sich hinter der „dunklen Wolke“ verbirgt, wurde wohlweislich namentlich nicht bekanntgegeben, um es einer geschickten Diplomatie zu überlassen, durch entsprechende Betonung mitzuteilen, daß man die bösen Nazis meine, ohne aber dadurch den reichsdeutschen Kollegen die Möglichkeit zu nehmen, in einem späteren Hirtenbrief der staunenden Mitwelt zu erklären, daß es sich dabei „ngtürlich“ um einen Beitrag zum Kampfe gegen den Weltfeind Bolschewismus gehandelt habe! Das ist der Januskopf des politischen Katholizismus. Es sei uns daher gestattet, dieser „dunklen Wolke“ noch eine dritte Auslegung zu geben. Sie erscheint uns als ein mehr oder weniger zarter Hinweis der „verhinderten Geldgeber“, daß die Nacht des Mittelalters tatsächlich auf die „dunkle Wolke einer größeren Macht“ zurückzuführen war und daß man derartige Dinge heute für historisch hält, weshalb der Geldbeutel eben geschlossen wird.

Daß es sich bei einer Salzburger katholischen Universität um nichts anderes handelt als darum, eine „gläubige Wissenschaft“ zu gestalten, die, an das Dogma gebunden, notwendigerweise von der Wahrheit himmelweit entfernt ist, ergibt sich auch neben der eingangs zitierten Rede aus einem Aufsatz über die Aufgaben und Ziele der Salzburger Hochschulwochen in der „Schöneren Zukunft“ vom 28. 6. 1936: „Es mußte früher oder später eine Möglichkeit geschaffen werden, den Katholiken, regelmäßig wiederkehrend, ein Bild vom Fortschritt des geistigen Schaffens i h r e r

führenden Denker und Forscher zu geben; den katholischen Gebildeten vorzulegen, was die gläubige Wissenschaft an Antworten auf die brennenden Fragen der Zeit zu bieten hat; die Leitgedanken, der gesamten Öffentlichkeit hörbar, auszusprechen, die für den katholischen Christen bei seiner notwendigen (!) Anteilnahme am geistigen Ringen der Gegenwart wissenschaftlich und praktisch (!) maßgebend sein sollen.“ Eine deutlichere Formulierung ist nicht möglich.

Vorläufig allerdings gibt es in Salzburg außer einer katholisch-theologischen Fakultät — einem letzten Rest der 1622 gegründeten Benediktiner-Universität — noch keine „Universitas catholica Salisburgensis“, wohl aber den „Katholischen Universitätsverein“, der sich seit 1884 (übrigens ohne jegliches Interesse des damals regierenden Hauses Habsburg!) die Schaffung einer solchen Universität zur Aufgabe gesetzt hat. Zur Vorbereitung der Universitätsgründung werden nun seit 1931 sogenannte „Salzburger Hochschulwochen“ abgehalten, die „Weltanschauung als Wissenschaft vermitteln wollen“, wie es Dr. Alois Mayer O. S. B. in seiner Einführung zu den zweiten Salzburger Hochschulwochen ausdrückte. Diese Weltanschauung „als Wissenschaft“ wird auf folgenden Gebieten drei Wochen lang verkündet: Volkskunde, Geschichte, Rechts- und Staatswissenschaft, Kunst, Literatur und, nicht zu vergessen, Theologie und Philosophie.

Die „Salzburger Hochschulwochen“ fanden in diesem Jahre zum sechsten Male statt. Kurz vor ihrem Beginn wurde noch eine zweite Veranstaltung angelegt, sehr zum Unbehagen des „Katholischen Universitätsvereins“. Die Legitimisten, von denen sich der politische Katholizismus vor einigen Monaten absetzte (in der klaren Erkenntnis, daß der Kampf gegen den Nationalsozialismus und für Otto von Steenoderzeel in der Häufung der Übertritte zur protestantischen Kirche einen unerwünschten Erfolg hatte), fühlten sich an den Hochschulwochen zu wenig beteiligt, da nicht alle von ihnen als Dozenten vorgeschlagenen Habsburger zum Zuge kommen sollten. So wurde die Durchführung einer Gegenveranstaltung, der „Österreichischen Akademie“, beschlossen. Dank der Leitung durch den Legitimisten Professor Dr. Freiherr von Zehner-Spitzberg, der gleichzeitig als Dozent bei der Konkurrenz auftrat, wurden ausnahmslos Legitimisten und Gegner einer gesamtdeutschen Geschichtsauffassung herangezogen. Daß diese „Dozenten“ größtenteils reichsdeutsche Emigranten waren, sei nur am Rande vermerkt. Bei dieser Auslese war es auch keineswegs verwunderlich, daß die Zeitschrift „Vaterland“ in ihrem Heft 4 schreiben konnte:

„ . . . daß die 16 Dozenten, die aus 9 verschiedenen Städten des In- und Auslandes sich zu den Vorlesungen über die österreichische Idee in Salzburg zusammengefunden hatten, in einem ganz herrlichen Zusammenklang die einige heilige Wahrheit, die in dieser Idee liegt, zum harmonischen Ausdruck brachten. Ohne Abstimmung, ohne Probe gleichsam (!), trat dieses Orchester der Vortragenden . . . an seine Aufgabe heran und brachte im Wohllaute einer wunderbaren Harmonie die österreichisch-katholische, abendländische Idee zum Ausdruck.“

Dieses Orchester sandte nach der gleichen Zeitschrift an „die beiden höchsten Autoritäten“, an den Papst und „Kaiser“ Otto, Huldigungstelegramme! Ihrer

Weisheit letzter Schluß gipfelt in der Erkenntnis, daß Österreich in Zukunft wieder mehr nach dem slawischen Osten als nach dem germanischen Westen sich orientieren müsse . . .

Von der „einigen heiligen Wahrheit, die in dieser Idee liegt“, waren die österreichischen Zeitungen allerdings wenig überzeugt, denn die „Österreichische Akademie“ erfreute sich in der Presse keinerlei Beliebtheit, man schwieg sie tot. Fürsterzbischof Batz jedoch entband sich jeder eigenen Stellungnahme dadurch, daß er sowohl bei der „Österreichischen Akademie“ wie auch bei den „Salzburger Hochschulwochen“ das Protektorat übernahm. Wohl dem, dessen Laufbahn als Erzieher eines Habsburgers begann!

Ganz im Gegensatz dazu wurden die Vorlesungen der „Salzburger Hochschulwochen“ sehr ausführlich behandelt, befaßten sie sich doch in der Hauptsache mit Fragen der Volkskunde. Wie man dieses Problem in einigen legitimistischen Kreisen ansieht, zeigte ein Aufsatz „Volkskunde?“ im Heft 1 (1936) der Zeitschrift „Vaterland“, in dem es heißt:

„Wir sollten uns vor Augen halten, daß die Volkskunde heute ihre stärksten Antriebe aus Deutschland bezieht, wo man sie aus politischen Gründen sehr ausbaut, nicht zu vergessen auch, daß man für die höchstgefährliche ‚gesamtdeutsche‘ Geschichtsauffassung, die auch politische Ziele umschließt, eine dazu passende Wissenschaft vom Volkstum braucht . . . Wir müssen auf der Hut sein vor den sehr mächtigen Einflüssen, die von der überschwenglichen Pflege der Volkskunde im Dritten Reich ausgehen. Lassen wir die Volkskunde in dem bescheidenen Rahmen, der ihr gebührt, und machen wir nicht das Geschrei jener mit, die glauben, mit dieser Hilfswissenschaft (‚der Pastoraltheologie‘, wie es in dem Aufsatz weiter oben heißt!) die Weltträtsel lösen zu können, während sie in Wirklichkeit nur zu oft die Maske dieser ‚Wissenschaft‘ auf ihr, ach, so pffiffig lächelndes Nazigeficht stülpen.“

Diese Grundeinstellung entspricht zweifellos auch einem großen Teil der Dozenten der Salzburger Hochschulwochen, obgleich bei einigen wenigen die wissenschaftliche Wahrheit sich immerhin wenigstens teilweise durchgesetzt hatte. Zu dieser Gruppe gehörte — um ein Beispiel zu bringen — der Dozent Hofrat Dr. Mehlert nicht, wenn er aus dem Werk eines anderen Dozenten zitierte:

„Das katholische Brauchtum unserer Väter ist die Grundlage unseres Volkstums, mit ihm steht und fällt unser Volkstum. Wir brauchen darüber kein Wort zu verlieren, welche Verpflichtung uns Volksbildnern daraus erwächst, gerade in der heutigen Zeit, wo dem Volkstum und dem Glauben, dieser Grundlage des Volkstums, so viele Gefahren drohen.“ (Dr. Koren, „Volksbrauch im Kirchenjahr“.)

Wenn man sich vor Augen hält, daß das genaue Gegenteil von einer durch das katholische Dogma nicht vorbelasteten Wissenschaft festgestellt wurde, so weiß man, wie weit „Weltanschauung als Wissenschaft“ von wirklicher Wissenschaft entfernt ist. Richtig ist, daß das Brauchtum unserer Väter durch eine katholische Mission mit Blut und Schwert ausgerottet wurde; wo es zu fest verwurzelt war, unterschoß man den

Sitten und Gebräuchen heidnischer Vorzeit einen angeblich christlichen Sinn, wie sich das beim Weihnachts- und beim Osterfest und vielen anderen Dingen einwandfrei nachweisen läßt. Aber: Dogma geht vor Wahrheit!

Diese Grundbehauptung von der „Volkskunde als religiöse Wissenschaft“ (!) — Titel eines anderen Buches von Dr. Koren — durchzog nahezu alle Vorlesungen über Volkskunde und zeigte damit klar die Absichten auf diesem Gebiet.

Daß bei den Salzburger Hochschulwochen inmitten der niedlichen Mischung von Legitimisten und Vertretern des politischen Katholizismus aller Schattierungen auch ein Anhänger Othmar Spann's nicht fehlen durfte, ist bei der Gleichartigkeit des Spann'schen und des katholischen Universalismus kein Wunder; es sprach der Dozent Dr. Graf Westphalen, Wien, dessen merkwürdige Einstellung sich z. B. aus folgenden Sätzen seiner Vorlesung ergibt:

„Die Frage einer Ordnung im Donauraum ist nicht nur eine wirtschaftliche, sie ist mehr, sie ist eine eminent politisch-kulturelle Frage . . . Das wirkliche Leben kann in diesem Raum nur aufgebaut werden auf einem übernationalen Kulturprinzip, das auch zum Prinzip der politischen Gestaltung werden kann.“

Mit zwei Zitaten des schon erwähnten Professor Staatsrat Baron Zehner-Spihenberg sei der Ausschnitt aus den Vorlesungen der 6. Salzburger Hochschulwochen 1936 abgeschlossen:

„Der heilige Adalbert, dieser völkerverbindende Heilige par excellence, kommt schließlich zu den heidnischen (!) Preußen und wird von ihnen ermordet — es ist fast symbolisch für die österreichische völkerverbindende Idee!“

Und ein anderer, ebenso unerfreulicher und merkwürdiger Satz:

„Österreichisch denken heißt, daraus lernen, den nationalsozialistischen Hochmut (!) ablegen und dem neuen Abendlande nicht mehr ein bloß christlich-deutsches, sondern eben ein der Vielheit der beteiligten Nationen entsprechendes, auch in diesem Sinn katholisches Antlitz verleihen zu helfen.“

Man darf auf die nächsten Salzburger Hochschulwochen gespannt sein . . .

Hermann Löffler:

Zölibat und Sittlichkeit in der Katholischen Kirche

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ (Matth. 7, Vers 16.)

Die Kirche verteidigt sich. Vor allem kämpft sie um die Gültigkeit und Anerkennung ihrer Sittenlehre, der nach den vielerlei aufgedeckten Verfehlungen der letzten Jahre und Monate nicht mehr daselbe blinde Vertrauen entgegengebracht wird wie früher. Es ist daher — insbesondere angesichts der widerlichen Sittlichkeitsprozesse — kein Zufall, wenn in katholischen Zeitschriften immer wieder der Sinn des Zölibates erörtert wird. So lesen wir z. B. im Oktoberheft der „Verk-

blätter“ (für Mitglieder des Neudeutschen Älterenbundes), daß der Zölibat das Pilgerhafte des Christen bezeichne: „seine irdische, hiesige Entwurzelung“. Der Christ dürfe sich in dieser Welt nicht „einrichten“, als ob er hier eine bleibende Stätte habe. Diese Verneinung der Wirklichkeit und ihrer Aufgaben wird zwar in Beziehung auf das Ewige gesetzt, aber — so heißt es weiter — „der im Zölibat Lebende tritt aus den Reihen der Schöpfungsordnung heraus“. Entschuldigend wird hinzugefügt: „nicht um sie zu verneinen . . .“

Schon aus solchen Äußerungen, wie sie ähnlich auch im „Katholik“ zu finden waren, geht der gefährliche Zwiespalt hervor: denn was unnatürlich, außerhalb der „Schöpfungsordnung“ ist, wird notgedrungen auch unsittlich. Und aller Schein von Frömmigkeit kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Geschichte dieses Gesetzes vollauf bestätigt hat.

Man hat bei den Verfehlungen oft darauf hinzuweisen versucht, daß es sich um Verbrechen einzelner und untergeordneter, asozialer Mitglieder handle, um dauerliche Ausnahmefälle. Wir behaupten — und beweisen —, daß es keine „Ausnahmen“, sondern zwangsläufige Folgen der katholischen Moralanschauung sind. Mag die sittliche Haltlosigkeit dieser Elemente hinzugekommen sein, mag die besondere religiöse und klösterliche Atmosphäre ihr Teil beigetragen haben — im Wesentlichen ist der Zölibat, dieses natur- und deshalb gottfeindliche Gesetz der Ehelosigkeit, für schuldig zu erklären.

Die Ehelosigkeit der Priester ist kein Glaubenssatz (Dogma), sondern eine Disziplinarvorschrift der Kirche. In der römischen Praxis geht jedoch die Frage des Zwangszölibats über alle dogmatischen Fragen, da der Zölibat heute eine der Grundlagen für die Herrschaftspläne der römischen Kirche bildet.

Der Zölibat ist nicht biblisch begründet, weder im Alten noch im Neuen Testament, wurzelt auch nicht in der Hochschätzung der Keuschheit, wie uns so oft und gerne von katholischer Seite, zuletzt besonders im Rundschreiben Pius XI. aus dem Jahre 1930 (*casti connubii*) über die christliche Ehe vorzumachen versucht wurde, sondern entstammt in seinen ersten Ansätzen aus der dem orientalischen Heidentum entnommenen Vorstellung, daß der eheliche Beischlaf kultisch unfähig mache. Es liegt hier der primitive magisch-physische Heiligkeitsbegriff zugrunde. Dieser Begriff der Heiligkeit hat mit Sittlichkeit noch gar nichts zu tun, er ist rein äußerlich aufgefaßt wie bei den animistischen Kulturstufen der Menschheit. Und nach dieser primitiven Ansicht hebt Geschlechtsverkehr die Heiligkeit auf. Seine Funktion und Wirkung ist verunreinigend. So durften Ägypter, Israeliten und andere Semiten nach dem Geschlechtsakt kein Heiligtum ungebadet betreten.

Nun zur „göttlichen“ Beweisführung des Zölibats: Die bekannte Paulus-Stelle (1. Korinther 7, 38), worin der Apostel die Ehelosigkeit über die Ehe stellt, die auch von der katholischen Kirche dazu verwandt wird, die Sonderstellung des Priesterstandes den Laien gegenüber zu rechtfertigen (der Priesterstand ist ein Gott näherer Stand), stellt nicht im geringsten eine Begründung oder eine Rechtfertigung des

Zölibats dar, da der Syrer hier nicht aus „göttlicher Offenbarung“ redete, sondern nur seine persönliche Meinung vortrug (1. Korinther 7, 25).

Die damals unter den Christen weit verbreitete Ansicht, daß die baldige Wiederkunft Christi zum Gerichte nahe bevorstehe, und deshalb jegliches irdisches Streben und jegliche Veränderung im persönlichen und staatlichen Leben vergeblich sei, mag auch Paulus, der fest an die Wiederkunft glaubte, in seiner ablehnenden Haltung der Ehe gegenüber bestärkt haben.

Sonst aber bietet das Neue Testament zahlreiche Zeugnisse, in denen uns von der Eheschließung wichtiger Persönlichkeiten berichtet wird. So erfahren wir ebenfalls aus dem Korintherbrief des Paulus (1. Kor. 9, 5), daß die Apostel auf Reisen ihre Frauen mit sich führten. So hielten es auch die Brüder des Herrn und eine der markantesten Persönlichkeiten des Neuen Testaments — Petrus.

Wäre also die Ehelosigkeit der Führer (später Priester) von Christus gewollt und höher eingeschätzt worden, so hätten doch vor allem seine Brüder und Petrus diese Forderungen ihres Bruders, Herrn und Meisters erfüllt. Und im dritten Kapitel des ersten Timotheusbriefes (1. Tim. 3, 2 u. 4), der über die sittliche Beschaffenheit der Vorsteher und Diener der Kirche berichtet, lesen wir, daß der Bischof als Familienvater Vorbild seiner Familie sein soll (er soll eine Frau zum Weibe haben und für die ehrbare Aufzucht seiner Kinder sorgen). Ähnliches hören wir aus dem Titusbrief.

Aber während die ersten Leiter der Christengemeinden noch verheiratet waren, bildete sich seit der Mitte des 3. Jahrhunderts das Gewohnheitsrecht und die Sitte, daß Bischöfe, Presbyter und Diakonen nach der Ordination keine Ehe mehr eingingen. Und fast zu gleicher Zeit hören wir schon starke Klagen über die Verdorbenheit des katholischen Klerus und Anschuldigungen gegen ihn, die bis in unsere Tage nicht mehr verstummen sollten.

Origenes, Cyprian und andere Kirchenväter beschwerten sich in bewegten Worten über die Laster im Klerus: Über Abnahme der Frömmigkeit unter den Priestern, über ihre Einmischung in weltliche Händel, über die Vernachlässigung ihres Amtes, über die Betrügereien und vor allem über ihre geschlechtlichen Ausschweifungen und Verirrungen. Origenes: „Sehr günstig für die Keuschheitsheuchelei war die in jener Zeit sich bildende Sitte oder vielmehr Unsitte, daß ehelose Geistliche und Laien Jungfrauen, die ebenfalls Keuschheit gelobt hatten, zu sich nahmen, um, wie sie vorgaben, in geistiger Vertraulichkeit und in platonischer Liebe zu leben. Sie teilten dasselbe Bett und behaupteten, mitten unter den Flammen unverleht zu bleiben“ (Mehner: Zölibat und Sittlichkeit, S. 18). Daß — bei reiner Absicht der einen oder anderen Jungfrau — das Laster die Oberhand hatte, braucht wohl nicht betont zu werden.

Schwängerungen dieser gottgeweihten Jungfrauen waren an der Tagesordnung. Viele schändlichere Vergehen werden gar nicht erwähnt. Origenes sagt weiter, daß „viele Lehrer verboten, zu heiraten. Häufig kann man sehen, daß diejenigen, welche solches lehren, das Gegenteil tun. Viele lehren Keuschheit, sie haben sie aber

nicht beobachtet. Sie lehren anders öffentlich und handeln anders im geheimen und verborgenen, alles tun sie aus Rücksicht auf die Menschen und wegen eitlem Ruhmes.“

Diejenigen Priester, die noch in einer gesunden Ehe lebten, wurden scheel angesehen und von ihren im Konkubinat lebenden Kollegen angefeindet. Auch machte die von letzteren aufgestachelte Bevölkerung Front gegen die verheirateten Priester. Allmählich wurde so das Nichtverheiratetsein zur Regel, bis dann die Kirche, dargestellt durch 19 Bischöfe und 24 Priester, auf der rigoristischen Synode zu Elvira in Südspanien (um 306/12) unter anderen verschärfenden Vorschriften auch die Einführung des Zölibatszwanges für die Priester unter Strafe der Ausstoßung aus dem geistlichen Stande beschloß. Von den Verheirateten forderte man Kontinenz, d. h. Verzicht auf den ehelichen Verkehr. Und nun folgte in den kommenden Jahrhunderten eine Bestimmung nach der anderen, die den Zölibat für die Priester forderte.

Leo I. dehnte die Verpflichtung zur Enthaltksamkeit auch auf die Subdiaconen aus. 530 erklärte der römische Staat Eheschließungen von Klerikern nach der Ordination für ungültig, die fränkische Synode zu Tours für Häresie (567).

Diese verschiedenen Gesetze und Verordnungen trugen nun nicht dazu bei, das sittliche Empfinden der Priester zu stärken und die Ehrfurcht vor der Frau zu heben, sondern sie bewirkten geradezu das Gegenteil: Ausschweifungen, Vielweiberei, Zügellosigkeit und Lasterhaftigkeit nahmen unter den Priestern in einem erschreckenden Maße zu.

Schon auf der Synode zu Elvira und dem Konzil zu Ancyra wird über „Priester-Ehefrauen“ — es waren Konkubinen — verhandelt, welche ihre außerehelich empfangenen Kinder umbringen. Auch von Knabenschändungen, von Unzucht mit Tieren und derartigen Sachen mehr reden die Konzilien, Frevel, die die Folgen des Zölibats sind, füllen fortan die Strafakten der Kirche bis zum Koblenzer Sittlichkeitsprozeß der Franziskaner.

Wie hoch standen doch unsere viel geschmähten heidnischen Vorfahren über diesen Vertretern der wahren Heilandslehre! Welch reine Luft weht uns aus den Sagen entgegen, wo vom germanischen „Priester“ die Rede ist. Es sind Menschen von Fleisch und Blut, ebenso wie wir mit Vorzügen und Schwächen behaftet.

Auch das frühgermanische Christentum mit seinen Nationalkirchen hebt sich in seinen kirchlichen Vertretern noch sehr vorteilhaft von dem römischen Klerus ab. Die geistlichen Würdenträger des Arianismus, die in der Regel dem König als Landesherrn unterstanden und von diesem ernannt und zur Verantwortung gezogen wurden, waren von weit größerer Sittenstrenge als die römischen. So lehnt die germanisch-arianische Religiosität auch die Lehre von der doppelten Sittlichkeit ab, die ja für die römischen Vertreter bezeichnend genug ist. Der Priester war bei den germanischen Völkern, die den christlichen Glauben arianischer Prägung angenommen hatten, kein Angehöriger eines aus der Mehrzahl der Stammesgenossen herausgehobenen Standes, der besondere Vorrechte genöß

und Gott näher als die anderen stand, sondern er war auch hier noch, wie in heidnischer Zeit, das Familienoberhaupt, der die kirchlichen Funktionen im häuslichen Kreise und der Sippe ausübte. Auch hatte die Frage des Zölibats bei den germanischen Arianern nie eine tiefgreifende Rolle gespielt, da Ehelosigkeit der Priester nicht für verdienstlich, sondern als widernatürlich angesehen wurde. Die Ehe war ein gottgewollter Stand, dem sich die „Priester“, im gewissen Sinne die Führer des Volkes, erst recht nicht entziehen durften. Denn Ehelosigkeit der Priester führte einmal zur Sittenverderbnis, wie wir bei dem römischen Klerus gesehen haben, und zum anderen schränkte sie den Geburtenzuwachs ein und gefährdete dadurch die Volkskraft. Deshalb galten Einsiedler und Mönche als Flüchtlinge aus dem Stammesverband, während diese doch gerade bei der katholischen Kirche als Vorbilder angesehen wurden, ihr Leben dem Weltpriester oft zur Nachahmung diente und die Bischöfe zur Festsetzung des Zwangszölibats für den weltlichen Klerus mitveranlaßte.

In den folgenden Jahrhunderten hören wir nun von den verschiedensten Seiten immer neue Klagen über die Verhältnisse im weltlichen Klerus und Mönchtum, deren Vertreter alles andere als ein Gott wohlgefälliges Leben führten. Besonders auf geschlechtlichem Gebiete tobt sich die Geistlichkeit frei aus.

Die so oft wiederholten kirchlichen Verordnungen gegen das Zusammenleben mit Konkubinen dürften ein Beweis dafür sein, daß die Stelle der Ehefrauen oft durch unverheiratete Beischläferinnen ersetzt wurde, und daß man in die Keuschheit der Priester nur wenig Vertrauen setzte. Sie frönen den Lasteren der Welt, leben zwar von ihren Frauen getrennt, begehren und verführen aber um so mehr fremdes Eigentum. Die Hochachtung vor der Würde der Frau sank bei diesen Vertretern Christi immer mehr. Sie sahen in der Frau nur noch eine Quelle sittlichen Verderbens, und das weibliche Geschlecht wurde als die Pest und der Fluch der Menschheit dargestellt, das sie, die armen Priester, immer wieder verführe. (Bekanntlich waren es auch im Koblenzer Franziskanerprozeß nach gewissen ausländischen Melodungen die Schwachköpfigen, die ihre Beichtväter und Pfleger zur Unzucht antrieben.)

Besonders im Merovingerreich wurden die Schandthaten aller Arten immer größer, und der Klerus marschierte dabei an der Spitze. So berichtet auch Bonifazius an Papst Zacharias, „daß die Bistümer sich meistens in Händen geldgieriger Laien oder ehebrecherischer Geistlicher befinden. Ich habe unter den Diakonen solche gefunden, die von Jugend auf in Hurerei, Ehebruch, in Uneinigkeit gelebt haben. So kommen sie ins Diakonat und halten sich in demselben vier, fünf auch noch mehr Konkubinen nachts im Bett, und doch schämen sie sich nicht, das Evangelium zu lesen und sich Diakone zu nennen.“

Diese Beispiele könnten beliebig für die Priester des gesamten Abendlandes vermehrt werden, ob es England, Deutschland, Spanien oder Italien war, immer wieder hören wir von den ungeheuren Verbrechen der Geistlichkeit.

Synoden und Konzile berichten am laufenden Bande über die Verfehlungen in den Reihen des Klerus: Knaben- und Nonnenschändungen, Verführungen von

Wilhelm Petersen



Niedersächsischer Bauer

Ausschnitt aus einem Gemälde



Frieze

Rötzelzeichnung



Friesin

Rötzelzeichnung



Akt

Rötelzeichnung

Frauen, Sodomiterei und Abnormitäten aller Art waren an der Tagesordnung. Die Gesetze eines Karl Martell, Pippin, Karl I. usw. sowie die Verordnungen der verschiedensten Synoden und Konzile rotteten das Ubel aber nicht mit der Wurzel aus. Die Folgen des Zölibatszwanges zeigten sich in diesen Jahrhunderten ganz deutlich: Hätte man nicht die Priester zur Ehelosigkeit gezwungen und die Verheirateten unter ihnen der Lächerlichkeit preisgegeben und ihre Ehe zum sträflichen Konkubinat herabgewürdigt, dann wären diese lasterhaften Ausschweifungen nur zum geringsten Teil vorgekommen. Die Autorität fehlte vollkommen, da es der päpstliche Hof und einige Stellvertreter Christi nicht besser trieben. Wohin man sah, Verkommenheit und Laster! Das Volk hatte keine Achtung mehr vor den Geistlichen.

Der erste Anstoß zur Bekämpfung dieser Greuel ging von Petrus Damiani, einem sittenstrengen Mann, aus; aber mit falschen Voraussetzungen: Er glaubte, die Mönchsgrundsätze in ihrer ganzen Schroffheit auf den gesamten Klerus anwenden zu müssen, Priesterehe war für ihn Hurerei und verfluchter Greuel. In ähnlicher Weise kämpften Leo IX. und Gregor VII., auf die Damiani stark eingewirkt hat, gegen die Priesterehe. In seinem „liber Gomorrhianus“ entwirft Petrus Damiani ein grelles und schaudervolles Bild von dem Schandleben der Mönche und Weltgeistlichen. Er schildert, bedauert und beklagt die Hurerei der Pfaffen, ihre widernatürliche Unzucht mit Knaben und Jünglingen, ihre Unzucht mit Tieren, die Unzucht der Pfaffen und Mönche mit ihresgleichen, ihre Unzucht mit ihren Beichtkindern und führt an, wie die gemeinschaftlichen Verbrecher, um ungestört fortzündigt zu können, sich einander die Beichte absolvierten. Damiani entwirft dieses Sittengemälde seiner Zeit, um den Papst zu den strengsten Maßnahmen gegen die Priesterehe zu veranlassen.

Und wirklich wurden von den beiden oben erwähnten Päpsten, besonders von Gregor VII., auf der Fastensynode von 1077 die alten rigoristischen Zölibatsvorschriften von neuem verordnet und ihre Durchführung durch die schärfsten Mittel erzwungen.

Die Amtshandlungen verheirateter Priester wurden für ungültig erklärt und die Laien zur Revolution gegen verheiratete Priester aufgereizt wie schon vor 700 Jahren. Gregor VII. kam es dabei noch nicht einmal so sehr auf die Hebung der Sittlichkeit innerhalb des Klerus an, sondern er wollte vor allem in den an keine Familie gebundenen Priestern eine nur ihm ergebene Schutztruppe im Entscheidungskampfe mit dem deutschen Kaiser Heinrich IV. haben (außerdem waren einzelstehende Priester in einem Konflikt mit der Staatsgewalt leichter von der Kirche durchzuhalten als Geistliche mit zahlreicher Familie).

Hätte man wirklich das Ubel mit der Wurzel ausrotten wollen, dann hätte man nicht die Zölibatsgesetze verschärfen, sondern den Zölibat ganz aufheben und den Priestern die Ehe freigeben müssen.

So waren auch die Versuche eines Bernhard von Clairvaux, Alexander III., Innozenz III., eines Casarius von Heisterbach und vieler anderer vergeblich, weil sie eben das Ubel nicht bei der Wurzel erkannten.

Die übertriebenen Anpreisungen des ehelosen Lebens und ehelicher Enthaltbarkeit wurden häufig Veranlassung zu sittlichen Verirrungen. So setzte sich bei vielen wieder die Ansicht fest, daß die Ehe zu verdammen und unerlaubter Hurerei gleichzuachten sei. Die Verirrung der Begriffe ging so weit, daß man außereheliche Unzucht für eine verzeihlichere Sünde hielt als ehelichen Beischlaf.

Fast kein Verbrechen gibt es, dessen sich nicht Kleriker und Mönche schuldig gemacht hätten. Das Ubel war so tief eingewurzelt, daß man die Befehle Roms einfach ignorierte, denn man glaubte unter den Klerikern nicht, daß es in Rom so recht ernst mit den Besserungsvorschlägen sei. Päpste, Kardinäle, Bischöfe, Äbte, Diakone verschmähten es oft nicht, aus der Unsitte ihrer Untergebenen Nutzen zu ziehen. Man ließ sich mit Geld abfinden und schwieg zu allen Verbrechen. Ja, man unterstützte sogar noch die Unsittlichkeiten der Priester. Einzelne Würdenträger trennten die Ehe nach Belieben der Wüstlinge und gestatteten ihnen, eine neue Frau zu nehmen. Dadurch verloren auch die Laien jegliche Achtung vor der Heiligkeit der Ehe und legten sich neben ihren Frauen noch Konkubinen bei.

Das 14. und 15. Jahrhundert ist einmal charakterisiert durch die zunehmende Zölibatsdurchsetzung, das andere Mal durch die Sittenlosigkeit, die immer grauenshaftere Formen annahm. Dante Alighieri zeichnet in seiner „Hölle“ mit einigen kräftigen Strichen die priesterliche Entartung und Unzucht. Giovanni Boccaccios Erzählungen über das entsittlichte Priestertum sind weltbekannt geworden. Und der dritte große Italiener, Francesco Petrarca, bezeichnet den päpstlichen Hof zu Avignon, den er sehr genau kannte, als das Babylon an der Rhone: „... ich übergehe Schändungen, Entführungen, Blutschande und Ehebrüche, die schon für die priesterliche Ausschweifung ein Spiel sind... Was alles nicht ich allein, sondern das Volk weiß, und wenn es schweigt.“

Es wurden hier nur Aussagen dreier bekannter Männer angeführt, aber diese Berichte könnte man beliebig fortsetzen.

Neue Versuche, den Klerus zu reformieren, die auf den Konzilien von Pisa, Konstanz und Basel gemacht wurden, scheiterten auch wieder an der mangelnden Unterstützung durch das verkommene Papsttum sowie an der Unzulänglichkeit der Kaiser und weltlichen Fürsten, die es mit den Geistlichen durch zu starke Reformen nicht verderben wollten.

Nur wenige erkannten den Kern des Übels, wie der im Jahre 1931 heiliggesprochene Albertus Magnus. Er sah die tieferen Ursachen der priesterlichen Verbrechen sehr klar, wenn er geradezu erklärte, „daß niemand mehr der Medizin gegen die Begehrlichkeit bedürfe als die Altardiener, die Ehe ist aber ein Heilmittel gegen die Begehrlichkeit, daher bedürfen am meisten der Ehe die Geistlichen, also muß man ihnen zuerst die Ehe gestatten.“

Aber Albert des Großen Forderungen blieben ungehört und man tat gerade das Gegenteil. Erst die Reformatoren: Savonarola, Wiclif, Hus und allen voran Martin Luther zeigten die Unhaltbarkeit der mittel-

alterlichen Moral der katholischen Kirche. In seiner „An den christlichen Adel deutscher Nation“ gerichteten Schrift im Jahre 1520 wendet sich Luther gegen die äußere Scheinsittlichkeit, die der echten inneren Sittlichkeit den Weg verlegt: „Läßt Papst und Bischöfe hier gehen, was da geht, verderben, was verdirbt, so will ich erretten mein Gewissen, und das Maul weit aufstun, es verdrieße Papst, Bischöfe oder wen es will, und sag also: Daß nach Christus und der Apostel Einsetzen eine jegliche Stadt einen Pfarrer oder Bischof haben soll, und derselbige Pfarrer nicht gedrungen werde, ohne ein ehelich Weib zu leben, sondern möge eines haben. Wie es blicben ist in der griechischen Kirche . . . Der römische Stuhl ist aus eigenem Frevel reingefallen und hat ein gemein Gebot daraus gemacht und verboten dem Priesterstand, ehelich zu sein. Dadurch leider so viel Jammer entstanden, daß es nicht zu erzählen ist.“

Und in den Predigten aus dem Jahre 1527 heißt es: „Niema ls gab es in der Kirche eine schädlichere Pest als den päpstlichen Zölibat.“

Luther schildert dann in bewegten Worten die Lasterhaftigkeit im Klerus, die hauptsächlich durch den Zölibat hervorgerufen wurde. Er nannte den ehelosen Stand des Klerus den ehrenlosen Huren- und Bubenstand, der die Stütze des Papsttums ist. Luther vertritt die germanische Auffassung, daß eine Bevorzugung des jungfräulichen Standes vor dem Ehestande sinnlos und gottlos, unnatürlich und heuchlerisch ist.

Mit rückwärtsloser Wahrheitsliebe und unerbittlichem Wirklichkeitsinn, der die Dinge sieht, wie sie sind, hat Luther in die geheime sexuelle Not der Zölibatäre hineingeleuchtet und das „himmlische Brennen“ der angeblich Keuschen ins Licht gestellt.

„Diese Keuschheit, welche der Papst an seinen Mönchen, Nonnen und Pfaffen rühmt, ist mit schredlicher Sünde besleckt und besudelt, da das ehelose Leben ohne Gottes Wort erdacht und eingeseht ist, ja wider Gottes Wort.“

Luther lehnt den Zölibat als unsittlich und widernatürlich ab, stellt die Ehe in den Mittelpunkt und betrachtet sie als Keimzelle jeder natürlichen und göttlichen Ordnung. „Die Ehe ist eine natürliche und eine Gottesgabe, das allerührendste, ja keuscheste Leben über allem Zölibat. Auch hat unser Herrgott den ehelichen Stand als ein Brunnquell gesezt über alle Güter auf Erden.“

So gelang es Luther, für die protestantische Geistlichkeit die Ehe durchzusetzen, und wir wissen, daß aus den Familien protestantischer Pfarrer viele große und hervorragende Männer unseres Volkes hervorgegangen sind.

Die katholische Kirche hielt aber auch nach der Reformation am Zölibat fest, und die Priesterkandidaten müssen sich bis auf den heutigen Tag verpflichten und die eidlich bekräftigte Erklärung abgeben, das Zölibatsgesetz ständig zu beobachten. (Päpstliche Vorschrift v. 27. 2. 1930.)

Der Zölibatszwang ist eine der widernatürlichsten Vorschriften, die die katholische Kirche jemals mit immer größerem „Erfolge“ erlassen hat. Die Früchte, die sie daraus erntete, setzen uns nicht in Erstaunen.

AUSSENPOLITISCHE **Notizen**

Günter Kaufmann:

Nein, nein, niemals!

Für Freundschaft zwischen deutschem und magyarischem Volk — aber auch innerhalb des ungarischen Staates!

Überschreitet man die Grenzen Ungarns, so findet man Trianongedenksteine, die an das schreckliche Schicksal dieses Volkes erinnern sollen, das ein Drittel aller seiner Volksangehörigen bei der Neuaufteilung Europas in Versailles verlor und zwei Drittel seines Staatsgebietes abtreten mußte. Die Gedenksteine tragen zum Zeichen, daß Ungarn sich niemals mit dem Versailler Tatbestand abfinden wird, den heiligen Schwur eingegraben: „N e m, n e m, s o h a!“ (Nein, nein, niemals!) Die geschichtlichen Bande zwischen dem deutschen und dem magyarischen Volk sind so eng verflochten, und es ist so viel Blut zu gleichen Zeiten von beiden Völkern für eine gemeinsame Sache geopfert worden, darüber hinaus aber das gegenwärtige politische Interesse unserer Staaten derart gleichgerichtet, daß der Schwur Ungarns, der seinen vom Mutterland getrennten magyarischen Volksteilen gelten darf, auf tiefes Verstehen im Reich rechnen kann.

Der magyarische Irrtum

Aber langsam muß es auch gewissen magyarischen Kreisen klar werden, daß der natürliche Gleichklang der Interessen, die alte traditionelle Freundschaft, die Waffenkameradschaft des Weltkrieges auf die Dauer nicht durch eine Volkstumspolitik belastet werden darf, die, von blindem Chauvinismus besessen, dem befreundeten Volk selbst ins Fleisch schneidet. Gibt es eine wahrhaftige Annäherung zwischen einem deutschen und einem anderen Staat, wenn der andere Staat mit allen Mitteln bestrebt ist, die ihm zugehörige deutsche Volksgruppe zu assimilieren und ihren völkischen Lebenswillen abzutöten? Vielleicht unterschätzt man in Kreisen des Maggarentums das Gedächtnis und die Empfindlichkeit der jungen Generation in Deutschland für solche Schatten, wie sie eine aggressive

Volkstumspolitik über die Beziehungen der Völker werfen muß. Denn auch wir kennen die nationale Lösung des „Nein, nein, niemals!“ wenn uns zugemutet wird, die blutmäßige Bindung zu einer unserer Volksgruppen aufzugeben oder zu vergessen. Man scheint ferner in Budapest nicht immer zu merken, daß es gerade jüdische Elemente sind, die begeistert in die Kerbe der Magyarisierungspolitik schlagen und die ihre Sympathie für extrem nationalitische Kreise sicher nicht ohne engstes Einvernehmen mit dem Weltjudentum äußern. Man besorgt also das Geschäft des eigenen Volksfeindes. Wenn wir das heute mit Deutlichkeit unterstreichen, so deshalb, weil wir fürchten, daß man in Budapest unter dem Eindruck des frisch abgeschlossenen deutsch-ungarischen Kulturabkommens dem Irrtum verfallen ist, nun auf weite Sicht die Möglichkeit zu einer unbuldsamen Minderheitenpolitik zu besitzen, ohne daß im Reich von solchen Vorgängen Notiz genommen wird.

Der Fall des hochangesehenen Volkstumsführers Dr. Franz Batsch, der seit dem 9. September im Kerker um seines Volkstums willen sitzt und mit so vielen anderen zu den Märtyrern des Auslandsdeutstums gehört, soll uns neben einigen anderen Vorfällen Anlaß zu einer grundsätzlichen Bemerkung sein.

Gegensätze, die überwunden werden müssen

Die Sache der deutschen Volksgruppe in Ungarn, die auch die unsere ist, hat Dr. Batsch wie folgt formuliert: „Ein jeder, der zu uns gehört — Ihr wißt ganz genau, wer zu uns gehört — und der ohne Zwang seinen ehrlichen Namen hergibt, hat es auch nicht verdient, daß er ihn bisher in Ehren getragen hat.“ Dr. Batsch hat sich mit diesen Worten gegen die Namensmagyarisierung des Volkstums zur Wehr gesetzt — und dafür sitzt er fünf Monate im Gefängnis!

Der höchste ungarische Gerichtshof, die Rgl. Kurie, stellte sich, wie die Urteilsbegründung verrät, auf folgenden Standpunkt: „Die Namensmagyarisierung ist die

Sache der Nation, und wer gegen die Namensmagyarisierung auftritt, veründigt sich gegen die ungarische Nation. Weil Dr. Bask sich gegen die Magyarisierung und Namensmagyarisierung gewendet hat, schmähte er die ungarische Nation!"

Die Vernichtung und Einschmelzung einer Volksgruppe als Ziel der Staatspolitik ist, wie der Fall Bask lehrt, vom höchsten ungarischen Gerichtshof bestätigt und zur Grundlage seiner Rechtsprechung gewählt worden. Weitere ähnliche Strafverfahren sind in Vorbereitung. Niemand wird uns jetzt, nachdem sich keine Hand aus der Regierung gerührt hat, um Dr. Bask von der Abfugung seiner Strafe zu befreien, einreden wollen, daß die staatspolitische Auffassung der Kgl. Kurie etwa eine bedauerliche Ausnahmeerscheinung ist.

Die Namensmagyarisierung gehört, wie der Fall Bask und die Urteilsbegründung nur als Beispiel zeigt, zum Wesensbestandteil der ungarischen Staatspolitik. Die Urjachen dafür wollen wir uns im Verlauf dieser Ausführungen noch klarzumachen suchen. Wir setzen uns mit dieser Auffassung aber als einer gegebenen Tatsache auseinander. Die Erklärungen, die der große Freund Deutschlands, der zu früh verchiedene Ministerpräsident Gömbös, vor einigen Monaten bei einem Besuch des deutschschwäbischen Siedlungsgebietes in Südungarn abgab, sind leider allein dastehend. Vielleicht daß man sie als ein Vermächtnis des großen Toten beherzigt. Im Gegensatz zu der in Budapest geübten Praxis und des gegen Bask gefällten Urteils versicherte Gömbös den deutschen Bauern, sie sollten treu zu ihrer deutschen Muttersprache, zu ihren deutschen Sitten und ihrem deutschen Volkstum halten, da dies ihrer patriotischen Gesinnung als loyale ungarische Staatsbürger keinen Abbruch tue! Die Namensmagyarisierung ist somit unmöglich mit den Ausführungen des großzügigen Staatsmannes Gömbös in Übereinstimmung zu bringen.

„Magyaren deutscher Mundart“

Näher kommen wir der politischen Staatsauffassung der Magyaren, wenn wir die in diesem Jahr gefallene Äußerung im ungarischen Parlament uns ins Gedächtnis rufen. Unter großem Applaus wurde erklärt: „Ungarn ist heute in der glücklichen Lage, keine Minderheiten mehr zu besitzen . . . es gibt nur deutschsprachige

organische Glieder der ungarischen Nation.“ Ein völkisches Eigendasein des alteingesessenen ungarländischen Deutschtums wird hier freiweg abgetritten. Es gibt nur „Magyaren deutscher Mundart“; wenn die Frage auftaucht, ob diese treuen ungarischen Staatsbürger dem großen deutschen Volke oder den Magyaren angehören, so erklärt eine solche Staatsdoktrin die uralten deutschen Volksteile in Ungarn bedenkenlos zu Gliedern ihres eigenen magyarischen Volkstums. Eine solche Ideologie ist um so unbegreiflicher, als keine außenpolitische Kundgebung vergeht, ohne daß von Ungarn auf das traurige Schicksal der magyarischen Volksgruppen in den habsburgischen Nachfolgestaaten, in den Staaten der Kleinen Entente, mit leidenschaftlicher Entrüstung hingewiesen wird. Könnten die Prager Politiker nicht mit alledem Recht aufstehen und erklären: „Wir haben keine magyarische Minderheit, sondern nur magyarischsprachige Glieder der tschechischen Nation!“ Um so kurzfristiger ist eine solche Einstellung gewisser Kreise, als die Staatstreue der deutschen Volksgruppe in Ungarn außerhalb jeder Debatte steht, man doch andererseits aber selbst und mit Recht immer das „Nein, nein, niemals!“ der Abtrennung großer magyarischer Volksteile im Diktat von Trianon entgegensetzt. Man beraubt sich also der eigenen Waffen, mit denen man einmal eine große geschichtliche Korrektur der Versailler Neuordnung Europas durchzusetzen hofft.

Die Namensmagyarisierung hatte leider auch selbst unter dem ungarländischen Deutschtum einzelne Anhänger, vor allem im alten Habsburgerreich, gefunden. Wieder sind es nicht die Bauern, sondern die damals völlig durch liberalistische Gedanken zerfetzte geistige Oberschicht gewesen, die ihr Volkstum aufgab und heute schon im Magyarentum untergegangen ist. Ein Anreiz dazu lag und liegt in dem völlig magyarischen Bildungswesen. Die Aussicht auf gesellschaftlichen Erfolg, die Möglichkeit, im akademischen Beruf sich durchzusetzen oder gar eine höhere Staatsstellung zu erhalten, führt über die magyarische Sprache und vor allem über den magyarischen Familiennamen. Diese Auffassung vertritt auch der liberalistische Präsident

des Ungarländischen Deutschen Volksbildungsvereins, Dr. Gustav Graf, der alles andere als ein Sprecher des Deutschtums in Ungarn ist, wenn er in der jüdischen Zeitschrift „Eggenlöseg“ erklärt: „Sowohl die Beibehaltung der alten Namen wie den Austausch derselben auf ungarische Namen halte ich weder für ein Verdienst noch für eine Sünde.“

Das Geheimrunds schreiben Nr. 147

Der Fall Balogh gibt, wie wir sehen, nur äußeren Anlaß, die ungarische Staatspolitik zur Magyarisierung aller Namen der deutschen Volksgruppe näher zu betrachten. Als die deutsche Presse nach der Verurteilung dieses aufrechten deutschen Mannes ihre Entrüstungen in äußerst maßvollen Kommentaren zum Ausdruck brachte, setzte von Seiten der jüdischen Presse in Budapest eine maßlose Heiße gegen das Deutschtum und gegen das Reich ein: „Ungarn ist kein Nemselgebiet, kein abgetrennter Teil des deutschen Mutterlandes!“ So ober ähnlich lautete das von keiner sachlichen Auseinandersetzung und keinem künftigen Verständnis belastete Echo. Der Verfasser dieser Zeilen, der am 27. Juni dieses Jahres in der Nationalsozialistischen Parteikorrespondenz auf die Dissonanz zwischen reichsdeutsch-ungarischen Kulturbeziehungen und der Magyarisierungspolitik hinwies, wie sie das Urteil gegen Balogh erneut unterstrich, mußte feststellen, daß einzelne ungarische Pressevertreter in Berlin, die selbst die betreffende Nummer der NSR. (Nr. 147) abgeholt hatten, nach Budapest von einem geheimen Rundschreiben (!) der NSDAP. Nr. 147 berichteten, das gegen Ungarn schärfstens heiße (!). Selbst der Abgeordnete Rajnisch ließ sich in dem Regierungsblatt „Up Magyarlag“ zu einer heftigen Kampagne gegen das gar nicht vorhandene Geheimrunds schreiben hinreißen, ohne seinen Lesern die ruhig vorgetragenen Einwände der NSR. gegen die magyarisische Volkstumspolitik bekanntzugeben.

Mangel an Kulturbeziehungen

Nur einige kleine Beispiele unter vielen, die hier angeführt werden könnten, mögen die Einstellung, wie sie das Urteil gegen Dr. Balogh schon offenbarte, kennzeichnen. Da war es in diesen Monaten eine reichsdeutsche Studentin, deren wissenschaftlicher Eifer sie unglücklicherweise, vielleicht in der Hoffnung, einen Beitrag zum deutsch-ungarischen Kulturabkommen zu leisten, verführt hatte, eine Doktor-

arbeit über die grundherrliche Siedlung in Ungarn im 18. Jahrhundert (!) zu verfassen. Sie fragte darum auch in einigen Pfarrarchiven, so auch in Baranja, nach, und erlebte es, daß die Bauern, bei denen sie zu Gast war, für ihren Besuch von der Gemeindepolizei mit Geldstrafen zwischen 10 und 100 Pengö belegt wurden. Vier Monate konnte sie, von magyarischen Wissenschaftlern unterstützt, täglich im Budapest-er Staatsarchiv arbeiten, um dann plötzlich ohne Gründe einen sofortigen Ausweisungsbefehl zu erhalten. Viel schlimmer erging es zwei deutschen Volkstundlerinnen, die in einigen Dörfern nach Märchen, alten Sagen und Volksliedern geforscht hatten, verhaftet wurden, mit einem Politzisten in einem Schlafraum nächtigen mußten, in Budapest mit Dirnen und Straßenmädchen acht Tage lang ins Schubhaus gesperrt und dann schließlich mit übrigem lästigen Gesindel (!) über die Grenze abgeschoben wurden. Die einzige Erklärung für diese grotesken Vorfälle läßt sich in der Furcht kleiner ungarischer Potentaten erblicken, daß Reichsdeutsche mit dem Deutschtum Ungarns in Berührung kommen und so ihr völkisch hartes Dasein erfahren. Aus der gleichen Mentalität wurde in einem Landesteil 87 deutschen Bauern die Ausstellung von Pässen für eine Sammelfahrt zu den Olympischen Spielen in Berlin verwehrt mit der Begründung (!): „Bauern brauchen keine Olympischen Spiele anzusehen!“ Die schändliche Mißhandlung des angesehenen Deutschtumsführers Dr. Mühl in Bonghab durch einige ungarische Gendarmeriebeamten fällt in das gleiche Kapitel. Diese Tatsachen sprechen für sich selbst und bedeuten nicht gerade eine Förderung der freundschaftlichen Beziehungen durch irgendwelche unbelehrbaren Chauvinisten.

Dem Deutschtum in Ungarn ergeht es schlechter als magyarischen Minderheiten

Man könnte hergehen und erklären, die angeführten Beispiele, die ein Bild der Lage unseres Volkstums in den letzten Wochen und Monaten entwerfen, seien bedauerliche Ausnahmeseheinungen. Wenn es sich nur darum handelte, so würden wir um der Harmonie willen gelegentlich ein Auge zudrücken. In der entscheidenden Schlußfrage unserer Volksgruppe, der Schule, bestätigt sich aber im großen, was das persönliche Einzelschicksal schon illustriert. Wenden wir uns also der Schulfrage zu,

um die Situation des ungarländischen Deutschtums wirklich zu verstehen.

Da ergibt sich die groteske Tatsache, daß es den magyarschen Volksteilen in den abgetrennten Gebieten, also in der Tschechoslowakei, in Rumänien und Jugoslawien, weit besser ergeht als der deutschen Volksgruppe in Ungarn, die nicht nur ihre Staatstreue in Jahrhunderten bewiesen hat, sondern auch in ihrer Behandlung vernünftigerweise von Ungarn den Nachfolgestaaten immer als Vorbild nachahmenswerter Nationalitätenpolitik gezeigt werden mußte! Eine vorbildliche Behandlung des ungarländischen Deutschtums, die bei dem betont ungarischen Staatsbekenntnis unserer Volksgruppe ohne jede Gefahr oder Nachteile möglich wäre, müßte in Belgrad, Prag oder Bukarest, aber auch in London, Paris und Genf von nicht zu unterschätzender moralischer und politischer Wirkung sein. Ganz abgesehen davon, daß die Freundschaft von Volk zu Volk von einigen trüben Wolken und Schatten befreit würde.

Belegen wir unsere Behauptung: In Südslawien leben 580 000 Magyaren. Sie verfügen über 447 eigene Parallelschulungsklassen, 10 Volks- und Bürgerschulen und 3 Gymnasien. Oder: In der Tschechoslowakei leben 965 000 Magyaren. Sie verfügen über 845 magyarsche Volksschulen, 39 Bürgerschulen, 8 Mittelschulen, 7 Volksbildungsschulen, 2 Lehrerbildungsanstalten, 9 Fachschulen und eine theologische Hochschule. Für die 1,8 Millionen Magyaren in Rumänien treffen ähnliche Zahlenverhältnisse zu. Hier sind es 1248 Volksschulen bzw. Schulabteilungen, 29 Bürgerschulen, 17 Gymnasien, 7 Lehrerbildungsanstalten, 4 Handelshochschulen. Und wie steht es mit den 550 000 Deutschen in Ungarn? Zahlenmäßig nahezu so stark wie die magyarsche Volksgruppe in Südslawien, verfügen sie nur über 185 Volksschulen, die in überwiegendem Maße keinen rein deutschen Unterricht aufweisen, sondern gemischtsprachig sind. Aber es gibt weder deutsche Bürgerschulen, noch deutsche Gymnasien, noch eine deutsche Lehrerbildungsanstalt, so daß sogar ein ganz beachtlicher Abstand zwischen der schlechtesten Behandlung einer magyarschen Volksgruppe in

einem der Fremdstaaten und der Situation des ungarischen Deutschtums — zumindest in der entscheidendsten Frage, der Ausbildung der Jugend in den Schulen — aufzuweisen ist. Und da das Zahlenmaterial auf magyarschen Quellen beruht, so wird es mindestens als Tatbestand selbst von Ungarn eingestanden!

Die letzte Schulverordnung — ein Rückschritt

Diese Situation hat bisher durch die neue Schulverordnung vom Dezember 1935 keine Änderung erfahren. Der Universitätsprofessor Richard Fuß hat im Auftrage der volksdeutschen Bewegung, die eigentlich als die Verfechterin und Kämpferin der Volkstumsidee und Volkstumshuvarbeit im Sinne des verstorbenen Jakob Bleiers anzusehen ist, in einer Denkschrift vom 8. April 1936 der kgl. Regierung in Budapest den Nachweis erbracht, daß diese Verordnung gegenüber dem bisherigen Rechtszustand einen Rückschritt bedeutet. So bestimmte noch § 1 des Schulgesetzes vom Jahre 1868, „daß die, welcher Nation immer Angehörigen und in größeren Massen zusammenlebenden Bürger in der Nähe der von ihnen bewohnten Gegenden sich in ihrer Muttersprache bis dahin auszubilden vermögen, wo die höhere akademische Bildung beginnt“. Im Jahre 1868/69 bestanden noch 1260 Schulen mit deutscher Unterrichtssprache sowie mehrere Gymnasien. Diese Zahl der Volksschulen war 1914 bereits auf 474 herabgesunken. Der seit dem Jahre 1923 geltende Rechtszustand, der durch die letzte Schulverordnung von 1935 abgelöst wurde, sah drei Schultypen vor, die als Minderheitenschulen betrachtet wurden. Der Unterricht ausschließlich in der Muttersprache wurde nur nach dem A-Typ erteilt, nach dem B-Typ vollzog sich der Unterricht teils ungarisch, teils in der Muttersprache. Von 463 deutschen Minderheitenschulen gab es aber nur 147, die nach diesen beiden Schulgattungen aufgebaut waren. Die überwiegende Mehrheit, 316 Schulen, waren nach dem C-Typ aufgebaut, d. h. waren gar keine deutschen Minderheitenschulen, weil der Unterricht allein in ungarischer Sprache erfolgte. Die letzte Schulverordnung schafft einen einheitlichen Typ, beseitigt ungefähr den A- und C-Typ, um eine neue Schule, die dem B-Typ

ähnelt, aufzubauen. Die Neuordnung besitz jedoch manchen Pferdesuß, vor allem, daß sie der Willensäußerung der Eltern unterworfen wird, anstatt daß in rein deutschen oder gemischtprachigen Orten diese Schulen von Amts wegen eingeführt wurden. Denn damit ist der Kampf um die Schule in das deutsche Dorf getragen worden und letzten Endes in seiner Entscheidung der politisch stärkeren, der magyarisierten Dorfsintelligenz oder den Behörden zum guten Teil in die Hand gegeben. Was von dieser Schicht für unsere Volksgruppe zu erwarten ist, hat Graf Bethlen im Juli 1935 in der Zeitschrift „Magyar Szemle“ folgenmaßen formuliert:

„Somit gibt es keine größere Kurzfristigkeit, als die einzelner Kreise, die alles in Bewegung setzen, daß der muttersprachliche Unterricht in den Volksschulen des vaterländischen Deutschtums in möglichst geringem Maße zur Geltung kommen könne. Mit Bedauern muß ich feststellen, daß insbesondere die ungarische Intelligenz der Provinz, also Pfarrer, Lehrer, Notare, Stuhlrichter und ein Teil der Führer der Komitate, vaterländische Pflicht zu erfüllen glaubt, wenn sie ihren Einfluß offen oder verdeckt in solcher Richtung geltend macht, daß die deutsche Sprache beim Volksschulunterricht der Kinder deutscher Muttersprache in möglichst geringem Maße zur Geltung komme, oder daß auf Vortragsabenden und anderen kirchlichen und kulturellen Zusammenkünften kein einziges deutsches Wort falle. Menschen solcher Auffassung lieben es dann, jeden zum Bangermanen zu stampeln, der einen deutschen Kulturverein besucht oder fördert, der ein deutsches Blatt bezieht usw.“

Wir sehen aus diesen Worten des angesehenen Budapestener Politikers, daß ein Appell deutscherseits auf eine Überprüfung der bisherigen Gepflogenheiten, eine Neuordnung des Verhältnisses zur deutschen Volksgruppe lediglich an einen gewissen Kreis der bürgerlichen Intelligenz des Magyarentums zu richten ist.

Der Bildungsweg deutscher Jugend in Ungarn

Das geschilderte Schulleben wird noch dadurch begreiflicher, wenn man weiß, daß von 150 Kindergärten in deutschen oder teilweise deutschen Gemeinden nur 7 als Beschäftigungssprache Deutsch führen, alle 143 anderen Magyarisch. Das Deutschtrum hat durch die Dezember-Schulverordnung immer noch keine einzige Bürgerschule, kein einziges Gymnasium, keine Realschule, keine Lehrerbildungsanstalt, wodurch der letztere Mangel das deutsche Unterrichtsweisen mit der Zeit zwangsläufig zum Zusammenbruch führt. Dafür gibt es in den meisten deutschen Orten diese dem Deutschtum fehlenden Bildungsanstalten als magyarische Einrichtungen. Prof. Fuß hat in seiner Denkschrift den Unterrichtsweg eines deutschen Jungen in Ungarn klar gestellt: vom 4. bis 6. Jahre ungarischer Kindergarten, vom 6. bis 12. Jahre deutsche Minderheitenschule nach dem künftig vorgesehenen B-Typ, vom 12. bis 15. Jahre magyarische Wiederholungsschule. Die Jungen, die eine Gymnasialbildung erhalten wollen, treten nach einjährigem Besuch der magyarischen Wiederholungsschule in die magyarische Bürgerschule ein und haben in ihrem ferneren Bildungsgang keine Unterweisung mehr in ihrer Muttersprache zu erwarten.

Der Eintritt in die Levente-Jugendorganisation ist vom 12. Lebensjahr an Pflicht. Gesang, Kommando, Übungssprache und Spiel erfolgen ausschließlich im Magyarischen. Auch der religiöse Unterricht in deutscher Muttersprache ist höchst mangelhaft. Besitzt doch ein Drittel von 400 deutschen Mehrheitsgemeinden schon keine deutsche Kirchensprache mehr. Viel schlimmer noch — die nationalsozialistische Jugend im Reich vergegenwärtige sich diese Not —, wenn in den rein deutschen Gemeinden des Bakonyerwaldes und der Schwäbischen Türkei den Kindern von den Schulleitern verboten ist, in den Unterrichtspausen miteinander deutsch zu sprechen!! Ein Zustand, der gewiß von Budapest aus in Kürze bereinigt werden kann.

Voraus erklärt sich die Ideologie der Magyarisierung?

Will man die Ursachen für die Assimilierungspolitik auffinden, wie wir sie aus dem Gesagten erkannt haben, und die uns als deutsche Jugend zu tiefstem Mitempfinden für den harten Kampf der gleichaltrigen Generation einer stets staats-treuen und für Ungarn opferwilligen Volksgruppe zwingt, so ist ein Blick in das Vorkriegsungarn nötig. Dieser Staat setzte sich zu 50% aus völkischen Minderheiten zusammen, die es damals nach Möglichkeit zu assimilieren galt. Das Deutschtum hat schon im alten Ungarn schwere völkische Verluste erlitten. Trotzdem zerfiel Ungarn. So entstand in der politischen Schicht der Magyaren das Gefühl, als ob viel zu wenig in der Vorkriegszeit in das Magyarentum eingeschmolzen wäre und daß nur daraus der ungeheure Verlust von zwei Dritteln des alten Staatsgebietes zu erklären sei. Aus diesem Gefühl heraus, um eine Katastrophe zu verhindern, gilt es jetzt mit aller Gewalt, das Versäumte nachzuholen und die noch vorhandene deutsche Volksgruppe einzuschmelzen. Wie schier unbegreiflich eine solche Politik im Hinblick auf die starken magyarisierenden Minderheiten in den Nachfolgestaaten ist, wurde schon erwähnt. Die flammenden Proteste des klugen Außenministers von Ranna gegenüber dem tschechoslowakischen Staatschutzgesetz können darum nicht genügend in die europäische Öffentlichkeit dringen. Oder hat man jenen heimlichen Auftritt in Genf vergessen, als der damalige ungarische Völkerbundsdelegierte Tibor von Eckardt für die Rechte der Minderheiten eintrat und von Dr. Benesch, dem damaligen Außenminister und heutigen Präsidenten der Tschechoslowakei, auf seine eigene innerungarische Kritik an der Nationalitätenpolitik hingewiesen wurde? Wie bedauerlich, daß Dr. Benesch sich einer solchen Erwiderung damals bediente.

Ein ebenso unerfreuliches Kapitel ist die innere Lage des Deutschtums in Ungarn selbst, das durch den ungarländischen Deutschen Volksbildungsverein nach dem Tode von Jakob Bleyer gepflegt worden ist. Unter dem Bruch aller Satzungsbestimmungen hält sich ein Dr. Gustav Grag als Präsident und bezieht leider durch maßgebende magyarisierende Kreise seinen Rückhalt. Die Volkstumsbelange der deutschen Volksgruppe in Ungarn werden ohne Zweifel von der volksdeutschen Gruppe,

der „Kameradschaft“, so vertreten, wie das eine jede Volksgruppe im fremden Lande tut, sei es eine deutsche oder eine nicht-deutsche, die es mit dem Erhalten ihrer völkischen Eigenart ernst nimmt. Und diese volkstreuere Gruppe der Deutschen in Ungarn ist durch die Grag'sche Willkürherrschaft ausgeschaltet und ausgeschlossen worden. Dr. Grag glaubt den einer Magyarisierung zugänglichen Teil der deutschen Volksgruppe durch kräftige Beschimpfungen der nationalsozialistischen Weltanschauung („Ich würde mich schämen, wenn man mich für einen Antifaschisten hielte“, Dr. Grag in dem jüdischen Wochenblatt „Eggenlöseg“ 1936) hinter seinen Präsidentenstuhl zu scharen. Raum nötig zu betonen, daß seine Anhänger einen ganz minimalen Bruchteil des Deutschtums ausmachen bzw. es fraglich erscheinen muß, ob sie der Volksgruppe überhaupt noch zugerechnet werden dürfen. Ein solcher Zweifel ist um so berechtigter, als der Genfer Minderheitentongreg nicht den ungarländischen Deutschen Volksbildungsverein und seinen Präsidenten Grag als Vertreter der deutschen Volksgruppe in Ungarn nach Genf rief, sondern Prof. Fuß und die volksdeutsche „Kameradschaft“.

Nationalsozialistische und magyarisierende Grundsätze

Zwischen dem Reich und Ungarn ist ein Kulturabkommen in diesem Jahre abgeschlossen worden. Deutscherseits hat erst in Nürnberg der Führer erneut allen Entnationalisierungsbestrebungen eine Absage erteilt und erklärt: „Der neue nationalsozialistische Staat lebt nach einem völkischen Ideal, das seine Befriedigung im Kreislauf des eigenen Blutes findet. Die nationalsozialistische Lehre erkennt den Zweck der Existenz des Staates in der Erhaltung des Volkstums. Sie glaubt damit noch am ehesten einen Weg zu zeigen, um auch jenen Aufgaben gerecht zu werden, die sich aus der unglückseligen Diskrepanz zwischen der Grenzziehung der Staaten und der der Völker ergeben. Eine Lehre, die die künstliche oder gar gewalttätige Entnationalisierung eines Volkes als etwas Unnatürliches ablehnt, schafft vielleicht überhaupt die einzige Möglichkeit einer nach größeren und ebleren Gesichtspunkten denkbaren Verständigung. . . .“ Derartige hochherzige — und auf die Dauer erfolgreichere — politische Ideen sollten auch die Grundlage der deutsch-ungarischen Beziehungen bilden. Gerade das ungarlän-

bische Deutschtum ist mit seinen in allen Jahrhunderten gegebenen Blutopfern für das Vaterland Ungarn ein geschichtliches Schulbeispiel für die Vereinbarkeit von Staatstreue einerseits und Verbundenheit und Treue zur Volksgemeinschaft andererseits. Die völkische Idee des Nationalsozialismus sein Wille, den Blutstrom des deutschen Lebens in aller Welt zu erhalten, besitzt keine aggressiven, chauvinistischen, imperialistischen Tendenzen. Ist der Grundsatz nicht richtig: Nur aus der gegenseitigen Achtung der Völker untereinander wächst der Friede zwischen den Staaten? Dort, wo der Kulturkampf und das Volkstumzwingen um das einzelne Dorf toben und das völkische Blut und die Ehre der Nation zur Verteidigung oder zum Angriff aufrufen, wird auf die Dauer keine ehrliche Freundschaft, höchstens eine von der Tagesnotwendigkeit diktierte Gemeinsamkeit gewisser Interessen entstehen. Ob die geopolitische Lage Ungarns im Donauraum nur einer solchen schwachen Hilfsstellung und nicht wahrer Freundschaften bedarf, um sich zu behaupten? Die Beschlüsse von Breßburg sollten das Gegenteil lehren und gewisse Kreise zur Einkehr mahnen. Eine Absage an die unzweckmäßige Magyarisierung kann die ungarische Position an den Ufern der Donau allen Seiten gegenüber nur kräftigen.

Der ungarische Kultusminister Dr. Homán, der in den letzten Monaten zweifacher Ehrendoktor an den berühmtesten Universitäten Deutschlands wurde und während seines Berliner Aufenthaltes von allen deutschen Seiten die herzlichste und aufrichtigste Sympathie für Ungarn und für seine Person im nationalsozialistischen Deutschland feststellen konnte, und Deutschlands tiefe Trauer um Julius Gömbös in München selbst miterlebte, erklärte einige Tage vor seiner Juni-Reise nach Berlin im Parlament:

„Wer die ungarische Nation und überhaupt die Nation vom höheren Gesichtspunkt der historischen und ethischen Werte betrachtet, der wird es für die größte Kraft und den größten Wert der ungarischen Nation halten, daß sie die Fremden, die einzeln, in Gruppen, ja zuweilen in größeren Massen einwanderten und diesen Boden betreten haben und zu Magyaren geworden

sind, gänzlich zu assimilieren und einzuschmelzen instande war.“ Hier ist die heute in Ungarn herrschende Staatsidee und der Begriff vom eigenen und fremden Volkstum aus dem Munde eines gewiß aufrichtigen Freundes Deutschlands als Formel wiedergegeben. Wir wollen hoffen, daß die einige Zeit später in Berlin gesprochenen Worte Dr. Hománs den Weg zu einer Umkehr in der Einstellung zur deutschen Volksgruppe und unserer jungen Kameraden bedeuten. Angesichts der Verhandlungen um das Kulturabkommen erklärte der Kgl. ungarische Kultusminister, „daß die Aneignung des Fremden nur dann zuträglich scheint, wenn dadurch der eigentümliche Kern, der stammesrechte Wert der nationalen Kultur nicht überfremdet, die geistige Unabhängigkeit und Ursprünglichkeit nicht gefährdet werden.“

Der Ort, an dem man einer Meinung war!

Solche Leitgedanken für eine neue ungarische Volkstumspolitik liegen auf der gemeinsamen Ebene, auf der sich immer die deutschen und magyarischen Volksgruppenvertreter auf den Nationalitätenkongressen in vollständiger Einmütigkeit gefunden haben. Möge Ungarn im Geiste dieses letztzitierten Satzes handeln und diejenigen Rechte dem Deutschtum in Ungarn zuerkennen, die magyarische Volksgruppenvertreter in den Nachbarstaaten für sich fordern! Nicht dadurch stellt man zwischen Deutschland und Ungarn eine „seelische Harmonie“ her, wie sie Herr Dr. Gráz immer im Munde führt, daß man von dem Volkstumskampf schweigt oder sich das Deutschtum unterwirft, sondern allein dann, wenn die gegenseitige Achtung voreinander nicht nur betont, sondern verwirklicht wird. Nicht der stille und traurige Nationalitätenkampf in den alten deutschen Dörfern Ungarns ebnet den Weg zur seelischen und politischen Harmonie beider Völker, sondern der Gleichklang der Ideen, wie er sich zwischen deutschen und magyarischen Volksgruppenvertretern auf den Nationalitätenkongressen stets so vorzüglich bewährt hat. So wie die Magyaren

der Tschechoslowakei behandelt zu werden wünschen, so sollten sie ihrer eigenen Ministerheiten Dasein gestalten.

*

Die deutsche Jugendbewegung, die den Namen des Führers trägt, betreibt keine Irredenta, sie verfolgt keine Macht- oder Prestigepolitik. Ihr lebendiges völkisches Bewußtsein hat aber nicht nur die Gräben zwischen Klassen und Ständen, zwischen arm und reich, zwischen gebildet und ungebildet verschüttet, sie nimmt darüber hinaus tiefsten erlebnismäßigen Anteil am Schicksal der deutschen Jugend, wo überall sie lebt, so, als wär's ein Stück von ihr. Man glaube nicht, daß sie, weil sie jung ist, nur ein lächerhaftes Vorstellungsvermögen von

dem Blutkreislauf des deutschen Volkes in der Welt besitzt. Sie muß aus ihrer völkischen Idee heraus ebenso an der Ermordung Deutscher in Barcelona wie an der harten Verurteilung von Dr. Basch Anteil nehmen. Sie weiß, daß diese Haltung die Wunde heilt, die eine völkumsfeindliche Politik in das Herz eines so aufrechten Mannes wie Dr. Basch riß. Und sie weiß, daß ihre Gesinnung es ist, die das Beginnen des völkischen Gegners von vornherein zur Nutzlosigkeit verurteilt. Denn da, wo das Lebensrecht des deutschen Volkes angetastet und abgetötet wird, erfüllt uns das gleiche „Nein, nein, niemals!“, das aus den stummen Trianonsteinen eine leidenschaftliche Anklage gegen die richtet, die sich am Lebensrecht eines Volkes vergingen.

Kleine Beiträge

Rassentunde im Dienst der Rethothollierung

Wilhelm Schmidt, der bekannte katholische Gelehrte und Mitbegründer der sogenannten „Kulturkreislehre“, Professor an der Universität Wien, nimmt in seinem Buche „Rasse und Volk“*) Stellung zu den zentralen Fragen der gegenwärtigen weltanschaulichen Auseinandersetzungen. Wie immer bewegen sich seine Ausführungen auf einem hohen wissenschaftlichen Niveau, was indessen die allgemeine Zugänglichkeit des Buches nicht beeinträchtigt. Auf noch nicht 250 Seiten drängt Schmidt einen umfangreichen und weitreichenden Stoff zusammen. Als Forscher hält er sich zwar meist an die Ergebnisse der Forschung, die er bis in ihre jüngsten Ergebnisse berücksichtigt, aber tut dies in den durch seine Kirche vorgeschriebenen Grenzen. Die Fülle von Problemen, Thesen und Gegenthesen, vermischt mit politischen Urteilen, die das Buch bietet, macht eine umfassende Stellungnahme schwierig. Doch seien einige Gesichtspunkte angegeben, denn dem Buche wegen einiger kritischer Gedanken über den Nationalsozialismus als weltanschaulicher und politischer Größe und über gewisse

Fragen der Rassenforschung eine Pauschablehnung zuteil werden zu lassen, wäre allzu billig.

Schmidt, der als katholischer Lehrer und Forscher spricht, macht aus seinen Bedenken gegen den Nationalsozialismus kein Hehl, obgleich er großdeutsch denkt und ehrliche Sorge um das völkische und politische Schicksal des deutschen Volkes und seines Lebensraumes hegt. Freilich sind seine Bemerkungen kritischer Art über den Nationalsozialismus meist sachlich gegenstandslos. So etwa die Befürchtung, der Nationalsozialismus werde durch den „Einheitsstaat“ die kulturelle Vielfalt der deutschen Stämme vernichten, oder, man wolle die nordrassischen Menschen im feindlichen Sinne gegen die anderen rassischen Bestandteile des deutschen Volkes ausspielen. Indessen scheint er keine Bedenken gegen eine rassenhygienische Gelekkung zu haben, wenn es auch leider nicht klar zum Ausdruck in seinem Buche kommt. Zur Rassenfrage selbst greift Schmidt tief in die Fragen des Verhältnisses von Rasse und Konstitution, Erbllichkeit und Umwelt uff. Unter Berufung auf namhafte Forscher fordert er eine größere Beachtung der Umwelteinflüsse bei der Frage der Rassenentstehung und Weiterentwicklung der Rassen. In diesem Sinne erstrebt er einen

*) Wilhelm Schmidt, „Rasse und Volk“. Verlag Anton Pustet, Salzburg-Verlag. Reinen 5.70 RM.

sogenannten „dynamischen Rassenbegriff“; der nicht bei starren Bestimmungen stehenbleibt, sondern die stete Veränderung einbezieht. Jedoch schränkt Schmidt die Vererbungserscheinungen radikal nur auf körperliche Eigenschaften ein, von einer Vererbung seelischer Eigenschaften will er nichts wissen! Hier bricht das kirchliche Dogma durch: die Seele werde in jeden Menschen einzeln von Gott gesetzt. Und das sei auch „die stets festgehaltene Lehre der katholischen Philosophie“. Kategorisch erklärt er: „Die Erbllichkeit rein geistiger Anlagen müssen wir rundweg ablehnen.“ Doch an anderer Stelle findet er in den rassenkundlichen Forschungen von L. F. Clauß „einen gangbaren Weg, der rassistischen Vererbung geistiger Anlagen näherzukommen“. Hier anerkennt also Schmidt doch die Erbllichkeit geistiger Eigenschaften. Die sich daraus ergebende Widersprüchlichkeit hat er verständlicherweise nicht erörtert.

Ohne es immer ausdrücklich als solches zu kennzeichnen, schiebt Schmidt in seine Betrachtungen des öfteren Bemerkungen über das nationalsozialistische Deutschland ein. So zitiert er einmal zustimmend einen Satz aus einer Rede des Führers am Reichsparteitag zu Nürnberg 1933, ein andermal glaubt er einen Satz aus der gleichen Rede nicht un widersprochen lassen zu müssen, stets ohne den Namen Adolf Hitlers zu nennen.

Mit der liberalen Welt bläst Schmidt ins gleiche Horn, wenn er argumentiert: da es ja noch nicht klar sei, was denn Rasse eigentlich ist, so sei es verwerflich, auf einen solchen Begriff eine ganze Reichspolitik aufzubauen. Nun, wir wissen doch, was Rasse ist, nämlich nicht mehr und nicht weniger als die Anerkennung der Besonderungen und Bindungen, denen der Mensch von der Natur her unterworfen ist. Die Rasse anerkennen, heißt auf die Natur zurückgehen, heißt zu wissen, daß den geschichtlichen Erscheinungen natürliche Besonderungen und Bindungen zugrunde liegen.

Zur Zukunft des deutschen Volkes, vor allem seines nordrassischen Teiles, meint Schmidt ernsthaft, daß es von Nachteil sei, daß gerade die meisten nordrassischen Deutschen keine Anhänger der katholischen Kirche seien, die ihrerseits über Mittel verfüge, ihre Glieder zur Fortpflanzung anzuhalten! Wenn man auch gerade Schmidt eine ehrliche Sorge um die völkischen Belange des Gesamtdeutstums nicht absprechen kann, so ist doch der gegenreformatorisch

Anspruch hier etwas plump ausgesprochen. In dieses Kapitel der gegenreformatorischen Bemühungen gehört auch eine liebevolle Zusicherung an die Bekenntnischriften der protestantischen Kirche, die er offenbar schon konvertieren sieht. Ueberhaupt glaubt Schmidt alles Schicksal des deutschen Volkes nur im Rahmen des katholischen Christentums gesichert zu sehen. Daß er dann am Schluß auch noch den Papst zitiert, mag seine und seiner Kirche eigene Sache sein, doch hier soll es offenbar den katholischen Anspruch des Allein-Seligmachens noch ausdrücklich und unmißverständlich unterstreichen. In diesem Sinne sind auch die gelegentlichen Urteile über die Reformation zu verstehen, bei denen dann geflissentlich die Gegenreformation verschwiegen wird! (Von moderneren Erscheinungen katholischer Feindschaft gegen die Einheit des deutschen Volkes wollen wir dabei noch schweigen.) —

Trotz dieser offensichtlichen Tendenz der Wiederkatholisierung im Zusammenhang von Fragen, die nur auf der Ebene der nationalsozialistischen Weltanschauung in ihren letzten Konsequenzen vertretbar sind und unter anderer Flagge leicht das Gefühl des trojanischen Pferdes zeigen, berührt noch manches an dem Buche sympathisch und das aufrichtige Bekenntnis zum deutschen Gesamtvolke ist uns aus der Feder eines österreichischen Katholiken in dieser Zeit wertvoll genug.

E. L.

Die Aufgabe der Reichsjugend: Wehrerziehung!

Zu Stellrechts Werk: „Die Wehrerziehung der deutschen Jugend“

„Deutschland hat für die Wehrerziehung seiner Jugend noch nichts Entscheidendes getan.“ So leitet Obergebietsführer Dr. Helmut Stellrecht sein neues Buch über die wehrpolitische Jugenderziehung ein. Das wird manchen im Auslande beruhigen und manchen im Inlande beunruhigen. Wir haben für den inneren Aufbau und die nötigte Sicherung sofortige Aufgaben anzupacken gehabt, die den Einsatz aller Mittel erforderten und die Durchführung einer so tiefgreifenden und auf lange Sicht sich erstreckenden Zukunftsaufgabe zunächst zurückstellen ließen. Die Hitler-Jugend hat mit einem Minimum an hauptamtlichen Kräften und Sachmitteln

aus dem Nichts heraus eine Basis geschaffen, von der aus die große Aufgabe angepaßt werden kann. Beispiellose Opfer junger Menschen an Zeit, an Geld, an Berufsaussichten haben die Schaffung dieser Grundlage ermöglicht. Die einführenden Worte des Reichskriegsministers und des Reichsjugendführers zu Stellrechts Arbeit zeigen, daß die Stunde gekommen ist, mit dem Aufbau dieses Wertes zu beginnen. Das Buch selbst weist den Weg.

Der Soldat ist das, was er glaubt

Das Bild, nach dem schon bisher die gesamte Bildung und innere Ausrichtung des jungen deutschen Menschen in der HJ. erfolgte, ist das des politischen Soldaten. Stellrecht hat schon früher ausgesprochen, und es ist seither ein weithin bekannter Gedankengang geworden, daß der Mensch, der vor dem Kriege als Sozialdemokrat in die Kaserne ging, auch als Sozialdemokrat wieder herauskam. Er war schneidiger, straffer geworden, er war geändert, aber er war nicht gewandelt. So kam es, daß das deutsche Heer, das ohne Zweifel über die bestausgebildeten Soldaten der Welt verfügte, in dem Augenblick der inneren Aushöhlung sich nicht gewachsen zeigte, als die Ziele des Krieges dem einzelnen nicht mehr klar waren, als das Vertrauen zur politischen Führung, als der Glaube verloren ging, und die Menschen keinen inneren Halt mehr hatten. Die beste militärische Ausbildung ist in dem Augenblick nutzlos, wo der Mensch nicht mehr uner-schütterlich mit den Zielen des Krieges und der Führung verbunden ist. Das aber läßt sich nicht bei zwanzigjährigen Menschen während der militärischen Ausbildung so nebenher durch Instruktionsstunden und vaterländischen Unterricht erreichen*). Die Werte, nach denen ein Mensch sein Leben ausrichtet, werden festgelegt, so lange seine Seele noch bildsam ist. Das zeigt einmal, weshalb wir eine vormilitärische Ausbildung mit Waffen und Kriegsmaschinen aller Art nach dem Vorbild anderer Länder ablehnen und an deren Stelle eine den ganzen Menschen erfassende Erziehung setzen. Das zeigt zum anderen, weshalb eine solche Erziehung auf soldatischer Grundlage bereits in früher Kindheit einsetzen muß, bevor der Mensch den größten Teil seines inneren Wachstums hinter sich hat. So ist die Grundlage der gesamten Erziehungsarbeit in der HJ. nicht

irgendeine spezielle Ausbildung, sondern die weltanschauliche Schulung gewesen, in der all die Eigenschaften, die der soldatische Mensch in der körperlichen Ertüchtigung übt, an den Gestalten der deutschen Geschichte und Gegenwart dem jungen Menschen vor Augen gestellt und in seiner Seele verankert werden.

Moderne Massenheere lassen sich nicht bewegen ohne den disziplinierten Truppenkörper, ohne das absolute Verhältnis von Befehl und fraglosem Gehorsam. Aber schon bald nach dem Eintritt ins Gefecht ist der Mann auf sich selbst gestellt, muß die Fähigkeiten und Kenntnisse besitzen, im gegebenen Augenblick von allein das Richtige zu tun, wenn er dem korrigierenden Zugriff des Führers nicht mehr erreichbar ist. Und selbst wenn er all diese Fähigkeiten besitzt, wird er nur dann den Schrecken des Materialkampfes sich gewachsen zeigen, wenn ein uner-schütterlicher Glaube sein Handeln bestimmt.

„Der neue Soldat ist nicht mehr das Produkt von Aushebung und Ausbildung, sondern von Auslese und Erziehung. Er wird erfährt in seiner ganzen Persönlichkeit und ist nicht Werkzeug, sondern Träger einer Idee. Es gibt keinen Soldaten ohne den gestaltenden politischen Willen seines Volkes, aber auch kein Volk und keinen Staat ohne die Verkörperung oder Vollstreckung dieses Willens durch den Soldaten.“

„Auslese“ und „Erziehung“ sind die Kernpunkte der Stellrechtlichen Lehre. „Das Ziel der wirklichen Erziehung ist — und nichts anderem sollte in Zukunft das Wort „Erziehung“ gegeben werden — eine bestimmte Rasse zu sich selbst zu erziehen, zu dieser schönen Einheit von den Besten des Charakters und der geistigen Wortstellungswelt. Erziehen — das heißt in Wirklichkeit hinaufziehen. . . Wer nur Wissen und Können vermittelt, ist Lehrer.“

Hier ist der ganze Unterschied zwischen vormilitärischer Ausbildung und soldatischer Erziehung in wenigen Worten zusammengefaßt. Man kann aber nicht einen beliebigen Menschen zu etwas willkürlich Ausgedachtem erziehen. Damit erreicht man nur, daß der Mensch im entscheidenden Au-

*) Vgl. „Der große Auftrag an Wehrmacht und Wehrpflichtige“, Wille u. Macht, Heft 17/1936.

genblick versagt, weil seine innersten Anlagen in einer anderen Richtung verlaufen als das, was man ihm äußerlich aufgezungen hat. Die allgemeine Wehrpflicht alten Stils verpflichtet — wenigstens theoretisch — gemäß der aus dem Liberalismus kommenden Ansicht, daß alle Menschen gleich seien, alle Männer in einem Staate zu dem gleichen Dienst. Praktisch aber ließ sie gleichzeitig eine außerordentlich große Anzahl von Männern, die ihrem Wesen nach Soldat hätten sein können, unausgebildet, während weniger Taugliche und innerlich Widerstrebende die Handhabung der Waffen erlernten. Das mußte zu einer inneren Zerlegung des Heeres führen, während wichtige Volksteile draußen bleiben oder mit einer völlig unzureichenden Ausbildung in den Kampf geschickt wurden. Wir denken darüber anders. Wir lassen die Ehre der soldatischen Ausbildung dem zuteil werden, der innerlich „dazugehört“, d. h. dem Menschen, der unseres Volkstums und unseres Blutes ist. Nur bei ihm kann diese Erziehung die höchsten Ergebnisse zeitigen, da sie ihm nicht als etwas innerlich Fremdes aufgezwungen ist, sondern nur die bereits vorhandenen Anlagen frühzeitig entwickelt und pflegt.

Wir Deutschen sind ein altes Kriegervolk von hohem Range. Alle die Anlagen und Eigenschaften, die zum Soldaten gehören, sind selbst in der breitesten Masse erbmäßig vorhanden. Allerdings sind sie beim Großstädter und beim Städter überhaupt, der den überwiegenden Teil unserer Bevölkerung ausmacht, so wenig entwickelt, daß mit ihrer Pflege möglichst frühzeitig begonnen werden muß, um sie vor völliger Verkümmern zu bewahren.

Es ist hier nicht der Raum zur Schilderung all der Eigenschaften, die das Bild des jungen Soldaten ausmachen, und um deren Ausbildung Stellrecht die technischen und erzieherischen Mittel behandelt. Wir werden auf einzelne davon, auf die Erziehung zur Härte, das Problem der technischen Arbeit und andere später zurückkommen. Als Wichtigstes bleibt herauszuheben, daß in Zukunft die wehrpolitische Erziehung der deutschen Jugend nicht mehr auf die freiwillige Zugehörigkeit zur Hitler-Jugend beschränkt werden kann. Zu oft stehen dem einzelnen Jungen, trotzdem er will und kann, äußere Hindernisse im Wege, die durch das Gesetz des Staates beseitigt werden müssen. Stellrecht weist einer Reichsjugend den Weg. Kommende Aufgaben der

HJ.-Führerschaft hat Stellrechts Buch durch eine klare geistige Fundierung freigelegt, die das Wert nach Balbur v. Schirachs „Die Hitler-Jugend, Idee und Gestalt“ zum wichtigsten geistigen Handwerkszeug der jungen Führerschaft werden läßt. E. J.

Neue Denkmäler für unsere Toten

Im November, da wir der Toten der Bewegung gedenken und der Toten von Langemarck, erscheinen zwei Bücher aus den Reihen der jungen Generation; durch die leidenschaftliche Darstellung von Ereignissen, die trotz ihrer Schändlichkeit fruchtbare Geschichte geworden sind, tragen sie mit dazu bei, das Vermächtnis der gefallenen Nationalsozialisten zu erfüllen. Es ist einmal das Buch des Stabsführers Hartmann Lauterbacher, *Die Toten der HJ.*, das (mit 20 Abbildungen, 159 Seiten stark) bei Stalling in Oldenburg erscheint. In diesem „Ehrenbuch der nationalsozialistischen Jugend“ fügt sich ein hochreißendes Bild neben das andere: 21 junge Kameraden, deren Tapferkeit und deren Glaube in uns allen weiterleben muß. Aus den knappen, dramatischen Schilderungen geht hervor, wie sie fielen, ohne Pose, ohne Worte, aber mit einer starken Gewißheit. Namenlos, irgendwo in einem kleinen Dorf, oder in einer Großstadtgasse, erschlagen, erschossen — und die fürchterlichste Grausamkeit ihres Todes vermochte nicht, ihre Haltung zu erschüttern. In der Einleitung heißt es:

„Die ersten hundert Vermundeten und Toten der HJ. ließen alle Jungen nur aktivistischer werden und innerlich wachsen. Sie wußten, daß das Sterben eines jeden einzelnen Unbekannten nicht ‚jungendlichromantisches‘ und blindes In-den-Lob-lausen, sondern bewußtes Hingeben des eigenen Ich für das Wir der Gemeinschaft war. Die Helden der HJ. liebten das Leben genau so wie alle anderen, sie warfen es nicht achtlos von sich, sie liebten es im Gegenteil mehr. Nur daraus erwuchs ihr Opfer.“

Phrasenlos, sachlich berichtend, aber mit der heiligen Glut des Verpflchtetseins stellt Hartmann Lauterbacher die gefallenen Kameraden vor uns hin: wir müssen uns entscheiden, ob wir zu ihnen gehören wollen.

Das andere Buch, das ebenfalls für den Fremden nur „interessant“ sein mag, ist Karl Richard Ganzers Bändchen aus der jungen Reihe (Langen-Müller, München, R. N. — 50), betitelt „9. No-

vember 1923". Der junge Historiker stellt hier mehr dar als eine wissenschaftliche Bestandsaufnahme der Vorgänge — er gibt der Schilderung darüber hinaus eine zum Dichterischen hinweisende Form. Große Geschichtsschreibung wird immer politische Dichtung sein, zumal, wenn sie Geschehnisse von letztlich weltgeschichtlicher Weite nachgestaltet. Ganzer gibt den 70 Seiten, die er im Untertitel „Tag der ersten Entscheidung“ nennt, häufig ein novellistisches Gepräge, ohne jedoch die Wiedergabe der Ereignisse (und vor allem: ihrer Hintergründe) dadurch unklar werden zu lassen. Die sprachliche Meisterung seines Stoffes — die sachliche ist bei Ganzer selbstverständ-

lich — überrascht immer wieder mit ihrer Bildhaftigkeit und Deutlichkeit, selbst wenn ein „trodener“ Gegenstand dargelegt wird, wie z. B. die innerbayerischen Verhältnisse des Jahres 1923. Besonders wertvoll ist uns die Wiedergabe des Prozesses — Hitler wird vom Angeklagten zum Ankläger und weiß schon jetzt, daß es einst heißen wird: „Und ihr habt doch gesiegt!“

Das Bändchen ist, wie die meisten der „Jungen Reihe“, hervorragend ausgestattet. Der Verlag Langen-Müller leistet mit diesen — im weiteren Sinne — „politischen“ Büchern eine vorbildliche Arbeit, die gerade von uns Jungen dankbar aufgenommen werden sollte. hy.

Theater und Film

Über die Ballade zu neuem Drama

Von den vielen Uraufführungen — in der vorigen Spielzeit waren es über 200 — läßt sich selten etwas Bleibendes festhalten. Alzuviel „Schriftsteller“ mit ihrer Mittelmächtigkeit ließen uns mißtraulich werden. Wenn wir trotzdem wagen, einen Namen zu nennen — und obendrein vor der Uraufführung (Breslau, 18. November) —, so deshalb, weil hier ein Kamerad der jungen Generation zu uns spricht und weil er mit einer eigenartigen, fraglos dichterischen Eindringlichkeit zu uns spricht. Es ist Georg Basner, der schon mit seiner dramatischen Ballade „Vergessenes Heer“ Erfolg hatte, und der jetzt das Drama „Der Thron im Nebel“ vorlegt. Eine endgültige Beurteilung der Wirkung mag den Kritikern der Uraufführung vorbehalten sein, — wir spüren schon aus dem Manuskript einen überzeugenden und überraschend weiten Umfang dramatischer Möglichkeiten, der gerade in der Abwendung vom herkömmlich Schriftstellerischen und vom „historischen Schauspiel“ liegt. Mittel dazu ist für Basner das Balladeste, das in dem bildhaften Ablauf der Geschehnisse zum Ausdruck kommt. Allerdings auf Kosten einer dramaturgischen Architektur, die den dramatischen Vorgang ordnet, sich entwickeln läßt, zu zwangsläufigen Hand-

lungsmomenten führt und schließlich zu einem unausbleiblichen und wirklich abschließenden End-Höhepunkt. Es ist eigentlich keine dramatische Handlung, sondern nur der Ablauf großer Schicksale, die Basner in den beiden uns bekannten Stücken gestaltet. Aber wie er diese großen Schicksale umreißt, mit welcher scharfen und knappem Schiffs in Wort und Bild, das nimmt bis zur letzten Zeile gefangen. Hier liegt der Vorteil des Balladenhaften, in der unmittelbaren Wirkung, die durch handlungsmäßige Verflechtungen mit anderen Bildern nur wenig belastet ist. Das Bildhafte ist jedoch in seinen Einzelgeschehnissen keineswegs episch, sondern in sich selbst mit Dramatik bis zum Zerspringen geladen.

Der „Thron im Nebel“ gehört dem tolen Schwedenkönig Karl XII., der Peter den Großen anfangs besiegte und erst an den Grenzen Afriens, bei Votawa, vernichtend geschlagen wurde. Hier beginnt das Stück, mit einem Vorspiel, wo das Bildhafte zur Vision wird: in der Steppe stehen türkische Wächter „mit doppelt mannhohen Lanzen im großen Rund um den König, sie blicken regungslos in die Weite... Der König sitzt auf einem Bloß oder Baumstumpf, wie in einem riesigen Käfig hinter dem Gitter der Lanzen. Er trägt einen weißen Leinwand, darüber einen blauen Mantel, hohe

Reiterstiefel, also kein historisches „Kostüm“. Er horcht in die Tiefe...“

Dies Visionäre, nahezu „Expressionistische“ Schwingt durch das ganze Stück, wenn es sich auch nicht immer — leider insbesondere nicht zum Schluß hin — dem Monumentalen dieses Anfangs zur Seite stellen kann. Aber wir sehen hier endlich einen mutigen Ansat zu neuem Theater, das wirklich Wildenbruch überwindet und in dichterischer, übersehender Schau, nicht im historisierenden Archiv-Dialog ein großes Schicksal zu großem Ausdruck bringt.

Es sei hier nicht erörtert, ob die Gestalt gerade Karls XII. mit ihrer Abenteuerlichkeit und ihrem egozentrischen Selbstbewußtsein, das sich in einem sinnlosen „Nachzug der Ehre“ schließlich erschöpft, als Führergestalt für uns Geltung haben kann. Das Wägen starker und genialer Persönlichkeiten ist dann nicht am Plage, wenn es nur darum geht, sich durch das Miterleben ihres Schicksals erschüttern zu lassen. Und das erreicht Basner, von dem wir noch viel erwarten.

Hyminen.

Prominenz und Mannschaft

Der Konzertsommer hat seinen Einzug mit allem Glanz erlauchter Namen gehalten — dies festzustellen hat niemand bessere Gelegenheit als der in der Reichshauptstadt ansässige Musikfreund. Will er abends ein Konzert besuchen, so hat er die Wahl und die Qual, unter mindestens einem halben Duzend prominenter Darbietungen auswählen zu dürfen — ein unheimlicher Musikbetrieb. Erfreulich, wenn man daraus das ungestillte Kunstbedürfnis breiter Massen ablesen könnte, fragwürdig aber dann, wenn sich zeigt, daß bei diesem Überangebot der Schwerpunkt des Interesses sich von der dargebotenen Musik eindeutig auf den ausführenden Künstler oder die ausführende Gemeinschaft verschiebt. Da zudem die Programme größtenteils in wechselnden Mischungen immer wieder um ein bestimmtes „gängiges“ Musikgut kreisen, ist es kein Wunder, daß uns die Pla-

katankündigungen zwar in überlebensgroßen Buchstaben den Namen seiner oder ihrer Prominenz ins Gesicht schreiben, bestenfalls aber unten ganz klein verraten, was denn eigentlich musiziert wird. So scheint uns dieser Glanz doch beträchtliche Schatten zu werfen, denn wo es nicht mehr um das Werk selbst, sondern um seine mehr oder weniger virtuose Darbietung geht, da wird sich schwerlich jene wahre Hörergemeinde zusammenfinden, die das Erlebnis echter Kunst sucht, die aber überall dort zu finden ist, wo verantwortungsvoll Schaffende in ernster Hingabe am Werke sind.

Unterdessen fand abseits der großen Konzertsöffentlichkeit ein für die Zukunft unseres Musiklebens bedeutungsvolles Ereignis statt: das dritte Reichsmusikschulungslager der Hitler-Jugend in Braunschweig. Es zeigte in seiner Durchführung und Aufgabenstellung deutlich, daß die Musikarbeit in der Hitler-Jugend unbeirrt von reaktionären Angriffen folgerichtig ihren Weg geht, der auf der Grundlage des einstimmigen Bekenntnisses bis zur schöpferischen Anteilnahme an den Werken der großen Meister führt. Das Märchen von der gewollten Primitivität der HJ-Musik dürfte nun endgültig zerstört sein. Das bewies die fleißige, saubere Arbeit, die geleistet wurde, das bewies die Themenstellung und Durchführung der Referate, und das bewies schließlich die angeschlossenen Musiktage, die sowohl große Instrumental- und Chorwerke aus dem Kreis der HJ-Musiker wie auch Werke der alten Meister zum Erklängen brachten. Als wichtigstes Ergebnis der Tagung stellt sich die Planung einer großzügigen instrumentalen Schulungsarbeit mit Unterstützung der Reichsmusikammer heraus, ferner die Absicht, die bestehenden „Singschulen“ zu Instituten einer Gemeinschaftsarbeit von Reichsmusikammer und Hitler-Jugend zu machen, und vor allem die Gründung einer Reichsmusikschule der HJ, die in Hirschberg ihren Sitz haben wird und die der Ausbildung von Jungmusikführern dienen soll.

—din.

Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Günter Kaufmann, Berlin; Stellvertreter: Dr. Wilhelm Gommen, Reichsjugendführung, Berlin NW 40, Kronprinzenufer 10. Fernsprecher A 1 0022, D 2 541. — Anschrift der Schriftleitung „Wille und Macht“: Berlin SW 68, Zimmerstr. 88. — Verlag: Zentraverlag der NSDAP, Franz Eber Nachf. G. m. b. H., München. Verantwortlich für den Einzelentwurf: Georg Kienle, München. — Dfl. III. Bl. 36: über 14 000, Pl. Nr. 5. — Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn AG., München. — „Wille und Macht“ ist zu beziehen durch den Verlag oder jede deutsche Buchhandlung sowie durch die Post, Postbezug vierteljährlich 1.80 RM, zuzügl. Postgebühr. Bei Bestellung von 1 bis 3 einzelnen Nummern bitte den Betrag in Briefmarken beizulegen, da Nachabmesendung zu teuer ist und diese Bestellung sonst nicht erledigt werden kann. Massenbezug durch den Verlag laut besonderer Bezugsbedingungen.

Soeben erschienen:
Junges Volk

Reihe Bücher der jungen Nation
Band 3

Gerhard Pantel
Befehl Deutschland

Ein Tagebuch vom Kampf um Berlin

Wir sehen die Kämpfer für Deutschlands Freiheit durch den roten Wedding marschieren, durch Tod und Gefahr, wir begleiten sie auf das Polizeipräsidium und in die Gefängnisse des Novemberstaates... und auf den Friedhof, wo wieder und immer wieder die ermordeten Streiter Adolf Hitlers ihre letzte Ruhe finden.

Leinen RM. 2.-

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

**Zentralverlag der NSDAP.
Frz. Eher Nachf., München**

Kein Tag ohne
BIOX-ULTRA
die schäumende Sauerstoff-Zahnpasta
sie ist mild u. erfrischend, ohne faden Kreidegeschmack.
Biox-Ultra erhält die Zähne gesund, rein, weiß u. blank

**Deutscher
Heimatkalender**

Der neue Hauskalender

Kart. RM. -.50

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

**Zentralverlag der NSDAP.
Frz. Eher Nachf., München**



Wir lesen alle



Jeden Samstag neu! Einzelpreis 15 Pfennig

*Kostenlose Probenummern und Bestellungen
(monatlich 66 Pfg. einschließlich Zustellung)
durch den Zentralverlag der NSDAP., Franz
Eher Nachf., München 2 NO, Thierschstraße 11*



Bildberichterstattung der Bewegung

Illustrierter Beobachter

Vor 10 Jahren erschien er zum erstenmal. Lange Jahre war er die einzige illustrierte Zeitung, die Aufnahmen vom Führer und aus unserer Bewegung brachte. Der „I.B.“ ist dieser Tradition treu geblieben. Seine Führerbilder und die herrlichen Aufnahmen von allen Ereignissen der Bewegung und des Staates, die von nationalsozialistischem Geist gestaltet werden, sind seine Hauptstärke. Daneben erscheinen Bildberichte von allem, was in der Welt vorgeht, Tatsachenberichte, Romane, Erzählungen, Anekdoten, Novellen, knifflige Katzj. u. Schachaufgaben sowie die Seite mit Humor.

Der Illustrierte Beobachter

erscheint jeden Donnerstag und kostet 20 Pfennig, monatlich 80 Pfennig zuzüglich Zustellgeld. Der „I.B.“ gehört in jedes deutsche Heim.

Nach Gebrauch zurück an
Hauptarchiv der NSDAP
Abt. Jugendbewegung

m

Wille und Macht

ihre Organ der nationalsozialistischen Jugend



Herausgeber: Baldur von Schirach

aus dem Inhalt:

Die geistige Situation unserer Zeit

Oesterreichs 900 000 Stiefkinder

Von der Vollmacht des Führers

*Diplomatische Reisezeit – Die Drohung des 15. Juli 1937 – Um das Gesicht
der Persönlichkeit – Träger der Reichsgewalt*

Halbmonatsheft / Heft 23

München, 1. Dez. 1936

Preis 30 Pf.

Digitized by Google

Inhalt

Die geistige Situation unserer Zeit	R. G.
Von der Vollmacht des Führers	Georg Halbe
Das Innere Reich	Hellmut Willprecht
Der Reichsjugendführer über den ehemaligen Großdeutschen Bund	

Außenpolitische Notizen:

Diplomatische Reisezeit	Wolf Schente
-----------------------------------	--------------

Kleine Beiträge:

Um Oesterreichs 900 000 Stiefkinder
Die Drohung des 15. Juli 1937
Um das Gesetz der Persönlichkeit

Theater und Film:

Standsschütze Bruggler
Theater als Katheder

Kunstdruckbeilage: Träger der Reichsgewalt

Bilder: Laug (3), Staatliche Bildstelle (1)

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

Jahrgang 4

München, 1. Dezember 1936

Heft 23

K. E.:

Die geistige Situation unserer Zeit

Weg und Überwindung drei fremder Weltanschauungen

Wenn hier der Versuch einer Deutung des geistigen Zustandes unserer Zeit unternommen wird, so muß von vornherein darauf hingewiesen werden, daß dieser Versuch noch nicht die Beweisführung auf allen Gebieten des Lebens in sich birgt, daß er aber eine Sicht eröffnet, die wesentlich zu einer Scheidung der Geister beitragen soll, und daß weiterhin dieser Versuch bei weiterer Forschung Erklärungen für den Ablauf von Ereignissen, Formen und Gestaltungen in der Geschichte und Gegenwart gibt, die bisher noch nicht aus ihren politisch kirchlichen, liberal humanistischen oder materialistisch marxistischen Dogmen gelöst wurden.

Dieser Versuch stellt den geschichtlichen Ablauf des deutschen Volkes bewußt unter den Gesichtspunkt der Vorherrschaft der Rasse und beschränkt sich in seiner Gültigkeitserklärung in diesem Ablauf nur auf das deutsche Volk. Er sieht den Kampf des deutschen Volkes unter dem Gesichtspunkt des einzig von Gott und der Natur lehtin gewollten Strebens der Menschen überhaupt an, nämlich des Strebens nach der Ordnung, die, im Blute verankert, ihr Gesetz ist. Die Kampfansage, die hier gegeben wird, ist die ewig gleichlautende in der Menschengeschichte. Es ist die Kampfansage des Menschen gegen die Vernichter der von Gott gewollten Lebensordnung und der von der Natur und somit von der Vorsehung ihnen auferlegten ewigen Gesetze des Blutes und der Rasse.

Der Kampf um die Lebensordnung ist gleich dem Kampf um das den Menschen auferlegte Schicksal. Er bewegt sich fern von dem dogmatisch ausgelegten Gut und Böse, er hat seine eigene Dynamik, die man entweder im Blute spürt oder nicht spürt. Es ist der Kampf, der fast zweitausend Jahre das deutsche Volk durcheinanderrüttelte, der es aber im zwanzigsten Jahrhundert auf seinen ihm von Gott vorgeschriebenen Weg zurückführte.

Selbstverständlich werden auch dieses Mal tausende Geister aufstehen und beweisen wollen, daß die hier gezeigte Sicht falsch ist. Sie werden mit den raffinierten Mitteln der verstandesmäßig geschliffenen Dialektik mit tausend Einzelheiten aufwarten, um das Gesamtbild zu zerlegen. Diesen in der wissenschaftlichen Welt altbekanntesten Geistern sei daher von vornherein gesagt, daß ihre Methoden immer stärker an Kraft verlieren; denn darüber, daß die einzelnen Epochen in der Geschichte immer von alten Strömungen untermischt sind und demzufolge nur kurze Zeit ganz klare eindeutige Sicht annehmen, besteht kein Zweifel und ist bekannt. Bei diesem Versuch kommt es im wesentlichen darauf an, klarzulegen, daß die im deutschen Volke wirksam gewesenen und noch wirkenden Weltanschauungen eine Zeitlang das gesamte Denken und Handeln des Volkes beherrscht haben, daß sie mit unerhörter Brutalität das Volk von seiner artgemäßen Lebensform entfremdeten, und daß sie an ihrer falschen Wertung, an der Außerachtlassung des göttlichen Willens von der blutlich gebundenen Lebensordnung scheitern mußten. Es soll weiterhin der Beweis dafür sein, daß diese Weltanschauungen in ihrem Ursprung nichts mit einer deutschen völkischen Lebensgestaltung zu tun haben. Die in den Zwischenperioden liegende Zeit, wo die eine Weltanschauung mit der anderen um die Vorherrschaft kämpfte, zeigt bei näherer Untersuchung die ganze Tragödie des deutschen Volkes, zeigt, wie dieses Volk aus seinem Streben nach seiner Lebensordnung sich in verbitterten Kriegen zerfleischte, zeigt aber auch weiterhin, wie gerade dann die tatsächlich großen Vertreter des deutschen Volkstums als Ketzer verschrien wurden, weil sie dem deutschen Volk von seinem artgemäßen Leben erzählten. Immer hat es in der Geschichte des deutschen Volkes diese Rufer gegeben, aber als Ketzer, Revolutionäre oder sonstwie wurden sie verbannt, mit Spott überhäuft und sind zum größten Teil einsam gestorben. Sie waren die wahrhaft großen Warner, die das Blut im Volke wach hielten, aber es mußte sich erst die Zeit vollenden, es mußten sich erst drei Weltanschauungen über das Volk ergießen, bis wir heute den göttlichen Willen von der blutlich gebundenen Lebensordnung als das Grundgesetz unseres arteigenen Lebens nicht als Rufer in der Nacht, sondern als Ränder des neuen Tages in voller Freiheit predigen können. Unzählige Mühsal, Hunderttausende von Toten, satanische Morde, Hexenverbrennungen, Ketzerfolterungen, alles was teuflische List erdenken konnte, zeichnen den Weg unseres Volkes. Es ist ihnen trotz allem nicht gelungen, das Blut zum Schweigen zu bringen. Heute gärt es und es verlangt sein Recht, das Recht, seine ihm von Gott durch das Blut vorgezeichnete Lebensordnung zu erfüllen, seiner Rasse gemäß harmonisch leben zu können.

Die Ordnung unserer Vorfahren

Auf Grund der Forschungen wissen wir heute, daß zu Beginn unserer Zeitrechnung die Germanen mit einer ihrer rassistischen Eigenart entsprechenden Weltanschauung in die Geschichte eintraten. Diese Weltanschauung hatte ihr Fundament einerseits in der Einstellung zum Blute, andererseits zum Boden. Der Mensch war für sie nicht eine willkürliche Zusammenballung von Seele, Geist und Körper, die vonein-

ander unabhängig ein Sonderdasein führten, sondern sie sahen im Menschen die im Blute gebundene Ganzheit. Seele, Geist und Körper standen unter sich nicht in einer Wertkonkurrenz.

Dieser Auffassung von der Gleichwertigkeit von Seele, Geist und Körper der Menschen einer Rasse stand die Auffassung von der verschiedenen Wertigkeit Menschen verschiedener Rassen zur Seite. Immer aber ging die Wertung vom totalen Menschen aus, der in seinem Blute wurzelt.

So wie die Einstellung zum Menschen und zu seinem Blute vollzog sich auch das Leben. Natürlich und ohne Sündengefühle war die Einstellung zur Frau. Als die Trägerin des Blutes genoß sie das entsprechende Ansehen. Der harmonisch ausgebildete Körper galt als das Ideal. Leibbeserziehung im weitesten Umfange war eine Selbstverständlichkeit. Neben die harmonische äußere Gestalt trat die Ausbildung des Geistes und der Seele. Man dachte gar nicht daran, etwa auf Kosten des Körpers den Geist auszubilden oder den Körper dem Seelenheil zu opfern. Den im reinen Blute verankerten vollen Zusammenklang von Seele, Geist und Körper bildete man ohne Beschränktheit aus und stellte sich damit unter den rein natürlichen Ordnungsgedanken.

Ebenso unkompliziert wie dieses Denken über den Menschen war aber auch das über den Boden. Der Boden war Eigentum der Sippe und ging von Geschlecht zu Geschlecht über. Daß ein ohne Familie lebender Mensch über seinen Boden frei verfügen konnte, war einfach nicht denkbar, denn es galt der Satz: „Gut fließt wie das Blut.“ Wenn eine Sippe ausstarb, wurde dieses Gut einer anderen Sippe übergeben, um dort wieder mit dem Blutstrom sich fortzuerben. Der Erbe erhielt das Erbe zu treuen Händen zur verpflichtenden Betreuung. Unter diesem Gedanken stand das Recht und dieses Recht wurde von dem Sippenverband als wehrhafte völkische Bauerngenossenschaft vertreten. Es war selbstverständlich, daß der rassistisch reine Genosse gleichzeitig Krieger und Bauer war, das Schwert gehörte zum Pflug und umgekehrt.

Der Einbruch der politischen Kirche

So stand diese auf den Ordnungsgedanken des blutlich gebundenen Menschen aufgebaute Volksgenossenschaft da, als die politische Kirche mit ihrem Einbruch auftrat.

Worin unterschied sich nun im wesentlichen die Weltanschauung der politischen Kirche von der dieser germanischen Volksgenossenschaft?

Es ist das Wesen des jüdischen Intellekts, in Abstraktionen zu denken und diese Abstraktionen dann verstandesmäßig zu untermauern, um zu einer Vorherrschaft zu kommen. Nur ganz wenige Männer haben eigentlich das ideenmäßige Weltbild der politischen Kirche festgelegt. Es genügte aber, um hieraus einen systematischen Herrschaftsanspruch zu erheben, der sich dann, von einer fanatisierten Priesterchaft zum Dogma gehoben, als allein seligmachend ansprechen ließ.

Ein Einbruch in die germanische totale Weltanschauung war nur möglich, wenn die Ansicht von der Ganzheit des Volkes und des Blutes und weiterhin deren Verhältnis zum Boden zerstört wurde. Diesen einzig möglichen Weg hat die politische

Kirche auch eingeschlagen. Als Vater dieses Weges ist der Jude Paulus anzusehen, denn er legte in konsequenter Weise die Richtlinien zur Zerstörung der blutlich gebundenen Weltanschauung fest. Statt einer verschiedenen Wertung der Völker und des Blutes verschob die politische Kirche die Wertung auf den einzelnen Menschen.

Herrschaft der Seele

Unabhängig von dem Blute wurde die Ganzheit des Menschen in Seele, Geist und Körper zerlegt und eine Höherbewertung der Seele über den Körper und über den Geist als der erste dogmatische Satz festgelegt. Jüdischem zergliederndem Intellekt blieb es vorbehalten, die Seele zum höchsten und letzten Richtungspunkt der Menschen hinzustellen. Nicht mehr der blutlich gebundene, totale Mensch stand nun zur Wertung, sondern die Abstraktion Seele, die, wie der Kirchenvater Augustinus anführte, „eine unräumliche, unmaterielle Substanz ist“, die dadurch bei allen Menschen gleich auch von seinem Blute unabhängig ist. Auf diese reine Seelenlehre baute die politische Kirche ihr Herrschaftssystem auf. Sowohl der Geist als auch der Körper galten nunmehr als etwas Minderwertiges gegenüber der Seele. Sie wurden als etwas Sündhaftes, Teufliches erklärt, das dem Menschen nur hinderlich auf seinem Wege zur Seelenreinheit ist.

Die Einstellung zur Ehe erhielt durch die Erklärung der Sündhaftigkeit des Fleisches und der Fleischeshlust ihren entscheidenden Schlag. Sich auf das Wort von Paulus an die Korinther berufend, das heißt: „Demnach, welcher verheiratet, der tut wohl, aber welcher nicht verheiratet, der tut besser“ oder „Wer unverheiratet ist, der ist um die Sache des Herrn besorgt, wie er dem Herrn gefalle“, galt der ehelose Mensch als höherwertiger. Er trat durch seine Ehelosigkeit in eine nähere „Beziehung“ zu Gott. Nicht mehr die Familie war die von Gott gewollte und Gott gefällige höchste Form menschlicher Lebensordnung, sondern der Mönch, die Nonne. Der aus seinem Blutstrom losgelöste Mensch wurde in den Lebenskreis der Germanen als ein höherwertiger, mit einem besseren Wechsel auf das Seelenheil ausgestatteter Mensch hingestellt. Das Priestertum erhielt durch seine Ehelosigkeit erst seine eigentliche Wertung. Die Rücklüsse konnten auch auf die Einstellung zum Boden nicht ausbleiben. Wenn schon die Ehelosigkeit höherwertiger als die Ehe war, dann mußten auch die aus der völkischen Gemeinschaft losgelösten Männer- und Frauenvereinigungen der Mönche und Nonnen, nämlich die Klöster, einen größeren, erhabeneren Anspruch auf den Boden haben als die sündige Sippen-gemeinschaft. Dann hatte das Wort, daß „das Gut wie das Blut fließt“, auch keine Bedeutung mehr. Dann mußte man folgerichtig danach trachten, seine sündige Ehe durch Geschenke an die „heiligen“ Männer ebenfalls zu verheiligen, zum Wohle der Seele, deren Reinigung ja eben wiederum nur in die Hände der „frommen“ Männer gegeben war. So zerstörte das aufgestellte Zerrbild über die Seele die Auffassung vom Blute und gleichzeitig die vom Boden, und so trat die politische Kirche ihr Herrschaftssystem an. Folgerichtig ist deshalb die erste Übereignung des

Bodens mit dem Betrug verknüpft, wie die anerkanntermaßen gefälschte Schenkungsurkunde Pipins beweist, aber gerade solches Nachhelfen sollte ja beschleunigend die Zerstörung der Weltanschauung des germanischen Menschen vollenden. Was nach diesem ersten Betrug kam, war nur noch Mord und Brand, Ausrottung und Verbannung im Namen des entheiligten Gottes. Jahrhundertlang bis auf den heutigen Tag hat die politische Kirche diesen Standpunkt beibehalten. Die Minderbewertung des Körpers brachte dann all die Schandtaten mit sich, die uns unter Zölibat, Kasteiung bis zur Züchtung eines verkrampten Schamgefühls bekannt sind. Der Leib ist sündhaft, also besitzt der die größte Heiligkeit, der ihn verkommen läßt. Hysterisch gewordene Asketen sorgten dafür, daß dieser Standpunkt soweit getrieben wurde, daß die Heiligkeit der Elisabeth in Konkurrenz mit dem von ihr verbreiteten Gestank treten konnte, um dort zu landen, daß man körperlich erkrankte Krüppel und geistige Idioten im Interesse ihrer „lauteren“ Seele zum Inhalt gott-ergebener Liebeswerke stempelte, anstatt sie der Sterilisation hinzugeben. Seit bald zweitausend Jahren bricht diese Linie nicht ab. Sie bleibt, solange der blutliche Zusammenklang von Seele, Geist und Körper gezeugnet wird.

Gleichlaufend mit der Mißachtung des Körpers ging die Minderbewertung des Geistes, der Vernunft. Im Interesse einer verstandesmäßig bewerteten Seelenlehre wurden vernünftig denkende Menschen, die gegen diese konstruierte Abstraktion Stellung nahmen, auf den Scheiterhaufen geworfen, verfolgt und gemartert. So wurde unter anderem der Philosoph Giordano Bruno nach siebenjähriger Kerkerhaft auf den Scheiterhaufen gebracht, weil er sich für naturwissenschaftliche Errungenschaften einsetzte, und so wurde auch Galilei durch die Inquisition verfolgt, eingekerkert und zum Widerruf gezwungen, weil er für eine vernünftige Beurteilung der naturwissenschaftlichen Ergebnisse eintrat. Über Giordano Bruno führte Goethe aus: „Das ganze Herrschaftsgefühl der Renaissance, das Pothen auf die Mündigkeit der Vernunft und das Bewußtsein der geistigen Selbstverantwortung kommt in Bruno zu vollendetem Ausdruck und steigert sich zu jenem Pathos, das allein der felsenfesten wissenschaftlichen Überzeugung entspricht.“

So baute man die internationale Gleichheit der Seelen auf. Mit dieser Seeleninternationale aber, die auf der Grundlage der Gleichheit der Seelen fußte, baute ein politisches Priestertum eins der größten Schreckensregime auf, die je die Welt gesehen hat.

Der Kampf gegen das Dogma

Aber die Weltgeschichte müßte nicht gleichzeitig das Weltgericht sein, um die Vergewaltigung des obersten Naturgesetzes der Menschen, das in dem Streben nach der im Blute wohnenden Lebensordnung begründet ist, einfach hinzunehmen. Es hat in der deutschen Geschichte kein Jahrhundert gegeben, wo nicht die Kufer des Blutes aufgetreten sind und in dieser oder jener Form für die Ganzheit des deutschen Menschen und für seine im Blute begründete Weltanschauung kämpften. Dem Suchen nach dem deutschen Menschen hat die politische Kirche keinen dauernden

Riegel vorschieben können. Nicht etwa, weil sie nicht die Macht dazu hatte, denn diese besaß sie schon, sondern weil ein göttliches Ordnungsprinzip durch verstandesmäßige Konstruktionen nicht außer Kurs gesetzt werden kann.

Und so sehen wir denn schon im frühen Mittelalter, wie gegen die Ausschließlichkeitserklärung der Seeleninternationale für die Freiheit des Geistes gekämpft wird. Immer stärker treten die Geister auf, die dem Leben seinen vernünftigen Sinn wiedergeben wollen, die der Abtötung des Menschen entgegentreten. Erst dumpf und unbewußt, dann aber bewußter verlangt der Mensch, daß die Ergebnisse seiner naturwissenschaftlichen und geisteswissenschaftlichen Erkenntnisse berücksichtigt werden und daß einer Neuwertung von Seele, Geist und Körper stattgegeben wird. Zwar lodern die Scheiterhaufen in erhöhter Zahl, zwar bringen auch die Bauernkriege noch keine Erlösung von dem Druck, aber allen Verfolgungen und Einkerkelungen, allen Scheiterhaufen und aller inquisitorischen Gerichtsbarkeit zum Troste setzen sich die neuen Gedanken durch. Mit der Renaissance bricht der Lebensstrom vulkanartig durch. Die Reformation erhebt ihr Haupt. Dreißig Jahre Ausrottungskrieg eines Volkes halten die Welt im Bann, aber aufzuhalten ist der Strom nicht mehr. Der asketische Mensch findet seine Ablösung durch den lebensbejahenden. In der Malerei, Literatur, Bildhauerei, mit Hutten, Dürer, Riemenschneider und vielen anderen, steht der deutsche Mensch auf und bietet dem asketischen Leibesverächter, dem scholastischen Verstandesmenschen Schach, um seine Lebensordnung neu zu proklamieren. Ein Ubersprudeln erlöster Menschen, die in der Befahrung der Naturordnung ihren Lebenszweck sehen. Zwar stellt sich die politische Kirche hierauf um, zwar versucht sie, die Führung durch die Gegenreformation in der Hand zu behalten, aber sturzbadähnlich sucht die Wiederentdeckung der Natur mit ihren Wissensströmen ein neues Bett.

Herrschaft des Intellekts

Und wiederum werden diese Ströme vergewaltigt und in verstandesmäßig konstruierte, naturwidrige Bahnen gelenkt. Langsam wird die unbewußte Erkenntnis von der blutlichen völkischen Ordnung in das Primat des Geistes, der Vernunft, eingebogen. Geist nannte man es, Vernunft meinte man, und in Intellekt artete es aus.

Nach der Höherwertigkeit der Seele tritt langsam aber sicher eine neue Wertstala auf, die an die Stelle des Primats der Seele die des „Geistes“ setzt. Mißtrauisch beginnt man nunmehr die Seele und auch den Körper zu betrachten. Nur die Vernunft ist es jetzt, die als letzter Richtungspunkt im menschlichen Leben aufgestellt wird. Nicht das Blut ist das ursächliche Bindeglied einer menschlichen Gemeinschaft, nein, der vernünftige verstandesmäßige Vertrag, der „contract social“. Die „Vernunft“ hatte den Menschen im Urzustande bestimmt, auf Grund eines still errichteten Vertrages aus dem Zustande des „Kampfes aller gegen alle“, dem Naturzustande der menschlichen „Ordnung“, eine Gesellschaft zu bilden, die dem Staate als einer Sonderheit verschiedene Rechte zur Aufrechterhaltung der Ordnung überwies. Dieser „Vertrag“ hat demnach erst die Möglichkeit eines Lebens in der Gemeinschaft ge-

sichert, demzufolge ist es auch nur die Vernunft, die den Menschen vom Tiere unterscheidet und ihn über die animalische Welt hinaushebt. Folgerichtig baute man auf Grund dieser Ansicht in der Französischen Revolution in der Kirche „Notre Dame“ zu Paris ein Weib auf, das man als „Göttin der Vernunft“ anbetete. Da die Menschen angeblich nur durch die Vernunft zu einem Gesellschaftsvertrag gekommen sind, so folgerte man weiter, und da überall menschliche Gesellschaften bestehen, muß die Vernunft bei allen Menschen gleich sein, da man ja scheinbar zu denselben Folgerungen gekommen ist. Deshalb „Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit“ der Menschen. Der jüdische abstrahierende Intellekt aber hatte die in dieser Entwicklung liegenden Perspektiven schon erkannt. War das stärkste Bollwerk gegen seine Herrschaftspläne, der germanische Mensch, nicht mit der Seeleninternationale zu fangen, hatte hier die Konstruktion nicht gepaßt, so mußte es mit diesem neuen Plan gelingen. Über den Weg der Freimaurerei setzt sich der Jude an die Spitze dieser neuen Internationale, die die Abstraktion, die „Vernunft“, als den letzten Richtpunkt menschlichen Lebens aufsetzte und danach das gesamte kulturelle und wirtschaftliche Leben ausrichtete. Gab die aus dem Blute aufgebaute genossenschaftliche Ordnung der deutschen Wirtschaft im Mittelalter ihm nicht die Möglichkeit des Einbruches, so mußte ihm die neue Weltanschauung der „Vernunftsiernationale“ den Platz einräumen, den er haben wollte. Unter dem Schlagwort „Wissen ist Macht“ wurden die letzten Regungen einer jahnischen Erneuerungsbewegung der Leibeseziehung totgeritten. Nur eine Auswirkung dieser Einstellung zur Ganzheit ragt in unsere Tage: Das Heer der allgemeinen Wehrpflicht. Das Soldatentum des freien Mannes, das während der Einflußnahme der Seelenheilslehre auf die Lebensgestaltung verlorengegangen war, mußte folgerichtig dann wieder aufstehen, wenn das deutsche Denken um den Begriff Volk freiste. Und wann beschäftigten sich die Geister in Deutschland seit Jahrhunderten stärker mit dem deutschen Volk als nach den schmachvollen Niederlagen von Jena und Auerstädt: Scharnhorst, York, Clausewitz, Arndt, Jahn, Stein, Gneisenau, Körner — ein Aufschrei. Ein Volk steht auf. Keine Internationale der Seelen, auch keine der Vernunft. Sie bauten das neue Heer des wehrpflichtigen deutschen Mannes. Nie hat die politische Kirche sich in Deutschland, nie der Liberalismus und nie der Marxismus sich ohne jede Einschränkung hinter das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht gestellt. Immer hatte man irgendwelche Bedenken, weil dieses Prinzip niemals in ihre intellektuelle Konstruktionen paßt. Kein Jahrzehnt des vergangenen und dieses Jahrhunderts, wo nicht gegen dieses Prinzip mit giftigen Pfeilen geschossen wurde. Die Geschichte des Heeres ist ein Teil der Geschichte des Kampfes um die Ganzheit des deutschen Menschen. Einsam, als die Verkörperung des völkischen Ordnungsgedankens geht es seinen Weg. Trotz mancher Einbrüche, mancher auftretenden Schwächen sind die blutigen Kräfte stark genug, diese Ordnung zu halten. Gehalten wurde dieses Heer dadurch, daß es seine Richtung aus den Sägen erhielt: „Der Krieg ist die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“, oder (Nietzsche): „Der Krieg ist die Fortsetzung des Friedens“.

Über 100 Jahre wurde das deutsche Offizierkorps nach diesen Grundsätzen auf den Ernstfall erzogen und ausgerichtet, während auf der anderen Seite die liberalen Professoren und Wirtschaftsunternehmer im Frieden eine Konstruktion sahen, die ewig dauern müsse. Auf diesen ewigen Frieden stellte man sich ein. Folgerichtig erblickte man im Soldaten den ewigen Mahner, den lästigen Zerstörer einer Friedensillusion. So entstand der Zivilist als Gegensatz zum Soldaten, während es im tatsächlichen Leben diese Konstruktion gar nicht gibt. Soldatentum ist eine Haltung, die im Blute begründet liegt. Soldatentum ist eine Funktion des deutschen Menschen, solange er blutlich in Ordnung ist. Nur aus dieser Einstellung ist es erklärlich, daß 1914 sowohl Wirtschaftsprofessoren als auch Unternehmer nicht daran glaubten, daß der Krieg länger als ein Vierteljahr dauern könne. Der Krieg war in ihren Augen nicht die Fortsetzung des Friedens als schicksalhafter Ablauf, sondern ein Unglück, eine Störung, die man durch intellektuelle Verträge abschaffen müsse. Die vollkommene Verlehnung einer nur aus dem Blute wachsenden Lebensordnung und ihre Ersetzung durch intellektuelle Abstraktionsysteme lassen uns heute ermessen, welche blutvolle Bindung die Gestalter der Wehrpflicht besaßen, denen wir heute über 130 Jahre hinweg so nahe sind. Niemals kann in Deutschland eine verstandesmäßig konstruierte Weltanschauung zur Macht kommen, wenn der Zusammenklang, die Gleichwertigkeit von Geist, Körper und Seele, von jedem Deutschen erkannt wird.

Das Streben nach Wissen aber züchtete den intellektuellen liberalen, körperlich und seelisch verkümmerten Professor, der vor lauter Wissen unpraktisch und lebensfremd als Gehirnakrobat dahinzog, als die jämmerliche Figur des vergeßlichen Mannes, der auch dann — trotz des Spottbildes — sich bis heute nicht immer erlannt hat.

Hieraus entsprang dann die unglückselige Verachtung vor allem des Handarbeitertums und die Instinktlosigkeit in der Beurteilung seelischer, unwägbarer Werte.

So trat neben die „Seeleninternationale“ unter der Führung einer politisierenden Priesterschaft die „Geistes- und Vernunftinternationale“ unter Führung der Freimaurer und zerrissen das deutsche Volk und zertraten seine eigentlichen Werte.

Gegen die Internationale der „Vernunft“

Über zum zweiten Male werden die Macher dieser Werke vor das Tribunal der Weltgeschichte gezogen und wiederum bricht sie den Stab über Konstruktionen. Ein göttlicher Ordnungswillen läßt sich auf die Dauer nicht vergewaltigen. Er sprengt die Ketten, auch wenn die Menschen darunter leiden müssen.

Die Verachtung des Körpers, die sowohl die „Seeleninternationale“ als auch die „Vernunftinternationale“ in sich schlossen, mußte schicksalhaft nach einer Änderung drängen. Schon der Standpunkt, dem körperlich Arbeitenden mit seelisch begründeten oder verstandesmäßig erklärten Almosen Gaben helfen zu können, mußte eines Tages auf den Widerstand dieser Kräfte stoßen.

Die Tahnische Turnbewegung hatte die Möglichkeit in sich, die Abstraktion Vernunft aus einer falschen Überwertung in eine richtige Wertung leiten zu können, aber die herrschende Schicht hat auch diesen Ruf nicht verstanden, so daß das Schicksal seinen Lauf nehmen mußte.

Die Verkennung und Überwertung einerseits dessen, was man Geist nannte, unter Vernunft meinte und was als blutleerer Intellekt sich entpuppte, und andererseits die Unterbewertung des Körpers mußte bei denen, die durch ihre körperlichen Kräfte im wesentlichen das Leben bestritten, zu einer Bindung führen, um zu einer Anerkennung zu kommen. Trotz aller Predigten und aller wissenschaftlichen Sozialpolitik konnten es weder die Vertreter der „Seeleninternationale“ noch die der „Vernunftinternationale“ verstehen, daß der Körper ebenso ein wertvoller Bestandteil des Menschen ist wie die Seele und der Geist. Dazu kam, daß beide Internationalen nur jeweilig einen Teil des Menschen betreuten, keine aber die blutlich bedingte Ganzheit anerkennen wollte.

So wuchs aus der in ihren Anfängen idealistisch bestimmten Arbeiterbewegung die materialistisch marxistische. Was ein Weitling sich erträumte, war typisch deutsch, romantisch idealistisch. Was aber Marx hervorbrachte, war die letzte Gestaltungsmöglichkeit jüdisch blutleeren Intellektualismus.

Aus einer im genossenschaftlichen Denken verankerten Arbeiterbewegung wurde durch Marx die klassenbewußte Proletarierpartei mit dem Ruf „Proletarier aller Länder vereinigt euch“. Wie bei den beiden erstgenannten Internationalen die Konstruktionen von Juden stammen, so auch bei dieser dritten — der letztmöglichen zur Erreichung der jüdischen Vorherrschaft in der Welt.

Herrschaft der „Materie“

Aufmerksam hatte der Jude verfolgt, daß auch seine zweite Konstruktion, die Errichtung der „Vernunftinternationale“, auf die Dauer gesehen, nicht in der Lage war, die Rufer innerhalb des deutschen Volkes zum Schweigen zu bringen. Und folgerichtig vom jüdischen Denken aus unternahm Karl Marx den Versuch, auch die dritte noch fehlende Internationale, nämlich die der Materie, des Körpers, des Stoffes verstandesmäßig zu konstruieren. Leugnete die „Seeleninternationale“ die Gleichwertigkeit des Geistes und Körpers mit der Seele als blutlich gebundene Einheit und stellte die „Vernunftinternationale“ einer Höherbewertung des „Geistes“ eine Minderbewertung des Körpers und der Seele zur Seite, so wurde nunmehr die Materie, der Stoff, der Körper als der letzte Richtpunkt menschlichen Lebens ausgegeben. Die Seele leugnete man ganz und den Geist stellte man als minderwertig hin. Lautete der Schlachtruf der „Vernunftinternationale“ „Wissen ist Macht“, so lautete der neue Ruf „die menschliche Rasse ist selbst ein ökonomischer Faktor“ (Engel), d. h., wenn die „Vernunftinternationale“ noch den Geist als gestaltende Kraft, als kulturschöpfend hinstellte, so erklärte Karl Marx, daß das, was die bürgerliche Welt unter Kultur versteht, die Rechtsnormen Moral, Kunst und Bildung, abhängig sei von der

Wirtschaftsform, von der Technik, von der Stoffgestaltung. In der brutalsten Weise wurde die Geschichte als der Ablauf von Klassenkämpfen „wissenschaftlich“ begründet, formuliert als ein ewiger Kampf wirtschaftlich Unterdrückter gegen die Bedrückter.

Abgelöst wird nach Ansicht der Marxisten die Staatsmacht von der Diktatur des Proletariats, wobei unter Proletarier nur der Handarbeitende, der körperlich arbeitende Mensch verstanden wird. Die Gesetzmäßigkeit dieses Ablaufes steht demnach fest, ein Ausweichen gibt es nicht.

Die Proklamation des Körpers, der Materie, ihre Auslösung aus der blutlich gebundenen Einheit Seele, Geist und Körper ergibt dann die Möglichkeit, eine neue Internationale, die „Internationale des Körpers“, zu erklären. Die Fortpflanzung ist bei einer solchen Ansicht nichts anderes als eine Abortangelegenheit. Die Ehe eine bürgerliche Voreingenommenheit. Die Seele ein Ding, das Religion braucht, und Religion ist Opium fürs Volk. Gott existiert nicht. Die Welt dreht sich um den Stoff, die Materie, deren höchster Ausdruck die gefühllose geistlose, exakt arbeitende Maschine ist. Solch eine exakt arbeitende Maschine soll der Mensch auch werden. „Wirtschaft ist Schicksal.“ So vollendet sich der Kreis einer fast zweitausendjährigen Zerstörung einer harmonischen, im Blute gegebenen Weltanschauung, die ihren Anfang in den Dogmen eines Paulus fand und ihren Ausgang in den Dogmen von Marx suchte. Als ihre Typen stehen uns gegenüber der politisierende Pfaffe, der intellektuelle Hirnacrobat und der menschliche Apparat Stachanow. Armselige Genossen, über die die Geschichte ihren Stab brach, weil sie das Blut und die Ganzheit des Menschen auseinanderrissen. Drei Internationalen, die der verleugneten Seele, die des verzerrten Geistes und die des mechanistischen Körpers, hatten sich im deutschen Volke eingenistet, als das Schicksal zum letzten Schlag, zum großen Gerichtstag, ausholte.

Später erst werden die Vertreter dieser drei Internationalen begreifen, daß der Weltkrieg das notwendige Weltgericht gewesen ist, um den deutschen Menschen zu sich selbst zurückzuführen.

Der Weltkrieg

Für jede der drei war der Krieg etwas Widersinniges und aus ihren Weltanschauungen Unerklärliches. Der „Seeleninternationale“ trat plötzlich der in seinem Blute und seinem Volke verwurzelte deutsche Mensch gegenüber, der, ohne zu zetern, ohne „Seulen und Zähneklappern“ lächelnd in den Tod ging, um gen Valhalla zu fahren. Der „Vernunftsiinternationale“ traten die unwägbaren Begriffe, wie Ehre, Freiheit, Volk, Vaterland, Kameradschaft, gegenüber und warfen die Wertung, daß „Wissen Macht sei“, ohne Fragenstellung über Bord, und der „Körperinternationale“ trat die Volksgemeinschaft gegenüber, die erhaben über die „Proletarier aller Länder“ hinwegschritt. Die blutlich gebundene Ganzheit von Seele, Geist und Körper feierte ihre Auferstehung, die göttliche Ordnung trat wieder in ihr Recht.

Der Macht der Pfaffen, Intellektuellen und Stachanows werden Schranken gesetzt. Die Zeit hatte sich vollendet, ein neues Jahrtausend setzte sich in Schritt über verstandesmäßige Konstruktionen, Systeme, die ihre Macht verloren haben. Das Blut ist in der Materialschlacht des Weltkrieges zu neuem entscheidendem Leben erweckt worden und fordert ein Leben, das seiner Eigenart entspricht.

Der Nationalsozialismus

So entstand der Nationalsozialismus als eine seelisch blutvolle, geistig sinnvolle und körperlich lebendige Weltanschauung des deutschen Volkes, als der ureigenste Ausdruck seines völkischen Seins.

Er ist die lebendige Ordnung zu jeder toten Konstruktion, jeder Loslösung aus der blutlich gebundenen Ganzheit. Er ist somit die Vollendung deutschen Lebens.

Aus dieser Sicht des geschichtlichen Ablaufes des deutschen Volkes erklärt es sich auch, daß weder an seiner Wiege, noch an seinem Aufbau der jüdisch zersetzende Ungeist beteiligt sein konnte. Blutlich gebunden haute Adolf Hitler die Bewegung auf, gab ihr die Richtlinien, die allein imstande sind, dem deutschen Volke sein ihm artgemäßes Leben gestalten zu können.

Hier liegen auch die letzten tiefsten Grundlagen unseres Antisemitismus begründet, die weitab von irgendwelcher Spektakelangelegenheit tiefster Ausdruck nach Erfüllung des göttlichen Willens zur Ordnung sind. Hier liegt die Bejahung einer natürlichen Leibeseziehung, die ebensowenig mit Sportartum, mit Rekordsucht etwas zu tun hat wie mit verlogener Sündhaftigkeit des Fleisches. Sie ist einfach eine Selbstverständlichkeit.

Wir können heute am Ausgang eines dreiteiligen, jüdisch verstandesmäßig konstruierten Welteroberungsplanes, ohne in Gehässigkeiten zu verfallen, diese Systeme betrachten und abwägen. Absterbende, künstlich aufgezoogene Gestalten stehen uns gegenüber. Großartige Prachtgebäude ohne Inhalt, Systeme, die, vom Schicksal zu leicht befunden, sich erlaubten, das göttliche Ordnungsprinzip umbiegen zu können.

Triumphierend aber steht der neue, in seiner blutlichen Ganzheit gebundene Mensch vor uns. Der in seiner Seele gläubig lebendige, von seiner die göttliche Ordnung erkennenden Vernunft geleitete und körperlich schön durchgebildete, aus seinem Volk aufsteigende deutsche Mensch, der seiner Art gemäß leben will.

Unbewußt für manchen — weil „natürlich“ — haben wir schon in der Kampfzeit diesen Lebensstil geprägt. Folgerichtig haben wir den körperlich bestimmten Marxismus auch körperlich zusammengeschlagen. Eine geistige Auseinandersetzung war hier ebenso unmöglich wie etwa eine körperliche Auseinandersetzung mit den Intellektuellen der Vernunftsiernationale. Was das Bürgertum an diesen brutalen Auseinandersetzungen nie hat verstehen können, war nichts anderes als der selbstverständliche Ablauf der im einzelnen erkannten und erstrebten Erringung der göttlichen Ordnung. Und so bekämpften wir die In-

tellektuellen durch unsere neue Geisteshaltung. Dem seelenlosen Dogma setzen wir das Leben in seiner ganzen Vielfältigkeit, aber auch in seiner Ordnung entgegen. Der mechanisierten Technik, dem lebensstörenden Apparat aber die neue Wirtschaftsordnung, die den Menschen in den Mittelpunkt stellt. Immer aber steht der deutsche Mensch im Kampf, und vor dieser Wesensart bleibt den Vertretern der drei Internationalen als intellektuelle Abstraktionsgebilde nichts anderes übrig, als zu kapitulieren.

Mit uns schreitet das Weltgericht und unser Wollen; das gibt uns den endgültigen Sieg.

Georg Halbe:

Von der Vollmacht des Führers

Nicht das Recht, die Gerechtigkeit ist ewig. Gerechtigkeit ist Idee (Urbild). Als solche ist sie zwar ungestaltet, aber trotzdem wirkend. Ihre Gestaltung erfährt sie durch die irdische Wirklichkeit, die sie dann in der Folge auch ihrerseits beeinflusst.

Gerechtigkeit, sobald sie gemäß der Wirklichkeit geprägt worden ist, nennen wir Recht. Daher gibt es keine unbedingten Rechte, sondern nur bedingte und damit wandelbare. Das Meer fordert ein anderes Recht als das Gebirge, das Land ein anderes als die Stadt, der Frieden ein anderes als der Krieg, und ein jedes kann doch der lebendige Ausdruck der ewigen Gerechtigkeit sein.

Recht ist das Mittel seines Gestalters, des Menschen, Gerechtigkeit Tat werden zu lassen. Jede Tat, die gerecht ist, entspricht sowohl der Wirklichkeit als auch der Idee. Wirklichkeit ist und wird durch den Willen mitgestaltet, Idee durch Weisheit geschaut. Recht ist daher eine Angelegenheit der Weisheit und des Willens, nicht aber der Willkür und der Macht.

In dem Maße, wie der Mensch die Idee verlor, verfiel er dem Theoretisieren und schuf nicht Recht, sondern konstruierte starre Rechtssysteme. Theorie geht von willkürlich gesetzten Gegebenheiten aus und wird in gleichem Maße weltfremd, wie die von ihr vorausgesetzten Gegebenheiten der Wirklichkeit nicht entsprechen. Deshalb bedarf sie der Macht, um Geltung zu erlangen; Wille allein ohne Macht ließe sie unzulänglich bleiben.

Aus richtiger Einstellung heraus setzt die Gegenwart das Deutsche Recht, als Ausfluß gemeinschaftlichen Wollens, gegen das römische Recht, als Ergebnis spitzfindiger Klügerei. Deutsches Recht sucht den gesamten Zusammenhängen der Wirklichkeit gerecht zu werden; Jurisprudenz ist dagegen auf die Begründung bloßer Machtansprüche und auf die Erhaltung bestehender Macht gerichtet.

Das Jus siegte, und mit dem Rechte unterlag Weisheit der bloßen Klugheit, freier Wille der Gewalt, und aus Lebensjahung wurde totes Gesetz.

Weisheit ist die umfassende Ein-Sicht in die urfächlichen und zeitlosen Zusammenhänge der Wirklichkeit; Klugheit ist das beschränkte Erkennen der jeweils gegen-

wärtigen, von jenen Zusammenhängen bewirkten Tatsachen. Weisheit will stets das Notwendige erfüllen und ihm derart gerecht werden; Klugheit sucht das nur Zweckmäßige — möglichst unter Umgehung des Notwendigen — zu erlangen oder zu erzwingen. Demgemäß zerlegt Klugheit ihr Rollen nach Müssen und Sollen. Justiz wird dem Rechte, Macht der Weisheit gleichgesetzt.

Wollen, das sich nach Macht ausrichtet, wird Politik. Sie bedarf der Jurisprudenz, deren Produkt sie ist. Anders die wirkliche Staatskunst, die sich aus dem Recht und aus sich wiederum Recht schöpft.

*

Aus einem geschichtlichen Rückblicke ließe sich etwa folgende Darstellung geben:

In ältesten Zeiten war der König — der Ägypter z. B. — zugleich oberster Priester und Rechtsgestalter. Er allein beherrschte die noch dumpfe Masse des Volkes allein nach seinem Willen. Aber nicht nach beschränkt-persönlichen Zielen richtete er seine Absichten aus; er machte sie vielmehr weisheitsvoll nach den Plänen des Himmels geltend, die ihm von den Göttern offenbart wurden.

Diese Offenbarungen erfolgten teils unmittelbar durch die Inspirationen, die einem Priestertönige zuteil wurden, teils wurden sie mittelbar aus dem Sternenslaufe, aus Träumen, aus dem Wiehern der Rosse, dem Rauschen der Bäume, dem Vogelfluge, den Eingeweiden der Opfertiere oder sonstigen Anhaltspunkten herausgelesen.

Als die einzelnen Priestertönige der unmittelbaren Offenbarung unfähig wurden, ging ihr Priesteramt an andere über, die sich diese Fähigkeit tatsächlich oder angeblich erhalten hatten. Sie erhoben sich — wenn auch nicht nach außen — über den König und machten ihn zu ihrem Werkzeuge.

Damit setzt der Verfall jener ältesten Kulturen ein. Immer größer wird die Macht der Priester, die im Laufe der Zeit ebenfalls dieser Fähigkeit verlustig gingen und die Zeichen der Götter nicht mehr lesen, sondern nur noch deuten konnten. „Das Lächeln der Auguren“ ist ein letzter Ausdruck des endgültigen Verfalles.

Der Wille des Königs war Weisheit gewesen und dadurch schon allein seinem Wesen nach Recht. Schrittweise, wie seine Weisheit verfiel, rissen die Priester seinen Willen als Macht an sich, die sie mit der ganzen Gewalt verteidigten, die sie sich anzueignen gewußt hatten.

Diese Priesterherrschaft erfährt ihr Spiegelbild in der Oligarchie Griechenlands. Die wenigen, die dort herrschen, sind zwar nicht Priester, und als solche Kaste, sondern Bürger, und als solche durch ihr Stadtstaatswesen verbunden. Wo mehr als einer herrschen, da entwickeln sich verschiedene Ziele und man strebt nicht nur für-, sondern auch gegeneinander. Aus der *Politeia* erwächst die Politik. Beide dienen den Rechten weniger, indem sie die breite Masse entrechteten, also Sklavenwirtschaft zur Grundlage ihrer Macht haben.

In Rom vereinigt sich die Macht der Oligarchie während der Kaiserzeit wieder in den Händen eines einzigen. Der Cäsar muß jedoch Tyrann werden, weil ihm

die Weisheit des Priesterkönigs nicht mehr eignet. Er erzwingt zwar noch die „Einweihung“ durch die Priester, doch sie bleibt leere Form. Der Cäsar kann nicht mehr *r e c h t m ä ß i g* durch sein Wollen herrschen, sondern nur noch *g e s e z m ä ß i g* durch seine Macht regieren.

Römisches Recht entflieht der Machtvollkommenheit des Cäsaren, die es zum Gesetz bestimmt.

Hiermit läuft die Entwicklung aus, die im Priesterkönig ihren Ursprung hatte. Der Wille des Einzelherrschers, der aus der Einsicht in die Götterweisheit entsprang, war im Cäsaren Willkür geworden, die seiner Person entsprang und nur mehr mit Gewalt durchgesetzt werden konnte.

So wurde und blieb Recht eine bloße Machtfrage auch da, wo es später durch seine Gesetze die Willkür des einzelnen ebenso begrenzte, wie es die Masse dem Willen eben dieses einzelnen unterwarf.

Durch Romkirche und Papst — indem der Priester sich auch nach außen hin über den König stellte — wurde dieses Recht, das der Gerechtigkeit weniger dient als zuwiderläuft, auf die gänzlich andere Wirklichkeit der germanischen Welt schematisch übertragen, von Despoten aufgegriffen und von der Jurisprudenz bis auf den heutigen Tag hartnädig verfolgt.

*

Bei den germanischen Völkern finden wir zwar keinen Priesterkönig, aber den Sippenältesten. Der Weiseste unter ihnen war zugleich der Rechtsprecher seines Stammes oder Volkes. Sein Spruch war jedoch nicht allein gültig. Er bedurfte der Zustimmung durch das Thing, die Gemeinschaft der wehrfähigen Männer. Sippenältester und Thing, Weisheit und Wirklichkeit, gestalteten das Recht gemeinsam, das kein „Gesetz“ kannte. Nur im Kriegsfall erhielt ein Heerkönig unbeschränkte Vollmacht; nicht Macht, denn er war absetzbar.

V o l l m a c h t ist die Übertragung des eigenen Wollens an einen anderen, der dem gemeinsamen Wollen das einheitliche Ziel setzen soll. **M a c h t** dagegen ist die Annahmung des eigenen Wollens, über gemeinsames Wollen gewaltsam zu gebieten. Vollmacht ist germanischer, Macht römischer Rechtsbegriff. (In den entsprechenden Bodenrechten kommt dies z. B. klar zum Ausdruck.)

Die Änderung der germanischen Rechtsverhältnisse zugunsten der römischen, vorzüglich durch die Karolinger, ist bekannt. Sie war die Voraussetzung dafür, daß Rom und sein Recht in Deutschland endgültig Fuß fassen konnten.

Ganz eindeutig geht dies aus dem Kampfe des Papstes gegen die iredschottischen Mönche hervor, deren germanische Gemeinschaftsgestaltung und deren germanisches Christentum in der kirchlichen Gemeinde der römisch-jüdischen Autokratie und Gesetzesdogmatik des Papstes unterlag.

Dieser Kampf, den Rom mit Hilfe fränkischer Staatsgewalt in verhältnismäßig kurzer Zeit gewann, ehe es sich gegen das germanische Heidentum wandte, pflanzte sich auf das Rechtsgebiet fort, auf dem er durch Jahrhunderte ungeklärt blieb. Erst mit Ausgang des Mittelalters wurde er endgültig zum Vorteile Roms entschieden,

wobei Roms Sieg über die letzten Verteidiger deutschen Rechtes, die deutschen Bauern, von Luther und namentlich von Melancthon unbewußt gefördert wurde.

Roms Recht führte sich als Cäsarenrecht ein und bewirkte durch seinen Absolutismus die Despotie. Das „L'état c'est moi“ des Sonnenkönigs ist ihr krassester Ausdruck. Die Aufklärung durch den Humanismus erschütterte diese Rechtsauffassung. Kurz ehe die Französische Revolution sie zu Fall brachte, hatte ein deutscher Fürst jenem Sage den seinen entgegengesetzt: „Ich bin der erste Diener meines Staates.“

Im Gegensatz zu der Oligarchie erstrebte die Aufklärung die Überwindung der Monarchie durch die Demokratie. Nicht einer oder wenige sollten herrschen, sondern das ganze Volk als aufgeklärte Masse. Aus Rechtsfragen wurden Prinzipienfragen. An Stelle weisheitsvoller und lebendiger Gerechtigkeit, wie der Germane sie erstrebte, trat der starre Pflichtbegriff, der ebenso alttestamentarisch war wie das Jus römisch.

Jahve, vorstellbar irgendwo hinter oder über den Wolken, verwandelte sich in den abstrakten Begriff der Pflicht, die auch irgendwo in nebelhaften Fernen ihren Sitz hatte und von dort aus über den Willen des Menschen gebot.

Der Prophet der Pflicht wurde Kant. Sein kategorischer Imperativ und Jahnismus entsprechen einander durchaus. Jahves Gebote sagen alle: „Du sollst“ oder sollst nicht. Die Pflicht befiehlt ebenso. Der Germane, der das Göttliche nicht hinter Wolken, sondern in sich selbst suchte und erlebte, kannte dieses „Du sollst“ nicht, sondern sagte: „Ich will!“ — Darum war er seinem Wesen nach fromm; ohne jedoch ein Frömmler zu sein oder gar ein Heiliger werden zu wollen.

Nur wer von sich sagen kann: „Ich will“, hat den Trieb überwunden*. Trieb macht blind und zwingt. Der triebhafte Mensch muß auch da mühen, wo er zu wollen wähnt.

Kant kannte in dieser Beziehung kein Wollen. Er unterschied nur zwischen Sollen und Mühen. Das befreiende „Ich will“ blieb ihm verschlossen, und so schwankte er zwischen „ich soll“ und „ich muß“. Hierbei setzte er für das erste einen eigenen, inneren, für das zweite einen fremden, äußeren Zwang voraus. Das selbstbewußte, freie „Ich will“ verdrängt er durch das befehlende „Ich soll“, das er seinem Pflichtbegriff als Vernunft unterlegte, während er das „Ich muß“ als eine Folge äußerer fremder Macht bestehen ließ.

Jurisprudenz entscheidet demgemäß nach einem Sollrecht und einem Mußrecht. Dieses zwingt der einzelne als „heteronomes“ Recht der Masse in Gesetzen auf; jenes befiehlt die Masse „autonom“ und läßt es kraft Stimmenmehrheit für den einzelnen das Gesetz werden, das als Willensäußerung vieler auch dessen „Du sollst“ bestimmt.

Zu dem „heteronomen Staatsrecht“ tritt das „autonome Volksrecht“. Dieses strebt dahin, das Recht aus den jeweiligen Zusammenhängen eines Geschehens abzuleiten;

* Anm.: Überwindung veredelt den Trieb und wandelt ihn zu einer neuen Kraft, bloße Unterdrückung des Triebes dagegen führt bestenfalls zu klösterlichen Verwerfungen.

jenes kennt nur den Paragraphen, den es zum Maßstab eines Tatbestandes macht. Richtet im ersten Falle das Leben — im sogenannten Gottesgericht tat es das buchstäblich —, so entscheidet im zweiten Falle nur die tote Norm. Recht ist Schablone geworden und hat mit Wirklichkeit noch weniger zu tun als mit Gerechtigkeit.

Dieser Fehler begann bereits bei der juristischen Erziehung. Der Student kannte das Leben meist nur aus dem vor der Wirklichkeit behütenden Geborgensein bei wohlhabenden Eltern und lernte es auch durch sein Studium nicht kennen. Statt mit ihm wurde er mit der Gerichtspraxis und der „üblichen Rechtsprechung“ bekanntgemacht. Er lernte also nicht, im Leben das Recht zu finden, sondern wurde nur „geschult“, das Leben nach dem Paragraphen zu beurteilen. Hierbei gilt sein Urteil selbst fast nichts, dessen formale Begründung jedoch nahezu alles. Auf diese Weise kann bei lüdenloser, formaljuristischer Begründung auch offenerer Unfinn Rechtsgeltung erlangen; z. B. die Lüge gegenüber der Wirklichkeit, daß „Mark gleich Mar!“ sei, die in der Inflationszeit vom deutschen Reichsgericht als „Recht“ gesetzt wurde.

Eine solche Rechtsetzung ist nur möglich, wo dem Rechtsgestalter unbedingte Gewalt eingeräumt wird. Cäsaren, Päpste und sonstige Despoten haben nicht zuletzt aus diesem Grunde der „Rezeption“ mit allen Kräften Vorschub geleistet.

Die Ablehnung dieser Art Recht ist einer der wesentlichsten Gründe des Bauernkrieges, der bekanntlich all die Gebiete unberührt ließ, in denen deutsches Recht damals noch die übliche Sägung war. In jenen Gebieten fand später auch die Reformation ihre festeste Stütze. Sie hätte uns von den Gesetzen des römischen zu den Satzungen des deutschen Rechtes zurückführen können, wenn Luther der alttestamentarischen Jahrevorstellung nicht ebenso verfallen gewesen wäre, wie nach ihm Kant einer falschen Pflichtauffassung, die ihn fälschlich zum kategorischen Imperativ anstatt zum freien Voluntativ gelangen ließ. Nur der aus freiem Entschluß in eigener Brust geborene Wille zeugt die sittliche Tat der Gerechtigkeit, nicht aber die bedingte Forderung einer abstrakten Pflicht. Aus der erwächst höchstens Selbstgerechtigkeit.

Der Kantische Pflichtbegriff ist durchaus alttestamentarisch. In der jüdischen Geschichte und namentlich im Pharisiertum spielt er seit je eine gewaltige Rolle. Du sollst! — Da dem Juden Weisheit fast allgemein versagt blieb — ebenso ein lebendiges Rechtsgefühl, das diesen Mangel hätte ausgleichen können —, so stattete ihn ein wohlwollendes Geschick mit Schlaueit aus. Ohne diese bis zur Gerissenheit gesteigerte Schlaueit wäre der Jude sowohl an seinem Gottes- wie an dem daraus abgeleiteten Pflichtbegriff zerbrochen. Seine Schlaueit lehrte ihn feilschen, und so wurde ihm beides, Religion und Pflicht, zu bloßem Geschäft. (Der weiße Jude verkrampfte später im Puritanismus.) Der Jude kümmerte sich weniger um die zehn Gebote seines Gottes als vielmehr um die Auffassung, die er sich von ihnen „zu-Recht“ machte. Die Auslegung des Gesetzes war mehr als das Gesetz. Der Talmud ist ein Niederschlag davon. Aus gleichem Grunde gab es für ihn auch kein Recht, sondern nur die im Talmud niedergelegte „Rechtsauffassung“, die als „übliche Rechtsprechung der Obergerichte“ sich bis auf uns vererbt hat.

Träger der Reichsgewalt

Aus Braunschweig — der Stadt jungen Führertums



Otto II.





Heinrich der Löwe

Matilde, seine Gemahlin



Lothar von Supplinburg, Otto IV., Heinrich der Löwe,
Wilhelm von Lüneburg

Der Germane kannte keine Pflicht in diesem Sinne. Er kannte Sitte und Brauch. Beides sind Sägung und nicht Gesetz; denn sie entsprechen immer dem Leben und wandeln sich mit ihm im Laufe der Zeiten. Alle Helden germanischer Geschichte handelten aus innerem Drange (nicht Zwange), aus einem: Ich will! — Das eigene Gewissen blieb allein bestimmend. Es war Recht. Pflicht konnte erst von der Jurisprudenz daraus herausdestilliert werden.

Als der Germane sich der Pflicht unterwarf — die nicht in ihm lebte, sondern in irgendeiner fernen Welt —, wurde er zum Don Quixote, der einem Wahngebilde nach dem andern verfiel und in der Jurisprudencia seine Dulcinea gefunden zu haben glaubte. Inquisition, Hexenverbrennung wären ohne diesen verlogenen Pflichtbegriff unmöglich gewesen. Dem Germanen wäre es völlig unverständlich gewesen, daß etwas Pflicht sein könne, was seinem eigenen, starken Rechtsgefühl zuwiderlief.

Darum kannte der Germane auch kein geschriebenes Gesetz, wenngleich es auch für ihn äußerst bestimmte Rechtsbräuche, -handlungen und -worte gab. Justiz machte aus dem Brauch die leere Form, aus der Handlung den starren Paragraphen, aus dem Wort den toten Buchstaben.

Wo der Verkäufer eines Hofes dem Käufer noch in mittelalterlicher Zeit einen Graswasen ausstechen und überreichen mußte; wo der eine sein Herdfeuer löschen, der andere es neu anzünden mußte, damit die vereinbarte Übertragung des Bodens Rechtskraft erlangte, da ging oder schickte man später einfach auf das Grundbuchamt, ohne das erworbene Land auch nur betreten zu brauchen. — Wer seinen Acker verunkrautete und verwildern ließ, bis ein liegendes Rind sich darin verbergen konnte, der ging dieses Bodens verlustig. Hier sprach dem Germanen die Wirklichkeit unmittelbar das Recht, das die Jurisprudenz bis heute noch nicht einmal hat sammeln lernen.

Recht war heilig, sein Brauch heilige Handlung. Es war heilig nicht, weil ein Rechtsgestalter es angeordnet hatte, sondern weil jeder einzelne der Rechtsgemeinschaft sein eigenes Wollen und Streben in dem geübten Rechte zum Ausdruck gebracht fand. Darum gehörte zum germanischen Gerichte die Thingversammlung ebenso wesentlich wie der Richter.

Vor der Justiz ist eine solche Versammlung unwesentlich geworden. Sie räumt dem „Publiko“ gerade noch das *tu m m e Z u h ö r e n* ein und macht sich dadurch selbst mehr oder minder zu einem bloßen Spektakel. Das „Richterkollegium“ wird also auch nicht mehr durch Zuruf belehrt, ob seine Rechtsanwendung dem Rechtsempfinden des Volkes entspricht und kommt dann — gerade infolge seiner angemachten Unfehlbarkeit — zu solchen Berrantheiten wie jenes: „Markt gleich Markt“. Zurufer aber werden als Ruhestörer in Haft genommen. Hier, wo echte Pflicht sich zur Geltung brachte, wurde sie von falscher Pflichtauffassung vernichtet.

Mit der Vernichtung germanischen Pflichtgefühles ging der Verfall des starken germanischen Rechtsgefühles Hand in Hand. Der Deutsche verfiel der Jurisprudenz und wurde in vielen Fällen weißer Jude, der sogar das lebendige Volk einem „Staatsgerichtshofe“ weimarischer Provenienz ausliefern wollte.

Also zurück in das alte Rechtsgefühl? — Nein! — Gestorbene Gefühle sind ebensowenig wieder zu beleben wie ein zerstörter Nerv. Aber voran ist ein gesteigertes Rechtsbewußtsein, das sich immer wieder an der wahren Wirklichkeit entzündet und nicht mehr nur dem Paragraphen, sondern dem Leben — notfalls auch gegen den Paragraphen — gerecht wird.

Im Reichserbhofgesetz ist ein erster Schritt getan, ebenso in der Marktordnung des Reichsnährstandes. Mögen sie die stets rechtsbewußten Richter finden, die zu ihrer Anwendung notwendig sind.

*

Sucht man die geschilderte Entwicklung vom Priesterkönige — der als Nachklang noch im Mikado lebendig ist — zum Despoten und ihr Gegenbild in der germanisch-deutschen Zeit figurlich zu fassen, dann gelangt man zum Kreise, dem Querschnitt der Kugel.

Im Kreise fallen Schwer- und Mittelpunkt zusammen. Als Staats- und Volksrecht wurden sie durch den Priesterkönig in diesem Sinne verkörpert. Er bestimmte die Einordnung des Ganzen und durch sie die Unter-, Über- und Nebenordnung des einzelnen.

Nur wo Schwer- und Mittelpunkt zusammenfallen, ist diese Einordnung möglich. Streben beide auseinander, dann ergibt sich bestenfalls eine Ellipse mit zwei „Brennpunkten“; am eindeutigsten ausgedrückt durch das Verhältnis von Staat und Kirche.

Als Lebenserscheinung kennzeichnet die Ellipse die Zeit, zu der ein Kreis sich in zwei gleiche Kreise zu trennen trachtet; die Zeit der Zellteilung. Der Querschnitt der kugeligen Zelle ändert sich vom Kreise zur Ellipse, ehe er sich in zwei Kreise trennt.

Das Streben nach Teilung ist ein Grundgesetz der Natur. Auf ihm beruht die Welt nach ihrer Masse und ihrem Bestande. Zellteilung gewährleistet die unerschöpfliche Vermehrung des Massenhaften.

Die Gestaltung des Massenhaften aber erfordert den umgekehrten Vorgang. Zwei Zellen — Ei und Samen — müssen in ihren Mittelpunkten den gemeinsamen Schwerpunkt finden, ehe es zu der Mannigfaltigkeit und Vielgestaltigkeit der Wirklichkeit kommen kann.

Diesen Umkehrungsvorgang erleben wir gegenwärtig ganz eindeutig in der nationalsozialistischen Gestaltung von Volk und Staat durch die Partei. Der Priesterkönig — dessen Zerrbild der Despot, dessen Trugbild die Demokratie war — erhält sein echtes und der heutigen Wirklichkeit entsprechendes Gegenbild im Führer. Der Priesterkönig war als Mittelpunkt einer dumpfen Volksmasse zugleich deren Schwerpunkt. Heute sucht eine bewußt gewordene Volksgemeinschaft ihren gemeinsamen Schwerpunkt in einer freiheitlich gewollten und gefinnungsmäßig begründeten Lebensordnung, zu deren bestimmenden Mittelpunkt sie den erwählten Führer bestellt. Dieser Führer ist als stärkster Gefinnungsträger zugleich auch Schwerpunkt. Darum ist ihm von der Volksgemeinschaft

die Vollmacht gegeben, die von allen gewollte Lebensordnung auszugestalten und zu wahren.

Hiermit ist Recht, dessen Ausdruck Ordnung ist, wieder in hohem Maße von Einsicht (Führer) und Willen (Gefolgschaft) abhängig geworden.

Der Priesterkönig empfing das Recht von den Göttern und gestaltete danach das Volk. Heute gestaltet das Volk sich selbst und gibt dem Führer die Vollmacht, das aus dieser Gestaltung erwachsende Recht auf die Gemeinschaft rückwirken zu lassen. Das aber heißt, daß das Göttliche sich seiner in jedem einzelnen bewußt geworden ist und nicht mehr eines Mittlers, Königs oder Priesters bedarf, um als Gerechtigkeit — auch im Rechte — Wirklichkeit zu werden.

Jegliches „Du sollst“ ist damit endgültig überwunden. Aus Einsicht und Willen, Weisheit und Vollmacht gebiert sich das freiheitliche „Ich will!“.

Und das ist das Wesen des Führertums, daß es dieses Ich will in jedem einzelnen zu werden weiß. Das ist zugleich sein unüberbrückbarer Gegensatz zur Despotie sowohl wie zum Bolschewismus, die dem einzelnen das Du sollst aufzwingen.

Dieses aus der Einsicht geborene Ich will ist die einzige Pflicht, die Führertum dem einzelnen und auch sich selbst noch auferlegen kann. Sie entspringt weder einem Gesetze noch einem Gebote, sondern dem Menschenwesen selbst. Ihre Tat ist Gerechtigkeit, ihr Ziel Einordnung. Sie kann die Einsicht des Führers Wirklichkeit werden lassen, weil sie sich seine Absichten „zu eigen“ macht. Befehl und Gehorsam steigern sich in ihr zu einem einzigen: „Wir wollen!“

Und wer da noch fragt: „Was?“ — dem gibt der Grundgedanke des Nationalsozialismus die Antwort: „Das Opfer!“

In einem kleinlichen Zeitalter leben zu müssen und seine Kräfte in Nichtigkeiten zu erschöpfen, das kann man nur ein trauriges Schicksal nennen. Aber wie, wenn man in großen Zeiten lebt, von erhabenen Problemen umgeben ist, und dann wegen verhältnismäßig kleiner Vorzüge und Wünsche die hohen Ziele aus den Augen läßt, seine Pflicht verletzt — ist das nicht ein viel tausendmal erbärmllicheres Dasein? *Karl Schurz*

Das Innere Reich

**Herr, Heimweh hab' ich in das Reich. Verwaist
bin ich, seit ich mir selbst dein Haus verbot.
Du wohnst in mir. Du wächst aus meiner Not.
Der Flammenbach der Fülle mich durchkreist.**

**Das Reich will Reichtum: Reichtum ist im Geist.
Die Armut nähret ihn, birgt ihn unbedroht.
Mich hungert, Herr, nach deinem Reich. Gib Brot!
Du hast, wen immer hungerte, gespeist.**

**Wen es verlangte, nehste deine Flut.
Mich dürstet, Herr, seit ich dein Brunnen bin.
Dein Wasser zehrt; es brennt mich bis aufs Blut.**

**Ich schreite aufrecht, bis dein Schwert mich fällt.
Der Zweck steht nicht im Krieg. Doch wohnt ein Sinn
dem Kampfe inne: Wandelung der Welt!**

Hellmut Willprecht

Der Reichsjugendführer über den ehemaligen Großdeutschen Bund

Der Aufsatz über die „Einigung der deutschen Jugend“ in Heft 21 unserer Zeitschrift ist in einem Absatz, der sich mit dem ehemaligen Großdeutschen Bund beschäftigt, teilweise mißverstanden worden. Um der deutschen Jugend die allein verbindliche Auffassung zu diesem ehemaligen Bund darzustellen, entnehmen wir einen Abschnitt aus der Neuaufgabe von Baldur v. Schirachs Werk „Die Hitler-Jugend, Idee und Gestalt“.

Die Schriftleitung.

Von dieser Stelle aus erkannte ich die Notwendigkeit einer Auseinandersetzung mit dem Großdeutschen Bund. Also beauftragte ich meinen Mitarbeiter Karl Nabersberg mit meiner Vertretung im Reichsausschuß und fuhr durch Deutschland, um in vielen Rundgebungen gegen den Großdeutschen Bund Stellung zu nehmen. Zwischen durch ergriff ich auf ähnliche Weise wie beim Reichsausschuß auch vom Reichsverband für deutsche Jugendherbergen Besitz und beauftragte mit seiner Führung einen jungen Hamburger Kaufmann und Träger des Goldenen Ehrenzeichens der NSDAP., Johannes Rodatz.

Der Großdeutsche Jugendbund war eine Zusammenfassung verschiedener Bünde und Organisationen, die sich unter die Führung des verdienten Stabschefs der Hochseeflotte, des Admirals von Trotha, begeben hatten. Dieser verehrungswürdige Mann, der unserem Vaterlande im Krieg und im Frieden stets mit selbstloser Hingabe gedient hat, wollte mit dem Großdeutschen Bund im Grunde genommen dasselbe wie ich mit der Hitler-Jugend. Wenn der Großdeutsche Bund diese Aufgabe nicht erfüllen konnte, so war das nicht die Schuld des „Admirals“, wie er von seiner Jugend ehrfürchtig genannt wurde, die Schwierigkeiten lagen in der Zeit selbst. Der Großdeutsche Bund war keine politische Gemeinschaft, d. h. Bünde, die zum Teil dem Nationalsozialismus ablehnend gegenüberstanden, waren im Großdeutschen Bund ebenso zu finden, wie solche Organisationen, die sich weltanschaulich zur NSDAP. bekannten, allerdings ohne irgendwelche Konsequenzen hieraus zu ziehen. Die Einigung der Jugend konnte aber niemals durch äußere Zusammenfassung sich teilweise widerstrebender Bünde erfolgen, sondern nur durch eine weltanschauliche Idee, die von der jungen Generation als neues Lebensgesetz empfunden werden mußte. Trägerin dieser Idee war allein die Hitler-Jugend.

Die Gegensätze zwischen Großdeutschem Bund und HJ. wuchsen von Tag zu Tag. Reibereien, ja oft tätliche Auseinandersetzungen waren an der Tagesordnung. Dieser Zustand war durch keinen Kompromiß zu beseitigen. Wir konnten uns nicht mit einer korporativen Eingliederung des Großdeutschen Bundes bescheiden, wie überhaupt die korporative Eingliederung eines Jugendverbandes in die HJ. für uns immer außerhalb jeder Diskussion stand. Wie wir alle einmal, noch dazu in schweren Zeiten, das bedingungslose Bekenntnis zu Adolf Hitler ausgesprochen haben, muß das erst recht heute jeder junge Deutsche tun

können. Das so oft gepriesene „Eigenleben“ solcher Verbände ist schließlich nichts anderes als eine andere Formel für Vereinsmeierei. „Entweder ganz oder gar nicht“ ist das Prinzip des Nationalsozialismus.

Die Stellung, die die HJ. durch mich besaß, war nicht stark genug, um die letzte Eigenbrötelei innerhalb der Jugend zu überwinden. Das hat keiner so stark erkannt als der Führer, der von der Notwendigkeit überzeugt war, dem Führer der HJ. auch durch den Staat den Rückhalt zu geben, den er für seine Arbeit brauchte. Als wir diese Dinge besprachen, hat ich den Führer, von einer Bindung an irgendein bestimmtes Ministerium absehen zu wollen, ein Wunsch, der vom Führer lebhaft anerkannt wurde. Wie der Führer selbst sagte, kann ein Ministerium nicht sein ohne Bürokratie, die Bürokratie aber ist der Tod jeder Jugend. Er wollte eine Stelle schaffen, die in ihrer Freiheit die Möglichkeit zur Arbeit besitzen sollte. So ernannte er mich Mitte Juni 1933 in der Reichskanzlei durch Handschlag zum „Jugendführer des Deutschen Reiches“, und Reichsminister Dr. Frick stellte als damals zuständiger Minister für Jugendfragen die entsprechende Urkunde aus. Ich erhielt das Recht der Ernennung von „Landesbeauftragten“ zur Durchführung meiner Anordnungen und ernannte in allen Ländern in Ausübung dieses Rechtes die zuständigen Gebietsführer für diese Ämter.

Die erste Handlung, die ich vornahm, war die Auflösung des Großdeutschen Bundes. Da mir alle deutschen Jugendverbände unterstellt waren und ich damit das Recht erhalten hatte, über ihre Führung zu entscheiden, zögerte ich keinen Augenblick, diesen Schritt zu tun, der für die HJ. die Beseitigung eines unerträglichen Zustandes war. Der Führer des Großdeutschen Bundes, Admiral v. Trotha, gab der deutschen Jugend ein Vorbild seltener menschlicher Größe, als er, nachdem die Eingliederung aller Bünde und Organisationen vollzogen war, eines Tages einen Schlußstrich unter die Kämpfe und Auseinandersetzungen vergangener Jahre zog und sich nach seiner Ernennung zum Ehrenführer der Marine-Hitler-Jugend rückhaltlos in den Dienst der Jugendbewegung Adolf Hitlers stellte. Nur großen Naturen ist es gegeben, durch ein edles Beispiel die Jugend zugleich zu beschämen und innerlich zu verpflichten. Mancher deutsche Junge hat sich wohl damals gefragt, ob er selbst in einer ähnlichen Lage der gleichen Handlung fähig sein würde, und hat diese Frage ehrlich verneint. Daß sich der Admiral nach der Zerschlagung seiner Organisation aus soldatischem Pflichtgefühl und Liebe zur Jugend in das Werk der jungen Generation erneut einordnete, war seine erzieherisch bedeutsamste Tat. Wenn heute die blauen Kolonnen unserer Marine-Hitler-Jugend an ihrem Ehrenführer vorbeimarschieren, leuchtet in ihren Augen nicht nur die Begeisterung für den Admiral, der einst in schweren Stunden dem Deutschen Reiche unvergängliche Ehren erkämpfte, ihre Herzen sind auch bewegt von dem Bewußtsein, daß dieser Mann ein Teil ist ihrer selbst.

AUSSENPOLITISCHE *Notizen*

Diplomatische Reisezeit

Das Reisen ist in der europäischen Diplomatie wieder einmal große Mode geworden. Wer aber diese Reisen genau verfolgt und wer einmal die Personen ins Auge faßt, die heute mit Flugzeug, Eisenbahn oder Schiff von einer Hauptstadt in die andere eilen, der wird unschwer feststellen, daß eine gewisse Verlagerung der politischen Aktivität stattgefunden hat. Wenn wir an die Zeit vor ein bis zwei Jahren denken, dann kommen uns die häufigen Reisen ins Gedächtnis zurück, deren Hauptveranstalter französische Staatsmänner oder die ganz eifrigen reisenden Diplomaten Titulescu oder Benesch waren. Die Franzosen bleiben heute lieber zu Hause, wo es im innerpolitischen Gefüge merklich kracht. Herr Benesch ist inzwischen Staatspräsident geworden und verhält sich sehr zurückhaltend, und auch sein Außenminister Krofta bleibt lieber im Lande. Titulescu gar, der eifrigste politische Reisende, den die europäische Nachkriegsgeschichte kennt, der überall auftauchte, Ansprüche anmeldete und Fäden zog, ist — wohl für immer — aus der großen Politik ausgeschieden. Die Bewegungen europäischer Staatsmänner und Diplomaten, die uns in letzter Zeit interessierten, sind die Reisen des Grafen Ciano nach Wien und Budapest, des Obersten Bed nach London, des italienischen Botschafters Grandi von London nach Rom, die Reise Dr. Schachts nach Ankara und schließlich der Besuch des österreichischen Außenministers Dr. Schmidt in Berlin.

Die Besprechungen in Wien

Nachdem der italienische Außenminister Graf Ciano in Deutschland gewesen war und nachdem nach seiner Rückkehr nach Italien Mussolini in seiner großen Rede nicht nur das Wort von der Achse Berlin—Rom gesprochen, sondern auch dem ungarischen Revisionsismus eine Ermunterung gegeben hatte, erwarteten viele Kreise in Europa bedeutsame Vorgänge auf der Besprechung der drei Mächte des Römerpakttes in Wien. Kombinationen über Kombinationen wurden an diese Zusammenkunft geknüpft und auch die alte Frage der

Habsburger-Restauration wieder aufgerollt. Besonders in der Äußerung Mussolinis, daß das italienische Volk vielleicht in naher Zukunft eine große Gelegenheit finden würde, dem ungarischen Volk seine Freundschaft zu bezeugen, wurde die Grundlage für diese letztere Vermutung gesehen. Hatte doch auch der Führer der österreichischen Legitimisten, Herr von Wiesner, in London behauptet, daß der italienische Staatschef einer Restauration nicht feindlich gegenüberstehe, sondern sie für eine innere Angelegenheit Österreichs oder Ungarns halte. Alle die Kreise, die über die Zusammenkunft von Wien ihre Phantasie schweifen ließen, wurden enttäuscht, denn die Konferenz beschränkte sich im wesentlichen darauf, bereits feststehende Verhältnisse zwischen den drei Mächten noch mehr zu konsolidieren. Die Anerkennung der italienischen Herrschaft in Abessinien durch Österreich und Ungarn war die Folge der von den beiden Staaten seit jeher in der abessinischen Frage eingenommenen Haltung. Neu ist die Erklärung über die ungarische Gleichberechtigung in der Küstungsfrage. Aber auch hier kann man sagen, daß auch sie eine logische Folge der von Italien und Österreich in diesen Fragen eingenommenen Haltung bedeutet und nur ihre jeztige klare Herausstellung Ungarn die Möglichkeit gibt, mit mehr Autorität seine Forderungen zu vertreten und durchzuführen. Die Kleine Entente erließ daraufhin ein Kommunique, in dem sie feststellte, daß sie schon seit längerer Zeit der Gleichberechtigung in der Küstungsfrage sympathisch gegenüberstehe, daß sie aber verlangen müsse, daß ihre Durchführung nur auf dem Wege der Verhandlung bei gleichzeitiger Zusicherung von Sicherheitsgarantien stattfinden. Diese in gewisser Weise versöhnliche Haltung der Kleinen Entente, die früher bei jeder Erklärung ungarischer Rechte sofort sich beeilte, unbedingte Aufrechterhaltung des Status quo zu fordern, mag wohl mit darauf zurückgehen, daß entgegen manchen Erwartungen die Frage der territorialen Revision des Vertrages von Trianon in Wien nicht aufgeworfen wurde, sehr zur Enttäuschung mancher ungarischer Wünsche.

Oberst Beck in London

Polen hat schon früher oft englischen Rückhalt für seine Politik gesucht. Seit in letzter Zeit in Europa sich eine gewisse Neugruppierung der Fronten gebildet hat und auf der einen Seite der Bolschewismus und die mit ihm verbündeten Staaten Frankreich und die Tschechoslowakei der neuen Abwehrfront mit den Hauptträgern Deutschland und Italien gegenüberstehen, fühlt sich Polen etwas vereinsamt. Seine Abneigung gegenüber dem Bolschewismus ist klar, andererseits aber will es nicht beim etwaigen Zustandekommen eines neuen Viererpaktes zwischen Deutschland, England, Frankreich und Italien, der eine Gemeinschaft der europäischen Großmächte bedeuten würde und das bolschewistische Rußland ausschließt, allein zwischen diesen beiden Faktoren stehen. In gewisser Weise trifft sich die polnische Auffassung hier mit der englischen, und Oberst Beck hat es gut verstanden, in England mit dem Schlagwort der „Kreuzzugsgefahr, die Europa in zwei Lager aufspaltet“, die britische offizielle Meinung für Polen zu gewinnen. Es ist eben leider noch so, daß man vielerorts in Europa noch nicht genügend klar sieht, daß es sich beim Kampf gegen den Bolschewismus nicht etwa um einen von Deutschland nun entfalteten „Kreuzzug“, sondern lediglich um die Verteidigung eines gegen die Sicherheit aller Staaten gerichteten Angriffs von seiten Moskaus handelt. Jedenfalls ist es Oberst Beck in London gelungen, die Abneigung der Engländer gegen diesen sogenannten „Kreuzzug“ für die Zusage zu gewinnen, daß eine westeuropäische Regelung allein ohne die Beachtung der für die europäische Gesamtheit wichtigen Interessen Polens nicht getroffen würde. Dafür hat sich Polen seinerseits wieder etwas mehr von den Engländern an den Völkerbund heranführen lassen, und es ergibt sich nun die Lage, daß beide Mächte, England wie Polen, eine Neuregelung der europäischen Fragen nur im Rahmen des Völkerbundes für denkbar halten.

Lösung im Mittelmeer?

Der italienische Botschafter in London, Grandi, ist nach Rom gefahren, um über die Aussichten einer Bereinigung des englisch-italienischen Verhältnisses im Mittelmeer persönlich zu berichten. Nicht zuletzt unter dem Eindruck des deutsch-italienischen Verständnisses ist es auf dem Felde der englisch-italienischen Beziehungen zu neuer Bewegung gekommen. Die Rede Mussolinis in

Mailand, in der er ausführlich über die Interessen beider Mächte im Mittelmeer sprach, ist von England günstig beantwortet worden; allerdings scheint es nicht, daß die ursprünglich italienischen Absichten auf eine weitgehende Klärung auf lange Zeit von Erfolg gekrönt sein werden. Doch hat man auf der englischen wie der italienischen Seite den Wunsch, auf alle Fälle wenigstens erst einmal die Spannung und Gereiztheit zum Verschwinden zu bringen. Wahrscheinlich wird das durch einen gegenseitigen Briefaustausch, in dem man die Interessen des anderen anerkennt, erfolgen. Die formelle Anerkennung der italienischen Herrschaft in Äthiopien durch England, die Italien sehr gewünscht hatte, wird bestimmt noch nicht erfolgen, wenn auch die Engländer einen Beweis der praktischen Anerkennung durch die Zurückziehung der Gesandtschaftswache in Addis Abeba bereits gegeben haben. Es ist selbstverständlich einerseits für England schwer, nachdem es den ganzen Völkerbund in der abessinischen Angelegenheit auf die Beine gebracht hat, ohne den Völkerbund jetzt eine Revision seiner Haltung vorzunehmen. Auf der anderen Seite ist es auch mit dem Völkerbund im Augenblick nicht möglich, da die Franzosen keineswegs gewillt sind, die Anerkennung auszusprechen und sogar neuerdings anlässlich der englisch-italienischen Fühlungnahme in London angefragt haben, wie weit diese Fühlungnahme gehe, um die Versicherung zu erhalten, daß es sich weder um die Anerkennung Abessinens noch um eine völlig neue Festlegung des Status im Mittelmeer handle.

* * *

So sehen wir, daß die europäische Politik auf allen Gebieten noch im Fluß ist. Das gilt auch von Spanien, dessen nationale Regierung nunmehr durch Deutschland und Italien anerkannt worden ist. Die Tatsache der Unterstützung der Madrider Regierung durch die Sowjets ist allmählich so offensichtlich geworden, daß die Anerkennung der Regierung Franco durch Deutschland und Italien bei dem größten Teil der ausländischen Öffentlichkeit auf Verständnis gestoßen ist. Selbst der britische Außenminister Eden hat nun im Unterhaus die Sowjets festgenagelt, indem er auf eine Anfrage antwortete, daß „andere Mächte“ größere Schuld an den Vorgängen in Spanien hätten als Deutschland und Italien, wozu nur zu bemerken ist, daß sowohl bei Deutschland als auch bei Italien von Schuld nicht im geringsten die Rede sein kann und diese allein auf der Seite der Sowjets liegt.

Überall in Europa herrscht, wie wir sehen, Unsicherheit und Unklarheit. Während der Führer Adolf Hitler den Weg, den Europa gehen muß, klar vorgezeigt hat, weiß man sich anderswo nicht zu helfen und schwankt immer noch unentschlossen hin und her, um mit den alten Methoden nach „Ordnungen“ zu suchen, die, wie der Völkerbund, rein theoretisch bleiben und den Keim des Zerfalls durch die Vereinigung

widerstrebender Elemente bereits von Anfang an in sich bergen. Eine Neuordnung Europas — und das heißt Frieden auf lange Zeit — kann nur dann der Fall sein, wenn Europa sich gegenüber der gemeinsamen Gefahr orientiert und in diesem Sinne bildet das deutsch-japanische Bündnis gegen die kommunistische Internationale einen vielversprechenden Auftakt.
Wolf Schenke.

Kleine Beiträge

Um Österreichs 900 000 Stiefkinder

Nur 25 Prozent der Jugend erfasst

Zunächst eine Rückschau der Ereignisse: Am 11. März 1934 erklärte Bundeskanzler Dr. Dollfuß einer Versammlung des „Reichsbundes katholischer Jugend“ in den Wiener Sophienälen: „Die katholischen Organisationen müssen ausgestaltet und zur Schulung und Führung der gesamten österreichischen Jugend gemacht werden. Ihr seid und bleibt die Bannerträger der österreichischen Jugend für alle Zukunft!“ Schon im Herbst 1934 wurde der Plan einer österreichischen Gesamtjugendorganisation konzipiert, die nach einem Vorschlag Dr. Schuschnigg „Jung-Österreich“ genannt werden sollte. Am 26. November desselben Jahres erklärte der damalige Vizekanzler Starhemberg, daß es „Kräfte gibt, die uns das Recht, die Jugend zu organisieren, streitig machen. Wir sind bereit, zu kämpfen, und wenn es sein muß, werden wir uns um jeden einzelnen Jungen in Österreich raufen“. Mitte 1935 verkündete der damalige Generalsekretär der Vaterländischen Front, Adam, ebenfalls einen Plan einer österreichischen Staatsjugend als der totalen Organisation der österreichischen Jugend. Bei der darauffolgenden nächsten Jahrestagung des „Reichsbundes katholischer Jugend“ in Linz im August 1935 erklärte der Geistliche Schüdebauer beziehungsweise: „Staatliche Organisationen ändern sich, staatliche Führer kommen

und gehen, doch das Programm des Reichsbundes ist unwandelbar. Mit offenem Vertrauen blicken wir auf zu den Männern der Regierung, aber mit noch größerem Vertrauen schauen wir auf zu den ewigen Sternen des katholischen Glaubens.“ Am 18. Oktober 1935 verlautbarte ein Ministerrat, daß man in der Frage einer Staatsjugend bedachtam vorgehen müsse. Es sollen zunächst nur einmal die Jugendverbände außerhalb der kirchlichen Organisation vereinheitlicht werden, was die Bildung einer „Arbeitsgemeinschaft“ zwischen der politisch-klertikalen Jugendorganisation Schuschnigg, der „Ostmark-Jugend“, mit „Jung-Vaterland“, der bis dahin selbständigen Jugendorganisation des mutigen Kaufers Starhemberg („nur über meine Leiche“) nach sich zog. Am 23. Februar 1936 erklärte der Bundesjugendführer Graf Thurn-Walsassina bei einem Presseempfang, in Zukunft solle es in Österreich nur mehr zwei große vaterländische Jugendgruppen geben: die Reichsarbeitsgemeinschaft „Jungvaterland-Ostmarkjugend“ und die „KAW. der katholischen Jugendverbände“, die sog. Kontordatsjugend. Am 29. August 1936 wurde dann endlich das Bundesgesetz über die vaterländische Erziehung der Jugend außerhalb der Schulen beschlossen, ein Rahmengesetz, das die Voraussetzung für die gleichzeitige Gründung des „Vf.-Werkes Österreichisches Jungvolk“ schaffte, das tatsächlich die katholischen Jugendverbände außerhalb ließ, indem es ihnen eine „Ausnahmestel-

lung“ gewährte, die so weit geht, daß sogar ihre Heranziehung zu „Pflichtübungen und vaterländischen Veranstaltungen“ von der Zustimmung des Diözesanordinarius abhängig ist. — Eine Bestimmung, die Bundesminister Fernner bei dem Presseempfang dieses Tages nur mit dem Geiste, aber nicht mit dem Buchstaben des Konkordats begründen konnte.

Bewies diese Regelung auf dem Hintergrund des bis dahin aufgezeigten Kampfes zwischen der totalstaatlichen und der totalkirchlichen These bereits deutlich die gelungene Abwehr der ersteren durch diese letztere, so machte ein Aufsatz, der nur vier Tage später im Mitteilungsblatt der Katholischen Aktion der Wiener Erzdiözese, „Katholisches Leben“, Folge 36, erschien, es noch deutlicher, daß sich die Kirche mit diesem halben Siege nicht zufrieden geben, sondern sofort von dieser neueroberten idealen Ausgangsstellung auf das alte und unentwegt festgehaltene Ziel einer total kirchlich geführten Jugend vorstößen würde. In diesem Aufsatz (dem zugleich auch das Hauptorgan des politischen Katholizismus in Österreich, „Die Reichspost“, stärksten Nachdruck gab, und der einen ebenso schlaun wie irreführenden Titel trug „Nicht ins Ghetto!“) standen Sätze zu lesen, wie etwa diese: „... Dollfuß hat in der Jugendfrage andere Lösungen im Auge gehabt, als jetzt gefunden wurden . . . ist das Charakteristische der Neuregelung doch gerade eine deutliche Trennungslinie zwischen staatlicher und kirchlicher Jugendorganisation . . . Nicht zu verhehlen ist, daß manchen die ernsthafte Sorge drückt, die katholische Jugend werde in den Hintergrund gedrängt . . . Wie recht und billig und durch das Konkordat festgelegt, wurde den katholischen Jugendorganisationen eine Ausnahmestellung eingeräumt. An uns ist es, zu verhindern, daß aus dieser Ausnahmestellung ein Ausgebirge oder gar — ein Ghetto wird. Noch ist es Zeit!“ Was soll dieser Kassandra-Ruf an Stelle des zu erwartenden Freudengesanges der hier sichtlich wieder einmal triumphierenden Kirche? Der Artikel selber gibt uns darüber Aufschluß. „Dieser scheinbare Widerspruch läßt sich gleichwohl leicht aufklären, wenn man über die organisatorische Gliederung der Jugend hinaus auf das eigentlich Wesentliche blickt, und das ist: Wem geben wir die Jugend in die Hand? Oder genauer: Wer soll die für die staatlichen Or-

ganisationen notwendigen Führer und Unterführer stellen?“ Die Antwort auf diese Frage läßt gleichfalls nicht auf sich warten. „Aus euren Reihen soll die Großzahl der Führer kommen, die der jungen Generation den Stempel aufdrücken und ihre Wege bestimmen sollen . . . Ihr sollt die Sturmtruppen in den Bataillonen vaterländischer Jugend sein!“ Niemand anderer als der gegenwärtige Bundeskanzler Dr. Schuschnigg selbst hat diese Worte den kirchlichen Jugendverbänden 1934 zugerufen. Er kann sie jetzt, da er der führende Mann im Staate ist, kaum desavouieren. Und in der Tat sind ja auch durch den in der besagten Pressekonferenz ebenfalls mitgeteilten Ausleseweg der staatlichen Jugendführer alle Vorfragen getroffen, daß nur ein von allen überhaupt in Betracht kommenden kirchlichen und katholischen Stellen geeichter „guter Österreicher“ in maßgebliche oder auch nur unmaßgebliche Führerstellen der neuen Jugendorganisation gelangen kann. Um so unverständlicher erscheint freilich dem Laien dieser Kassandra-Ruf der ohne die Betrachtung der zahlenmäßigen Verhältnisse in der österreichischen Jugend, vor allem aber ohne die Kenntnis der überlegenen kirchlichen Methoden überhaupt in seiner Tragweite gar nicht abgeschätzt werden kann.

Über die zahlenmäßigen Verhältnisse hat Graf Thurn-Valsassina bei der erwähnten Gelegenheit am 23. Februar d. J. Angaben gemacht und sie genau siebeneinhalb Monate später unverändert wiederholt, woraus sich also ergibt, daß in dieser Zeit keine Verschiebungen stattgefunden haben. Demnach würde die bis jetzt bestandene und nun als Kerntrupp in das „WF.-Welt Österreichisches Jungvolk“ eingebrachte Reichsarbeitsgemeinschaft „Jungvaterland-Ostmarkjugend“ etwa 150 000 Jugendliche beiderlei Geschlechts umfassen, und genau so viele würden andererseits bei den außerhalb verbleibenden Jugendverbänden der „Katholischen Aktion“ im allerengsten Sinne stehen. Da aber, immer nach derselben Quelle, die Gesamtzahl der österreichischen Jugendlichen fraglichen Alters sich auf über 1 200 000 beläuft, wären also vom sog. vaterländischen Regime bis jetzt überhaupt nur 25 Prozent dieser Jugendlichen erfasst, von den die Führung bean-

sprechenden katholischen Jugendverbänden aber gar nur 12,5 Prozent! Es ist also bis zu einem gewissen Grad durchaus begreiflich, daß das „Katholische Leben“ angesichts der neuen staatlichen Jugendorganisation „Österreichisches Jungvolk“, die ja außer den 150 000 der vaterländischen Jugendverbände auch noch jene 900 000 erfassen soll, die, wie die „Reichspost“ sich ausdrückte, „nach der Auflösung marxistischer oder rechtsradikaler Organisationen obdachlos geworden sind, oder überhaupt noch den patriotischen Zeiterfordernissen mit geringer Anteilnahme gegenüberstehen“, die „ernste Sorge drückt, was geschehen muß, wenn den katholischen Jugendorganisationen eine neue offizielle Einheitsorganisation mit offiziellen Uniformen, offizieller Subvention, offizieller Unterstützung aller Art entgegentritt“.

Trotzdem ist es jedoch nur zum geringsten Teil die Bangigkeit vor der Größe des zu verdauenden Brodens, die aus dem Angstruf „Nicht ins Ghetto!“ einer schönen katholischen Seele spricht. Der Hauptgrund, warum hier statt eines Triumphgesanges ein Klage lied angestimmt wird, liegt auf einer ganz anderen Ebene, und das ist es, was den zitierten Aufsatz der katholischen Aktion als ein so bewundernswertes Kabinettstück katholischer Aktionspolitik erscheinen läßt. Wir erinnern uns da der alten Volksweisheit, daß man dem Prahler etwas geben und dem Sammerer etwas nehmen soll. Auch die häufige Erscheinung jenes alten Bettlers gehört hierher, der unter Vortäuschung herzzerreißender Armut und Not seinen geheimen Bankkonten immer neue Nullen anhängt. Welchen schweren Fehler in seiner Wirkung auf das gesamte In- und Ausland hätte es bedeutet, wenn die katholische Kirche in dem Augenblick, da sie den Staatsjugendplan in Österreich entscheidend zum Scheitern brachte, da sie darüber hinaus ihre katholischen Jugendverbände als „Sturmtruppen“ zur Führung und totalen Eroberung der gesamten österreichischen Jugend ansetzen konnte, ihrer tief-inneren Freude und Triumphstimmung darüber auch nur den geringsten verräterischen Ausdruck verliehen hätte! Wer freilich die Männer vom römischen Stil solchen Laientums für fähig gehalten hat, ist selber ein Laie, wenn auf den Klagegesang des „Katholischen Lebens“ und der „Reichspost“

vom 3. September sein unbefangener Verstand hereingefallen ist. Es ist durchaus eine politische Meisterleistung, die endgültige Bestimmung einer zentralen Festung und wichtigsten Zukunftsposition den Wänden der Welt durch falsche SOS- und Kassandra-Rufe zu verschleiern.

Die „Ausnahmestellung“, die der katholischen Aktionsjugend durch das neue Gesetz in Österreich eingeräumt wurde, ist in Wahrheit eine Vorzugsstellung, der nicht allein die Führerstellen in der totalen Jugend, sondern noch viel mehr auch im Staate und in der gesamten damit zusammenhängenden öffentlichen und privaten Wirtschaft vorbehalten sind. Wer das hervorragende Geschick, das der politische und auch der „unpolitische“ Katholizismus von jeher auf dem Gebiete der Stellenbesetzung entwickelte, kennt, der wird auch aus der Entfernung einigermaßen abzuschätzen vermögen, welch ideales Betätigungsfeld diesem Geschick im heutigen, von der katholischen Aktion total beherrschten Österreich eröffnet ist. Allein daraus läßt sich das rechte Bild gewinnen für alle die, die das falsche Ghetto-Geschrei und das Stiefkindgejammer des „Katholischen Lebens“ und der „Reichspost“ doch irgendetwas unsicher gemacht haben sollte. Diesen wird aber gleichzeitig auch mit einem Schlage klar werden, welcher Teil der österreichischen Jugend wirklich als Ghetto- und Stiefkindjugend anzuspochen ist. Mit bemerkenswerter Offenheit hat übrigens Bundesminister Dr. Berntner in seinem erwähnten Pressvortrag dies selbst eindeutig klargestellt, indem er von jener Jugend sprach, die noch nicht von den „staatsstreuen Organisationen und Verbänden erfasst ist und vielfach noch nicht das Glück der Eingliederung in den Arbeitsprozeß erfahren hat“.

Man spricht nun wohl keine Verleumdung oder überspizte Formulierung aus, wenn man behauptet, daß zwischen der Eingliederung in diese Verbände und der Eingliederung in den Arbeitsprozeß gewisse Zusammenhänge bestehen. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat wenigstens diese seltsame Erscheinungsform christlicher Nächstenliebe in Gestalt einer sehr jähen und heftigen Ausgliederung aus dem österreichischen Arbeitsprozeß am eigenen Leibe erlebt. Ob aber die 900 000 bisherigen Stiefkinder des neuen Österreichs durch ihre an-

gelübdigte Eingliederung in das „W.-Werk Österreichisches Jungvolk“ auch die Hoffnung gewinnen, in den Arbeitsprozeß eingegliedert zu werden, ist gleichwohl äußerst zweifelhaft, werden doch nach wie vor, solange der Vorrat an Arbeitsplätzen reicht, zunächst die „unpolitischen“ und dann die politisch „starken Katholiken“ der Katholischen Aktion, dann die sonstigen „vaterländischen“ Jugendlichen und Arbeitsuchenden bedacht. Damit aber dürfte der Vorrat bereits mehr als erschöpft sein, denn die Arbeitsbedeckung ist in Österreich leider gar kurz, sie ist sogar so kurz, daß in den genannten letzteren Verbänden noch lange nicht alle darangelkommenen sind, so daß die 900 000 wahren Stiefkinder Österreichs auch als Mitglieder eines staats- und vor allem kirchentreuen Verbandes wohl kaum mehr zu hoffen haben.

All diese Umstände veranlaßten die Väter des Gesetzes vom 29. 8. 36 zu einer gewissen Vorsicht. Sie nahmen darum, wie versichert wurde, zunächst einmal Abstand vom Zwang und verkündeten den Grundgedanken jener bekannnten katholischen „Freiwilligkeit“, dessen Praxis verschiedenen europäischen Völkern von manchen geschichtlichen Gelegenheiten her noch schwer in den Knochen liegt. Da aber sogar die Drohung dieser Freiwilligkeit noch nicht ausreichen dürfte, um alle verstockten Schäferlein reumütig in den Stall der einzig wahren und alleinseligmachenden Kirche, deren Reich nur von dieser Welt ist, zurückzuführen, enthält das Gesetz vorsorglich noch den Passus, daß „alle in Österreich wohnhaften Jugendlichen (mit Ausnahme der urchatholischen!) zu Übungen, Vorträgen, vaterländischen Feiern und sonstigen Veranstaltungen herangezogen werden können“, was Unterrichtsminister Dr. Perntner vor der Presseversammlung ausdrücklich als eine Ermächtigung dahin auslegte, „auch jene Jugendlichen, die sich weder in einem religiös-kirchlichen Verband betätigen, noch der Organisation „Österreichisches Jungvolk“ angehören, in die ideale Beeinflussungssphäre der vaterländischen (— der) Katholischen Aktion geführten! — (Berk.) Jugendorganisation einzubeziehen“.

Damit also schließt sich der Kreis der totalen Katholisierung auch für jene Jugend-

lichen in Österreich, die infolge der Zusammenhänge zwischen Freiwilligkeit und Arbeitsplatz einerseits sowie infolge der Kürze der Arbeitsbedeckung und der segensreichen Wirkung katholischer Innen- und Außenpolitik andererseits bis heute sich störrisch dieser „ideellen Beeinflussungssphäre“ entzogen haben und sich wohl auch noch weiter, ob in- oder außerhalb des „Österreichischen Jungvolks“, entziehen werden. Sie haben, durch die tummervollen Ereignisse der letzten Jahre mehr als hellhörig und scharfsinnig gemacht, den „neuen Geist“ und die „hinreichenden Ideen“, von denen Minister Perntner und Staatssekretär Zernatto bei der Gesetzesverkündung sprachen, längst als jenen alten Wein der alten Mächte erkannt, dem sie nun zwecks seiner Verewigung und Hinüberleitung in die Zukunft die neuen Schläuche abgeben sollen. Hier aber verrechnet sich die Katholische Aktion, denn sie hat es mit abgekochten Elementen zu tun, die ihr auch auf das schönste und geschliffenste diplomatische Kunststück nicht mehr hereinfallen wollen.

Gewiß, man kann da einwenden, daß die Grundsätze und Methoden der sanften Zusammenhänge und des Frankfurter Würfelspiels der katholischen Kirche in Österreich schon einmal die Macht für weitere Jahrhunderte gerettet haben. Es ist aber andererseits auch richtig, daß der Krug nur so lange zum Brunnen geht, bis er bricht, und daß die Weltgeschichte noch immer auch das Weltgericht gewesen ist, wie man gerade gegenwärtig in einem anderen total-katholischen Lande beobachten kann, wo im Augenblick die Schuld jahrhundertlang geübter christlicher Ausgliederungen von Hunderttausenden aus dem Arbeits- und Daseinsprozeß, ausgeführt auf den Folterbänken und Richtstätten der heiligen Inquisition, unter Anwendung fast ebenso milder Mittel eingetrieben wird.

Richtig ist allerdings, daß es wieder lange dauern kann, bis die Mächte der weltanschaulichen Zwangsjacke, die jetzt auch den 900 000 der österreichischen Stiefjugend übergezogen werden soll, wieder plagen. Wieviel Jugend wird das aber nicht überleben? Wieviel Jugend wird ferner in Zukunft überhaupt nicht mehr geboren werden? Der erschreckende Geburtenrückgang in den letzten dreieinhalb Jahren segensreicher total-katholischer Herr-

schaft läßt bereits große Gefahren erkennen. Da aber nicht das Irdische, sondern das Überirdische, das Seelen-Heil die Hauptsache ist, mögen sich die dennoch freventlich Überlebenden mit jener humorvollen Bestimmung des neuen Jugendgesetzes trösten, die da treuherzig besagt, daß „den Jugendlichen die Erfüllung ihrer religiösen Pflichten in würdiger Weise und ihre Erziehung in religiös-sittlichem Sinne nach den Grundsätzen ihrer Kirche vollauf gewährt leistet wird...“

Die Drohung des 15. Juli 1937

Aus Oberschlesien erreicht uns ein Flugblatt, das an die „Deutschen Eltern und Kinder“ gerichtet ist und ein bezeichnendes Licht auf die Zukunft der deutschen Minderheit wirft. Am 15. Juli 1937 läuft die „Genfer Konvention“ ab und damit die garantierten Rechte und der Schutz der deutschen Bevölkerung in Polnisch-Oberschlesien. In dem Flugblatt heißt es:

„Die Drohung des Jahres 1937.“

Es gibt Eltern, die ihre Kinder in die Minderheitsschule schicken und der Täuschung erliegen sind, daß sie damit zum Wohl ihrer Kinder handeln, daß sie ihnen ihre Zukunft sichern.

Ich weiß nicht, ob sie nicht sehen, daß unser Land sich immer mehr des fremden Kapitals entledigt und daß es in seine eigenen Hände die Hütten, Gruben und landwirtschaftlichen Besitztümer übernimmt.

Ich weiß nicht, ob diese Eltern sich Rechenschaft darüber ablegen, daß jedes Land doch vor allem um seine eigenen Bürger besorgt sein muß, besonders aber um diejenigen, die seine Bürger nicht nur dem Namen nach, sondern durch die Tat sind. Die Deutschen werden sich um die Deutschen kümmern, die Polen um die Polen. Wo aber wird jener schlesische Schariot seinen Platz finden, der seine und seines Kindes Seele einer deutschen Politik des Augenblicks verkauft hat? Wer wird sich seiner annehmen? Die Deutschen bestimmt nicht. Ihnen geht es nicht darum, in Schlesien deutsche Bürger zu kaufen, sie haben genügend „rasse-reine“ deutsche Bürger und können für sie keine Arbeit finden. Millionen Hände ohne Arbeit feiern auf den Straßen von Breslau und Berlin. Den Deutschen geht

es nur darum, diejenigen, die sie in Schlesien für die Reichsmark des Volkshundes kaufen, auf den internationalen Markt zu werfen, um in Genf schreien zu können: „Seht, wieviele Deutsche wir in Schlesien haben! Schlesien muß unser werden, und wenn auch nicht ganz, so doch mindestens zur Hälfte!“ Um nichts anderes geht es ihnen. Es geht ihnen nicht darum, ob das Kind deutsch verstehen wird oder nicht. Es geht ihnen nur um das Endspiel, um einen Besitzstand, an dessen Erreichung sie in Schlesien so viele Jahre vergeblich gearbeitet haben.

Ich weiß nicht, ob diese Eltern nicht verstehen oder nicht verstehen können, daß nicht eine Handbreit schlesischer Erde jemals wieder zu Deutschland kommen wird.

Was wird mit denen geschehen, die sich für Geld von der eigenen Nation getrennt haben? Nach dem Jahre 1937, also nach einem Jahre, werden sich die Verhältnisse normalisieren. Dagegen hilft keine Agitation und Unterstützung, denn es wird dafür kein Raum mehr sein. Die polnische Regierung und die polnische Allgemeinheit werden es nicht zulassen, Polen in die Irre zu führen und zu vernichten. Sie werden es polnischen Kindern, ebenso wie sie es jetzt schon tun, nicht mehr gestatten, deutsche Schulen zu besuchen.

Die polnische Allgemeinheit wird zu keinen Arbeiten, nicht einmal zum Reinigen der Kanäle oder zum Straßenkehren, diejenigen zulassen, die sich am fremden Geist in der Minderheitsschule bereichern haben, trotzdem sie Polen sind. Die Arbeitsstellen und die Stellen in den Ämtern wird das Kind einnehmen, das die polnische Schule besucht hat und nicht die seiner Seele fremde deutsche.

Die Deutschen nehmen bereits seit einer Reihe von Jahren nicht einmal mehr diejenigen, die ihre Kinder in die deutsche Schule schicken, zur Arbeit an, denn Arbeit haben sie nicht einmal für ihre eigenen Bürger. Und weil sie wissen, daß das Jahr 1937 ihren Besitzstand nicht erhöhen, sondern schwächen wird, werden sie alle die beiseite schieben, die heute Brot aus ihrem Korbe essen. Vergessen

wird sie ihr Beschützer, der Volkshund, der seine Büros nach Berlin verlegen wird.

Es wird das Jahr 1937 vergehen und es wird die Wirtschaftskrise vergehen, was aber wird aus den Kindern, die infolge des Leichtsinns ihrer Eltern nicht die polnische Schule beendet haben? Die fürchterliche Verantwortung für ihr Schicksal wird auf ihre Eltern fallen.“

Die Schulbehörde hat es abgelehnt, auf ein Beschwerdebuch zu diesem Flugblatt näher einzugehen. Die Drohungen und Verdrehungen erfolgen also mit amtlichem Einverständnis.

Um das Gesetz der Persönlichkeit

In diesen Tagen wurde Heinrich von Kleist aus Anlaß seines 125jährigen Todestages mit besonderem Nachdruck gefeiert, nicht durch Festreden, sondern — z. B. in Bochum — durch bekennende Darstellung. In der Tat scheint es so, als wenn erst unsere Generation Kleist begreifen könnte. Er lebte zwar in einer Zeit der Befinnung und des Aufbruchs — aber sein Werk war zu kühn, zu zukunfts haltig, als daß es seiner Zeit hätte Richtung und Ziel weisen können. Kleist ist — und das wird uns nie zur banalen Phrase — Revolutionär; nicht weil er die Trommel des Aufstandes gegen den verhassten Feind rührte, das haben andere ebenso getan; er ist Revolutionär, weil er sich in seinem bis zum Grunde erschütterten Leben zu neuen, verdeckten Grundlagen unseres Lebens durchrang. Kleists Ringen ist so abgründig neu, daß es seiner Gegenwart verschlossen blieb. Das Wort, daß er für die Bühne der Zukunft schreibe, gilt nicht nur für den Bezirk des Theatralischen.

Kleist ist seiner Zeit, die so sicher im Absoluten ruhte, die so vom Anschauen der Ideen besessen war, um ein neues Gefühl für die Schwere der Wirklichkeit voraus. Die idealistische Lösung: der Glaube an das Allgemeine, an die reine Idee, die der bloßen Wirklichkeit als das „An sich“ gegenübersteht, hat, so bestreidend und zeitgemäß sie war, ihn nicht in ihren Bann gezogen. Schon darin erweist sich die Größe seines Lebens, daß er eine Lösung von sich wies, die sich ihm bequem anbot, und daß er sich lieber zu einem Weg der Qual und Unruhe, der Zerrissenheit, der Einsamkeit, der Heimatlosigkeit, der höchsten tragischen Not entschloß. Kleist wagte es, ganz auf sich gestellt, ohne verstanden zu werden, im tapferen Einsatz seines Lebens um seine eigene,

persönliche Bestimmung zu ringen. „Ich will mich nicht um meine Bestimmung nach dem Tode kümmern, aus Furcht, darüber meine Bestimmung für dieses Leben zu vernachlässigen“, schreibt er einmal an seine Braut Wilhelmine von Jenge. Dieser treibende Dämon, der keine idealistischen Zugeständnisse an die Wirklichkeit duldet, trieb ihn rastlos von Ort zu Ort, ließ ihn als Offizier, Beamter, Wissenschaftler, Landwirt, Dichter und Publizist nicht zur Ruhe kommen. In seinem Ringen um Selbstbestimmung, um die Not des eigenen Ich, fand er, als ihm die kantische Philosophie den nativen Glauben an Wahrheit und Tugend erschütterte hatte, eine letzte, untrüglige Gewißheit im Gefühl, in der letzten Über einstimmung mit sich selbst, in dem Ganz-er-selbst-sein. Um diese letzte Gewißheit geht es in seinem dichterischen Werk. Die Kleistschen Helden laden eine Schuld auf sich im Vollzug eines Lebens der unbedingten Treue gegen sich selbst. Aus Treue gegen sich und sein untrüglisches Gefühl gerät z. B. Kollhaas wegen des ihm angetanen Unrechts in ungeheure Schuld, die er nicht von sich abweist, sondern mit dem Tode sühnt. Um diese unbedingte Treue gegen sich selbst ging es Kleist in dieser Novelle, nicht um ein abstraktes, allgemeingültiges Gesetz, um eine Rechtsidee an sich. (Dies eindringlich dargestellt zu haben, ist das Verdienst des jungen Germanisten Clemens Lugowski.) Kollhaas hat darum auch niemals die Möglichkeit, sich vor der Wirklichkeit in den Schutz dieses absoluten, nur in sich selbst ruhenden Gesetzes zurückzuziehen. Das erlittene Unrecht ist ein Angriff auf die letzte und höchste Selbstgewißheit seines Lebens, auf seine Ehre, die gerächt, nicht nur juristisch befriedigt werden muß. Ein alter germanischer Rechtsgedanke wird hier lebendig, der im unbedingten Gefühl des Rechts habens verankert ist.

Die Radikalität des Fragens hat Kleist niemals willkürlich haltmachen lassen. Nicht eher kam er zur Ruhe, als bis er, der aus der persönlichen Ungewißheit seines Lebens heraus zu fragen begann, sich hindurchrang zur politischen Wirklichkeit, aus der alle persönliche Bestimmung ihren Sinn empfängt. Es liegt ein tiefer Sinn darin, daß der ehemalige preußische Offizier, der um seiner eigenen, persönlichen Lebensbestimmung willen mit dem Preuzentum brach, nach einem langen und unerhörten Ringen zum Dichter dieser lebendigen, wirklichen, von Menschen gelebten Idee wurde.

Rud. Reudel.

Theater und Film

Standshühe Bruggler

Erst zwei Monate nach der Münchener Uraufführung kam der Ufa-Film „Standshühe Bruggler“ nach Berlin. Auch hier, wo der Zuschauer einer anders gearteten, deutschstämmigen Gegend gegenübergestellt wird, hinterließ der Film einen ungewöhnlichen Eindruck. — Es ist kein Kriegsfilm schlechthin, denn es fehlen die „Soldaten“: die Standshühen sind das letzte Aufgebot, die ganz Alten und die ganz Jungen, die Großväter und die Enkel, die ihr Heimatdorf schützen und dabei doch wissen, daß es um viel mehr geht. Was uns besonders dabei berührt, ist die verwegene Tapferkeit, mit der die jungen Standshühen — ein verlorener Haufe gegenüber dem übermächtigen Feind — ihre einsamen und gefährdeten Posten beziehen und dabei aktiv bleiben, etwas unternehmen und mehr wagen, als von ihnen erwartet wird.

Allerdings: Wenn auch der Standshühe Bruggler in den Mittelpunkt gestellt wird — einer von vielen, der sich mehrfach auszeichnet —, so ist doch von einer handlungsmäßigen Einheit des Geschehens kaum zu sprechen. Man kann ganze Teile und Gestalten des Filmes fortlassen, ohne daß für den Unbefangenen eine Lücke entstehen würde; besonders die Einzelanedoten um Bruggler, sein Lazarettaufenthalt und seine Flucht aus der Gefangenschaft bleiben aufeinander unbezogen. Meint man anfangs, daß die Begegnung Brugglers mit der schönen Offizierswitwe zum Thema des Filmes werde, so sieht man bald diese Linie abgebrochen und vergessen. Aber trotzdem: diese Aufeinanderfolge der Geschehnisse, die nicht zur Ruhe kommen lassen und alles Persönliche wieder um des Dienstes willen unterdrücken — dieses Vielfache und immer wieder mit neuen Forderungen Auftretende ist gerade als politischer, privatfeindlicher Vorgang bezeichnend für das Erlebnis der Kameradschaft, die keine Einzelnamen und Einzelschicksale kennt.

Diese Schwierigkeiten, die im Drehbuch und weniger im Roman des Grafen Bossi Trebrigotti liegen, werden vollauf wettgemacht durch die Spielleitung und die Darstellung. Schon die durch ein hartes Leben reif und ernst gewordenen Gesichter der alten Standshühen sind unvergeßlich, der

gesunde Verzicht auf alles Theatralische — gerade in Kriegsfilmen sehr verlockend — ist wohlthuend, und schließlich ist die glänzende Photographie und der Schnitt des Filmes, der auch nicht eine einzige „Länge“ geduldet hat, hervorzuheben.

Wir fühlen uns diesem Filmwerk besonders verbunden, weil es die vollstümliche Wehrhaftigkeit und den vollstümlichen Wehrwillen darstellt, der wortlos entschlossen auch in größter Gefahr ausharren läßt und den wir heute auch außerhalb der Heimat Andreas Hofers wiedererwecken wollen.

hy.

Theater als Ratheder

Walter Gilbricht, bekannt durch einige gelungene funktische Arbeiten, gab sein Schauspiel „Marie Charlotte Corday“ zur Uraufführung. (Deutsches Theater, Berlin.)

Es berichtet vom Schicksal der Charlotte Corday, die ihrem Wesen und ihrem begeisterten Sterben für das Vaterland nach so sehr der Johanna von Arc gleicht. Der blutrünstige Marat, der Hentzer von Paris, hat viele tausend guter Franzosen auf die Guillotine geschickt. Der Nationalkonvent tagt, ohne zu Laten zu kommen. Charlotte Corday macht sich bereit, das Ungeheuer, das den Blutrausch immer weitertreibt, zu töten.

Die dem Schauspiel zugrunde liegende Historie birgt als einfache Tatsachenaneinanderreihung ebensoviel Dramatik wie das Gilbrichtsche Stück. Das Mosaik, das Gilbricht aus den Ereignissen zusammenstellte, ist ohne den großen, leitenden und ordnenden Gedanken geblieben.

Das ist der Pferdefuß aller historischen Schauspiele, wenn der Verfasser nicht über dem Stoff, sondern ohnmächtig darin steht. So hat es Gilbricht nicht vermocht, auch nur eines der hohlen Schlagworte der Revolution von 1789 ad absurdum zu führen, um damit seinem Schauspiel einen Sinn zu geben, der uns heute noch ansprechen könnte. Und das wäre aus der Kenntnis der 150 Jahre nach diesem blutigen Geschehen und dessen politischer Ausstrahlung auf Frankreich und die Welt so leicht möglich gewesen. Die Gestalt der Charlotte Corday ist nicht einmal zu der einer wirklichen Märtyrerin erhöht. Die Schlupfhöhle, in der sich der Zug mit der Leiche Marats und

der Karren mit Charlotte Corday, der auf dem Weg zur Guillotine ist, begegnen, hätte die rechte dramatische Kraft haben müssen. Mit der Andeutung, daß das Volk an diesem Tage bereits der Corday und nicht dem Henker folgt, ist nichts erreicht, wenn sie im sinnlosen Parlieren einiger geistreicher Herren untergeht.

Die Figuren Robespierres und Dantons erscheinen am Rande, nicht einmal als gelungene Skizzen.

Bleibt noch ein Wort zur Gilbrichtschen Sprache zu sagen. Sie ist von seiner auf den Fund eingerichteten Arbeit bestimmt. Er spricht alles aus, auch das, was man sonst im Theater dem Zuschauer zu denken überläßt oder auch das, was die Handlung auf der Bühne ergänzen müßte. Indes, es ist ein Fehler, wenn man im Theater nur zu hören und nicht zu sehen braucht.

Dies Schauspiel ist dozierte Geschichte. Gilbricht könnte, wenn er seine Historie mit einem tragenden Gedanken zu durchleuchten vermag, dem Theater Gutes geben.

W. U.

Führertum

Zu unseren Bildern

Die Statuen am Altstadt-Rathaus zu Braunschweig sind für den kühlen Kunsthistoriker nur von „decorativem“ Wert, denn sie beanspruchen weder eine Porträtanerkennung, noch verleugnen sie ihre schlichte handwerkliche Form. Und doch sehen wir in diesen Figuren mehr als irgendeine starre Verzierung. — Erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts sind sie von Hans Hesse ausgeführt, neun Herrscher mit ihren Gemahlinnen: die sächsischen Kaiser von Heinrich I. bis Otto III. am Westflügel, im Winkel Lothar von Supplinburg, dann am Nordflügel Otto IV. und die welfischen Herzöge Heinrich der Löwe, Wilhelm von Lüneburg und Otto das Kind. So, wie sie noch nach Jahrhunderten in der Vorstellung des Volkes gelebt haben, so sind die mächtigen Kaiser und Landesherren dargestellt.

Es sind keine Imperatoren, keine brutalen oder ruhmestüchtigen Weltpolitiker, sondern einfach gebliebene Bauern und Soldaten,

die sich von der Sippe und dem Volke beauftragt fühlen und denen ein Staatsstreich fremd ist. Wie unbeholfen hält der kleinerne Otto II. die Reichsinsignien — als ob er ein Heiligtum empfangen hätte, das mit nüchternen Politik nichts zu tun haben dürfe. Trotz des prächtigen Umhanges scheint er Eleganz zu verachten, nur der um die Schulter fallende Mantel läßt einen Ritter erkennen. Bäuerlich ist das Antlitz, voll bezwingender Lauterkeit, nur sein Lächeln ist undurchbringlich und vielwissend. Wenn es auch eine Erntekrone zu sein scheint, die er trägt, so kennt er doch über seine bäuerliche Natur hinaus die politische Wirklichkeit und die Verantwortung für sein Volk. — Mit schweren Zöpfen und zierlichen, kleinen Händen steht als königliche Bürgersfrau seine Gemahlin ihm zur Seite.

Auch die anderen Figuren sind in ihrem Wesen ähnlich: Otto das Kind — als kühner und aktiver Kopf dargestellt —, der erste der Welfen, der sich Herzog nannte, nachdem er von Friedrich II. sein Land als Reichslehen empfangen hatte, oder sein Großvater, Heinrich der Löwe, der hier durch seinen patriarchalischen Bart in einer uns ungewohnten Weise dargestellt ist. Otto IV. (zweiter von links auf dem vierten Bild), der unglückselige Gegenkaiser zu den Zeiten Walthers von der Vogelweide, ist als einziger von den Köpfen weniger verschlossen; hart sind seine Züge, verbissener Wille formt den Mund und nur der Tod kann ihn zwingen.

Wenn Braunschweig für die junge Generation eine Bedeutung hat, so nicht nur deshalb, weil hier immer wieder ihre großen Führertagungen stattgefunden haben oder weil hier die erste Akademie für Jugendführung entsteht, sondern auch weil hier eine Tradition verkörpert ist, die unserer Haltung entspricht und von der die Führertypen der Hitler-Jugend ebenso Zeugnis ablegen wie diese steinernen Gestalten am Altstadt-Rathaus.

Wir machen unsere Leser auf den beiliegenden Prospekt vom Verlag Albert Langen / Georg Müller, München, besonders aufmerksam.

Hauptausgeber und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Günter Kaufmann, Berlin; Stellvertreter: Friedr. W. Schmeien, Reichsjugendführung, Berlin NW 40, Kronprinzenufer 10. Fernsprecher: A 1 0022, D 2 541. — Umschrift der Schriftleitung „Wille und Macht“: Berlin SW 68, Zimmerstr. 88. — Verlag: Zentralverlag der NSDAP. Franz Eber Nachf. G. m. b. H., München. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. — Z. N. III. Bl. 36: über 14 000. Bl. Nr. 5. — Druck: Münchner Buchgewerbehaus R. Müller & Sohn G. H., München. — „Wille und Macht“ ist zu beziehen durch den Verlag oder jede deutsche Buchhandlung sowie durch die Post. Postbezug vierteljährlich 1,80 RM. zusätzl. Postgeb. Bei Bestellung von 1 bis 3 einzelnen Nummern bitte den Betrag in Briefmarken beizulegen, da Nachnahmeforderung zu teuer ist und diese Bestellung sonst nicht erledigt werden kann. Massenzugabe durch den Verlag laut besonderer Zugangsbedingungen.



Wer führt, hat die Verantwortung

Da ist es ein beruhigendes Gefühl, ein so zuverlässiges Instrument wie den Busch-Marschkompaß bei sich zu haben. Kimme-Korn-Visier, drehbare Teilscheibe, Anlegkante mit Entfernungsskala für die Karte, nachts leuchtender Richtungsweiser, durch Flüssigkeit gebremste Nadel – solche Vorzüge machen ihn zu einem bewährten Führer-Kompaß. Sie erhalten den Busch-Marschkompaß in jedem Fachgeschäft. Auf Wunsch senden wir Ihnen auch gern den 12 seitig illustriert. Prospekt kostenlos zu.

Busch

Marsch u. Jungen Dienst Kompass

von RM 3.75 bis RM 26.50
EMIL BUSCH A.-G. RATHENOW

Kein Tag ohne
BIOX-ULTRA

die schäumende Sauerstoff-Zahnpasta
sie ist mild u. erfrischend, ohne faden Kreidengeschmack.
Biox-Ultra erhält die Zähne gesund, rein, weiß u. blank

Soeben erschienen:

Junges Volk

Reihe: Bücher der jungen Nation

Band 3

Gerhard Pantel

Befehl Deutschland

Ein Tagebuch vom Kampf um Berlin

Wir sehen die Kämpfer für Deutschlands Freiheit durch den roten Wedding marschieren, durch Tod und Gefahr, wir begleiten sie auf das Pollzeipräsidium und in die Gefängnisse des Novemberstaates... und auf den Friedhof, wo wieder und immer wieder die ermordeten Streiter Adolf Hitlers ihre letzte Ruhe finden.

Leinen RM. 2.-

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

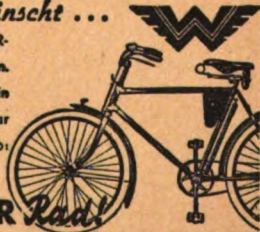
Zentralverlag der NSDAP.
Frz. Eher Nachf., München



Wer sich ein Fahrrad wünscht ...

dem kann man mit einem WANDERER-Chromrad besondere Freude bereiten. WANDERER-Räder gelten allgemein als schnell, außerordentlich haltbar und laufen überraschend leicht. Also unter den Weihnachtsbaum

ein **WANDERER Rad!**



Verlangen Sie bitte unsere Druckschrift 370 • WANDERER-WERKE SIEGMAR-SCHÖNAU BEI CHEMNITZ

Roland E. Strunk

Sonderberichterstatter des Illustr. Beob.
und des Völk. Beobachters sendet
vom spanischen Freiheitskrieg einen
Tatsachenbericht mit vielen Bildern

In der Hölle von Toledo

nach Tagebuch - Auf-
zeichnungen u. Schilderungen der Helden
vom Alkazar geschrieben, erscheint im

Illustrierten Beobachter

Überall für 20 Pf. erhältlich!

Collonil
LEDERÖL
millionsufach bewährt

Wasserdichte
und blanke
Schuhe durch:

Collonil
Glanzfettpaste

71) *Werbenummer*

Wille und Macht

ihresorgan der nationalsozialistischen Jugend



Herausgeber: Baldur von Schirach

aus dem Inhalt:

Stellrecht: Das Gesetz über die F

Arbeiterjugend – im Banne des Marxismus

Die Kritik an den 23jährigen

Span - Deutschland und die übrige Welt – Abbau der klösterlichen Kräfte – Die Landwirtschaft im Vierjahresplan – Geschichte wird leben

Halbmonatsschrift / Heft 24 München, 15. Dez. 1936 Preis 30 Pf.

9107

Digitized by Google

Inhalt

Das Gesetz über die Hitler-Jugend	Obergebietsführer Helmut Stellrecht
Arbeiterjugend — im Banne des Marxismus	Karl Niedbrodt
Sterne über den Hütten	Herbert Menzel

Außenpolitische Notizen:

Japan — Deutschland und die Welt	Wolf Schenke
Nach dem Ende der Flottenverträge von Washington und London	Wolf Schenke

Kleine Beiträge:

Zum Abbau der klösterlichen Lehrkräfte
Gedanken um Winter Sonnenwende und Weihnachten
Die Landwirtschaft im Vierjahresplan
Musikerzieher aus der HJ.

Theater und Film:

Die Kritik an den 23jährigen
Geschichte wird lebendig

Neue Bücher

Kunstdruckbeilage: HJ. musiziert

Bilder: Hülsbell (1), von Hausen (1), Reichsbildstelle der HJ. (1)
Braumüller (1)

Wille und Macht

Stimmorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

Jahrgang 4

München, 15. Dezember 1936

Heft 24

Obergebietsführer Helmut Stellrecht:

Das Gesetz über die Hitler-Jugend

Das Gesetz über die Hitler-Jugend ist kein vom Himmel gefallenes Geschenk, sondern der Abschluß einer langen Entwicklung. Der schwerste Weg, den eine Jugend ging, führte zu dem fast unerreichbar scheinenden Ziel: Die deutsche Jugend ist als politischer Faktor anerkannt und steht als einzige der Welt unmittelbar unter dem Oberhaupt des Staates.

Was war der Weg?

Die politische Geschichte der deutschen Jugend ist ein Jahrhundert alt. Sie begann, als die Freiwilligen der Freiheitskriege ins wiedergewonnene Vaterland zurückkehrten. Zum ersten Male hatten alle deutschen Stämme wieder gegen einen gemeinsamen Feind gekämpft. Die Soldaten, sonst auf all die Dynastien verpflichtet, hatten Schulter an Schulter für die deutsche Sache gekämpft. Sie waren aufgerüttelt durch die geistige Erhebung der Zeit, erschüttert durch das Erlebnis des Kampfes und sahen vom Rhein aus mit hellwachen Augen ins alte Vaterland, das ihrem Erlebnis nicht mehr gerecht wurde. Die Jugend empfand, daß das Deutschland, das sie drüben liegen sah, anders war als das, das sie in den Schlachten gegen Napoleon gesehen, in denen ihr Charakter das größere Genie besiegt hatte.

Sie begannen an den Staaten und Stätchen zu rütteln, nicht weil sie es so wollten, sondern, weil sie es mußten. Sie begannen sich in Burschenschaften, in Turnerschaften zu organisieren. Aber genau so, wie über die aufständischen Bauern 1525 die Fürsten gestegt hatten, siegten über ihren Idealismus die dynastischen Interessen. Und so wie Luther dann gegen die Bauern gesprochen hatte, sprach Goethe gegen den politischen Willen der deutschen Jugend. Er gebrauchte das Beispiel, daß, so wenig wie der Sohn des Inhabers eines Geschäftes, der mit Mut einen Dieb abgewehrt habe, Anspruch darauf erworben hat, in die Leitung des Geschäftes aufgenommen zu werden, auch die deutsche Jugend,

die aus den Freiheitskriegen kam, Anrecht auf Mitgestaltung in den politischen Dingen dadurch erworben habe, daß sie den Korfen besiegte.

Was folgte, war Verbot und jahrelange Festungshaft, bis die alten Polizeistaaten mit Gewalt den politischen Willen derer niedergerungen hatten, die in einer der herrlichsten Erhebungen der deutschen Seele unter dem Einsatz ihres jungen Lebens eben die obliegenden Dynastien vom Joch Napoleons befreit hatten.

Erst in der Vorkriegszeit erhob sich in der deutschen Jugend wieder ein neues Wollen. Es hielt sich aber ängstlich abseits vom Politischen. Es war ein Suchen nach einer besseren, wahrhaftigeren Lebensform und anderem Lebensinhalt, als die Zeit sie bot. Vielleicht war es nichts anderes als die Vorbereitung auf den großen Opfergang, und die Erfüllung hieß „Langemard“.

Was noch aus dem Kriege kam, trug in sich schon die neue Form und war gehärtet, wie es noch nie in Deutschland eine Jugend gewesen war. Genau wie nach den Freiheitskriegen begann die deutsche Jugend aus ihrem Erleben heraus ihre politische Forderung zu erheben. Sie fand sich zuerst in den Freikorps zusammen, dann in den Organisationen der NSDAP. — Wie jung war der Führer, als er in den Kampf eintrat! Junge Menschen folgten ihm. Im Kampf wurden sie älter, gewannen immer stärkere Form und blieben doch dabei jung. Und 18 Jahre, nachdem der Führer seinen eigenen Kampf begonnen hatte, vier Jahre nach seinem Sieg, gibt er der deutschen Jugend das große Geschenk des Gesetzes vom 1. Dezember 1936 und gibt ihr damit den freien Raum, in dem sie ihre Kräfte entfalten und an dem großen Bau des Reiches ihr Teil schon beginnen kann. Es ist der Tag der Erfüllung des Vermächtnisses jedes deutschen Jungen, der mit heißem Herzen um Deutschland gerungen hat und für Deutschland gefallen ist, gleichgültig, ob er Lützower Jäger, Stürmer von Langemard, SA-Mann oder Hitlerjunge gewesen ist.

Der deutschen Jugend ist auf ihrem Weg nichts geschenkt worden. Nur weil er der härteste war, so voll Kampf und Opfer, kam die große Erfüllung, die zugleich das große Vermächtnis ist. Darüber freut sich jeder, der einmal in ihren Reihen gekämpft hat, und wenn er an Jahren noch so alt geworden ist.

Trägerin des Vermächtnisses ist die Hitler-Jugend geworden. Sie ist den Weg der Bewegung der NSDAP. gegangen und ist ein untrennbarer Teil der Partei, deren Zukunft sie verkörpert.

Die braunen Soldaten der deutschen Revolution waren in Not und Kampf Nationalsozialisten geworden. Ihre Weltanschauung hatte sich aus der seelischen Erschütterung des Krieges und des deutschen Niederganges herausgerungen. Alles ist bei ihnen erlebt, zur unabdingbaren Gewißheit gehärtet. Mancher hatte im Chaos des Kampfes noch auf der Gegenseite gestanden, der zu den Unsrigen gehört hätte. Er konnte sich aus den alten Bindungen nicht mehr lösen, war verwirrt durch die Propaganda des Gegners oder hielt sich durch Treue gebunden. Er kam nicht mehr, wurde erst später der Partei gewonnen, als wenn ihr Wollen ihn noch unverfälscht und unvergiftet erreicht hätte.

Bei der Jugend ist dies aber alles anders. Die Auslese der Partei durch den Kampf ist vorüber, ebenso die Spannungen des Kampfes. Das Proletarierkind nimmt nicht mehr zuerst das Gift der roten Fahne in sich auf, sondern steht unvoreingenommen vor dem neuen deutschen Wollen. Es werden nicht mehr Zehntausende zuerst einen falschen Weg geführt, bis sie sich mühselig zum Neuen durchfinden und dann nur langsam die alten Spannungen überwinden und oft gegen ihren eigenen Willen und unbewußt in irgendwelchen Meinungen dem noch verhaftet sind, was sie früher glaubten. Der Weg ist jetzt für jeden zur Klaren, in sich ruhenden Persönlichkeit frei.

Die zweite Generation des Nationalsozialismus steht da, um das zu verkörpern, was die erste will! Sie verkörpert deshalb auch schon das zukünftige Reich. Das neue Gesetz ist gar nichts anderes als der Wille des Führers, die ganze junge Generation unter seinen Augen jetzt schon die Volksgemeinschaft verwirklichen zu lassen, die sie als spätere Bürgerschaft des neuen Reiches leben muß. Die Unterscheidung zwischen Nationalsozialisten und Nichtnationalsozialisten ist für die Jugend gefallen. Die Parteiorganisation ist hier nicht mehr, wie in der Kampfzeit, der Träger einer besonderen politischen Meinung, sondern hier wird das Wort des Führers schon verwirklicht, nach dem „jeder anständige Deutsche Nationalsozialist ist und die besten davon Parteigenossen“.

Nicht die politische Gesinnung unterscheidet mehr — sie ist schon selbstverständlich geworden —, sondern die besondere Leistung. Sie allein wird ihren Träger dem Kreis zuführen, der in Zukunft „Partei“ heißen wird. Es gibt keinen, dem dieser Weg nicht offensteht, wenn er der Forderung an sich selbst genügt. So lebt die junge Generation heute schon ihren zukünftigen Staat.

Die große Jugendorganisation des Deutschen Reiches und der Partei trägt als Geschenk und Verpflichtung den Namen des Mannes, in dem ihr Wollen seinen höchsten Ausdruck findet. Sie ist schon das zweite Glied in der Kette der Generationen des neuen Reiches. Sie hat das politische Wollen der ersten Generation, aber schon die einheitlichere Form der zweiten. Es war eine glückliche Stunde, die ihr das Gesetz gab. Aber es ist auch das Verdienst Baldur von Schirachs und seines Arbeitskreises, daß die deutsche Jugend in der Hitler-Jugend schon die Form gewonnen hatte, um die große Aufgabe zu meistern. Denn nicht ein Reichsgesetz kann eine Jugendbewegung schaffen, aber eine Jugendbewegung kann durch ein Gesetz die Anerkennung des Reiches erhalten und damit die Möglichkeit, im größten Rahmen zu wirken. Der Sinn des Gesetzes ist, daß es nicht Sicherheit für eine Organisation gibt, sondern die äußerste Möglichkeit des Durchgehens einer Bewegung. Wer von der Idee der Jugendbewegung erfaßt ist, der ordnet sich dann aus eigener Verpflichtung ein, und die Treue ist ihm eine Selbstverständlichkeit, weil er sich selbst nicht untreu werden kann. Als Nationalsozialisten sprechen wir nicht von der Pflicht, sondern von der Ehre des Dienstes. Nationalsozialismus und Freiwilligkeit sind nicht zu trennen. Wenn das Reich gesetzlich die Pflicht zu einer Dienstleistung ausspricht, so ist das nur die reichs-

gesetzliche Formulierung des Willens der Nation und des Willens ihrer einzelnen Glieder.

Die Freiwilligkeit bleibt auch stets die große Probe für die Richtigkeit der Führung dieser gesetzlich gewordenen Organisation. In jedem Jahr ihrer Entwicklung steht sie vor der Frage: Was hält uns noch zusammen? Das äußere Gesetz des Staates oder das innere Gesetz der Gemeinschaft? Wenn man das äußere Gesetz wegnimmt, müssen die Einheiten aus der tragenden Idee heraus bestehen bleiben und der Nachwuchs muß, angezogen von der Idee, in jedem Jahr aus eigenem Willen kommen. Das ist und bleibt die immerwährende große Bewährung der Richtigkeit der Führung und der Kraft des Gedankens.

So wie das deutsche Volk im neuen Reiche zum Träger seiner großen Gesetze geworden ist und nicht der Apparat des Staates, so ist auch die heutige deutsche Jugend der Träger ihres Gesetzes geworden. Ihr Weg wird solange richtig sein, als sie das neue Gesetz nicht braucht, um es durchzusetzen.

Arbeiterjugend — im Banne des Marxismus

Jugendzeit unserer Väter — Von der Weite des Weges, der zur deutschen
Einheit führte

Die historische Bedeutung des Staatsaktes vom 1. Dezember 1936, durch den die siegreiche Entwicklung der Einigung der deutschen Jugend vom Reich ihre Bestätigung durch Gesetz erfährt, kann in ihrer Tragweite noch nicht ermessen und gewürdigt werden. Ein Blick auf die Weite des Weges, der zu diesem großen Erfolg der Bewegung geführt hat, soll uns das Geschehen unserer Tage begreifen lassen. Wir haben uns an einen der 40jährigen deutschen Männer gewandt, von denen viele vor Ausbruch des Weltkrieges in den Reihen der sozialdemokratischen Arbeiterjugend des wilhelminischen Reiches gestanden haben, um uns einen Blick in die Zeit zu geben, die ihre Jugend beherrschte und erfüllt hat. Die folgenden Ausführungen wollen daher nicht mehr als einen Zeitblick vermitteln. Die Tat von Herbert Korkus und das Geschehen unserer Tage in ihrer Einzigartigkeit zu fühlen, können wir von unseren V Vätern erwarten und bedarf im Zusammenhang mit diesen Ausführungen keiner ergänzenden Worte.

Am 26. Dezember 1906 konstituierte sich in Berlin eine „Bereinigung der freien Jugendorganisationen Deutschlands“. Im gleichen Jahr war in Süddeutschland der marxistische „Verband junger Arbeiter Deutschlands“ begründet worden. Es sind nur 30 Jahre, die jene Tage von dem „heute“ trennt. Die Weite des Weges zeigt uns die Größe des Sieges, über den nicht allein wir, sondern auch die beglückt sein werden, die heute erfüllt finden, was sie vielleicht schon damals unbekannt, unausgesprochen, nur ahnungsvoll ergriffen hatte.

Um die Jahrhundertwende, sechsunddreißig Jahre her, ist Berlin Mittelpunkt und Achse alles dessen, was sich preußisch und deutsch nennt. Berlin ist Haupt- und Residenzstadt des „jungen zweiten Reiches“. Berlin ist modern vom Hut bis zum Schuh. Berlin wächst, blüht und gedeiht, gibt den gesellschaftlichen und geistigen Ton

der Nation an. Es gibt nur ein Berlin! Der Dampf zischt in den Kesseln, die Maschine stampft, Erfolg, Erfolg brüllt es in allen Straßen und Bürgerhäusern. Heil Kaiser Dir! Der Taler rollt, die Bankkonten steigen.

Mit Hegel konnte man in die geheimsten Pläne Gottes eindringen, Berlin wußte Bescheid, der Berliner beherrschte das Wissen seiner Zeit. Darwin hatte die Abstammung des Menschen vom Affen entdeckt, nackt und gleich waren alle Menschen geboren, nur mit dem Geldanteil stimmte es noch nicht ganz. Hädel hatte die Belträhfel entdeckt und Marx den Mehrwert, Sudermann und Courths-Mahler das „Lebensgefühl des Deutschen“ im trauten Heim. Mendelssohn und Bleichröder sind hoffähig; Prinz Georg von Preußen ist der Freund des Hauses Meyerbeer. Der erste Jude hat seinen Rennstall.

Warum sollte es nicht auch so sein? Wenn der Landesherr aus dem Fenster sah, grüßte Dom und Börse, ging er aus dem Hause, stand nicht mehr wie bei dem alten Kaiser streng und beherrscht Kommandantur und Zeughaus, sondern der Erfolg der Landesfinder: Darmstädter Bank, Dresdner Bank und Diskontogesellschaft. Weinhäuser und Warenhäuser wachsen um die Wette mit Mietkasernen in Beton und Mörtel.

Der „echte“ Berliner stammt aus Breslau. Aus Polen und Galizien kam eine „fruchtbare“ Bevölkerung, die in der Nähe des Alexanderplatzes die erste Anweisung bekam, wie man marxischen Mehrwert und auch den bleichröderschen in Berliner Form auf das Bankkonto gutschreiben muß, wobei der Raftan und die Ringeloden als nicht zweckmäßig in die Bundeslade wandern.

Da nach den Entdeckungen der Grenadierstraße (in der die Hochschule für den marxischen und bleichröderschen Mehrwert stand) „groß und viel“ dasselbe war und man in der „Zahl“ sein Hauptwort gefunden hatte, wanderte das geistige Leben der Nation von der Unversität zur Deutschen Bank und AEG. Für Birchow und Mommsen traten Rathenau und Siegfried Jacobson. Statt zu Andachten ging man zu Wertheim und Tieß. Die Kirche verlor ihre Rolle an die Börse.

Der Adel, seiner Stunde gewiß, heiratete die Töchter des Kapitals. Nachdem so der Ausgleich der „Kräfte“ zustande gekommen war, war auch der Schlüssel zur Teilung des natürlichen Reichtums des Landes geschaffen, und der Glaube machte selig, daß nichts mehr der Mühe lohne und etwas anderes „einbringe“ als die Ausschachtung eines Reichtums. Was da sonst noch im Volk war an seltenen Werten und Anlagen, und was nicht mit Zahlen gewertet werden konnte, überließ man der zugewanderten „Intelligenz“, der man das Druckwesen übergab; in Angleichung an den doppelten Mehrwert blühte auch hier das Geschäft, auch hier zischte der Kessel, die Maschine stampfte, und „Erfolg“ brüllte es in allen Zeitungen.

In einer Welt, in der auch das Höchste und seine verschiedenen Schätzungen abgelesen und ausgerechnet werden konnte, gewann der Jude eine unbeschreibliche Geltung; und hätte er sich nicht selber herbeigedrängt, hätte man ihn als des Zeitgeistes Propheten herbeiwünschen müssen. Dieser begriff schnell: Um nach seinem Willen schalten und walten zu können, mußte man den Machthaber herrschen und mächtig verdienen lassen,

und was dagegen in der Arbeiterschaft protestierte, sagte, aber sicher am „Bande“ der Befreiung von Arbeit und Not führen. So konnte man von Zeit zu Zeit den Besitzenden schreien und den Nichtbesitzenden einige „Menschenrechte“ versprechen, selbst aber im Dunkeln seiner eigenen Pläne das Gift mischen. Der Jude trägt wie der Papst keine Verantwortung. Die überließ er Strohmännern, begabt und eitel genug, unter die Zukunftsweserel von Marx und Hegel die Unterschrift zu setzen. Eine G.m.b.H. waltete zum „Besten“ der Nation mit einer Generalversammlung, die Reichstag hieß.

Bebel war tot, der auf dem letzten Parteitag warnend den Zeigefinger erhoben hatte, und ein anderer Mann blieb aus, der gegen die Verführung der Arbeiterschaft zum lockenden Bilde der in seiner als Fortschritt gedeuteten Sättigkeit der genießenden Bourgeois protestierte. Keiner kam, der ohne Rücksicht auf die „bürgerlichen Ideale“ der Arbeiterschaft einen neuen Glauben gab. Und so hatte auch im Raum der Arbeit der Jude den Trumpf in der Hand. Aller Sozialismus wurde zum negativen Neid gewandelt, die Sehnsucht eines jungen Standes verzerrt im Zielbild bürgerlich fatter Behaglichkeit. Die Achse des Lebens wurde so gestellt, daß die höchste Weisheit die war, möglichst viel vom Bürger zu erraffen, und da dies nicht als einzelner Mensch zu schaffen war, sagte man sich an die Hand und bildete die Gewerkschaft, die mit Streik und Lohnforderungen die Brosamen von den Bürgertischen zusammenklaubte. Der Bürger, von den „Menschenrechten“ irgendwie angesprochen und von dem Neid der Proletarier erschreckt, bahnte ihm zu allen seinen Genüssen den Weg, weil daran verdient wurde. Immer selbstverständlicher durfte der Proletarier am öffentlichen Betrieb teilnehmen. Aber nicht, daß er emporgezogen wurde! Sondern man stieg zu ihm herab, mit billigem Luxus machte man aus dem Arbeiter einen „Herrn Arbeiter“. Im Theater und Kino erzog das dezent dekolletierte Mädchen aus dem Volk den Lebemann zu neuem Leben des helfenden Nächsten, und als stolze, dienstbotenbefehlende Gattin stand sie einer Welt von Spitzen und Sofakissen vor. Und sonntags zog der Arbeiter mit platonisch rotflammernder Krawatte die Linden hinauf an der Siegesallee vorbei — wenn er bis dahin gekommen war, hatte er sich an den Monumentalbauten der Banken, Hotelpaläste und Verwaltungsgebäude der Industrie und den Hohenzollern sattgesehen. Die in der Arbeitswoche gespeicherte Empörung erschoff vor soviel Pracht, und da sich umgekehrt die Kehle trocken sah, half Weißbier mit Soldes Liebestod, Armeemärschen und Pakenhofer „In den Zelten“ aus.

In dieser Welt stand der schulentlassene Arbeiterjunge. Lehrlingsausbeutung, Laufjungenelend. Seinen Protest erstickte der Vater mit den Worten „Lehrjahre sind keine Herrenjahre“, und was ging es ihn auch an? Der Junge wird über die Zeit hinwegkommen — auch er war darüber hinweggekommen —, und dann sind die Jahre bei den Preußen heran, und dann sorgt Partei und Gewerkschaft. Noch kümmert sich Partei und Gewerkschaft nicht um diese jungen Menschen. Diese suchen eigenwillig ihren eigenen Weg. Die Väter sind ihnen kein Vorbild. Was von denen am Abendbrotisch erzählt wird, hat keinen Inhalt und

ist kein Feuer für ihre jungen, wachgewordenen Seelen. Was sie suchen, wissen sie selber noch nicht. War vorher das bißchen Taschengeld für Dreck und Land vertan, hatte man sich am Texas-Schmökler gruselig berauscht, so sahen sie nun, als sie an ihren Sonntagen aus der Stadt ausbrachen, daß es noch eine andere Welt gab als die der engen Stuben und dunstigen Fabrikräume. Und noch eines fanden sie: Wollte man die Welt aus den Angeln heben, wollte man die stumpfe, dumpfe Welt der Väter in eine hellere, schönere wandeln, wollte man seine jungen Brüder nicht in den Fesseln einer gleichen Ausbeutung lassen, dann mußte man mehr wissen und mehr können, als nur zornig aufbegehren. Man mußte sagen können, warum nicht so, warum so und so, und das hieß, daß man das Wort von Bebel in die Wirklichkeit umsetzte: „Wissen ist Macht.“ Und so griffen die Jungen zum Buch, und damit schien ihr Leben plötzlich einen berauschtenden Inhalt bekommen zu haben. Der Lohn war nicht gestiegen, der Hunger nicht kleiner geworden, trotzdem schien das Leben reicher und sonniger. Jedes Buch war ein Erlebnis, jedes Wissen erweckte ein bisher unbekanntes Kraftgefühl, das Dasein war nicht mehr hoffnungslos, die Jungen fühlten, daß es eine Erlösung aus dem täglichen Grau und Einerlei des Fabriklebens geben mußte.

Der junge Arbeiter stößt aus seinem Dunkel hervor in eine Welt des Lichts. So ist das Beginnen, aber so hell auch bei jedem neuen Buch und dem wachsenden Kraftgefühl die Augen blank geworden sind — satanisch höhrend lacht der Zeitgeist und greift nach dem, was suchend und ahnend nach einem neuen Leben, einer neuen Sinnggebung der Arbeit sich aufmacht, und treibt es in die Tragik eines oberflächlichen, alles Leben an der Wurzel zerstörenden Denkens. Darwin, Haedel, Bölsche und Marx werden in Auflagen, die in die Hunderttausende gehen, vom jüdisch-bürgerlichen Zeitgeist in die Massen gepreßt; nichts anderes ist da, der Bürger selbst findet in diesem Denken der Weisheit letzten Schluß. Ging aber doch ein Junge zu denen, die sich als die Hüter der deutschen geistigen Werte gebärdeten, dann hatten sie die Bibel und das französische Billard und nicht selten auch das Kartenspiel als Pflege des deutschen Geistes. Was war das denn überhaupt auch für eine Art, was ging dem Arbeiterjungen das Wissen um die Welt an? Uebermächtig groß ist die Sünde dieser Zeit, die sie an jungen Menschen getan.

So mußte kommen, was kam. Wie ein Schlagwort, wie ein Gassenhauer — niemand weiß, wer es gesprochen, wo er es zum erstenmal gehört — war das Wort da: „Wer die Jugend hat, hat die Zukunft!“ Ein Reißen und Zerren ging um den jungen Menschen los. Und als im Süden des Reiches der sozialdemokratische „Verband jugendlicher Arbeiter Deutschlands“ sich seine Verbandszeitung schaffte, war der Redakteur Ludwig Frank und sein eifrigster Mitarbeiter Karl Liebknecht.

In Norddeutschland entstand der erste Jugendverein (1904 in Berlin). Bald folgten Gründungen in anderen Städten. Im Dezember 1906 — also vor dreißig Jahren — schlossen sich die vorhandenen Arbeiterjugend-Vereine zum „Verband der arbeitenden Jugend Deutschlands“ zusammen. Sein Sitz war Berlin. Als verbindende Zeitschrift wurde die „Arbeitende Jugend“ geschaffen.

Noch war alles jung und im Werden, junge Freudigkeit über die Verantwortung, an einem weltwendenden Werk mitzuarbeiten, zauberte auf den Gesichtern dieser jungen Arbeiter die Würde und das Wissen, in einer anderen Haltung durch das Leben zu gehen. Eine Briefstelle aus dieser Zeit mag andeuten, was gemeint ist: „Das Amt des Vorsitzenden erweckt in mir ein bisher unbekanntes Gefühl: das Verantwortungsgefühl. Es war kein höheres sittliches Gefühl, das mich davon abhielt, wie viele meiner Freunde, „Tanzkränzchen“ zu besuchen, sich mit schlechtem Bier vollzutrinken, zu grölen und mit den Mädchen in die Anlagen zu gehen, denn ich sah darin weder etwas Schlechtes noch Erniedrigendes. Was mich hinderte, dabei mitzumachen, war der Gedanke: Du darfst nicht. Du bist ein Jugendführer und der Jugend gegenüber in allem verantwortlich. Wie kannst du dem Gegner, der Polizei entgegentreten, wenn du an solchen Dummheiten teilnimmst?“

Dieses Verantwortungsgefühl war für Hunderte von Jugendlichen in der wachsenden Arbeiterjugendbewegung der erste und strengste Erzieher.

„Wer die Jugend hat, hat die Zukunft“, und so legte sich Gewerkschaft und Partei mit ihrer ganzen Last und Kraft auf die Jugend innerhalb der Arbeiterschaft, die aus sich heraus sich selber gefunden hatte. Ein ungleicher Kampf entbrannte; die Jugend, die in ihrem wachen Instinkt die alten, fatten Bonzen ablehnte und die den Kampf nicht nur für höheren Lohn einsetzen wollte, blieb aber dann doch am Ende der Schwächere. Der Gewerkschaftsführer Robert Schmidt fand auf einem Gewerkschaftskongreß in Hamburg das Wort: „Die Jungen sollen sich für den Groschen, den sie für ihre Zeitung ausgeben, lieber ein Stück Wurst kaufen.“

Der Kampf gegen die Partei und gegen das vom Staat geschaffene Vereinsgesetz, das den Jugendlichen verbot, an politischen Versammlungen teilzunehmen, gaben der Jugend Kraft und Feuer. Die unmöglichsten Auswege wurden in der Umgehung des Gesetzes gesucht. Eine Berliner Ortsgruppe der „Freien Jugend“, die einen Vortrag über den Kampf der Bauern gegen den König angezeigt hatte, bekam ihre letzte Weihe durch eine polizeiliche Überwachung. Der Redner begann, sprach von den Bauern, die die wenigsten Rechte hätten, von dem König, um den sich alles drehe, von dem Kampf der Bauern gegen den König. Schon ergriff der überwachende Polizeikommissar nach dem Helm, um die Versammlung aufzulösen, als der Redner deutlich wurde und vom Schauspiel erzählte. Die Staatsautorität ging in einem Sturm von Gelächter unter. Nicht überall gingen die Dinge so harmlos ab...

Wurde die Jugend auch mit der Staatsautorität fertig, so doch nicht mit der Partei und Gewerkschaft. Die unabhängigen Jugendgruppen wurden aufgelöst und dafür wurden Ausschüsse gebildet, die nun „Bildung“ in die Jugend brachten. Überall im Lande flammte der Protest auf, die technische Beherrschung der Menschenbeeinflussung hatten die Bonzen, soweit sie selbst keine Juden waren, von diesen gelernt, und so kam es beim ersten Jugendkongreß 1908 in Berlin zu einem vollen Sieg der Bonzokratie. Der Führer der Jugend, Max Peters, hielt das Hauptreferat und fand zum Schluß starke Worte. „Im Gegensatz zu Robert Schmidt schätzen wir den Lehrling sehr hoch, der seinen letzten Groschen für die Organisation hergibt und sich keine Wurst kauft. Wir wollen uns nicht mit Tagespolitik be-

schäftigen, das tun nur die Phrasendrescher und Wirrköpfe, sondern wir wollen lernen, die Welt zu begreifen. Wir halten uns durchaus im Rahmen der Gesetze, aber wir fürchten auch Verfolgungen der Behörden nicht. Unsere Gegner lassen alle Machtmittel gegen uns spielen. Da sollte uns die klassenbewußte Arbeiterchaft kräftig unterstützen, statt uns zu vergewaltigen. In Essen hat der greise Bebel gesagt, daß wir allesamt Hundsfötter sind, wenn wir uns nehmen ließen, was wir schon haben. Nichtswürdig ist die Jugend, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre! Für unsere gerechte, hehre Sache, für die Ideale der modernen Arbeiterbewegung zu kämpfen, zu leiden und zu sterben, ist unser höchstes Glück. Und setzt ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein.“

In der Diskussion sprachen die Redner noch radikaler. Einstimmig wurde dann folgende Resolution angenommen:

„Die Jugendorganisation bezweckt die Zusammenschaffung der proletarischen schulentlassenen Jugend ohne Unterschied des Geschlechts und Berufs zur planmäßigen Förderung ihrer geistigen und körperlichen Ausbildung und zur Wahrung ihrer wirtschaftlichen Interessen.

Vornehmlich sollen die Hauptergebnisse der modernen, freischaffenden Wissenschaft, namentlich soweit sie von der Volksschule unbeachtet gelassen oder gefälscht worden sind, insbesondere auf dem Gebiete der Geschichte, Volkswirtschaftslehre, Naturwissenschaft, der Arbeiterjugend in systematischer, faßlicher Form mitgeteilt werden. Daneben sollen Belehrungen der Kulturschätze, vor allem die Ergebnisse einer wahrhaft vollstümlichen und geistbefreienden Dichtkunst, vorgeführt werden.

Schließlich soll in gemeinsamen Ausflügen im Rahmen echter Geselligkeit das Verständnis für das Naturschöne geweckt und körperliche Erholung im turnerischen Spiel gepflegt werden.

So wird der Aufbau einer Welt- und Lebensanschauung gesichert, die aus den jugendlichen Arbeitern und Arbeiterinnen furchtlose, vorwärtsstrebende und nur auf organisatorische Selbsthilfe sich verlassenden Arbeiter werden läßt.“

In dem Glauben, trotz allem einen Sieg über die Bonzokratie errungen zu haben, gingen die Delegierten wieder zu ihren Gruppen, nicht wissend, daß sie gerade mit dieser Resolution dem Zeitgeist der Oberflächlichkeit in der Lebensbetrachtung Tor und Tür aufgemacht hatten. Der Nürnberger Parteitag 1908 ging auf die Resolution der Jugend ein und faßte die Richtlinien für die Betreuung der Jugend in dem Satz zusammen: „Der Parteitag verpflichtet die Organisationen, dafür zu sorgen, daß die Arbeiterjugend im Sinne der proletarischen Weltanschauung erzogen wird. Kommissionen sind zu bilden, die diese Erziehungsarbeit überwachen.“

Damit war der Jugend jede eigene und freie Entwicklung endgültig verbaut. Die Bonzokratie hatte gesiegt. Schmidt und Genossen, denen der Kampf der Arbeiterschaft eine Magenfrage gewesen ist, rieben sich die Hände, und so war das Ergebnis, daß Kautski und Bernstein zu den Erziehern der deutschen Arbeiterjugend wurden. „Es gibt nur einen Gott, das ist Marx, und Bernstein und Kautski sind seine Propheten.“

Die Arbeiterjugend ist gebändigt, sie ist in die Form der Väter gebracht, in dem der Sozialismus des Meides die Denkachse ist. So mächtig wirkt der Zeitgeist um

die Jahrhundertwende, daß er die Sehnsucht einer Jugend zerbrechen kann. Die Weltanschauung des Bourgeois war so mächtig in Deutschland, und sein geistiger Vertreter, der Jude, hat berechnend und wissend alle Stellen der Beeinflussung in der Arbeiterschaft besetzt, so daß ein Ausbrechen unmöglich war. Und somit ist jede Behauptung, die etwa den Arbeiter bis 1914 im Gegensatz zum Denken des Bürgers stellen will und in ihm eine neue Weltanschauung feststellt, falsch. Arbeiter und Bürger hatten keine Weltanschauung (wenn der Magen nicht als solche anzusehen ist). Der Jude hatte eine, und daher ist ihm die Möglichkeit, alles, was er erfassen konnte, in seiner Sinnesrichtung zu erziehen, freiwillig um die Jahrhundertwende in die Hand gegeben worden. In einer Welt, in der es nichts Höheres gibt als das Ausschachten der natürlichen Reichtümer des Landes um der Dividende willen, ist der Jude der Prophet.

Der junge Arbeiter, und nicht nur der, sondern auch der junge Bürger, der 1914 in den Krieg geworfen wurde, endlich frei von dem giftgemischten Zeitgeist, stand in der Gegenüberstellung des Todes im Zwang und in der Bereitschaft, sich neuen Boden in einer anderen Weltanschauung als die seiner Väter zu suchen. Es dämmerte, daß es nicht die junge Arbeiter und die junge Bürger gab, sondern sie gemeinsam *j u n g e D e u t s c h e* waren. Nicht anders ist zu verstehen, wenn es nach dem Kriege in der Jungsozialistischen Bewegung (Hofgeismarer Tagungsergebnis) heißt: „Der Sozialismus als Gesinnung beruht auf einer sittlichen Forderung, die man als antimaterialistisch und antiegoistisch bezeichnen muß. Er geht davon aus, daß der Mensch nicht den Sachwerten der Wirtschaft dienen soll, sondern daß umgekehrt die materiellen Güter dazu dienen sollen, das Menschenschicksal glücklicher und freier zu gestalten. Der Sozialismus will, daß die Menschen am meisten gelten sollen, die am meisten für die Gemeinschaft leisten. Der sozialistische Mensch, von dem man in den letzten Jahren so viel geredet hat, ist in alledem die Verkörperung eines Lebensgestaltungsprinzips, das dem bürgerlichen Schnurstricks entgegengesetzt ist.“

Doch auch dies, was dort gewollt wurde, kam nicht über das bloße Wort hinaus, allzu mächtig hatte der Zeitgeist noch das Leben in Deutschland umklammert, die Jungsozialisten gingen denselben Weg, den einst eine Generation vor ihr an der Wiege der deutschen Arbeiterjugend gegangen ist. Die Bonzokratie der Partei und Gewerkschaft trug auch in dieser Auseinandersetzung den Sieg davon.

Eine andere Kraft und eine andere Willensbildung aus den elementaren Kräften des Volkes und Blutes setzte den Hebel zur Befreiung und letzten Gestaltung der Sehnsucht in der Arbeiterjugend an, und so steht an der Wertbank einer neuen Generation junger Menschen in den Betrieben das schöne befreiende Wort über die siegreich gewonnene Gemeinschaft deutscher Jugend von Baldur von Schirach in seiner Erklärung über das „Gesetz über die Hitler-Jugend“: „Der Streit um die Einheit der Jugend ist vorüber, und so wie ich die Millionen einst in marxistischen Jugendverbänden organisierter Jugendlicher versöhnt und als treue Kameraden und Mitarbeiter gewonnen habe, hoffe ich, auch alle anderen, die nunmehr durch den Willen des Reiches in unsere Gemeinschaft kommen, zu versöhnen und innerlich zu gewinnen.“

Karl M i e d b r o d t

Sterne über den Sütten

Aus einer deutschen Adventsdichtung von

Herybert Menzel

Sprecher:

Seid still und seid andächtig,
Gebt euren Herzen Ruh.
Das Wort, im Leisen mächtig,
Will kommen auf euch zu.

Legt fort, was euch kann stören,
Wollt mit versammelt sein:
Ihr sollt vom Wunder hören,
In das wir gehen ein.

Ich weiß, du hast getragen
Ein Stück von Deutschlands Not
Durch dunkelschwere Klagen,
Durch Trübnis und Verlagen,
Nur um ein karges Brot.

Dir soll ich Botschaft künden,
Die du allein ermüht:
Dein Leiden ist im Vermünden:
Das Volk will sich verbünden,
Von dem ein Teil du bist.

Chor:

Ein Licht ist uns erglommen,
Das wächst von Nacht zu Nacht.
Wird jetzt das Heil uns kommen,
Das Gott uns zugehacht?

*

Sprecher:

Dir stand das Feld in Garben,
Du fuhrest ein dein Brot.
Da stehen die, die darben,
Die nichts als Gram erwarben,
Und seh'n dich an in Not.

Sie stehen leidverregnet
Und wie versteint im Schrei.
Da du der Not begebenst

Und selber bist gesegnet,
Geh achtlos nicht vorbei.

Dir hat das Glück geschienen,
Erheb dich nicht mit Spott.
Verbunden bist du ihnen,
Du hast dem Volk zu dienen,
Am Armen prüft dich Gott.

Dir ward nur Saat gegeben
Wie gutem Ackerland.
Was wird zu Lichte streben?
Wie nutzt du allem Leben?
Bist fruchtbar du erkannt?

Der hat auf uns verzichtet,
Der nur für sich erwirbt.
Das Volk steht auf und richtet:
Wir sind ihm nicht verpflichtet.
Und seine Seele stirbt.

Sprecher:

Mädel:

Ich lege ab all mein Geschmeid,
Da meine Schwester geht in Leid.

Junge:

Ich gebe ab von meinem Brot,
Dieweil mein Bruder ist in Not.

Mädel:

Ich sage ab der eitten Luft,
Des Volkes Not ward mir bewußt.

Junge:

Mich laßt nicht mehr die fremde Welt,
Bleib meinem Lande zugefellt.

Mädel:

Ich glaubte, dienstbar schon zu sein,
Ich will mich neuen Werken weih'n.

Junge:

Ich wollte eine Stunde ruh'n,
Nun treib es mich, noch mehr zu tun.

Mädel:

Viel Armut lebt noch scheu versteckt,
Noch manches Herz ist nicht erweckt.

1. Junge:

Ich hab mich selbst vom Volk verbannt.
Nun dien' ich neu dem Vaterland.

2. Junge:

Ich wollte zürnend abseits steh'n,
Da sah ich meine Söhne geh'n.

3. Junge:

Es gibt kein Glück für mich allein.
Ich muß bei meinem Volke sein.

4. Junge:

Und allen Müßigen ruf ich zu:
Wir helfen schon, nun hilf auch du.

Sprecher:

Komm, Kamerad, ich hab genug.
Hier ist das Brot, hier steht der Krug.
Und hier ist auch ein Buch für dich.
Bedank dich nicht, beschenkt bin ich.

Sprecherin:

Nimm, Schwester, ab die Gabe mir,
Hätt' ich nur mehr, ich gäb es dir.
Du machst mich reich, du machst mich gut.
Wie ist mir weihnachtlich zumut!

Mädel:

Mutter, ich sah, wie arm sie leben,
Wir haben noch etwas und könnten es
geben.

Mutter:

Besitz, der beschämen kann, bringt nicht
Gewinn.

So nimm es und trage es ihnen hin.

Sprecher:

Vater, sie haben ihr Wort nicht gebrochen.
Sie kämpften, zu helfen, wie sie ver-
sprochen.

Ich kann nicht mehr murren, kann nicht
mehr hassen.

Sie reichen die Hand uns, ich muß sie
ja fassen!

*

Mädel:

Über den ärmlichen Hütten steht es wie
Weihnachtschein;

Für das kommende Große ist keine Hütte
zu klein.

Alle wollen wir dienen, gläubigen Her-
zens und rein.

Jede werdende Mutter soll uns Maria
sein.

*

Sprecher:

Ein ganzes Volk vor Gott trat an,
Daß es sich schämen ließe —
Nun sprich dein Ja, nun sprich dein Nein.
Bist du nun endlich reif und rein,
Daß dir dein Heil erspriese?

Ein ganzes Volk vor Gott hebt an:
Herr, Hunger war und Morden,
Der Bruder schlug den Bruder tot,
Es wuchs uns Brot, verdarb das Brot,
Herr, wir sind sehend worden.

Herr, du hast gut an uns getan,
Daß du uns hast geschlagen.

Nun stehen wir gereinigt da,
Nun sprechen alle wir das Ja,
Gemeinsam woll'n wir's wagen.

AUSSENPOLITISCHE *Notizen*

Japan — Deutschland und die Welt

Japan und Deutschland haben einen Vertrag gegen die internationalen Bestrebungen des Kommunismus abgeschlossen. Sie haben beide feierlich erklärt, daß dieser Vertrag lediglich eine Abwehrmaßnahme sei und sich gegen niemanden richte; ja mehr noch, sie haben allen anderen Staaten den Beitritt zu diesem Abkommen der Bekämpfung der Komintern offen gelassen. Dennoch hat sich bisher kein Staat zum Beitritt zu diesem Abkommen gemeldet, vielmehr mußten wir sogar den neuen Ausbruch einer Haß- und Verleumdungswelle gegen die beiden Länder und ihre Absichten in der Weltpresse bemerken.

Egoismus mächtiger als Vernunft

Nun sind Deutschland und Japan zwei Reiche, die schon immer ein beliebtes Ziel internationaler Verleumdungen gewesen sind. Zwei Völker, die entweder durch die natürliche politische Entwicklung der letzten Jahrzehnte (wie Japan) oder durch militärische Gewalt und Zwangsdiktate (wie Deutschland) auf einen Lebensraum beschränkt wurden, der für die immer mehr ansteigende Zahl ihrer Bevölkerung nicht mehr ausreicht. Sie werden mit mißtrauischen und ängstlichen Augen von denen betrachtet, die seit Jahrhunderten ein Gebiet nach dem andern ihren Reichen einverleiben und nun eifersüchtig über ihren Besitzstand, der die nationalen Notwendigkeiten bei weitem übersteigt, wachen. Wir sind keine weltfremden Phantasten und deshalb wissen wir, daß in der Politik selbstverständlich das eigene Interesse erste Richtschnur jedes Staates sein muß. Wir sind darin aufrichtiger als jene, die genau so ihre eigenen Interessen verfolgen, aber sie mit dem Mäntelchen einer menschenheitsbeglückenden Ideologie, sei es nun die des Völkerbundes oder einer anderen, verbrämen. Aber wir glauben, daß die Zeit gekommen ist, in der man sich im Auslande einmal überlegen sollte, ob nicht die Verfolgung dieses Eigennutzes in einer bestimmten Lage — und diese Lage ist heute gegeben — zum eigenen Verderb führen

kann, weil die Lebensinteressen auch der einzelnen Staaten in dieser Lage nur aufrechterhalten werden können, wenn alle ihre kleinen Eigeninteressen erst einmal zurückstellen zugunsten eines großen gemeinsamen Interesses. Dieses gemeinsame Interesse besteht heute, da es eine gemeinsame Gefahr gibt. Was würde der Einzelmensch, der sich mit einem anderen, den er als seinen Todfeind betrachtet, tun, wenn er sich mit diesem zusammen in Lebensgefahr befindet und diese Gefahr nur durch Zusammenwirken beider abgewandt werden kann? Und wir glauben, daß die Feindschaften oder Interessengegenstände zwischen den einzelnen Ländern Europas nicht einmal Todfeindschaften sind.

Europäischer Westen im Banne der Sowjets

Die Blindheit, mit der die Götter unsere beiden großen Nachbarn im Westen, Frankreich und England, geschlagen haben, ist besorgniserregend. Sie ist unverständlich für jeden, der die politischen Ereignisse des letzten halben Jahres und besonders den spanischen Bürgerkrieg mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat. Ist es nicht ein seltsamer Vorgang, daß die englische Öffentlichkeit z. B. immer wieder Berichten über Verfolgung der christlichen Kirchen in Deutschland Glauben schenkt und daraus sich zu einer politischen Einstellung gegen Deutschland verleiten läßt, während man derselben Öffentlichkeit ruhig die Tatsache mitteilen kann, daß der Außenminister eines Landes zum Ehrengottlosen ernannt worden ist, ohne daß sie daraus die geringsten Folgerungen zieht? Ist es nicht beängstigend, daß deutsche Filme, die nichts mit nationalsozialistischer Propaganda zu tun haben, bloß wegen ihres deutschen Inhalts abgelehnt werden, während russische Filme von der bolschewistischen Revolution unter dem Applaus eines bürgerlichen Publikums wochenlang in den größten Filmtheatern der Welt laufen? Wie lange wird es noch dauern,

bis es endlich einmal der Öffentlichkeit jener Länder zum Bewußtsein kommt, daß sie hier einer Beeinflussung unterliegt, die ihr nach außen hin Objektivität und Unparteilichkeit vorheuchelt, sie in Wirklichkeit aber in die Feindschaft gegen ein großes Kulturvolk treiben will.

Das Abkommen zwischen Deutschland und Japan richtet sich gegen die bolschewistische Gefahr, eine Gefahr, die allen Kulturstaaten droht und die gerade die Engländer am besten kennen sollten. Während ihre Regierung unter der Parole „keine Spaltung der Welt in zwei feindliche Blöcke, schon gar nicht auf ideologischer Grundlage“ gegen das deutsch-japanische Abkommen Stellung nimmt, fallen britische Soldaten an der Nordwest-Grenze Indiens im Kampf mit Eingeborenen, die von den Bolschewisten zum Aufstand geschürt werden. Diese Tatsache allein mag genügen, um jene falsche Auffassung zu kennzeichnen, daß es sich um einen „ideologischen Kreuzzug“ handle. Es handelt sich vielmehr um die Abwehr einer ganz konkreten Gefahr, einer Gefahr, die nicht nur in wilden Heßreden, sondern — wie z. B. jetzt in Spanien — in russischen Tanks, Flugzeugen und Granaten ihren sehr konkreten Ausdruck findet. Ich sah einmal eine kommunistische Demonstration im Londoner East End, die mit eingeschlagenen Fenstersteinen, umgestürzten und abgebrannten Autos endete. Ein Haufen von Verbrechern, zusammengewürfelter Ausschuß — Mischlinge — beherrschte für einige Stunden das Straßensbild. Am nächsten Tage war in den liberalen Zeitungen zu lesen, wie unerhört doch das Vorgehen der Polizei gegen die friedlichen kommunistischen Demonstranten sei, und in den Wochenschauen wurden von den guten Bürgern die geballten Fäuste der Kommunisten mit Klatschen, die gerechten Gummihüpfelhebe der Polizei mit Pfeifen begleitet.

Man spricht in verschiedenen Ländern und besonders in England davon, daß der Kommunismus im eigenen Lande keine Gefahr sei. Man täuscht sich da ganz gewaltig. Natürlich stellt die kommunistische Partei in England eine ganz kleine Minderheit dar, aber aus dem eben angeführten Beispiel geht hervor, daß infolge der dauernden Beeinflussung der öffentlichen Meinung es eines Tages geschehen kann,

daß England an die Seite einer Macht geführt wird, die nun wirklich für England nicht nur in den Kolonien, sondern auch in Europa, wie es Spanien deutlich zeigt, zu einer Lebensgefahr werden kann und die es gerade dorthin bringen wird, wo es nicht hin will, nämlich in den nächsten Weltkrieg.

Japanfeindliche Stimmungen Amerikas

In Amerika herrscht seit einigen Jahrzehnten eine ähnliche Psychose, die sich gegen Japan richtet. Seit 30 Jahren schon sollte in jedem Jahr ein amerikanisch-japanischer Krieg bevorstehen. Er ist noch nicht ausgebrochen. Aber trotzdem gilt in Amerika Japan als der Feind. Auf dieses Gefühl spekulierend und auf die durch die Presse verbreitete falsche Meinung vom neuen Deutschland sind jetzt Bestrebungen im Gange, den alten Block der vom „Faschismus“ bedrohten Demokratien des Westens, Frankreich, England und die Vereinigten Staaten, gegen die „faschistische Drohung“, die von Deutschland, Japan und Italien ausgehen soll, wieder zusammenzubringen, der sich dann durch das französisch-russische Bündnis auch noch eng an Rußland anlehnen würde. So steuern die Kräfte, die Deutschland und Japan eine Störung der politischen Atmosphäre vorwerfen, mit Riesenschritten einer Wiederholung des Jahres 1914 zu.

Führen Händler das Szepter der Politik?

Japan und Deutschland, die die Gefahr des Kommunismus in ihrer ganzen Tragweite erkannt haben, können demgegenüber nichts weiter tun als immer wieder erneut auf die Gefahr hinweisen, die allen Kulturvölkern durch den internationalen Bolschewismus droht. Es bleibt die Hoffnung, daß, wenn die Regierungen nicht verstehen wollen, die Völker eines Tages aus einem gesunden Instinkt heraus selbst zur Erkenntnis gelangen. Beide Staaten sind jedenfalls gewillt, in ihrem Hoheitsbereich jeden Versuch der Ausbreitung des Bolschewismus und jede internationale Machenschaft zu unterdrücken und sich gegenseitig in dieser Aufgabe zu helfen. Die anderen Mächte sollten um so mehr den deutschen Schritt, der zum Abkommen mit Japan führte, zu würdigen wissen, als wir es mit einem Staate abschlossen, der ebenso wie mit England oder Amerika

auch mit uns auf dem Gebiet des Handels in friedlichem Wettbewerb steht. Wenn aber Kräftestandpunkte die politische Entwicklung der künftigen Jahre bestimmen sollen, dann werden sie zu derselben Lösung führen wie schon einmal, als man die Teilnahme am Weltkrieg gegen Deutschland aus ähnlichen Gesichtspunkten entschied. Deutschland sieht im japanischen Volk eine große Nation mit einer großen Vergangenheit, die nach alter Tradition ihr nationales Leben in Zeiten internationaler Zersetzung bewahren will, und Deutschland hat keinen anderen Wunsch, als denselben Willen einst auch bei unseren Nachbarn festzustellen, die heute die Gefahr noch nicht erkennen.

Wolf Schenke

Nach dem Ende der Flottenverträge von Washington und London

Im Dezember des Jahres 1934 kündigte die japanische Regierung den im Jahre 1922 in Washington geschlossenen Flottenvertrag und das Londoner Zusatzabkommen vom Jahre 1930. Die Kündigung hat Wirkung ab 1. Januar 1937. In wenigen Wochen also werden diese beiden Verträge, die die Stärkeverhältnisse der größten Flottenmächte regelten, nicht mehr in Geltung sein. Gleich nach der japanischen Kündigung wurden zwischen den drei Mächten England, Japan und den Vereinigten Staaten neue Verhandlungen geführt, die sowohl im Jahre 1935 als auch im Jahre 1936 im großen und ganzen negativ verliefen. Weder die Abkommen von Washington und London wurden verlängert noch ein neues wirksames Abkommen, das alle großen Seemächte umfaßte, an ihre Stelle gesetzt. Bevor wir aber zu der neuen Lage übergehen, ist es ratsam, noch einmal einen Rückblick auf den Inhalt der beiden abgelaufenen Verträge zu werfen, die so lange Zeit auf dem Gebiet der Seerüstungen bestimmend gewesen sind.

Im Vertrag von Washington wurde für die fünf Mächte USA, Großbritannien, Japan, Frankreich und Italien die Stärke der Gesamttonnage der Großkampfschiffe im Verhältnis 5 : 5 : 3 : 1,5 : 1,5 festgesetzt. Eine weitere Bestimmung setzte die Höchsttonnage für Großkampfschiffe dieser Mächte auf

35 000 Tonnen fest. Weiter wurde im Pazifischen Ozean eine Zone geschaffen, in der keine Befestigungen angelegt werden durften, um nicht durch das Nähereinanderücken von Stützpunkten der einzelnen Seemächte die Möglichkeit zur wirksameren Durchführung eines Angriffs zu geben. Die Vereinigten Staaten verzichteten auf die Befestigung der Philippinen, Aleuten und Guam, Japan für Formosa, die Kurilen, Pescadores-, Karolinen- und Marshall-Inseln, England durfte die Hafensbefestigungen von Hongkong nicht weiter ausbauen. Der Flottenvertrag in London im Jahre 1930 sollte die Lücken des Washingtoner Vertrages ausfüllen, und zwar in erster Linie die Kreuzertonnage festlegen. Frankreich und Italien fehlten in diesem Abkommen, da keine Einigung erzielt war. Für England, USA, Japan wurde für die Gesamttonnage der Kreuzerflotten das Verhältnis 339 000 : 323 000 : 208 000 Tonnen festgelegt. Während die Vereinigten Staaten und England mit der Lösung von Washington und London zufrieden waren, zeigte sich in Japan immer größere Unzufriedenheit und der Wunsch nach Gleichberechtigung zur See wurde immer mehr beherrschend. Er führte schließlich zur Kündigung der beiden Abkommen durch Japan. Die Verhandlungen, die darauf stattfanden, standen unter dem Zeichen dieses japanischen Anspruches. Die Japaner forderten nicht die Erlaubnis der Aufrüstung auf den Stand der beiden anderen Großmächte, sondern hatten sich Pläne zurechtgelegt, das sie als Seerüstungsplan bezeichneten. Sie unterschieden zwei Klassen von Schiffen: 1. Angriffs- und 2. Verteidigungsschiffe. Zu den ersteren rechneten sie Flugzeugträger, Panzerschiffe und schwere Kreuzer (Klasse A des Londoner Abkommens mehr als 25,5-cm-Geschütze) und unter die 2. Klasse wurden Kreuzer, Torpedos- und U-Boote eingereiht. Die Zahl in den einzelnen Kategorien der Klasse I zu bauenden Schiffe sollte genau festgelegt, Flugzeugträger möglichst ganz abgeschafft werden. In der Klasse II sollte nur ein Globaltonnage bestimmt werden, innerhalb der Spielraum zur Verteilung auf die einzelnen dieser Klasse angehörigen Schiffstypen gelassen werden sollte. Bei näherem Hinsehen erkennt man, daß dieser Vorschlag ein für die japanischen Zwecke ausgezeichnetes Instrument war. Durch die Abschaffung oder größtmögliche Begrenzung der großen Schiffe wurde eine Bedrohung

durch die USA-Flotte ziemlich illusorisch gemacht, während Japan die Möglichkeit gegeben worden wäre, in der Klasse II die für seine Verteidigung am besten geeigneten Schiffe nach eigenem Ermessen zu bauen. Wenn so der Vorschlag zwar rein japanischen Interessen entspringt, ist doch aber nicht hinwegzuleugnen, daß es sich bei einer nach derartigen Gesichtspunkten gebauten Flotte nur um eine zur Verteidigung bestimmte handeln könnte. Doch der japanische Vorschlag ist abgelehnt worden. Die Amerikaner erklärten sich als kategorische Gegner, während die Engländer erfolglos zu vermitteln suchten. Der Plan tauchte auf, das Verhältnis 5 : 5 : 4 einzuführen, aber dies genügte den Japanern nicht ganz, abgesehen davon, daß die USA. auch gegen diese Konzession waren. Schließlich versuchte man es mit einer Gleichberechtigung Japans „im Prinzip“, die jedoch praktisch wieder keine gewesen wäre, und deshalb den japanischen Wünschen nicht genügte. So gingen die Flottenverhandlungen der beiden letzten Jahre zu Ende, ohne daß es gelungen wäre, zwischen den drei Seemächten zu einer Neuregelung zu kommen. Lediglich zwischen England, USA. und Frankreich wurden Anfang dieses Jahres Abmachungen getroffen.

Der status quo der Befestigungen im Pazifik sieht demnach heute noch folgendermaßen aus:

1. Japan

Flottenbasen:

Sokolofuta
Kure
Sasebo
moderne Befestigung

Hilfsstützpunkte:

Matsum (Pescadorens)
Chiankai (Korea)
Maizuru
Ominato
Port Arthur
Nomuri
Beppu
Muroan
Naze
Nakuschi
Ogasawara (Bonin-Inseln)
außerdem sind wahrscheinlich die Mandatsinseln teilweise zu Stützpunkten ausgebaut.

2. Amerika

Flottenbasen:

Pearl Harbour (Hawai)
Cavite, Olongapo (Philippinen)
Kohlenstation:
Guam

3. England

Flottenbasen:

Singapore
Port Jackson
Melbourne
Australien
Port Darwin
Hongkong.

England versuchte nun und wird vielleicht auch noch weiter versuchen, den status quo wenigstens in der Befestigungsfrage aufrechtzuerhalten. Aus den Vereinigten Staaten jedoch kommen schon Nachrichten, daß sie beabsichtigten, auf den Midway-Inseln zwischen Hawai und den Philippinen eine Basis für Flugboote einzurichten. Die Japaner nehmen an, daß die Amerikaner einer Verlängerung der Nichtbefestigungsklausel im Washingtoner Vertrag nicht zustimmen werden. In diesem Falle sehen sie sich zu Gegenmaßnahmen veranlaßt; vor allem würde Formosa befestigt und zur Flottenbasis ausgebaut werden, das den Philippinen ziemlich vor der Nase liegt, außerdem wahrscheinlich die Mandatsinseln. Die Befestigung von Formosa dürfte hinwiederum auch die Engländer nicht ruhig lassen. Denn damit wäre eine japanische Flottenbasis beträchtlich in die Nähe von Hongkong und auch von Singapore gerückt. Hongkong würde sich bei stärkerer Befestigung zur Verteidigung ausgezeichnet eignen, kann aber zu leicht auf Grund der geographischen Verhältnisse eine „Mausefalle“ für eine eingeschlossene Flotte werden. So ist wahrscheinlich nach dem nunmehr endgültigen Ende des Washingtoner Abkommens nicht so sehr mit einem Flotten-Wettrüsten, d. h. dem Neubau von Kriegsschiffen in großem Umfange, zu rechnen, sondern eher mit der Befestigung aller der Plätze, die bisher nach dem Washingtoner Abkommen von den drei Mächten nicht weiter ausgebaut werden konnten.

Ein neues Moment ist kürzlich in diese Dinge hineingekommen. Nachdem Deutschland im Jahre 1934 auf Grund freiwilliger Verhandlungen mit England ein Flottenabkommen geschlossen hatte, das für die deutsche Flotte eine Tonnage von 35 Prozent

HJ. musiziert









der englischen festsetzte, hat die britische Regierung nun in diesem Jahr auch mit den Sowjets ein ähnliches Abkommen getroffen. Dieses sieht zwar eine Festlegung der russischen Streitkräfte in der Ostsee und im Schwarzen Meer im Verhältnis zu den Britischen vor, läßt aber die Frage der Sowjetflotte im Fernen Osten völlig offen. Damit gibt England den Sowjets freie Hand, in Wladiwostok soviet Kriegsschiffe zu unterhalten, wie sie wollen. Dieses Abkommen, von den Engländern wahrscheinlich dazu bestimmt, einen Druck auf Japan auszuüben, nun doch irgendeinem Abkommen beizutreten, ist in jeder Hinsicht bedauerlich. Erstens gibt es den Sowjets die Möglichkeit, sowohl im Schwarzen Meer als besonders auch in der Ostsee größere Flottenstreitkräfte, als in dem Vertrag vorgesehen sind, zu unterhalten, indem nämlich Schiffe, die angeblich zur Fernost-Flotte gehören oder für diese bestimmt sind, sich „vorübergehend“ in europäischen Gewässern aufhalten, andererseits bringt dieser Handel ein sehr bedauerliches neues Element der Unruhe in den Pazifischen Ozean, wo

doch gerade die Engländer sich im Laufe der letzten zwei Jahre so stark bemüht haben, eine Stabilisierung zu erreichen. Die Japaner, die gar nicht an ein Flotten-Wett-rücken gedacht haben, werden ohne Zweifel durch größere Bauten der Sowjets veranlaßt werden, ihre Rüstungen, die bisher nur im Hinblick auf eine eventuelle Verteidigung gegen die USA. und England gedacht waren, weiter zu vergrößern. Der Pazifische Ozean, der der „friedliche“ heißt, ist schon unruhig genug. In Amerika glaubt man an den Angriffswillen Japans. Admiräle scheuen sich nicht, Phantasien auszusprechen, daß die japanischen Luftstreitkräfte einen Überfall auf Alaska planten und ähnliches mehr. Dadurch, daß den Sowjets jetzt in Wladiwostok, das sowieso schon die Sicherheit der japanischen Hauptstadt bedroht, durch England weiter freie Hand gelassen wird, werden die Gegensätze von vornherein verschärft, die im nächsten Jahr infolge des Ablaufs der Washingtoner und Londoner Verträge das politische Bild in diesem Teil der Welt bestimmen werden.

Wolf Schenke.

Kleine Beiträge

Zum Abbau der klösterlichen Lehrkräfte

„Bei aller Duldsamkeit gegenüber Glaubensformen hat kein einziger deutscher Staatsmann das Recht, die Erziehung der Jugend einer Kirche zu übergeben ...“

(Kosenberg, Mythos.)

Das bayerische Staatsministerium für Unterricht und Kultus hat kürzlich angekündigt, daß mit dem 1. Januar 1937 der Abbau der klösterlichen Lehrkräfte an den öffentlichen Volkspflichtschulen in Bayern beginnen wird. Der Artikel 24/II des bayerischen Schulbedarfsgesetzes war bis jetzt die Grundlage für das Kuriosum, daß in Bayern an 400 öffentlichen Volksschulen des nationalsozialistischen Staates fast 1700 Lehrkräfte tätig waren, die einer Institution verpflichtet sind, welche die Welt-

anschauung des Nationalsozialismus ablehnt, ja teilweise sogar öffentlich bekämpft und als Häresie verbietet. Nach dieser gesetzlichen Bestimmung konnte solchen Orden, die am 1. Januar 1920 bereits Unterricht an Volksschulen erteilten, die Genehmigung nur entzogen werden, wenn sie von einer Mehrheit der Erziehungsberechtigten beantragt wurde; mit Recht sagt Staatsrat Dr. Boepple von dieser Verordnung: „Sie widerspricht durchaus den Grundsätzen des nationalsozialistischen Staates, der Entscheidungen über derart wichtige schulorganisatorische Fragen nicht von Abstimmungen abhängig machen kann.“ Die bayerische Regierung hat deshalb mit Zustimmung der zuständigen Reichsstellen die Streichung dieses Ablasses beschlossen.

Der „Kampf um die Schule“ wird mit diesem Beschluß einen weiteren Schritt vorwärts getrieben und unserer Genera-



der englischen festsetzte, hat die britische Regierung nun in diesem Jahr auch mit den Sowjets ein ähnliches Abkommen getroffen. Dieses sieht zwar eine Festlegung der russischen Streitkräfte in der Ostsee und im Schwarzen Meer im Verhältnis zu den britischen vor, läßt aber die Frage der Sowjetflotte im Fernen Osten völlig offen. Damit gibt England den Sowjets freie Hand, in Wladiwostok sowiel Kriegsschiffe zu unterhalten, wie sie wollen. Dieses Abkommen, von den Engländern wahrscheinlich dazu bestimmt, einen Druck auf Japan auszuüben, nun doch irgendeinem Abkommen heizutreten, ist in jeder Hinsicht bedauerlich. Erstens gibt es den Sowjets die Möglichkeit, sowohl im Schwarzen Meer als besonders auch in der Ostsee größere Flottenstreitkräfte, als in dem Vertrag vorgesehen sind, zu unterhalten, indem nämlich Schiffe, die angeblich zur Fernost-Flotte gehören oder für diese bestimmt sind, sich „vorübergehend“ in europäischen Gewässern aufhalten, andererseits bringt dieser Handel ein sehr bedauerliches neues Element der Unruhe in den Pazifischen Ozean, wo

doch gerade die Engländer sich im Laufe der letzten zwei Jahre so stark bemüht haben, eine Stabilisierung zu erreichen. Die Japaner, die gar nicht an ein Flotten-Wett-rüsten gedacht haben, werden ohne Zweifel durch größere Bauten der Sowjets veranlaßt werden, ihre Rüstungen, die bisher nur im Hinblick auf eine eventuelle Verteidigung gegen die USA. und England gedacht waren, weiter zu vergrößern. Der Pazifische Ozean, der der „friedliche“ heißt, ist schon unruhig genug. In Amerika glaubt man an den Angriffswillen Japans. Admiräle scheuen sich nicht, Phantasien auszusprechen, daß die japanischen Luftstreitkräfte einen Überfall auf Alaska planen und ähnliches mehr. Dadurch, daß den Sowjets jetzt in Wladiwostok, das sowieso schon die Sicherheit der japanischen Hauptstadt bedroht, durch England weiter freie Hand gelassen wird, werden die Gegensätze von vornherein verschärft, die im nächsten Jahr infolge des Ablaufs der Washingtoner und Londoner Verträge das politische Bild in diesem Teil der Welt bestimmen werden.

Wolf Schenke.

Kleine Beiträge

Zum Abbau der klösterlichen Lehrkräfte

„Bei aller Duldsamkeit gegenüber Glaubensformen hat kein einziger deutscher Staatsmann das Recht, die Erziehung der Jugend einer Kirche zu übergeben ...“

(Kosenberg, Mythos.)

Das bayerische Staatsministerium für Unterricht und Kultus hat kürzlich angekündigt, daß mit dem 1. Januar 1937 der Abbau der klösterlichen Lehrkräfte an den öffentlichen Volksschulen in Bayern beginnen wird. Der Artikel 24/II des bayerischen Schulbedarfsgesetzes war bis jetzt die Grundlage für das Kuriosum, daß in Bayern an 400 öffentlichen Volksschulen des nationalsozialistischen Staates fast 1700 Lehrkräfte tätig waren, die einer Institution verpflichtet sind, welche die Welt-

anschauung des Nationalsozialismus ablehnt, ja teilweise sogar öffentlich bekämpft und als Häresie verbietet. Nach dieser gesetzlichen Bestimmung konnte solchen Orden, die am 1. Januar 1920 bereits Unterricht an Volksschulen erteilten, die Genehmigung nur entzogen werden, wenn sie von einer Mehrheit der Erziehungsberechtigten beantragt wurde; mit Recht sagt Staatsrat Dr. Hoeppe von dieser Verordnung: „Sie widerspricht durchaus den Grundfäden des nationalsozialistischen Staates, der Entscheidungen über derartige wichtige schulorganisatorische Fragen nicht von Abstimmungen abhängig machen kann.“ Die bayerische Regierung hat deshalb mit Zustimmung der zuständigen Reichsstellen die Streichung dieses Abfuges beschlossen.

Der „Kampf um die Schule“ wird mit diesem Beschluß einen weiteren Schritt vorwärts getrieben und unserer Genera-

tion scheint es vorbehalten geblieben zu sein, auch das Ende dieses Kampfes um die Nacht im Staate zu erleben. Ein kurzer Rückblick auf das, um was dieser „Kampf um die Schule“ ging und heute geht, läßt es klar werden, wie wichtig es für die Durchsetzung der nationalsozialistischen Weltanschauung ist, diesen Streit ganz zu ihren Gunsten zu beenden.

Das heute bestehende Verhältnis zwischen Staat, Schule und Kirche ist das Ergebnis einer Entwicklung, die sich seit vielen Jahrhunderten vollzieht und die noch nicht zu einem Abschluß gekommen ist, der den Erfordernissen des nationalen Staates voll entspricht. In großer, sehr vereinfachter Übersicht lassen sich drei Abschnitte erkennen, die sich natürlich zeitlich oft überschneiden:

1. Das Schulwesen ist eigenste Angelegenheit der Kirche und nur für ihre Bedürfnisse zugeschnitten. Der Staat hat keine Beziehung zur Schule, die eine Zweckgründung der Kirche zu christlicher, damals rein katholischer Erziehung war. Erziehungszweck und Erziehungsmittel waren vollständig aufeinander abgestimmt.

2. Mit dem Aufblühen des Handels und Verkehrs ergaben sich aber Bildungsbedürfnisse, die von den Kirchenschulen wegen ihrer ausschließlichen Jenseits-Zielsetzung nicht befriedigt werden konnten. Es entstanden im 12., 13. und besonders 15. Jahrhundert in den Handelsstädten Stadt- und Ratsschulen und damit die ersten Zwiste zwischen weltlichen und kirchlichen Behörden um die Schule. Diesen lagen aber nicht etwa Inhalt und Geist der Schule zugrunde; sie gingen um Fragen der Zuständigkeit und Lastenverteilung, im weiteren Verlauf um das Gründungs- und Beaufsichtigungsrecht, um Lehrerbildung, Schul- oder Bildungszwang und vieles andere mehr. Mannigfaltig wie die politische Karte Deutschlands während dieser langen Spanne war die Regelung dieser strittigen Angelegenheiten in den verschiedenen Territorien. Zu einem ersten Abschluß kam diese Epoche mit der Reichsverfassung von 1919, in der dem Reich die Bestimmungsgewalt überlassen wurde.

3. Diesen Meinungsverschiedenheiten, die sich im großen gesehen mehr um äußerliche Dinge drehten, begann aber schon etwa seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts der Kampf um das Erziehungsziel zuzugesellen. War es bis Vestalozzi hauptsächlich ein religiöses Ideal, so fing man jetzt an, die Erziehung zur geistig

freien und sittlichen Persönlichkeit zu fördern, während Schleiermacher und Fichte von der Schule sogar schon die Erweckung nationaler Tugenden verlangten.

Dieser Kampf um den Erziehungszweck und damit um die Schulform und deren Inhalt fand aber durch die Weimarer Verfassung kein Ende, sondern trat in ein neues Stadium. Nach dem Grundsatz: „Wer die Schule hat, hat die Zukunft“, stützten sich fast alle Parteien auf die Schulfrage, und so wurde sie langsam zur Scheidemünze, mit der die verschiedenen parlamentarischen Gruppen jeweils ihre Ruhmehändler um andere Dinge bezahlten und sich bezahlen ließen. Eine organische Lösung war natürlich unmöglich und vielleicht auch unerwünscht, um die Münze im Kurs zu halten. Die Koalitionsverhandlungen der einstmaligen Regierungsparteien, Zentrum und Sozialdemokratie, hatten stets diesen Punkt zum Verhandlungsgegenstand.

So lagen die Dinge bei Ausbruch der deutschen Revolution, und der Streit um das Ziel, zu dem die deutsche Jugend durch Erziehung hingeführt werden sollte, gehört zu der Erbschaft, die das Dritte Reich antreten mußte.

Der Kampf ist allerdings vereinfacht: nur zwei Fronten — aber beide mit sehr klaren Erziehungszielen — stehen sich noch gegenüber; die eine entschlossen, den Streit im Angriff — entsprechend ihren Grundsätzen — zu entscheiden, die andere überzeugt, daß sie sich nur noch auf die zähe Verteidigung ihrer Positionen im Rückzugsgefecht einrichten könne.

Der Nationalsozialismus sieht im Leben des einzelnen eine Verpflichtung an das Gesamtvolk. Um diese jedem Glied eines Volkes auferlegten Pflichten erfüllen zu können, muß der einzelne zur Erkenntnis dieser Verpflichtung geführt werden und seine Fähigkeiten intellektueller Art müssen so entwickelt werden, daß er die ihm gestellten Aufgaben zum Besten der Volksgemeinschaft lösen kann. Das ist Sache der Schulerziehung.

Die Kirche sieht das irdische Leben als Vorbereitungszeit für das Jenseits an. Das Erziehungsziel gilt einer anderen Welt. Der primäre Zweck der Erziehung ist also nach katholischer Auffassung die Ausrichtung der irdischen Kräfte auf das Jenseits; dieser Vorbereitung hat auch die Auszubildung in allen weltlichen Aufgaben zu dienen. Auch der Unterricht, dem die Entwicklung der intellektuellen Kräfte

übertragen ist, hat die Voraussetzungen für das ewige Leben zu schaffen. Durch den religiösen Erziehungszweck gerät er aber von selbst in das Gebiet der Religion und — wie die Verhältnisse bei uns liegen — der Konfessionen.

So ergibt sich der Anspruch der Kirche, den die bayerischen Bischöfe in einer Denkschrift vom Juni 1919 niedergelegt haben:

„Nie und nimmer kann die Kirche auf das gottgegebene und daher unverletzliche Recht der Mitaufsicht über den inneren Geist der Schule verzichten. . . Der Kirche obliegt die heilige Pflicht, darüber zu wachen, daß in der Schule nichts gelehrt wird, was dem Glauben und christlicher Sitte zuwider ist, daß im Gegenteil der religiöse Geist den ganzen Unterricht und die ganze Erziehung durchdringe und trage. . . Es muß der Kirche die Möglichkeit gegeben sein, wenn nötig, die Ausschaltung von Lehrbüchern, die christlichen Glauben und christliche Sitte gefährden, wirksam zu fördern.“

Hier scheiden sich die Geister. Das Erziehungsziel des Nationalsozialismus liegt auf dieser Welt. Er hat sich die Aufgabe gestellt, das deutsche Volk aus dem moralischen und politischen Sumpf zu reißen, in dem es seit der Novemberrevolte und trotz der Zentrumshegemonie immer mehr zu versinken drohte, und es zu befähigen, daß es niemals wieder den festen Boden unter den Füßen verliere. Der nationalsozialistischen Bewegung „obliegt die heilige Pflicht, darüber zu wachen“, daß der Geist des Deutschtums „den ganzen Unterricht und die ganze Erziehung durchdringe und trage“.

Die Befreiung der Ordensschwestern aus der staatlichen Volksschule war unter diesen Verhältnissen eine Staatsnotwendigkeit. Ein Unterricht, in dem die nationalsozialistischen Erkenntnisse über Volk und Rasse lebendig werden sollen, der dem nationalsozialistischen Erziehungsziel zum Deutschbewußtsein zstrebt, kann von Ordensschwestern der katholischen Kirche, die in der Hinführung zum Jenseits den Zweck der Erziehung und damit auch des weltlichen Unterrichtes sieht, nicht erteilt und nicht erwartet werden. Die Weltanschauung des Staates, dem die Schwestern als Lehrpersonen zu dienen haben, wird von der Kirche verworfen, der

sie durch Gelübde verpflichtet sind. Allergute Wille wird die klösterliche Volksschullehrerin nicht vor dem Gewissenszwang bewahren können, einen der zwei Herren, denen sie dienen soll, in seinen Ansprüchen zurückzusetzen. Leider verbot es der Kirche ihre Auffassung, daß sie als „die von Gott eingesetzte Erziehungsanstalt aller Menschen“ das primäre Erziehungsrecht habe und folglich alle Positionen auf dem Gebiete der Erziehung bis zum Äußersten halten müsse, von sich aus die klösterlichen Lehrerinnen an staatlichen Schulen aus dieser Zwangslage zu befreien.

So mußte der Staat sich sein Recht selbst verschaffen. Der Nationalsozialismus wird den Kampf um die deutsche Schule, der seit Jahrhunderten das Verhältnis zwischen Staat und Kirche immer wieder gestört hat, zum Abschluß bringen. Seinem Ziel: „Eine Schule, eine Jugend und eine Erziehung aus nationalsozialistischem Geiste“ (Staatsrat Dr. Boepfle) ist er einen weiteren großen Schritt nähergekommen. Bald wird auch der ewige „Kampf um die Schule“ in die Grube gesunken sein, in die das neue Reich Mainlinie, Länderhoheiten, bayerische Belange und die vielen anderen mittelalterlichen Waffen gegen die Einheit des Deutschen Reiches hat verschwinden lassen. Der katholische Theologe Prof. Ziesche wird dabei aber erkennen müssen, daß er ein schlechter Prophet war, als er 1927 den sehr bezeichnenden Satz niederschrieb: „Viele Millionen deutscher Menschen sind darüber einig, lieber das gemeinsame Staatsleben, als die konfessionelle christliche Schule aufzugeben.“

Waldemar Lang

Gedanken um Winterfönntwende und Weihnachten

Immer wieder, wenn wir uns mit der Gedankenwelt der Vorfahren beschäftigen, stoßen wir auf einen Begriff, der als Symbol aller germanischen Weltanschauung gelten kann: auf den Lebensbaum. Er ist belegt durch zahlreiche frühgeschichtliche Funde: Wolfgang Schulz zeigt uns in seiner „Altgermanischen Kultur“ zwei Abbildungen von Felsritzungen der germanischen Bronzezeit, die den Lebensbaum enthalten. Wir kennen ihn aus der germanischen Sage von Tuisto und seinem Sohne Mannus oder aus der Sage vom Kaiser im Berge, wo der Anbruch einer neuen, Unrecht tilgenden, Glück verheißenden Zeit dadurch angekündigt wird, daß ein Birn-

baum endlich wieder ausschlägt. Der Baum ist Symbol des Lebens in der Mittwinterzeit, die schon unseren Vorfahren heilig war als die Zeit des wieder zunehmenden Sonnenlichtes und der Geburt des neuen Jahres, dessen Bild und Wirkung man im Pflanzenwachstum wiedererkannte.

Wie weit nun der Lebensbaum mit unserem heutigen Weihnachtsbaum zusammenhängt, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen. Die Tatsache, daß wir ihn frühestens im 16. Jahrhundert, und zwar im Elsaß, nachweisen können, ist noch keine ausreichende Erklärung seiner Herkunft. Daß die Kirche im 16. und auch noch im 17. Jahrhundert den Brauch, für das Weihnachtsfest einen Lichterbaum zu pflanzen, zu unterdrücken versuchte, ist für uns Beweis genug, daß es sich um einen religiösen Volksbrauch handelt, der nichts mit den Gepllogenheiten der Kirche zu tun hat. Da sich die Kirche der Macht dieses Weihnachts-Symbols auf die Dauer nicht entziehen konnte, tat sie, was sie in solchen Fällen immer zu tun pflegt, sie „verchristlichte“ den Brauch und sorgte dafür, daß die Krippe unter den Baum gestellt wurde. Daß dabei die Erzählung von der Geburt Christi in Bethlehem einige Veränderungen erfuhr (z. B. die „Heiligen drei Könige“, von denen in der Bibel weder steht, daß es drei, noch daß es Heilige, noch daß es Könige waren), und daß Ochs und Esel, Henne und Huhn, Schwein und Pferd an der Krippe erschienen, das nahm sie dabei gerne in Kauf.

Der Name „Weihnachten“ — das sei besonders betont — hat mit der Kirche ursprünglich genau so wenig Berührung wie der Weihnachtsbaum. Der Ausdruck „Weihnachten“ war anfangs nicht die Bezeichnung für einen bestimmten Tag, sondern für eine ganze Festzeit, eine bestimmte Anzahl weihnachtlicher Nächte, die sogenannten „Zwölf Nächte“. Bemerkenswert ist, daß die Kirche in den ersten 350 Jahren das Christfest, d. h. die Geburt Christi, kaum oder gar nicht feierte, und obendrein nicht einmal am 25. Dezember, sondern am 6. Januar. Erst im Jahre 354 verlegte Rom das Fest der Geburt Christi auf den 25. Dezember; dies geschah, um den von den heidnischen Römern am 25. Dezember gefeierten dies solis invicti (Tag des unbesiegten Sol) zu „verchristlichen“. Der Kirchenvater Augustinus erklärte hierzu: „Wir feiern den 25. Dezember nicht, wie die Heiden, wegen der Geburt der Sonne, sondern wegen der Geburt dessen, der die Sonne erschaffen hat.“

Die viel verbreitete Ansicht, daß die zwischen dem Christfest (25. Dezember) und dem Dreikönigstag (6. Januar) liegenden 12 Tage mit den germanischen „Zwölf Nächten“, also mit der eigentlichen Hochzeit des Mittwinters, übereinstimmen, ist falsch. Erstens mußte noch unter Karl dem Großen jeder, der sich taufen ließ, dem Glauben an die „Zwölf Nächte“ abschwören. Zweitens kannte man bezüglich der zeitlichen Festlegung dieser Weihenächte keine einheitliche Regelung. So feierte man z. B. in Norwegen bis zur Zeit König Hafons des Guten (934—960) die Zwölften nach dem 12. Januar, also sogar nach dem Jahresanfang, statt diesen sinnvoll in die Weihenächte einzuschließen. Mit den „Zwölf Nächten“ verbanden die Germanen die Vorstellung, daß Wodan mit dem wilden Heer durch die Lüfte brause, oder daß, von Frau Hulda (Frau Holle) oder Perchta geführt, die ungeborenen Kinder umherzögen. Vor allem die letzte Vorstellung entspringt unzweifelhaft dem ersten Gedanken des „Stirb und Werde“, des ewig sich erneuernden Lebens. Daß sich Bräuche, die auf diesen Gedanken zurückgehen, bis in unsere „aufgeklärte“ Zeit, wenn auch in den verschiedensten Abwandlungen, erhalten haben, dafür stehen genügend Beweise zur Verfügung. So sieht noch heute in Oberbayern, Tirol und in anderen Alpenländern Frau Perchta (Percht) um, der in Mitteldeutschland Frau Holle (Holda oder Hulda) entspricht. In Ostfranken läßt manche Mutter ihre Blumen von Kindern einpflanzen, damit sie besser gedeihen. In Tirol und im Salzburgerischen springen und tanzen die Perchten, das sind verummumte Gestalten, über die Fluren oder vor einzelnen Höfen, indem sie mit Peitschen, Ketten und Kuhhörnern einen Höllenlärm veranstalten. Je höher sie springen, um so besser ist es. Der Bauer sieht das Treiben gern. Je zahlreicher und lärmender die Perchten toben, um so gesegneter wird nach seiner Vorstellung das neue Wirtschaftsjahr. All diesen Bräuchen liegt also nach wie vor der Wunsch nach Fruchtbarkeit, nach neuem Leben zugrunde.

Auch diesen „heidnischen“ Gedanken hat die Kirche in ihrer bekannten Anpassungsfähigkeit zu verchristlichen sich bemüht. Sie legte auf den 28. Dezember, dem Tag, an dem nach altem Volksbrauch die Kinder den Erwachsenen ihre Segenswünsche für das kommende Jahr aussprechen und sie dabei mit der Lebensruete, in Bayern z. B. mit Wacholderzweigen, schlagen, das Fest der „Unschuldigen Kindlein von Bethlehem“.

Ganz Schläue deuteten dann das Schlagen mit der Lebensrute als sinnbildliche Rache der Kinder an den Erwachlenen für — das Kindermorden des Herodes und seiner Henslersknechte. Selbstverständlich hat dieser Brauch ebenso wenig mit den „unschuldigen Kindlein“ zu tun wie die Göttin Berchta, die Leuchtende, die den Kinderlegen verleiht.

Im Schlagen mit Wacholder- oder Tannenzweigen lebt der germanische Gedanke fort, daß der grüne Zweig, der grüne Baum Ausdruck des Lebens und Spender der Lebenskraft sei. Daraus deutet auch die Tatsache, daß noch in manchen Gegenden vor allem die Mädchen mit diesen Zweigen „gesihelt“ und „gepfessert“ werden; sie sollen einst fruchtbar werden und viele Kinder bekommen. So finden wir auch hier einen Hinweis auf den Lebensbaum und seine Darstellung: den Weihnachtsbaum. War es im Elsaß von Anbeginn der Tannenbaum, so stellte man anfangs in anderen deutschen Landschaften — z. B. im Südoften — statt der Tannenbäume andere immergrüne Bäume auf, im Schwarzwald die Stechpalme, im Ostfränkischen die Fichte, und ähnlich wie in Schwaben mußte es in den Dörfern um den rheinpfälzischen Ort Landau früher einmal der Buchsbaum gewesen sein, denn die weihnachtliche Tanne heißt dort heute noch Buchsbaum („Boßbääm“).

Einerlei, um welchen Weihnachtsbaum es sich nun handelte: überall schmückte man ihn von jeher getreu den heimatischen Überlieferungen. Die strahlenden Lichter, die man am Baum anbringt, sollen keine „Dämonen“ vertreiben, sondern sie sind das Symbol für die Wiedergeburt des Lichtes, für die wiederzunehmende Sonne. Gerade dieser Gedanke spielte und spielt eine um so größere Rolle, je weiter wir uns nach Norden begeben, wo die Nächte um die Mittwinterzeit länger sind als bei uns, im Herzen des Nordraumes. So wird in Schweden am 13. Dezember das Luziafest in besonderer Weise gefeiert. Die Luzia (Luz-Licht) wird von einem jüngeren Mädchen des Hauses dargestellt. Sie ist mit einem langen weißen Hemd bekleidet und trägt im Haar einen Kranz, in dem brennende Kerzen stecken als heiliges Zeichen der nun bald stattfindenden Wiedergeburt der Sonne. So tritt Luzia, die Lichtspendende, am frühen Morgen zu jedem Hausgenossen ans Bett und reicht ihm in einer Schüssel mancherlei Leckerbissen, die „Luziabissen“. Auch in diesem Brauch, der das Gegenstück zu unserem Lichterbaum ist, lebt

der Glaube unserer Ahnen an die siegreiche Wiedergeburt der Sonne.

In einem Werk des 17. Jahrhunderts lesen wir über das Weihnachtsfest der Irielen: „Das ander Opfer-Fest ist im Dezember um Lucien-Tag, der Göttin Freya zu Ehren sieben Tage lang gehalten, und Iuel geheißn, von dem Umblauff der Sonnen, welche zu der Zeit ihren sogenanneten Stillstand hält und beginnet ihr laufen des Iuel oder Radt näher zu uns zu lenken. Das ist ihr Neu-Jahrs-Fest gewesen, an dem sie das Jahr angefangen...“ Hier erschließt sich uns der Sinn des germanischen Weihnachtsfestes als der Feier der Sonnenwende. Iulst ist heute noch der nordische Ausdruck für das Weihnachtsfest.

Wenn man bei uns den Baum mit Eiern und Früchten behängt, so war ursprünglich beabsichtigt, auf diese Weise seine lebenspendende Kraft zu stärken. Den Germanen galt der Apfel als verjüngende und belebende Frucht. Auch das Ei ist ein uraltes Sinnbild der Fruchtbarkeit. Einen ähnlichen Sinngehalt haben die in den Baum gehängten Rosen und Sterne und, nicht zu vergessen, der Hahn als der Kündler des Lichtes und des neuen Jahres. Alle diese Vorstellungen sind altes germanisches Gut und „bei uns älter als der Paradiesesbaum der Bibel, der selbst aus urverwandten Mythen entlehnt ist; es bedurfte, damit sie bei uns in den mannigfaltigsten Abstufungen entwickelt wurden, nicht erst der Legende von Jesus als Sproß aus der Wurzel Jesse oder vom herrlichen Kreuzesbaume mit seiner süßen Frucht oder vom dürren und grünen Holze des Neuen Testaments. Das Christentum hat diese Vorstellungen auch nicht neu geschaffen, sondern selbst aus älteren Quellen bezogen, und die germanische Überlieferung ist demgegenüber nicht ärmer, das meiste in ihr ist sogar überraschend reich und voll reiner, lebensfreudiger und doch wunderbar tiefer Gedanken“ (Wolfgang Schulz).

In den Ländern der kurzen Wintertage und langen Nächte bedeutet der 21. Dezember, dessen Nacht die längste des Jahres ist, den Todestag des Lichtes. Alles Leben scheint erstarben, geht ins Grabhaus, in die Mutternacht zurück, in das Ur, aus dem es einst hervorgegangen. Und doch sinkt das Licht nicht in letztes Dunkel, nein, es steigt wieder empor, dem Lenz, dem neu erwachenden Leben entgegen. Um diese Mittwinterzeit leuchteten, ähnliche wie zur Sommersonnenwende, Freuden- und Opferfeuer von den Berghöhen ins Land. Auch hier griff die Kirche ein, auch hier „ver-

christliche“ sie: Vor rund tausend Jahren verwandelten die Bekehrer die germanische Weidenacht der Geburt des Lichtes, das die Welt vom Todeschlaß erlöste, in die der Geburt des Menschensohnes, der die Menschen von ihren Sünden befreit. Damit überbedeckte die begriffliche Denkweise des Südländers die naturverbundene Gedankenwelt der Menschen des Nordraumes. Auf den eigentlichen Winterjonnwende-Zeitpunkt, den 21. Dezember, legte die Kirche das Fest des heiligen Thomas. Sie vermochte aber an der Urbedeutung dieses Tages nichts zu ändern, und seit wenigen Jahren brennen auch, wengleich noch nicht im selben Umfange wie bei der Sommerjonnwende, wieder die Winterjonnwende-Höhenfeuer.

Es ließen sich viele Bräuche aus dem Weihnachtsfestkreis anführen, die alle in der Weltanschauung unserer Vorfahren wurzeln und die die Kirche, teils mit, teils ohne Erfolg, zu verchristlichen suchte. Das vollhafteste Brauchtum der Weihnachtszeit stellt einen gedanklich-sittlich hochwertigen Überlieferungsstoff dar, der uns bei der gestaltenden Pflege neuen Brauchtums Vorbild sein muß. Niemand denkt daran, das Verchtenfest neu zu gestalten, niemand denkt daran, das Weihnachtsfest abzuschaffen und an seine Stelle ein germanisches Jul-Fest zu setzen! Was wir wollen, ist eine deutsche Feier der Winterjonnwende; sie nationalsozialistisch zu gestalten — und hierbei könnte alte deutsche Überlieferung als Vorbild dienen — ist eine Aufgabe der Jugendbewegung. Behalten und pflegen werden wir aber unser Weihnachtsfest, das Hochfest der deutschen Familie.

Mahlberg

Die Landwirtschaft im Vierjahresplan

Wenn man von den sozialpolitischen und weltanschaulichen Fragen absieht, so wurde der 4. Reichsbauernntag in Goslar beherrscht von der eindrucksvollen Proklamation der Aufgaben von Landwirtschaft und Ernährungswirtschaft im neuen Vierjahresplan. Die Wirtschaftskräfte vergangener Zeit haben im Interesse des Geschäftes und der Spekulation eine Kräftigung der Wirtschaft, eine Intensivierung bis zur letzten Möglichkeit aus dem eigenen Raum unterbunden. Sie haben dem deutschen Volke die Nahrungs- und Rohstofffreiheit und damit wichtige Voraussetzungen völkischer Politik genommen. Darum ist es eine der dringendsten Auf-

gaben, diese Voraussetzung im möglichst weiten Umfange wiederherzustellen.

Die Bereitstellung der notwendigsten Nahrungsmittel wurde um so dringlicher, je mehr das Millionenheer der Arbeitslosen verschwand und je mehr die allgemeine Wirtschaftsbelebung zu einem stärkeren Verbrauch der lebenswichtigsten Güter führte. Ertragssteigerung aus dem deutschen Boden mit allen Mitteln, das war darum die Parole, die der Reichsbauernführer auf dem Reichsbauernntag vor zwei Jahren ausgab. Inzwischen ist vom deutschen Landvolk ein gewaltiges Stück Arbeit geleistet worden, eine Arbeit, die der Führer selbst auf dem letzten Erntedankfest auf dem Budeberg als „einmalig“ hinstellte. Trotz dieser Leistungssteigerungen aber muß jeder einzelne landwirtschaftliche Betrieb in Zukunft noch stärker als bisher in den Kampf um die Sicherung der Nahrungs- und Rohstofffreiheit eingesetzt werden. Man wird durch entsprechende betriebswirtschaftliche Untersuchungen feststellen müssen, welche Betriebe in ihren Leistungen unter dem Durchschnitt stehen. Dann wird es durch den Einfluß der örtlichen Bauernführer und der Wirtschaftsberatungsstellen ohne weiteres möglich sein, an diesen Stellen beachtenswerte Ertragsreserven zu mobilisieren.

Im allgemeinen wird die Aufgabe der Landwirtschaft und der Ernährungswirtschaft im Vierjahresplan praktisch die Fortsetzung der Erzeugungsschlacht sein. Staatssekretär Bode hat auf dem 4. Reichsbauernntag umrissen, welche Maßnahmen notwendig sind, um Deutschland wieder unter die Gehege einer geschlossenen Volkswirtschaft treten zu lassen. Diese Aufgaben sind:

1. Mehrerzeugung auf dem heimischen Raum,
2. volkswirtschaftliche Vorratswirtschaft,
3. eine neue Haltung des wirtschaftenden Menschen gegenüber der Wirtschaft.

Zur ersten Aufgabengruppe gehört die Erweiterung der landwirtschaftlichen Nutzungsfläche. Im Rahmen des Vierjahresplanes wird hierbei eine stärkere Aktivierung der Meliorationsarbeiten erfolgen, und zwar nicht allein dem Umfange nach, sondern insbesondere mit dem Ziel der Erreichung einer baldigen möglichst hohen Nutzung. Im Rahmen dieser Arbeiten werden etwa 4 Millionen Hektar Ackerland dräniert;

3,5 Millionen Hektar Grünland entwässert, andere Flächen in ähnlicher Größe bewässert werden. Der Erweiterung der Nutzungsfläche dient auch die Flurbereinigung. Rund 3,7 Millionen Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche sind noch nicht zusammengelegt, wodurch nicht nur Boden durch die vielen Grenzraine verlorengeht, sondern auch die Arbeitskräfte durch unzuverlässigen Einsatz manchen Verlust erleiden. Eine dritte Aufgabe ist die Umwandlung eines Teiles der Wiesen in Ackerland. Bisher ist es leider noch so, daß Wiesen und Weiden 30 v. H. der ackerbaulich genutzten Fläche Deutschlands ausmachen, aber nur mit 10 v. H. am Gesamtertrag der Landwirtschaft beteiligt sind. Es wird darum Aufgabe der Bauern und Landwirte sein, einen Teil ihres Grünlandes zu Ackerland umzuarbeiten und auf dem verbleibenden Rest des Grünlandes höhere Erträge zu produzieren. Weiterhin sind folgende Arbeiten zur weiteren Ertragssteigerung der landwirtschaftlichen Betriebe vorgesehen: Verstärkung und zweckmäßigere Durchführung der künstlichen Düngung; stärkste Ausdehnung des Zwischenfruchtbaues und Bau von Grünfütterbehältern, um damit zuzufällige Mengen von Futtermitteln zu gewinnen; bessere Pflege und Ausnutzung des Grünlandes, Ausbau der Obst- und Gemüseerzeugung und Ausrichtung auf ihre wirtschaftlichsten Fruchtarten. Wichtigste Aufgabe der Tierzucht ist es, die besten Futtermittel aus den Viehbeständen herauszuzüchten und diese Zuchttiere schnellstens auf der Grundlage des neuen Tierzuchtgesetzes der allgemeinen Tierhaltung nutzbar zu machen. Durch umfassende zusätzliche Berufsschulung wird gerade auf dem Gebiete der Tierzucht noch manche Ertragssteigerung möglich sein, insbesondere wird der Fütterung Aufmerksamkeit geschenkt werden müssen.

Um den Arbeitseinsatzschwierigkeiten in der Landwirtschaft zu begegnen, wird bei der nächsten Ernte der Arbeitsdienst soweit als irgend möglich eingesetzt. Der Reichsarbeitsführer wird darüber hinaus den weiblichen Arbeitsdienst stärker ausbauen, um dann der jetzt schon überlasteten Landfrau die Bewältigung der neuen Aufgaben zu erleichtern.

Allein das deutsche Landvolk darf nicht zu der Überzeugung kommen, daß nur mit Staatsmitteln das Problem des Arbeitseinsatzes in der Landwirtschaft gelöst werden könne. Alle Anstrengungen hat der landwirtschaftliche Betriebsführer zu

machen, um genügend Arbeitskräfte zu gewinnen und um Möglichkeiten der Arbeitskraftersparnis auszunutzen, jedoch niemals auf Kosten der Intensität, die andauernd gesteigert werden muß.

Stärker als bisher wird die Technik im landwirtschaftlichen Betrieb eingesetzt werden müssen, eine Tatsache, die heute nur begrüßt werden kann, weil die Technisierung der Landwirtschaft nicht mehr wie früher privatwirtschaftlich ausgenutzt werden kann. Eine der wichtigsten Aufgaben sozialpolitischer Art, die auch für den Arbeitseinsatz von entscheidender Bedeutung ist, stellt der Bau von Landarbeiterwohnungen dar. Gebt den Landarbeitern eine menschenwürdige Wohnung und Land zur eigenen Nutzung, dann werden sie nicht den Wunsch haben, sich in der Stadt Arbeit zu suchen. Wir verweisen auf die im 1. Oktoberheft dieser Zeitschrift aufgestellten Forderungen der Jugend: „Der Arbeiter in der Landwirtschaft.“ Als letzte der praktischen Maßnahmen der Landwirtschaft im Rahmen des Vierjahresplanes sei die Vorratswirtschaft erwähnt. Es ist unbedingt notwendig, Vorräte in Zeiten, da einzelne Früchte in Übermaß anfallen, zu sammeln, um dann einen Ausgleich in den Zeiten der Verknappung zu haben.

Dem deutschen Landvolk sind damit, bis ins einzelste umrissen, die Aufgaben gegeben, die im Rahmen des neuen Vierjahresplanes gelöst werden müssen. Der Marschbefehl ist erteilt, und nun kommt es auf seine Durchführung und auf die Bereitschaft und die Tatfreudigkeit des Landvolkes an, diesen Maßnahmen im Interesse des ganzen Volkes zum Erfolge zu verhelfen. R. H. B.

Musikerzieher aus der HJ.

Nachdem in den vergangenen Jahren sich gezeigt hat, welche Fülle schöpferischer Leistungen auf dem Gebiet der Musik, der bildenden und darstellenden Kunst und der Dichtung aus der jungen Generation entstanden ist, und nachdem es sich weiter erwiesen hat, wie aufnahmefähig für alle schöpferischen und künstlerischen Dinge unsere HJ.-Einheiten sind, wie sie geradezu in den jungen Werken der Kunst ihr Erleben und ihren Glauben ausgedrückt finden, ist es eine natürliche Folge, daß

planmäßige Kunstzerziehung und Kunstführung einsetzen muß.

Die neuen großen Aufgaben, die der Hitler-Jugend gestellt sind, erfordern neben der körperlichen Erziehung und der Sozialarbeit eine tiefe weltanschauliche und kulturelle Durchdringung und Erfassung jedes einzelnen. Nicht einer allein geht den Weg zur Kunst, sondern eine ganze junge Generation will diesen Weg geführt werden, und nicht die Kunst des einzelnen ist es, sondern das Schaffen von Persönlichkeiten, die in der Gemeinschaft stehen, in sie hineingewachsen sind und aus diesem Erlebnis die Gabe höherer Formung empfangen haben. Und der Kunstinhalt ist nicht das Abseitige, Einmalige und Exotische, sondern ist das Wesensgemäße, das Gesunde, das alle Begeisternde und das wahrhaftige Ideal. So gilt für die planmäßige Kunstführung, die sich in der Reichsjugendführung eine Zentrale geschaffen hat, einerseits die Zusammenfassung all der Kräfte der Jugend, die der Gesamtheit Werte zu schenken haben, von denen sie erfüllt werden kann. Es gilt auf der anderen Seite, in jedem Jungen und jedem Mädchen den Sinn für die Kunst zu wecken, und wenn es die kleinste Form ist, und jeden einzelnen dafür empfänglich zu machen, später die großen Kunstwerke jeden deutschen Zeitalters verstehen zu können.

Um zu diesem Ziel zu gelangen, steht ein planmäßiger Aufbau aller Schulungs- und Erziehungsvorgänge ein, die in nie dagewesener und gänzlich neuer Form lebendige Kunstübermittlung sein müssen.

Und es bleibt letztlich die Aufgabe, den Menschen zu suchen, der als Kunst-erzieher und Jugendführer zugleich alle hier vorliegenden Aufgaben zu übernehmen hat, ihm die geeignete Ausbildung zu geben und ihn an den entscheidenden Stellen einzusetzen.

Innerhalb der bisherigen musikalischen Schulung, die im wesentlichen in der Schule lag, im Privatmusikunterricht des einzelnen und im Leben der verschiedenen Chorotypen, befinden sich für uns nur recht selten und recht wenig geeignete Führer. Einen wichtigen Teil und fast den wesentlichsten — weil er dem Leben der nächstverbundene ist — aller musikalischen Äußerungen liegt nun in der Arbeit der Jugendorganisation, nicht vergleichbar mit bisher bekannten Formen.

Es gab bisher demgemäß keine Ausbildungsstätte, die die notwendigen Kunst-erzieher für uns bereitstellte. Oftern 1936 haben wir aus dieser Notwendigkeit heraus, Musik-erzieher zu erhalten, die auch politische Jugendführer sind, und die bereits aus dieser Arbeit kommen und sich bewährt haben, ehe sie an ihr fachliches Studium gehen, den ersten Lehrgang für Volks- und Jugendmusikführer in Berlin eingerichtet. Der Kunst-erzieher heute steht gegenwärtig im politischen Leben seines Volkes, ebenso erfolgt die Ausbildung dieses Jahr hindurch in ständiger Verbindung mit den wechselnden Erscheinungsformen des musikalischen Lebens in der Jugend.

Der Einsatz der so ausgebildeten Jugendmusikführer erfolgt an den Führer- und Führerinnenschulen, im Deutschen Rundfunk, in den Grenzgebieten, die einer besonderen Stärkung und Führung des kulturellen Lebens bedürfen und in den Dienststellen der Gebiete und Obergauen.

Die HJ. hat die Aufgabe übernommen, neben der treuesten Pflege des deutschen Volksliedes aller Zeiten auch der Ränder unseres jungen nationalsozialistischen Liedes zu sein. Sie treibt damit nicht nur eine Musikpflege, die alle erfährt, sondern sie hat dem Lied und der daraus wachsenden Musik dadurch erst die eigentliche Verwurzelung im Volk gegeben. Die Hitler-Jugend setzt deswegen — genau wie sie um die sportliche Erziehung und die politische Schulung besorgt ist — für ihre gesamte kulturelle Arbeit in erster Linie überall Musik-erzieher und Musikreferenten ein. Durch die eigene Ausbildung dieser Musik-erzieher legt sie aber den Grund für einen neuen Berufszweig, von dem aus in Zukunft das musikalische Leben des Volkes und der Jugend überhaupt geleitet werden wird.

Die letzten Musiktage der Reichsjugendführung, die in Braunschweig stattfanden, brachten eine Einigung in diesen grundlegenden erzieherischen Fragen mit allen an der Musik-erziehung beteiligten Dienststellen des Reiches. Es wurde dort ferner der Plan bekanntgegeben, daß im Jahr 1938 in Hirschberg in Schlesten die Reichsmusikschule der HJ. aufgebaut sein wird, die diese planmäßige Ausbildung der Jugend- und Volksmusikführer übernimmt und dann die Schulungsform darstellt, die in ihrer landschaftlichen Einordnung nicht nur die Abgeschlossenheit

einer kleineren Stadt zum Vorteil hat, sondern der auch ein politischer Grenzraum als Aufgabe gestellt worden ist.

Eine Musterziehung, die nicht zu gleicher Zeit die großen völkischen Aufgaben erkennt, denen auch sie zu dienen hat, findet keinen Raum mehr. Selbstverständlich mag hier oder dort diese Planung noch eine Änderung erfahren, aber die Aufgaben eines Volks- und Jugendmusikführers liegen heute so klar vor uns, daß sein Einsatz und seine Arbeit mit entscheiden werden, wie weit und wie tief unsere nationalsozialistische Erziehungs-idee ergreifen und verpflichten kann.

Auf Grund der kommenden großen kulturellen Aufgaben sei auch an dieser Stelle

aufgerufen, an dieser Arbeit mitzuwirken und sich im vollen persönlichen Einsatz für diese Aufgaben zur Verfügung zu stellen. Es sei auch aufgerufen, sich zu den beiden Lehrgängen, die am 1. April 1937 in Charlottenburg und Weimar für ein weiteres Jahr beginnen, zu melden. Wir brauchen für die kommende Arbeit Männer und Frauen, die aus unseren jungen Organisationen kommen, das große Erlebnis eines neuen Kunstbruchs in sich tragen, und sich ganz einer Kulturarbeit und Kunstziehung verschreiben, um unserer Gegenwart den Ausdruck unseres Glaubens zu geben.

Wolfgang Stumme

Theater und Film

Die Kritik an den 23jährigen

Zum Erlaß von Dr. Goebbels

Als am 27. November durch Dr. Goebbels das „Verbot der Kritik“ verkündet wurde, mögen viele von der Eindeutigkeit dieses Ausdrucks überrascht gewesen sein. Kompromißlosigkeit ist eben manchen unangenehm, insbesondere denen, die mit ihrem fruchtlosen und angeblieh geistreichen Negieren als „Kritiker“ immer noch eine Machtstellung behaupteten. Der Künstler war ihnen „Freiwild“; er war schlechthin ausgeliefert, entweder an blutleere oder zeitfremde Literaten, die mit konventionellen Maßstäben unerbittlich alles über einen Kamm schoren — und hier trifft ein gerüttelt Maß an Schuld auch die über 30jährigen, selbstbewußt überheblichen „alten Könner“. Oder er war ausgeliefert an die ebenso verständnislosen und geschäftigen Schreiberlinge, die überhaupt keine Maßstäbe kennen außer den Schnörteleien ihrer Feder und den Wigen, mit denen sie aus tiefem Ernst geborene Schöpfungen verächtlich machten.

Diese Schreiber-Cliquen hatten sich bei ihrem Handwerk sicher gefühlt, da sie es

nach außen hin für „unpolitisch“ hielten, ohne zu wissen, daß für den Nationalsozialismus etwas Unpolitisches gar nicht existiert. Mit dieser Sicherheit getarnt, machten sie sich nicht selten ein offensichtliches Vergnügen daraus, nun gerade mit zweideutigen Andeutungen in das Politische vorzustößen, z. B. dadurch, daß sie Ansätze junger nationalsozialistischer Kunst zerpflückten.

So haben wir alle es begrüßt, daß mit diesem unseligen Erbe jüdischen Literatentums Schluß gemacht wurde. Drohungen hatten nicht gewirkt — also mußten die Drohungen Wirklichkeit werden. Man war sich gewiß klar darüber, daß diese Wirklichkeit und ihre nüchterne Ankündigung Mißverständnisse und — jenen bürgerlichen Ärger hervorrufen mußte, der sich über jede, erst recht aber über eine wohlgemeinte Ruheförderung erbittert. Nun — der Ärger wird sich legen, wenn man wieder bis auf weiteres seine private Ruhe hat, und auch die Mißverständnisse werden durch die weitere Entwicklung aufgeklärt. Es soll ja nicht etwa den Schriftleitern ein Zwang zur Unwahrhaftigkeit auferlegt werden, oder gar eine Entmündigung, die auch dem urteilsfähigen Schriftleiter ein

Urteilsvermögen abspricht, sondern die neuen Bestimmungen sollen erwirken, daß nur der sich über Ereignisse aus der Kunst äußert, der dazu sachlich und haltungsmäßig berechtigt ist.

Zu der sachlichen Berechtigung gehört zweifellos Reife und Erfahrung, die — auf Grund von Vergleichen und eigenem Können — einen gerechten Maßstab ermöglichen. Dieses eigene Können, das der Erlaß von jedem Kunstschrittleiter verlangt, ist als sachliches und künstlerisch beteiligtes Beherrschen des Spezialstoffes (Musik, Malerei, Bühne) anzusehen. Das Gesek ist selbstverständlich weit davon entfernt, von ihm ein „Besserkönnen“ etwa gar in dem Sinne zu fordern, daß nun der Hörer einen falschen Ton der Geige nur dann erkennen dürfe, wenn er selbst besser Geigespiele, oder sich der Riß in einem Neubau nur von dem feststellen lasse, der selbst den Bau ohne Riß gemeistert hätte. Aber ohne die besonderen Schwierigkeiten dieses Baues und seine vielleicht genial gewagten Konstruktionen zu kennen, ist der Betrachter nur zu der Feststellung dieses Risses, nicht aber zu einer oberflächlichen und leichtfertigen Beurteilung berechtigt. Aber selbst zu der Feststellung eines Risses gehören Fähigkeiten, die nicht jedem angeboren sind: auch dem nüchternen Betrachter darf ein unscheinbarer Riß oder — und das vor allem — eine unscheinbare, aber schöne Leistung nicht entgehen. So hat man es zu verstehen, wenn auch für die Kunstbetrachtung Anforderungen gestellt werden, die nicht von jedem, der nur guten Willens ist, zu erfüllen sind.

Dr. Goebbels stand hier vor der äußerst schwierigen Aufgabe, eine Grenze zu ziehen zwischen Urteilsberechtigten und -unberechtigten. Mit Recht wurde dabei den Erfahrenen mehr Urteilsvermögen zuge-
traut als den Unerfahrenen, und da Erfahrung eine Sache der Zeit ist, war es verständlich, daß man, um eine eindeutige Norm zu haben, eine Altersgrenze (30 Jahre) bestimmte. Es steht aber schon fest, daß bei der praktischen Durchführung eine bürokratische Starrheit vermieden wird. Wer sich als besonders fähig erweist und allen Anforderungen entspricht, wird die Möglichkeit erhalten können, auch vor Errei-

chung der Altersgrenze als Kunstschrittleiter tätig zu sein.

Bei der Begründung zu dieser Verordnung wurde von Dr. Goebbels u. a. auch darauf hingewiesen, „daß zwei-, drei- und zwanzigjährige Jugendliche gegen vierzig-, fünfzigjährige verdiente, weltberühmte Künstler vom Leder zogen“ — eine Tatsache, die von uns, die wir im dreiundzwanzigsten Lebensjahre stehen, am allerwenigsten gelegnet oder gar beschönigt werden soll. Junge Nationalsozialisten waren es aber gewiß nicht. Es waren kaum junge Männer der Formation, nicht Sprecher der Jugend, deren guter und sicherer Instinkt gerade dem künstlerischen Leben großer Zeiten wertvolle Impulse gab. Nicht zufällig finden wir überall im Reich die Einheiten der Formation mit den Großen des Kunstlebens unserer Zeit in enger Verbindung und Arbeitsgemeinschaft. Und hier wird auch in Zukunft die in ihrer Art gesunde Aussprache der Jugend mit dem Künstler eines jeden Lebensalters die Kritik und den Beifall der Jungen auslösen. Denen, die der Minister meinte, fehlt auch der Respekt und die Ehrfurcht, die uns beseelt. Jedoch: man kann auch voll Ehrfurcht vor einem Werk stehen, ohne es als noch gültig anzuerkennen. „Dieser Respekt vor der Vergangenheit bedeutet nicht in allen Einzelheiten eine Identifizierung mit ihr, so wenig, als die Achtung vor den geschichtlichen Leistungen der Vorfahren in jedem Falle ihrer Billigung gleichzusetzen ist.“ (Adolf Hitler, Nürnberg 1934.)

Und noch ein anderes Wort sei hier eingefügt, das „unser Doktor“, der immer wieder mitten unter Hitlerjungen oder BDM-Mädeln weilt und als der jugendliche Reichsminister zu uns gehört, selbst geprägt hat: „Die Jugend hat immer recht.“ Wir wissen, daß er den schöpferischen Impulsen, die vor allem der Jugend entspringen, freien Raum gewährt, soweit sie aus unserem Geiste stammen und aus unserer gesunden Kraft. Wir werden übergenug Gelegenheit haben, auch auf kulturpolitischem Gebiet Erfahrungen zu sammeln, um später gerechtfertigte Urteile publizistisch zu äußern. Dieses Eindringen in die Kulturpolitik auf dem Wege über die Kunstbetrachtung wird auch uns Jungem, so hoffen wir zuversichtlich, irgendwie möglich sein. Nicht nur in unserem nationalsozialistischen Staat hat ja die Leistungsfähigkeit der Jugend eine Bestätigung erfahren, z. B. fiel im Jahre

1935 und 1936 der Staatspreis an unter 30jährige, sondern es hat sich auch in der gesamten Vergangenheit unserer Literaturgeschichte erwiesen, daß große Dichter mit großen Werken und auch mit leidenschaftlicher Beteiligung an der kulturpolitischen Tagesauseinandersetzung vor allem zwischen ihrem zwanzigsten und dreißigsten Lebensjahr hervortraten. Hunderte von Namen liegen nahe, angefangen von Goethe, dessen fruchtbare Tätigkeit in der „Presse“ in dieses Alter fällt, bis hin zu Paul Ernst, der in frühen Jahren schon Meister genug war, um urteilen zu können. Und es sind Namen nicht nur großer Dichter, sondern auch großer Publizisten. Daher ist es auch heute selbstverständlich, daß die Verordnung bei ihrer Anwendung nicht erstarren wird, zumal gerade heute eine Generation von 20- bis 30jährigen dasteht, die durch die Kämpfe einer schweren Zeit — Parteigenosse Sündermann wies in der NSR. schon darauf hin — reifer geworden ist als andere Generationen im gleichen Alter.

Voraus es uns antommt, ist nicht die Auseinandersetzung mit Altersgenossen, die, wie oben schon festgestellt, sich auf Abwegen in der Kunstkritik befanden. Viel wichtiger erscheint uns die Kritik der wahrhaft großen Künstler an uns 23jährigen. Sie wird zu unserer künstlerischen Formung und Erziehung gerade von uns in ihrer Notwendigkeit anerkannt. Hier hat der große Künstler und der Kunstschriftleiter eine besondere Mission und Verantwortung zu übernehmen. Die Jugend ist im übrigen zu kämpfen gewohnt — besonders dort, wo sie vielleicht einmal nicht verstanden wird. Wir wollen es, um keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen, ganz klar formulieren, was die jungen Künstler unter uns im Hinblick auf die Anordnung des Reichsministers angeht:

Es ist bei den ersten Werken, die wir der Gemeinschaft vorstellen, unser Wunsch, ein Echo zu finden, nicht ein mittelmäßiges, sondern auch und gerade ein unzufriedenes; um so mehr werden wir angepornt zur Rechtfertigung unseres Anspruches, gehört zu werden.

In der Kunstbetrachtung, die mit Liebe und Sorgfalt auf das Werk eingeht, ist die Möglichkeit zur hinweisenden Beurteilung gegeben, im Gegensatz zu der „Kritik“, die um ihrer selbst willen sich himmelhoch überlegen gebärdet und mit ihrem Wortschwallung junges Wachstum erstickt, nur weil von der erst 90prozentigen Leistung allein die

10 fehlenden Prozent der Öffentlichkeit mit höhnischem Behagen unterbreitet werden.

Die jungen Künstler erwarten die kameradschaftliche Anteilnahme der urteilsfähigen Kunstschriftleiter an ihrem Werk, und keiner der Jungen wird sich über einen Schriftleiter beschweren, der ihm kameradschaftlich und aus gerechtem Anlaß einen Fehler zeigt.

Wer uns, „die Zeitschrift der 23jährigen“, nicht kennt, der wird vielleicht nicht verstehen, daß wir die Neuordnung im Kunstbepredungswesen vollaus und aus ganzem Herzen begrüßen. Möge er jedoch bedenken, daß damit gerade uns Jungen eine Gelegenheit gegeben ist, unsere schöpferischen Kräfte in unbefangener Weise zu entfalten, die vor Ungerechtigkeiten im Begehen und Erleiden schützt.

Friedr. W. Symmen

Geschichte wird lebendig

Gedanken zu Müllers „Rothschild siegt bei Waterloo“ und „Die graue Eminenz“

Die Vertreter jener merkwürdigen Ansicht, daß die Kunst eine Erscheinung für sich sei, daß sie für sich und ohne Bindung existiere, haben zu allen Zeiten mit dem Schlachtruf „Tendenz!“ immer wieder eine Panik um alles das, was Kunst ist, zu entfesseln gewußt. Mit dieser „Tendenz“ meinten sie aber beileibe nicht die Entweihung der Kunst durch agitatorische Mäxchen, durch das Agitprop-Theater, wie es die UdSSR. betreibt, durch die Schändung des Theaters (um bei dieser Kunstform zu bleiben) und seine Degradierung zum krämerischen Eintags-Kabarett.

Nein, die Ursache dieses Tendenz-Geflennes liegt woanders. Sie ist im Zusammenhang mit allen Bestrebungen zu erkennen, die völkische Werte einem internationalen Kunstbetrieb opfern wollten. In einem solchen Betrieb konnte sich natürlicherweise z. B. ein Schauspiel, das vom Dichter nur seinem Volk bestimmt war und diesem Spiegel sein wollte, nicht behaupten. Wo das völkische Schicksal zum Mittelpunkt wurde, erhob sich dann das Tendenz-Geschrei. Da wir uns zu solcher Tendenz bekennen, ja, sie fordern, ist der Spuk der Ästhetiker, die Werte und verpflichtende Bindung scheuen, nicht mehr da.

In unserem Sinne wird das Theater zur bedeutenden erzieherischen Einrichtung und

wieder zur „moralischen Anstalt“, wie Schiller es sah. Das völkische Theater ist dann verlebendigte Geschichte. (Eine Einschaltung: Wir bekennen uns zum Theater als gemeinschaftsbildenden wesentlichen Faktor, kurz, zum politischen Theater. Bleibt zu betonen, daß sich dieses politische Theater nicht im Schauspiel — auch nicht im historischen — etwa erschöpft. Dazu gehört ebenso das gute Lustspiel. Denn wir sind der Meinung, daß echtes Lachen ebenso zusammenführt wie das Tragische im Schauspiel.)

Die Hitler-Jugend ist besonders stolz, daß sie ihr Theater nicht nur als eine Forderung an die Zukunft zu proklamieren braucht. Auf die Frage, was wir denn wollen, können wir auf das Werk eines Kameraden weisen, der den Sodel zu diesem völkischen Theater als ein Dichter der jungen Generation legte: Eberhard Wolfgang Müller. Und als Bekenntnis zu ihm wagen wir hier die Behauptung: wenn gesagt wird, daß in dieser Jugend die künftigen Gestalter unserer Gegenwart marschieren, dann wissen wir schon heute, daß Müller zu diesen Gestaltern zählen wird. Diese Behauptung können wir wagen, weil wir das Erlebnis dieser Zeit in uns tragen und weil wir mit diesem Maßstab und dem Vergleich zur ewigen deutschen Dichtung seine Werke zu schätzen und einzuordnen vermögen.

In jedem seiner dramatischen Werke hat sich Müller eine politische Aufgabe gestellt. Im Rose-Theater in Berlin wurde ein interessanter Versuch gemacht: den „Rothschild“ ohne Pause zu spielen. Wenn man über die technischen Schwierigkeiten, die in diesem Theater zu überwinden waren, hinwegsieht, ist der Versuch als geglückt anzuerkennen. Gerade in dieser unmittelbaren Aufeinanderfolge der Bilder wird die Absicht Müllers, die Anekdote vom Juden Rothschild, der die Schlacht bei Waterloo beobachtet und sie durch Lüge zum Börsencoup ausnutzt, zum gültigen Zerrbild des Kapitalismus zu projizieren, erst vollends möglich.

Wir sehen Rothschild die Schlacht aus sicherem Nest beobachten. Er weiß, daß die Engländer siegen werden, als Blücher ihnen zu Hilfe kommt. Der Jude hastet durch schweres Unwetter nach London, berichtet in der Börse, England sei geschlagen. Im Ru ist eine Panik da, die er für seine Spekulation braucht: **E n t w e r t u n g** aller

Werte. Ehe die Nachricht vom Sieg der Engländer eintrifft, kauft er durch Mittelsmänner, was zu kaufen ist und läßt sich einen Tag später als der reichste Mann Londons feiern.

Internationales Judentum und kapitalistischer Wahn stehen in ganzer, erbärmlicher Nacktheit da. Der Kampf dieser dritten Macht ist die Fabel des Möllerischen Schauspiels. Als er Rothschild am Ende in Einsamkeit in seinen Millionen erstickend läßt, kündet der Dichter damit auch das Ende dieser dritten Macht — der in Geld denkenden Welt — im Leben der Völker.

Die 8 Szenen um „Die graue Eminenz“ sind wirklich ein „richtiges kleines Drama“ geworden. Sie stammen aus Möllers neuestem Werk „Weg zum Reich“, das mit Szenen um Arminius beginnt und bei Holstein endet. Müller sagt, daß er die großen Schicksalsminuten der deutschen Geschichte darstellen, sie in ihren kurzen und gefährlichen Augenblicken belichten wollte.

Bei dieser Absicht, die merkwürdige Figur der Vorkriegspolitik, Geheimrat Holstein, in solchen Szenen zu zeichnen, ist Müller ein Bild gelungen, das einem Totentanz der wilhelminischen Zeit gleichkommt. Wenige Striche nur. Aber kein Satz wird gesprochen, der nicht für diese Zeit charakteristisch wäre. Holstein wird entlassen. Er setzt sich zur Wehr. Nicht einmal nur seines eigenen Ehrgeizes wegen. Nein, er haßt den Kaiser und die Kamarilla um ihn. Denen gilt seine Minierarbeit. In seiner Zeit verfangen, nutzt er auch ihre Mittel. Er öffnet seinen Geheimschrank und beginnt den Kampf gegen seine Feinde. Wenn er die Kamarilla beschießt, will er damit den Kaiser treffen. Aber es gelingt nicht. Als er den Kanzler Bülow bestimmen will, den Kaiser zu stützen, lehnt der wieder und wieder ab. Holstein stirbt, als er sich, krank, mit letzter Mühe aufrafft, um seine Geheimdokumente zu vernichten.

Das typisch Wilhelminische hat Müller in diesen acht kurzen Szenen dargestellt. Grausig, erregend und erschütternd ist die Anklage. Die Szenen um die graue Eminenz sind mehr als die Darstellung eines Menschenschicksals. An ihm erkennen wir die lebendige Geschichte und wissen, warum alles so kommen mußte, wie es ein Jahrzehnt später geschah.

Wilhelm U t e r m a n n

NEUE Bücher

Hans Strobel: „Bauernbrauch im Jahreslauf“, Verlag Koehler und Amelang, 207 Seiten.

In der Einleitung zu seinem Werk weist Hans Strobel (Abteilungsleiter im Stabsamt des Reichsbauernführers) darauf hin, daß allzuviel über Volkstunde und Brauchtum geschrieben wurde, was entweder nur der „Mode“, oder aber einer oberflächlichen „Gleichschaltung“ entsprungen ist. Strobel's Werk ist eine wohlthuende Ausnahme und in seiner Umfassendheit und in seiner Deutung wirklich einzigartig. Er versteht unter Brauchtum den „rassisch gebundenen, zeitlos sich vererbenden Ausdruck der Weltanschauung einer Gemeinschaft“, d. h., er zieht die Grenzen sehr weit und bezieht nahezu alle Äußerungen der Volkskultur ein, insbesondere die Sitten und Gebräuche, die den Alltag und Festtag des Volkes begleiten. Daß im bäuerlichen Brauchtum die reinste Quelle erhalten ist im Gegensatz etwa zu dem häufig verschütteten Handwerkerbrauchtum — beweist diese ergebnisreiche Zusammenstellung erneut, ohne daß Strobel der Gefahr einer allzu haltlosen „Erklärung“ der Gebräuche erlegen ist.

Mit welcher Sorgfalt alles irgendwie noch greifbare Brauchtum von Strobel gesammelt wurde, erweist sich z. B. bei der Darlegung der Jahreswende und Weihnachtszeit. Aus allen — auch aus skandinavischen — Landschaften wird berichtet, mit Photographien und Zeichnungen, mit der wiedergabe von Versen und Sinnbildern, so daß man über die Menge des heute noch lebendigen Brauchtums überrascht ist, um so mehr, als je seit tausend Jahren durch die Verflüchtigung und Kirche die alten Sitten verstümmelt oder ganz ausgerottet wurden. Zuhäufchen aus dem Gläming, Weihnachtsstiefeln in Berchtesgaden, Badformen aus Rührin, ein nordfriesisches Weihnachtsgestell und ein weibliches „Christkindel“ aus der Oberlausitz, das sind nur einige der Abbildungen aus diesem Kapitel. Dankbar und stolz legt man das Buch aus der Hand: wir sind ein Volk mit eigenen inneren Gelehen und mit einer Fülle ererbten Gutes, das unsere Art wahrhaftiger ausdrückt,

als alle uns auferlegten fremden Liturgien.

Im übrigen soll das Buch kein Handbuch sein zur „Durchführung“ des Brauchtums, sondern es soll für die weltanschauliche Erziehung des Volkes gelten. Und diesen Anspruch erhebt es mit Recht.

Fr. W. Symmen

Kurt Fervers und Karl Georg Walberg: „Pimpfe überall“, A.-Weichert-Verlag, Berlin, 200 Seiten (mit Photos), RM. 2.50.

In zwölf spannenden und frisch erzählten Kapiteln wird über den Pimpf und sein Dasein berichtet. Angefangen von einem Abschnitt „Pimpf, Pampf, Pumpf“, das uns die Herkunft des Ausdrucks „Pimpf“ erklärt, bis hin zu der Geschichte, in der Jörg seine Jungenschaft erobert, ist alles berührt und erzählt, was einen Pimpfen ausmacht. Ein wirklich neues und außerordentlich lebendiges Buch, das von Kameraden für Kameraden geschrieben wurde.

„Deutsche Reihe“, Band 34/38. Eugen Diederichs Verlag, Jena. Preis je — 80 RM.

Bei den Bemühungen um volkstümliche und billige Bücher ist es bisher selten gelungen, das Äußere dieser Bände (d. h. meistens Bändchen) gepflegt und schön erscheinen zu lassen. Die einen Verleger scheinen in der Käuferenschaft billiger Bücher oberflächliche und dumme Menschen zu vermuten, denen man mit hübschen Bild- oder reißerischen Plakatumschlägen ein Buch wertvoll machen kann, die anderen Verleger sind nicht nur im Preise bescheiden, sondern auch im Gewande des Bandes, das meist, einfarbig und langweilig, die Freude am Inhalt bald verleidet. Deshalb ist die Leistung des Diederichs-Verlages besonders anzuerkennen: Er bringt Bücher, deren geschmackvolle Formung und feingegliederte Farbgebung jedem Buchkenner von vornherein jene Besitzesfreude machen, die zu dem Inhalt des Buches einen lebendigen Weg bereitet.

Die uns vorliegende Serie ist der Gegenwartsdichtung gewidmet — andere Serien z. B. dem „Germanischen Erbgut“ oder dem „Erlebnis des Krieges“ —, und in fünf schmalen Bänden lesen wir Balladen von Lulu von Strauß und Torney, die

unter dem Leitwort „Erde der Väter“ ausgewählt wurden, oder Dwiſinger, der die Kernstücke seines sibirischen Tagebuches in einem Band „Das namenlose Heer“ zusammengefaßt hat; die Grausamkeit und das Mannestum des Krieges erfahren in den wenigen Seiten starken Ausdruck. Von Hans Fr. Blund finden wir eine kostbare Märchendichtung, „Die Wiedewitte“, in der lichte und dunkle Waldgeister, mit gegenwärtiger Wirklichkeit verponnen, ein wunderbares ernstes Spiel treiben. Agnes Miegel erzählt mit Heiterkeit und fraulicher Tiefe aus ihrer Kindheit, Ottfried Graf Finkenſtein, der jüngste dieser Reihe, bietet uns eine beachtliche Novelle „Männer am Brunnen“ dar, in der der Werttag mit seinem Schicksalsanspruch eine bewegte Form findet.

Willi Fr. Königer: „Hölberlin, ein Schicksal in Deutschland“. Stalling-Bücherei „Schriften an die Nation“, Oldenburg i. D.

Der Weg zum Verständnis von Hölberlin ist kein leichter. Zu verkannt hat man den unglücklichen „Träumer und Schwärmer“, dessen Ideale man totschwiege und dessen wundes Herz für die kalten Intellekte ein ewiges Rätsel blieb. Johann Christian Günther und Hölty mag man im gleichen Zuge mit der persönlichen Tragik Hölberlins nennen, dessen Sehnsucht nach der versunkenen Griechenwelt keine traumverlorene Schwärmerei, sondern der Glaube an Ideale war, die er mit dem Untergang der Antike verloren glaubte. Das Bändchen von Königer, dessen großartige Sprache zum Verständnis dieses edlen Deutschen wesentlich beiträgt, weist auf das Unvergängliche Hölberlins. Der politische Kämpfer gegen Fürstenwillkür und der unsterbliche Lyriker spricht uns daraus an. Ist es ein jeelisch kranker Träumer, der da spricht: „Ich liebe das Geschlecht der kommenden Jahrhunderte. Denn dies ist meine seligste Hoffnung, der Glaube der mich stark erhält und tätig, unsere Enkel werden besser sein als wir, die Freiheit muß einmal kommen und die Jugend wird besser gedeihen in der Freiheit heiligem, erwärmendem Lichte als unter der eiskalten Zone des Despotismus.“ Die Größe in der Tat Hölberlins, so sagt uns Königer, liegt in der Aufhebung des eigenen Ichs um der Aufgabe willen, die seiner wartete. In der „Überwindung des Individuums steht der deutsche Charakter

wieder, die Not und die Größe der deutschen Seele“. Ideale, die Hölberlin in der untergegangenen Griechenwelt suchte, weil sie Wesen und Geist der Deutschen neu erfüllen sollten, sind aus dem gleichen völkischen und blutsmäßigen Denken, aus dem heraus ihnen Hölberlin nachging, Wirklichkeit geworden. Was Hölberlin suchte und prophezeite, hat Auferstehung gefeiert. Das kleine Buch aus der Feder Königers will in der Seele der deutschen Jugend das Denkmahl eines Propheten der Deutschen errichten helfen.

Victor Kuron: „Deutschland, ich liebe Dich“, Zeitgeschichte Verlag und Vertriebsgesellschaft, Berlin W 35, 1935.

Eine großartige Deutschlandreportage! Lange Fahrten in alle Teile unseres Vaterlandes hat der Autor dieses Buches unternommen, hat Menschen beobachtet und kennengelernt, die kleinen Alltäglichkeiten in Gesprächen mit ihnen festgehalten, die deutsche Landschaft erlebt und so manche Städte und Dörfer gesehen, von denen auch der bewanderteste Deutschlandkenner noch nichts entdeckt hat. Wer glaubt, daß diese Streifzüge durch die Heimat an Hand des Baedekers unternommen worden sind, wird sich eines Besseren belehren lassen müssen, wenn er das lebendige Werk zur Hand nimmt. Nicht die Besonderheiten hat Kuron aufgesucht, sondern die Wirklichkeit, hat das Typische in Bild und Feuilleton wiedergegeben. Manche Schönheit ist uns beim Lesen dieses Wertes ausgegangen, und mancher von uns wird von dem Reizen Kurons lernen können. Denn das Reisen will gelernt sein — das vorliegende Werk zeigt es uns wieder! Wer Bild und Text in sich aufnimmt, wird vielleicht eine Anleitung dazu erhalten, einen Baedeker dafür gibt es nicht. Das Geheimnis ist das: Deutschland, ich liebe Dich! kif.

Dr. Martin Krodow: „Deutschlands Zusammenbruch und Freiheitskampf 1918 bis 1935“. Verlag Ferdinand Hirt in Breslau, 1935.

Unter den zahlreichen Werken, die in letzter Zeit zur Nachkriegsgeschichte erschienen sind, zeichnet sich das vorliegende durch besondere Gründlichkeit aus. Für eine längere Beschäftigung mit der Epoche von 1918 bis 1933 ist dieses Werk geeignet, weil es das richtige Maß zwischen Ausführlichkeit und knapper Darstellung gefunden hat. Zahlen und Dokumente, deren Kenntnis für jeden unerlässlich sind,

hat Krodow wirksam verarbeitet, ohne daß seine Arbeit dadurch an innerem Schwung verliert. Die Stärke Krodows liegt in der Darstellung der innerpolitischen Entwicklung des Reiches, während die europäische Stellung Deutschlands nicht in der gleichen Klarheit getroffen worden ist. Für Schulungszwecke kann das Werk nachdrücklich empfohlen werden.

Wahrhold Draßler: „Die Vorherrschaft der weißen Rasse“, 420 Seiten. In Leinen 9.—RM. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart-Berlin.

Als Oswald Spengler den Untergang des Abendlandes prophezeite, belegte er seine Theorie sehr machiavellistisch mit vielen Geschichtsvergleichen. Er übersah, wie stark die Vorherrschaft des Abendlandes rassistisch bedingt war und ist. Wahrhold Draßler zeigt diese rassistischen Voraussetzungen der europäischen Machtentwicklung auf und weist nach, wie die rassistische Erneuerungsbewegung sehr wohl in der Lage sein müßte, alle „Untergangsphantasien“ zu zerstören.

Draßler zeigt, wie die Welt zu einem Herrschaftsreich der weißen Rasse wurde, aber er verläßt es auch nicht, die Katastrophe des Weltkrieges mit ihrer Folge in der Verlagerung des weltwirtschaftlichen Schwergewichts ausführlich zu schildern. Es ist zweifellos, daß heute die farbigen Völker zu einem Angriff auf die Vorherrschaft der weißen Rasse ansetzen. Es ist aber ebenso wenig zweifelhaft, daß uns die Kenntnis dieses Tatbestandes zu einer Besinnung auf die uns innewohnenden Kraftquellen führt. Wir stehen inmitten einer solchen Entwicklung und begrüßen das Werk Draßlers daher als wertvollen Beitrag zur Diagnose der Zeit. b. w.

Dr. Semjonow: „Die Güter der Erde“. Eine Wirtschaftsgeographie für Jedermann. Ullstein-Verlag Berlin 1936, 532 Seiten, brosch. 6.75 RM., Leinen 8.75 RM.

Dr. Semjonow, den wir nur bisher als Geopolitiker aus einer ganzen Reihe grundsätzlicher Betrachtungen kennen, hat sich mit seinem Buch auf das Gebiet der populären Darstellung begeben. Im Schwere bei seinem Werk vor, Entdeckung, Geschichte, geographische Verteilung sowie Bedeutung aller wichtigen Rohstoffe der Erde in einer anregenden, jedem Laien verständlichen Form zur Darstellung zu bringen. Was ihm gelang, ist bedeutend mehr. Semjonow hat eine in deutscher

Sprache einzigartige Wirtschaftsgeographie geschrieben: sie ist mehr als populär, sie ist unterhaltsam, spannend und aufregend, dabei beachtenswert in ihrer wissenschaftlichen Genauigkeit.

Seine kleinen Randbemerkungen zur Weltgeschichte sind oft bissig und sarkastisch; wenn er den Ruhm Amerikas an ihrer eigenen Erdölflut abschneidet oder nüchtern vermerkt, daß der Kabeljau dem „Gold“-land Alaska viermal so viel einbringt wie das Gold. Politische Spannungen aus allen Jahrhunderten, zwischen den verschiedensten Mächten, werden von ihm geschickt auf ihre wirtschaftlichen Ursachen hin untersucht. b. w.

Hans Freyer: „Pallas Athene“, Ethik des politischen Volkes, Eugen Diederichs Verlag, Jena 1935.

Dieses Werk ist lebendiges Zeugnis dafür, daß sich in unserer Zeit geschichtsphilosophische Kräfte regen. Das große Wirken des schöpferischen Geistes im ewigen Geschehen der Geschichte will Hans Freyer deuten und damit das Geistige wieder aus der Weltentferne in die lebendige Wirklichkeit zurückholen, um wieder die festen Bindungen zwischen Geist und Leben zu knüpfen, deren es insbesondere im Politischen bedarf. „Wer die Dinge denkend betrachtet“, so schreibt Freyer, „und sinnend begreift, der hat sich nicht von der Sinnenwelt abgewendet und zu einem neuen Dasein befehrt. Er setzt vielmehr die Zauberei des Auges mit Eifer fort und vollendet ihr Werk“. Für ihn ist das Wissen nur das, was der Tag zum erstenmal schon getan hat: „Es führt die Dinge auf sich selbst zurück, bindet das Bündige, trennt das Verworfene, modelliert das Ungeformte, bis alles Gestalt ist, und sublimiert die Zwischenräume zu lauterer Beziehung.“ So ist für ihn das Denken über Dinge nichts anderes als aufgehendes Licht, wenn das Auge über sie hinstreift. Richtig verweist er darauf, daß für uns alles Gewesene nur als Gestalt und Notwendigkeit erscheint, während es von vornherin nur Wagnis, Wahrheit und Glück bedeutete. Als Sinnbild seiner Ethik schwebt ihm Pallas Athene vor: die jungfräuliche, helläugige, fluggeflügelte und tatbereite Göttin derer, die etwas sind, etwas wagen und etwas können. Wir möchten diese an Gedanken und Erkenntnissen überreiche Schrift allen politischen Führern empfehlen, weil sie nicht nur zu schwerer gedanklicher Arbeit anregt, sondern läutert und klärt.

Dr. Friedrich Wichtl: „Weltfreimaurerei, Weltrevolution, Weltrepublik“, eine Untersuchung über Ursprung und Endziele des Weltkrieges, 1ste Auflage, herausgegeben von Ernst Berg, J. F. Lehmanns Verlag München.

Viele sind der Meinung, daß mit der Auflösung der deutschen Freimaurerlogen das politische Kapitel der Freimaurerei überhaupt beendet ist. Das ist ein ganz gewaltiger Irrtum, dem überall, wo er auftritt, energisch zu begegnen ist. Die Worte „Boykott“, „Greuelpropaganda“ usw., die zu den täglichen Mitteilungen unserer Presse gehören, sprechen eine zu eindeutige Sprache von der Weltmacht Freimaurerei, als daß wir diese Frage nicht als außerpolitisches Problem erkennen. Die wenigsten können sich unter Freimaurerei mehr als das Wesen und Leben eines Geheimbundes vorstellen. Das grundlegende Werk Wichtls gibt eine recht klare Einführung in Idee, Form und Wirken der Logen. Das Verhältnis zur katholischen Kirche, zum Christentum, die führende Rolle der Juden, die Einwirkung auf die Politik und der tarnende Wohltätigkeitsgedanke der Freimaurerei sind an Hand von zahlreichen Dokumenten erläutert. Ein geschichtlicher Überblick über die maurerische Tätigkeit in den einzelnen Ländern der Welt erhärtet das grundsätzliche Wissen, das Wichtl im ersten Teil seines Werkes vermittelt. Niemand versteht aber das historische Geschehen dieses Jahrhunderts, dem nicht die Rolle der Weltfreimaurerei im Weltkrieg klar geworden ist. Angefangen vom Mord von Sarajevo bis zum Friedensdiktat von Versailles enthüllt sich dem Leser der Wichtlschen Dokumente ein gigantisches Werk der Freimaurerei, deren Zentrale der „Große Orient von Frankreich“ ist. Die Kenntnis dieser feststehenden historischen Tatsachen gehört vor allen Dingen in den deutschen Geschichtsunterricht. Wir fordern darum insbesondere die Lehrerschaft auf, von den üblichen Schablonen ihres Geschichtsunterrichtes abzuweichen und die Weltfreimaurerei in ihrer Rolle und Gefahr der jungen Generation darzustellen. Wer dieses Buch in seiner erschlitternden Sachlichkeit in sich

aufgenommen hat, weiß, wieviel politischen Instinkt wir noch durch die Offenbarung dieser gefährlichen Feinde unseres völkischen Lebens wachzurufen haben.

Joachim Barckhausen: „Das gelbe Weltreich“, Lebensgeschichte einer Macht. Buch- und Tiefdruck-Gesellschaft m. b. H., Abt. Buchverlag, Berlin SW 19, 1935.

Wir haben uns heute bereits damit abgefunden, daß Europa nicht mehr allein den Mittelpunkt der Weltpolitik darstellt, sondern sich das politische Schwergewicht teilweise in andere Räume verlagert hat. Die landläufige Geschichtsauffassung hat die europäische Geschichte stets als das Kernstück des Weltgeschehens betrachtet. Auch diese Geschichtsauffassung legen wir überholt beiseite und erkennen, daß vielleicht eine künftige Rolle Europas im Weltgeschehen ihre Parallele in der Vergangenheit besitzt. Der Verfasser des vorliegenden Buches erinnert daran, daß wir über recht provinzielle Vorgänge im mittelalterlichen Europa oft gut unterrichtet sind, aber kaum etwas davon wissen, „daß zur selben Zeit in Asien Weltpolitik allergrößten Stils getrieben wurde“. Gerade heute, wo das Zeitalter fast 500jähriger europäischer Vorherrschaft zu Ende geht, müssen wir wissen, wie Barckhausen mit vollem Recht fordert, welche politischen Kräfte im asiatischen Kontinent schlummern. „Die Idee, aus der Dschingis-Khan seinen Staat schuf, ist noch nicht tot.“ Unter diesen aktuellen politischen Gesichtspunkten hat Barckhausen eine umfassende Geschichte des seltsamsten und größten aller Weltreiche geschrieben, die Innen- und Außenpolitik, das Kultur- und Wirtschaftsleben dieses Mongolenreiches ausführlich dargestellt. Es wird wenige Leser geben, für welche diese mit Hilfe armenischer, arabischer und chinesischer Chroniken verfaßte Geschichte nicht in dieser Gründlichkeit Neuland bedeutet, wie es andererseits auch wenige ähnliche Werte gibt, die zur Erfassung des Zeitgeschehens Anspruch auf besondere Beachtung und Wertschätzung wie das vorliegende erheben können.

Hauptverleger und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Günter Kaufmann, Berlin; Stellvertreter: Friedr. W. Schmeien, Reichsjugendführung, Berlin NW 40, Kronprinzenufer 10, Fernsprecher: A 1 0022, D 2 5841. — **Anschrift der Schriftleitung „Wille und Macht“:** Berlin SW 68, Zimmerstr. 88. — **Verlag:** Zentralverlag der NSDAP, Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München. Verantwortlich für den Einzelteil: Georg Aienle, München. — **Dt. III, 81, 36:** über 14 000, Bl. Nr. 5. — **Druck:** Münchner Buchgewerbehaus W. Müller & Sohn KG, München. — „Wille und Macht“ ist zu beziehen durch den Verlag oder jede deutsche Buchhandlung sowie durch die Post. Postbezug viertelj. 1.80 RM. auslgl. Bestellgeld. Bei Bestellung von 1 bis 3 einzelnen Nummern bitte den Betrag in Briefmarken beizulegen, da Nachgabensendung zu teuer ist und diese Bestellung sonst nicht erledigt werden kann. Massenbezug durch den Verlag laut besonderer Bezugsabteilungen.



Kimme und Korn am Kompaß?

Ja natürlich, wenn man sich ernstlich im fremden Gelände zurechtfinden will. Da muß man einen bestimmten Punkt anvisieren können. Da braucht man ein so vollendetes Instrument wie den Busch-Marschkompaß. Er ist mit all den Schikanen ausgerüstet wie: Kimme und Korn, Winkelspiegel als Visierhilfe, drehbare Teilscheibe, leuchtender Richtungsweiser, durch Flüssigkeit gebremste Magnetonadel. Busch-Marschkompaße sind in jedem Fachgeschäft erhältlich. Auf Wunsch senden wir gern den 12seitigen illustrierten Prospekt kostenlos.

Busch

**Marsch u. Jungen
Dienst Kompaße**

von RM 3.75 bis RM 26.50
EMIL BUSCH A.-G. RATHENOW

Kein Tag ohne
BIOX-ULTRA
die schäumende Sauerstoff-Zahnpasta
sie ist mild u. erfrischend, ohne faden Kreidegeschmack.
Biox-Ultra erhält die Zähne gesund, rein, weiß u. blank

Soeben erschienen:

**Fahrbuch der
Hitler-Jugend 1937**

—
**Jungvolk-Fahrbuch
1937**

—
Herausgegeben von der Reichs-
jugendführung, mit Vorwort von
Baldur von Schirach

In Leinen gebunden je RM. 1.50,
ab 10 St. RM. 1.35, ab 100 St. RM. 1.30

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Zentralverlag der NSDAP.
Franz Eher Nachf., München

„Die HJ.“ // Das Kampfblatt der Hitler-Jugend ist die
Zeitung für die gesamte deutsche Jugend!
Jeden Samstag neu! Preis 15 Pfg.

Collonil
LEDERÖL
millioneufach bewährt

Wasserdichte
und blanke
Schuhe durch:

Collonil
Glanzfettpaste



Anti- Kominintern

130 Bilddokumente

die mit erschreckender Deutlichkeit
die Wahrheit über Wesen und Wirken
des Bolschewismus zeigen, bringt

die große Sondernummer

**Illustrierter
Beobachter**

Ab 14. XII. 1936 überall für 40 Pf. erhältlich!



YD 0724f



